

Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

Arnold von Tiedöhl.

5A

104

Zweiundvierzigster Jahrgang.

XLIX. Band.



Riga,
Zonck & Poliewsky.
1900.

Inhalt.

Bd. XLIX.

	Seite.
Etwas über den Hauptunterschied zwischen Kunst und Wissenschaft. Von Prof. N. Kleinenberg	1
Bilbassows Geschichte Katharinas II. Von Prof. J. Engelmann	25
Der XII. Orientalisten-Kongreß in Rom. Von Prof. L. von Schröder	35
Die Entzauberung. Ein indisches Märchen, erzählt von Gregor von Glasenapp	42
Seltaniht. Ein Gedicht von Helene von Engelhardt	48
Zwei russische Kaiserbräute. Von Johannes v. Eckardt	73. 159
Graf Waldemar und Prinzessin Irene. Eine politische Heirathsgeschichte des 17. Jahrhunderts. Von Dr. Eugen von Noltbeck	89
Christoph Ludwig Tetschs Briefe an Karl von Sacken. Herausgegeben von H. Diederichs	109. 174
Ein russisches Nothstandsgouvernement. Referat von Max von Dettingen	143
Die Auflösung des deutschen Ordens in Livland. Ein Vortrag von A. Berendts	221
Zur Geschichte der livländischen Privilegien	236. 311. 391
Der Gegensatz der positiven und negativen Theologie. Von Emil Kählbrandt	249
Goethe vor hundert Jahren. Von F. Sintenis	264
Baltische historische Litteratur	275
Ein Tumult in Dorpat. Mitgetheilt von Dr. Fr. Biemann jun.	293

	Seite.
700 Jahre baltischer Kunst. Von Dr. W. Neumann	319. 410
Aus der Schweiz. Eine Plauderei. Von Ernst von der Brüggen	335
Zwei Gedichte von Helene von Engelhardt	341
Der Schutz Zoll und seine Berechtigung. Von F. v. Loewenthal	357
Zur Charakteristik Kaiser Alexanders I. Von Prof. Dr. Fr. Bienemann in Freiburg	401
Litterarische Streiflichter. Von H. D.	53. 198. 343. 443
Neue Belletristik. Von Prof. Dr. L. von Schröder	281. 444
Notizen	138
Baltische Chronik 1898/99.	<i>1. Bd. 48</i>



Etwas über den Hauptunterschied zwischen Kunst und Wissenschaft.

Rede, gehalten an der Universität Messina 1892
von Nikolaus Kleinenberg.

Im menschlichen Körper arbeitet jedes Theilchen ordnungsmäßig, und sichtbar ist der Nutzen seines Wirkens für den ganzen Organismus; nur einige Zellen scheinen unthätig, da sie durchaus keine Thätigkeit zeigen, die einem unmittelbaren Bedürfniß des Organismus abhülfe: sie vertheidigen ihn nicht, sie bewegen ihn nicht, sie ernähren ihn nicht und haben auch nicht thätigen Antheil an dem Generationsprozeß; verborgen in ihren heimlichen Eizen, ohne direkte Beziehung zu der Umgebung, erregbar bloß durch den physiologischen Zustand anderer Elemente, unbeweglich, unfähig sich zu ernähren ohne starke und andauernde Hilfe, vielleicht auch unfähig zur eigenen Wiedererzeugung, könnten sie als verächtliche Parasiten erscheinen, als das unnütze Ding der Welt, wenn sie nicht im Gegentheil das Nothwendigste, das Wirksamste wären, was die Natur aufzuweisen hat. Das sind die zentralen Nervenzellen, die Quellen des Bewußtseins, die Ausgangspunkte der Impulse, die die ganze Maschine in Bewegung setzen, die Ordner und Regulatoren des ganzen inneren Systems, über das sie als Souveräne herrschen. Und das thun sie ohne Anstrengung, man könnte sagen, ohne Absicht. Die empfangenen Eindrücke erzeugen in den Gehirnzellen einen eigenthümlichen inneren Zustand,

*) Wenn die „Balt. Mon.“ ihrem Programm entsprechend auch den zum Worte zulassen darf, dessen Ansichten von den ihrigen abweichen, so geschieht das doch selbstverständlich immer unter Beobachtung der allgemeinen Regel, wozu nur solche Autoren in Frage kommen, die mit Geist und Gründlichkeit ihre Ansicht vertreten.

der, indem er sich ihm selbst offenbart, Bewußtsein wird, indem er auf andere Zellen übertragen wird, bald ein Anreiz und Antrieb zur Thätigkeit, bald ein eiserner Zügel ist. Dieser innere Zustand der Nervenzelle, an sich ohne jede reelle Wirkung, man könnte sagen, dieser Traum eines armen, thatenlosen Wesens, entbindet, wenn er auf die Muskelkraft wirkt, die ungeheure mechanische Energie, regt die zusammengesetztesten und wirksamsten chemischen Prozesse an, wenn er auf die Ernährungsorgane übertragen wird, und wird zum Antrieb und zum Ordner der Zeugung, sobald er auf die reproduktiven Gewebe wirkt. Und inmitten der heißen Arbeit all' der Organe bleibt der Erreger all' dieser Regung und Bewegung ewig derselbe unbewegte Träumer, der immer neue Träume träumt.

So giebt es in der Menschheit, dem Organismus höherer Ordnung, dessen konstituierende Einheit der Mensch ist, auch Elemente, die sich von den andern durch den geringen praktischen Nutzen ihres Wirkens unterscheiden, eines Wirkens, das dennoch alles andere Wirken regiert und bestimmt. Der Lebensgeist solcher Menschen offenbart sich in zwei verschiedenen Thätigkeiten, die beide höherer Natur, daher nicht bestimmt, sondern frei, ihrerseits auf den ganzen sozialen Organismus bestimmend einwirken. Die eine ist die Wissenschaft, die andere nennt man Kunst.

Als Physiolog habe ich den großen Wunsch gefühlt, die Natur und die Wirkungen auch dieser höchsten Lebensthätigkeiten zu verstehen und aus den Beobachtungen sind mir einige Ideen gekommen; da sie wohl noch unreif und von harmonischer Entwicklung weit entfernt sind, würde ich nicht wagen, von ihnen zu sprechen, wenn ich nicht so sicher wäre des geduldbigen Wohlwollens des Publikums, vor dem zu stehen ich die Ehre habe.

Die Wissenschaft ist eine Funktion, die dahin strebt, die Welt verständlich zu machen. Sie bestimmt die bestehenden Faktoren der Natur und verbindet und ordnet sie derart, daß jede Thatsache den Charakter der Nothwendigkeit annimmt. Alles was unsere Sinne, die äußeren sowohl, wie auch die inneren, verkündigen, ist ein Räthsel und verlangt eine Erklärung. Nun wird der innere Grund unserer Intelligenz leichter durch die Art der Erklärung befriedigt, in welcher der einzelne Fall als die begrenzte Offenbarung einer Thatsache erscheint, die wohl auch begrenzt aber

doch allgemeinerer Natur ist. Diese letzte ist im allgemeinen dahin bestimmt, daß sie dasjenige nicht besitzt, was die andere als einen Einzelfall unterscheidet, oder anders ausgedrückt, in der wissenschaftlichen Erklärung muß die Thatsache, die als Ursache dient, eine oder mehrere Eigenschaften weniger besitzen als das Problem, welches sie erklären will. Ursache und Wirkung müssen verschieden sein. Nehmen wir irgend eine einfache Erscheinung: Der Zinnober ist roth. Warum? Die mittelalterliche Philosophie antwortete mit äußerst komischer Ernsthaftigkeit: er ist roth, weil er die Eigenschaft der Röthe besitzt. Nichts zeigt mehr das Fehlen des wissenschaftlichen Gedankens in jener Zeit, als solche Antworten, die nichts anderes sind, als die in eine leere Formel gezwängte Wiederholung der Frage; diese Apterweisheit muß auch den wenigst boshafsten Menschen zum Lachen reizen. Die Wissenschaft dagegen antwortet: der Zinnober ist in Wirklichkeit garnicht roth. Aber er hat, wie alle Körper, ein jeder nach seiner Art, eine bestimmte Beziehung zum Licht, nach der er verschiedene Strahlen weißgemischtes Lichtes in sich aufnimmt und verbirgt, die rothen aber zurückstößt, und wo sich also ein Stück Zinnober findet, wird die rothe Farbe in unser Auge geworfen. Und wir, die wir annehmen, daß diese Erklärung, wie es wirklich der Fall ist, nicht eine phantastische Erfindung ist, sondern auf wohl-erworbener Erfahrung beruht, ergreifen sie und fühlen uns — für den Augenblick — befriedigt; denn eine von dem Phänomen vollständig verschiedene Thatsache hat uns die Ursache desselben bewiesen; das Absorptionsvermögen eines Körpers ohne Farbe bringt die Empfindung des Gesichtsinnes hervor, welchen wir roth nennen.

Wir sind befriedigt im ersten Augenblick — im zweiten nicht mehr. Die als Erklärungsgrund angeführte Thatsache ist ja auch ein Phänomen, wird als solches zum Problem und fordert von neuem eine Lösung. Warum hat diese Substanz das eigenthümliche Absorptionsvermögen? Und was ist der Grund des Phänomens der Farbe? Und zum andern Male verneint die Wissenschaft die Existenz der Farbe außerhalb des Auges, indem sie beweist, daß das einfarbige, wie auch das verschiedenartige Licht nichts Anderes ist, als ein innerer Erregungszustand unseres Gehirns, dem in der äußeren Welt nichts Gleiches, auch nichts Ver-

gleichbares entspricht, welcher aber jedes Mal eintritt, wenn Vibrationen einer unsichtbaren Substanz gewisse Elemente des Organismus erregen.

Ihr fragt, was Farbe ist, und die Wissenschaft giebt Euch rhythmische Bewegungen von Molekülen des Aethers; Ihr sucht die Quelle des Lichtes, das Alles beleuchtet und färbt, und Ihr erfahrt, daß Sehen nichts anderes ist, als die in die Erscheinung tretende Projektion eines Euch eigenthümlichen Lebenszustandes in einer dunkeln Umgebung, in einer unsichtbaren Welt.

Nicht anders ist es in den Wissenschaften, welche geistige Erscheinungen zum Gegenstande haben. Die Untersuchung des Ursprungs der moralischen Grundsätze und Gefühle führt rasch zu Beziehungen, denen der moralische Charakter vollständig fehlt und die gewöhnlich als gemeinsame Quelle den vom Lebensbegriff untrennbaren Selbsterhaltungstrieb haben. Und jede Lebensbethätigung ist eine Arbeit eigenthümlicher Substanzen, hängt daher von der regelmäßigen Entwicklung zahlreicher physischer und chemischer Prozesse ab, und so sehen wir die höchsten Ideale sich in einem Spiel anziehender und abstoßender Kräfte verlieren.

Wenn diese Andeutungen einigermaßen den Hauptcharakter der Wissenschaft angezeigt haben, wird es leicht sein, die Auffassung der Welt zu verstehen, die unvermeidlich aus ihr folgt. Jede Eigenschaft ist ein Problem, welches nur mit Hilfe eines anderen Phänomens, das diese Eigenschaft nicht hat, zu verstehen ist; dieses letztere will seinerseits auch verstanden sein und wird es nur, wenn es eine oder mehrere seiner schon spärlichen Eigenschaften verloren hat, und so wird die Welt nach und nach aller ihrer Eigenschaften, aller ihrer Attribute beraubt und wird zu einem Ding, das solche garnicht besitzt. Aber das, was durchaus keine Eigenschaften besitzt, ist nicht bestehend — ist das Nichts. So versteht also die Wissenschaft die Welt als nicht bestehend.

Und wozu nun all' dies Mühen um das Nichts? Wozu dient die Wissenschaft, wenn sie das zerstört, was des Menschen höchster Besitz ist, die Gewißheit seiner Existenz?

Die Frage ist natürlich und zulässig, doch hat, der sie thut, kein Recht auf eine andere Antwort, als die man ihm geben könnte, wenn er fragen wollte, warum man athmet. Auch das Athmen ist ein zur Entwicklung und Erhaltung des Lebens durch-

aus nothwendiger Prozeß und wirkt doch am Ende zerstörend: durchs Athmen lebt man und durchs Athmen stirbt man, verzehrt durch fortwährende Verbrennungen. Gewiß hat der Sauerstoff sichtbar nichts mit dem reinen Begriff des Lebens zu thun; nur durch die Thatsache, daß dieses durch ein bestimmendes materielles Substrat beeinflusst erscheint, ist die Athmung nothwendig. Ebenso ist die Wissenschaft eine zum menschlichen Leben gehörige, vom menschlichen Leben untrennbare Funktion. Es giebt keine Race, sie sei noch so roh, noch so unentwickelt, der jeder wissenschaftliche Sinn fehlte, wie schwach und unvollkommen er auch sein möge; die Elementarwissenschaft ist sogar nicht etwas Erworbenes, sondern ihre Reime sind eine Erbschaft, die von Generationen her stammt, in denen der menschliche Charakter sich noch nicht gezeigt hatte; es giebt auch kein so gesunkenes Volk, daß in ihm die wissenschaftliche Anlage ganz unterdrückt wäre; es ist nicht möglich, daß der letzte Funke des Instinktes, zu wissen, im Menschen verlöscht, weil der Mensch dann aufhören würde zu sein. Die Wissenschaft ist unentbehrlich, um den Charakter der Menschheit zu bewahren. Die Wissenschaft ist untrennbar mit dem Charakter der Menschheit verbunden. Nicht über die Nothwendigkeit der Wissenschaft gedenke ich zu sprechen, das wäre eine vielleicht unschädliche, aber jedenfalls langweilige rhetorische Uebung; ich will statt dessen zeigen, welche die Wirkungen ihrer geschwächten Thätigkeit, welche die ihres übermäßigen Vorherrschens sind. Und um das zu thun, wird es nothwendig sein, erst einige der allgemeinen Konsequenzen zu zeigen, welche sich indirekt aber beständig von der Wissenschaft ableiten.

Auf dem Wege zum Unbekannten, welchen der wissenschaftliche Geist durchläuft, begegnet er zahlreichen Thatsachen, bei denen er einen Augenblick stillstehen muß, schon bekannten, aber nur oberflächlich bekannten Thatsachen, die nun durch genaue Bestimmung ihre wahre Bedeutung erhalten; neuen Thatsachen, die gleich indem sie entdeckt werden, ihre volle Charakteristik annehmen. Die gegenseitigen Beziehungen dieser Thatsachen werden festgestellt, und ich habe es schon gesagt, indem ich mich an den allgemein gebräuchlichen Ausdruck halte, daß in diesem Sinne das Prinzip der Kausalität herrscht. Immerhin würde eine strenge Untersuchung auch hier noch einen konventionellen Begriff finden. In

Wahrheit kann die Wissenschaft garnicht beweisen, daß eine That-
sache Ursache, d. h. Erzeugerin einer andern ist, die Untersuchung
bleibt immer bei dem Schluß stehen: nach diesem erscheint oder
verschwindet unfehlbar jenes. Wenn wir diese beständigen Be-
ziehungen zwischen zwei Phänomenen — welche in der That nicht
die Idee enthalten, daß eins das andere hervorbringen müsse —
ihr Gesetz nennen, so ist es besser zu sagen, daß die Wissenschaft
nicht die Ursachen der Thatfachen entdeckt, sondern ihre Gesetze be-
stimmt. Und darin besteht die ganze schöpferische Kraft des wissen-
schaftlichen Gedankens: die Gesetze, welche die Dinge verbinden,
stellen die Welt in einer vollkommenen Ordnung dar, deren freie
Entfaltung kein Wille, keine Macht stören kann. Und wenn der
Gedanke, der auf solcher Grundlage im Kopfe des Gelehrten ent-
sprang, reif geworden ist, durchbricht und erfüllt er die menschliche
Gesellschaft, die großen Nutzen davon hat, denn wer die Natur
beherrschen oder vernunftgemäß die sozialen Beziehungen ordnen
will, braucht eine genügende Ausstattung von Ergebnissen genau
bestimmter Thatfachen und Kenntniß der Gesetze, welche den Zu-
sammenhang der Thatfachen regieren.

Vielmals ist die Frage gestellt worden, ob die Fortschritte der
Industrie immer der Ausbreitung der Wissenschaft zu verdanken
sind; aber so gestellt ist die Frage nicht zutreffend, denn die be-
jahende Antwort würde gerade ebenso richtig sein, wie die ver-
neinende. Die Wissenschaft an sich bringt niemals irgend etwas
praktisch Nützliches hervor; um nützlich zu werden, muß der wissen-
schaftliche Gedanke umgeformt werden, und es versteht sich, daß
dieses Umformen sich nicht leicht im Kopfe eines Gelehrten voll-
zieht, sondern viel eher in dem anderer Menschen, die mit einem
kräftigen und lebhaften Geiste begabt sind, der aber durchaus nicht
eine spekulative Richtung zu haben braucht. Um in großen Ideen
zu leben, ist es nicht nöthig gelehrt zu sein, nicht einmal studirt
zu haben: ganz unwissende Menschen besitzen manchmal ein be-
wunderungswürdiges wissenschaftliches Urtheil; in so manchem
unserer des Lesens unkundigen Bürger spiegelt sich schwach aber
erkennbar der Genius des Galileo ab. Es sind viele feine, ver-
borgene und verschlungene Wege, in denen der Luftzug der Wissen-
schaft den sozialen Organismus durchströmt, oder wenn es Ihnen
so besser gefällt, die Wissenschaft schafft einen Luftkreis, eine Atmo-

Sphäre, die Feder, er mag wollen oder nicht, einathmet. Und in dieser Luft kräftigen sich die geistigen und Willensorgane des Volkes, und dann erblüht auch auf dem Felde des praktischen Lebens eine üppige Thätigkeit. Der Industrielle entwirft großartige Pläne und kann sie verwirklichen, da er in den durch die Wissenschaft abgezogenen Gesetzen den Hebel findet, um Himmel und Erde zu bewegen, die Materie und die widerstrebende Energie der Natur zu Sklaven, zu Werkzeugen seines Willens zu machen, indem er auch die Schranken durchbricht, durch welche Zeit und Raum die Beziehungen der Menschen auf ewig gefesselt zu haben scheinen. Niemand verkent die ungeheure Veränderung der sozialen Bedingungen, die aus der Arbeit der Maschinen hervorgegangen ist, aus den neuen Verkehrsmitteln, die von der ausschweifendsten Phantasie nicht geträumt waren, bis zu dem Tage, wo sie durch eine lakonische wissenschaftliche Formel angezeigt wurde, die an sich selbst ohne jeden Nutzen ist.

Der Handel braucht die Wissenschaft unmittelbar nicht, in dem Gewühl der Märkte und Werthe, wo die eigene Thätigkeit gilt, wüßte er mit ihren schwer zu lösenden Vorschlägen nichts anzufangen. Und doch, wenn der Kaufmann in einer Umgebung lebt, die reich an wissenschaftlichem Geist ist, und unbewußt von ihr beeinflusst wird, dann erhebt sich seine praktische Intelligenz, sein Blick löst die verworrene Masse der tausend widerstreitenden Interessen und hält den Faden fest, der zu seinem Vortheil führt; er befreit sich von den alten Gewohnheiten, welche die Wechselbeziehungen des Handels hindern, und so wird aus einem einfachen Krämer ein Fürst des Welthandels, ein Herrscher unter den Herrschern durch das viele Gute und das viele Schlechte, das seine Hände der Menschheit bringen. Allenthalben, wo kühne, neue Unternehmungen das Feld menschlicher Thätigkeit erweitert haben, kam der bahnbrechende Impuls, die verborgene leitende und bestimmende Führung vom wissenschaftlichen Geiste.

Gewiß war es nicht die Wissenschaft, welche Amerika entdeckte, sondern ein kühner und zäher Seemann. Aber ein Mann, der nicht der personifizierte Ausdruck seiner kräftigen, bedeutenden Zeit ist, kann wohl individuell groß, aber niemals eine bestimmende historische Person sein. Columbus war Columbus, weil er inmitten des Wiedererstehens der Wissenschaft geboren wurde, als

schon der neue Hauch des freien geistigen Lebens eine Generation belebt hatte: — hundert Jahre früher geboren, würde ihm bei allen seinen großen persönlichen Eigenschaften schwerlich der Gedanke gekommen sein, sich in das Unbekannte zu stürzen mit der unumstößlichen Ueberzeugung, eine Welt auffinden zu müssen; und wenn man auch zugiebt, daß der Gedanke in ihm keimen konnte, so hätte ihm ohne Zweifel zur Verwirklichung der großen Unternehmung der Muth gefehlt, der Vorläufer des Sieges, und die verständnißvolle Mitwirkung Anderer, und er hätte als ein ungekannter Träumer geendet, als ein Apostel ohne Wunder und Gläubige.

So sind also die Entwicklung der Industrie, die Verbreitung einer intensiven praktischen Thätigkeit, das Anwachsen des Nationalreichthums Anzeichen einer Zeit kräftigen wissenschaftlichen Lebens. Wehe dem Volke, in dem der innere Impuls des reinen Gedankens schwächer und geringer wird; wie hoch auch seine Bildung ist, wie unerschöpflich sein Erbtheil erscheint, wie kräftig auch seine physische Konstitution ist, es geräth unvermeidlich in Verfall.

Nicht weniger tief und heilsam ist die Wirksamkeit der Wissenschaft auf des moralische Dasein der Gesellschaft. Sich Herr der Natur wissen, die Gewißheit besitzen, daß unser Geist im Stande ist, das Universum zu umfassen und zu verstehen, das bildet den am meisten berechtigten Stolz, eine der tiefsten Befriedigungen, daran das Menschengeschlecht sich erfreuen kann. Und dann hat die Wissenschaft noch eine andere sehr wichtige Wirkung. Das Gefühl der Pflicht, das unter allen Grundlagen, auf die ein gesunder Staat sich stützen kann, die festeste ist, ist verschiedenartigen, vielfältigen Ursprungs; wenn es sich sicherlich nicht von der Wissenschaft allein herleitet, so trägt diese durch das Beispiel ihres Wirkens doch viel dazu bei, dasselbe zu entwickeln und zu nähren. Die Leidenschaft der Wahrheit ohne irgend einen egoistischen Zweck, ohne Sympathie noch Antipathie, ohne Rücksicht auf irgend Jemand und irgend etwas, die einer Idee das eigene Wohlsein und die theuersten Ueberzeugungen opfert — ist ein Impuls, der die schönsten der Bürgertugenden erzeugt. —

So ist also die Wissenschaft die große Wohltäterin des Menschen. Macht, Reichthum, Bürgertugenden keimen unter ihrem befruchtenden Lichte; Alles giebt sie uns und dann — nimmt sie

uns Alles. Auf ihrem Wege ist sie produktiv, wie kein anderes Ding, in ihrem Ziel ist sie die Zerstörung. Wenn ihr Feuer nicht durch das Mitwirken anderer Funktionen gemäßigt wird, erwärmt es nicht, es verbrennt. Der ausschließliche Kultus der Wissenschaft, der unter gewöhnlichen Geistern nichts Anderes sein kann, als eine besondere Form des Aberglaubens, macht ein Volk unruhig und zweifelsüchtig; es fühlt eine instinktive Unzufriedenheit; da es jeden Zügel verachtet, keine Freiheit, keine Ordnung duldet, wird es durch jede Staatsverfassung nur momentan befriedigt. Und dann: welchen Werth kann das Leben haben, wenn unsere Welt nicht wirklich ist, wenn wir selbst nichts Anderes sind als flüchtige, in der Leere verschwindende Erscheinungen? Wenn die vom Himmel regnenden Sonnenstrahlen, die Alles erleuchten und Alles froh machen, nichts als eine Einbildung sind, wenn der mit unaussprechlicher Süßigkeit in uns vibrirende Ton nichts als ein Betrug ist; wenn unser stolzer Gedanke von heute, morgen die schmutzige chemische Arbeit der Auflösung sein wird? Das ist die Welt der Wissenschaft: ein fürchterlicher Reigen von Atomen ohne Körper und Seele, Alles still, Alles dunkel, Alles kalt. Nein, nicht dunkel, nicht kalt, weil in der Dunkelheit das Versprechen des Lichts und in der Kälte der Keim der sanften Wärme verborgen ist. Die antiken Kosmogonien erfaßten die Nacht als die Erzeugerin der Wirklichkeit der Dinge und machten sie zur Mutter des schönen leuchtenden Tages, aber die Phantasie des Prometheus zerschellte an der Absicht, dem mystischen Worte Chaos einen Inhalt zu geben, dem Chaos, das das bezeichnen will, was der Nacht vorausgeht. Das Nichts kann man nicht denken, nicht fühlen — es läßt euch nicht einmal die Hoffnung des göttlichen Trostes des Leidens.

Denkt einmal nach: wenn ihr aufmerksam ein Bild betrachtet, oder wenn eine liebliche Melodie eure Seele erfüllt, was geht da in euch vor? Sicherlich denkt ihr nicht, denn es wäre ein sicheres Zeichen, daß euer Wesen nicht vollständig von dem Eindruck beherrscht ist; es schweigen alle Gedanken, alle Meinungen, die mit lauter oder leiser Stimme euch die Forderungen des täglichen Lebens wachrufen; keine Erinnerung der Vergangenheit, kein Wunsch für die Zukunft stört; Zeit und Raum sind durch den Gegenstand eurer Betrachtung vollständig absorbiert, und der Geist,

der ganze Körper ruhen in dem sichereren Besitz ihrer selbst. Wenn wir diesen eigenartigen physiologischen Zustand untersuchen, so finden wir im Grunde als Hauptbestandtheil ein Element, das wir des Lebensgefühl nennen wollen.

Die Kraft, die solche Erscheinungen hervorbringt, nennen wir Kunst.

Die Kunst ist eine der beiden Formen des Weltbegriffs: sie offenbart dem Menschen das, was in ihm und das, was außer ihm lebt. Daher müssen alle Künste darstellende sein, das ist, sie können nur Thatfachen und Beziehungen ausdrücken, die in der Natur vorhanden sind. Und in der That weiß Jeder, daß die Malerei und die Skulptur die Welt der Form und der Farbe darstellen, daß die dramatische Kunst die menschlichen Gefühle und Leidenschaften zur Erscheinung bringt, und so weiter. Nur eine der Schwestern scheint sich in diesen Grundsatz nicht fügen zu wollen und ist doch eine wahre und wirksame Kunst: die Musik. Was bedeutet der Rhythmus und die Harmonie? Welche Bilder einer äußeren Welt, welche Formen des inneren Lebens quellen aus der Bewegung des Gemüthes hervor, die durch eine Folge gemessener Töne hervorgebracht wird?

Niemand weiß es zu sagen, und doch muß der roheste Mensch eingestehen, daß der Zustand seiner Seele durch die Musik mächtig beeinflusst wird. Vielleicht ist sie das geheimnißvolle Echo einer Welt, die mehr als jede andere der auflösenden zerlegenden Wirkung der Wissenschaft unzugänglich ist und in diesem Sinne unbekannt bleibt.

Wissenschaft und Kunst haben also das gemeinsam, daß sie alle beide Begriffe der Welt sind, sie sind aber vollständig verschieden in der Art und Weise, wie sie dieselbe auffassen.

Die Natur erscheint dem Geiste der Menge verworren, unzusammenhängend; tausend bald übermäßig starke, bald zu schwache Gefühle drängen sich, durchkreuzen sich mit tausend Gedanken, die kaum geboren im Anfang ihrer Entwicklung flüchtig dahinsterven; Alles stößt, Alles verrückt, Alles vermischt sich da ohne Ordnung und Maß. Es giebt aber Menschen, bei denen die Eindrücke eine außerordentliche Stärke und eine solche Ausdehnung haben, daß sie nicht nur ihr eigenes Wesen vollständig erfüllen, sondern auch, als ob die Grenzen des Individuums zu schwach wären, um sie zu fassen, dieselben durchbrechen und auch in der Seele solcher

fallen, die nicht direct von der Erregung erfaßt waren. Und das innere Feuer des Erfassens ist so stark, daß die dem Naturgegenstande anhaftenden zufälligen und vorübergehenden Zusätze wie Schlacken von ihm abfallen und verschwinden, und so stark ist die Konzentration des Bewußtseins, daß Anfang und Ende sich in einer untrennbaren Einheit, in einem ewigen Moment zusammenfinden. Daraus geht aber nicht ein Gesetz hervor, wie aus der wissenschaftlichen Inspiration, sondern ein reines Bild von höchster Wirklichkeit, das frei ist der Fesseln der Zeit. Was nun aber den Charakter der Wirklichkeit besitzt und keine zeitlichen Grenzen hat, ist eine absolute Existenz. Das Wesen der Kunst besteht nicht in der Darstellung des Schönen, denn das ist ein dunkler, veränderlicher, nicht streng bestimmbarer Begriff; es besteht auch nicht in der Auffindung des Wahren, denn wahr sind auch die Aussprüche der Wissenschaft, nein, Ziel und Wesen der Kunst ist, die Welt als wirklich bestehend darzustellen. Und wer die Welt als bestehend erfaßt und die Mittel hat und sie zu gebrauchen weiß, um Anderen ihre wirkliche Erscheinung mitzutheilen, ist ein Künstler.

Nur im Reiche der Kunst hat der Mensch den vollen Genuß seiner eigenen Existenz; das Leben gewährt ihm nur zu seltene, nur zu kurze Augenblicke einer vollständigen Befriedigung. Es ist die ästhetische Inspiration des Raphael, welche die unwandelbar heitere Madonna in ihrer ewigen Glückseligkeit erzeugte, oder die Mutter des todtten Christus, die unvergängliche Darstellung des größten menschlichen Schmerzes. Wo hat jemals die Liebe eine größere Wirklichkeit gehabt, als in den Versen Dante's? Es giebt gewisse Portraits des Antonello, einfache Köpfe unter Lebensgröße, und Niemand weiß, wer und was die Originale waren; vielleicht Kaufleute, Geistliche, irgend welche messinische oder venetianische junge Patrizier, die seit vierhundert Jahren begraben sind; kurz ganz gleichgültige Leute, für die wir nicht die geringste persönliche Sympathie haben können. Aber es sind Werke eines großen Künstlers, und wenn ihr sie anschaut, ziehen sie euch mit unwiderstehlichem Zauber an: ihr denkt an nichts, aber ein ungewohntes Gefühl von Wohlsein erhebt eure Seele und durchströmt alle Glieder des Körpers, — ihr athmet mit vollen Zügen die Existenz, die diese Gesichter ausstrahlen, und in der euch geoffenbarten Existenz Anderer fühlt ihr die Gewißheit eures eigenen Daseins. Laßt

uns von der Wissenschaft und auch von der Kunst lernen. Wie verschieden sie auch sind, sind sie doch beide gleich nothwendig. Es ist ebenso viel werth die Naturgesetze zu verstehen, wie die der Welt innewohnende Wirklichkeit zu erkennen, Und wenn auch die Kunst von mehr unmittelbarer Wirksamkeit, oder wie man zu sagen pflegt, Jedem zugänglicher ist, als die Wissenschaft, so ist es doch unverständlich, zu glauben, daß in Sachen der Kunst Jeder Verständniß und Urtheil habe, der ein Paar Augen und zwei Ohren besitzt, so roh wie Mutter Natur sie liefert. In Wahrheit, um ein Werk des Michelangelo zu verstehen und seinen ganzen Inhalt zu erfassen, muß man eine sehr tiefe ästhetische Ausbildung besitzen, gerade wie man lange Studien gemacht haben muß, um die Größe eines Buches des Newton zu verstehen. Es gab aber Zeiten, die uns nur gar zu fern liegen, wo das Kunstverständniß des Volkes eine Höhe erreicht hatte, für die jeder Vergleich mangelt; was für Leute müssen jene Töpfer und Gerber Athens gewesen sein, die mit vollem Verständniß den Tragödien des Sophokles Beifall klatschten. Uebrigens nicht Alles ist für Alle, Jedem gehört nur der Theil, der seiner Befähigung entspricht — das Wichtige ist, daß gleichmäßig vorgesehen sei, die kleinen und die großen Bedürfnisse zu befriedigen, daß Jedem sein Theil angepaßt, Niemand aber ganz vergessen werde. So werden die höchsten Schöpfungen zum geistigen Besitz nur weniger, aber die in ihnen enthaltene Kraft breitet sich weit weit aus, erzeugt einfachere und bescheidenere Werke und geht so auch zu den Armen an Geist, und auch sie werden getröstet und entzückt. Die Griechen beklagten das Schicksal desjenigen, der aus dem Leben gegangen war, ohne den Trost gehabt zu haben, den olympischen Zeus des Phibias zu sehen; aber sie achteten nicht darauf, daß in Wahrheit damals im Hellas kein Mensch leben konnte, den nicht ein Strahl dieser Sonne der Kunst getroffen hätte, da er sich in den Gegenständen des täglichen Gebrauchs widerspiegelte, die auch in dem ärmsten Hause nicht fehlten. In Athen hatte die höchste nationale Kunst ihren Sitz in den Tempeln und in den großen öffentlichen Gebäuden des Staates, während in den Privathäusern der Bürger und auch der Sklaven, bei Tisch und im Ehebett, in der Garderobe und im Bade jeder Akt des häuslichen Lebens sich veredelte durch die ästhetischen Eindrücke, die von den Geräthen ausgingen, denn

wie bescheiden diese Geräthe auch waren, sie waren Werke wahrer Kunst. Und darum ist es ein bedenklicher, unsere Zeit charakterisirender Irrthum und die Quelle unendlichen Schadens, die Kunst als einen Luxus anzusehen, als eine schöne, aber uberflufige, edle aber eitle Sache, als einen angenehmen Kigel, der das Leben des Genieenden in hohem Grade wollüstig macht, oder höchstens als ein Mittel, um die Gefühle zu reizen und bessere soziale Absichten zu entwickeln; aber nicht als ein Bedurfnis, dessen Nothwendigkeit für das Volk gefühlt wird oder gefühlt werden müsste. Damit wird der Begriff der Kunst und ihre tiefe allgemeine Wirksamkeit verkannt: der Reiche und Starke kann sich noch in der scheinbaren Wirklichkeit seiner Macht berauschen, aber gerade der Schwache und Arme, den die Last des Lebens schwer drückt, hat das zwingende Bedurfnis, das heiße Verlangen nach Kunst.

Das Allgemeingefuhl des Daseins bestimmt und erweitert sich in Beziehung auf die einzelnen Lebenserscheinungen, und so erfüllt sich die Seele des Volkes mit einer Menge von Begriffen, die alle den Charakter der Beständigkeit besitzen und eine gesunde Grundlage des individuellen Lebens, wie auch der sozialen Beziehungen bilden. Der Mensch glaubt an sich und an die Welt: er glaubt, weil die künstlerische Inspiration den Zweifel ausschließt. Er zweifelt nicht an der äußeren Welt, weil sie ihm so licht, so wirklich erscheint; er zweifelt nicht an seinem dauernden Sein von dem Augenblick an, da er sich selbst als die ewige Form eines ewigen Allwesens erkennt; und auch die eigene Stellung unter den anderen Menschen, sie sei hoch oder niedrig, stellt sich ihm als eine harmonische Nothwendigkeit dar, und kein Wunsch, sie zu verändern, reizt ihn. Die ethischen, die sozialen Probleme werden gelöst, indem sie Gestalt gewinnen in lebendigen Personifikationen, in plastischen Darstellungen, in gedankenreichen Bildern, in der Wahrheit des religiösen Ritus, des Gesanges, der Bühne, welche den Inhalt und die Richtung des Willens auf die heilsamste Weise bestimmen. Das Leben fließt sanft dahin, und glücklich ist der Staat, dessen Bürger durch die Kunst begeistert sind: er kann sicheren Anspruch machen auf eine große, thatkräftige Vaterlandsliebe, auf das organische Gleichgewicht der Klassen, auf Ehrfurcht vor den Gesetzen, auf freiwilligen Gehorsam gegen die Obrigkeit.

Und so hätte also unter der absoluten Herrschaft der Kunst das Menschengeschlecht seine feststehende, erhabene und glückliche Entfaltung erlangt. Ach nein! Das ganze menschliche Dasein ist weder, noch könnte es in der Kunst allein beschlossen sein; wenn sie auch das Dasein der Welt offenbart, so deckt sie doch nur eine Seite derselben auf und es bleibt eben so gewiß, daß diese auf der anderen Seite garnicht existirt. Bald verwandeln sich die Wohlthaten, die die Kunst so verschwenderisch austreut, in unerträgliche Uebel, von seiner Höhe sinkt der Mensch in die Tiefe; seine Glückseligkeit wird Rohheit, wenn das künstlerische Gefühl nicht gemäßigt und ergänzt wird durch den geistigen Antrieb, der von der Wissenschaft ausgeht. Ein Beispiel dafür sind die orientalischen Völker, die Perser und Indier besonders; so groß sie einmal waren, so gesunken sind sie jetzt, daß beinahe keine Hoffnung eines Wiedererstehens bleibt, sie sind untergetaucht in den phantastischen Traum einer Welt, der die Hälfte fehlt, betäubt durch den ungeheuren Mißbrauch der künstlerischen Anlagen.

Niemals wurde in einem Staate das Metrum der Musik verändert, ohne daß darauf eine Revolution der sozialen Ordnung folgte: diese Bemerkung des Plato beantwortet die Frage, ob Wissenschaft und Kunst, zusammen oder getrennt besser in freien Staaten oder unter der Alleinherrschaft gedeihen. Wenn man annehmen darf, daß die Tyrannis, wenn sie nicht durch rohe Kraft sondern durch feinere geistige Mittel herrschen will, eine Neigung habe, die Künste als erhaltende Momente zu begünstigen, so sind dagegen die Demokratien ein günstigeres Terrain für die Ausbreitung der Wissenschaften; im Grunde ist doch diese wie jene unabhängig von der augenblicklichen Form der Gesellschaft. Anstatt bestimmt zu werden, bestimmen sie vielmehr die Schicksale der Regierungen durch die Umwandlungen, die sie im Geiste der führenden Persönlichkeiten hervorbringen. Ich habe gelesen, daß die Enzyklopädie, ein Werk des reinsten wissenschaftlichen Geistes, die große französische Revolution gemacht hat, ob das genau wahr ist, bin ich nicht fähig zu bestimmen; die Sache ist aber im höchsten Grade möglich, und dies weiß ich gewiß, daß umgekehrt eine politische Revolution, und hundert noch viel weniger, niemals eine Enzyklopädie zu Stande brächten. Alle Schriftsteller erkennen übereinstimmend in den Dichtungen des Homer die Grundlage,

auf welcher Griechenland erblühte, das Band, das so viel Staaten und Städte, die oft in offenem Kampfe, immer in Uneinigkeit oder wenigstens eifersüchtig auf einander waren, in eine geistige, moralische und politische Einheit zusammenschloß! Aber natürlicherweise gehen die Ursprünge des hellenischen Nationalgeistes weit über Homer hinaus; erstens weil dieser schon Grieche sein mußte, um eine so charakteristische Auffassung der Welt zu zeigen und es eine psychologische Unmöglichkeit ist, daß ein so vollkommenes Werk nicht eine lange Entwicklung der künstlerischen Anlagen hinter sich habe; zweitens weil wir bei den griechischen Volksstämmen von dem ersten Augenblick ihres Auftretens in der Geschichte an schon einen weiten wissenschaftlichen Besitz vorfinden.

Die sprachwissenschaftlichen und alterthumskundlichen Untersuchungen haben die Quelle der hellenischen Wissenschaft in der ältesten Kultur, besonders der Assyrier, aber auch der Ägypter und anderer Völker aufgefunden. Die so erworbene Wissenschaft wurde bald dem griechischen Volksgeiste einverleibt und erreichte rasch eine Höhe, die die ihrer Vorgänger weit übertraf. Es ist wahr, daß die authentischen Dokumente dieses alterthümlichen Gedankenreiches äußerst selten sind, aber auch die wenigen, die wir besitzen, sind ein zweifelloses Anzeichen einer ausgedehnten Periode der Vorbereitung von nicht blos spekulativer, sondern besonders auch beobachtender und untersuchender Richtung. Mir scheint es vielmehr, daß während einer nicht kurzen Zeit bei den hellenischen Stämmen der wissenschaftliche Geist den künstlerischen überragte, da wir die Wissenschaft schon zu einer beachtungswerthen Vollkommenheit gelangt sehen zu einer Zeit, da auch die typische griechische Kunst, die Skulptur, sich in einem Zustande befand, in dem die Intentionen noch sehr weit vom Ziel entfernt waren. Aber es ist keine schwache Kunst, sie stroht im Gegentheil von Gesundheit und Stärke, nur ist sie noch kindlich, voll fröhlicher Verheißungen für die Zeit der Reife. Und diese wurde mit einer wunderbaren Raschheit und Ausdauer erstrebt, so daß diese Periode des griechischen Lebens an die Geschichte des Hermes erinnert, der am frühen Morgen geboren, zu Mittag die Windeln löste, heimlich der Wiege entschlüpfte, und als er einer Schildkröte begegnete, ihr mit schönen Worten sagte: Wenn Du todt sein wirst, wirst Du zu singen verstehen, und sie so überredete, sich tödten zu

lassen. Dann zog er sieben Saiten auf die leere Schale und machte daraus die erste Laute, mit der er seine Gesänge begleitete, die erst kindliche Lobpreisungen der goldenen DreifüÙe und heiligen GefäÙe waren, die er im Hause seiner Mutter sah, sich plötzlich aber zu einer Hymne auf die Liebe des Königs Jupiter zu der Tochter des Atlas, dem Ursprung seiner eigenen göttlichen Natur erhoben; und als die Nacht einbrach, ging er bei dem blassen Scheine des Mondes die Ochsen des Apollo rauben, um zwei derselben sich selbst zu opfern, in Anbetung der eigenen Gottheit.

Denn erst als die geistigen Fähigkeiten zu männlicher Rüstigkeit erwachsen waren, wurde in ihnen die Kunst frei, die in der Poesie des Homer beschlossen ist, und die zum Leben im strengsten Sinne des Wortes wurde. Und wahrlich nie mehr, weder vorher noch nachher, hatte der Mensch ein so vollkommenes, so allgemeines künstlerisches Verständniß. In der Ilias und der Odyssee ist die unbelebte Natur in den knappestn Strichen, oft nur durch ein einziges Adjektiv in der wunderbarsten Weise dargestellt; Pflanzen und Thiere, die Gefährten des Menschen, nehmen künstlerische Formen an, die sie uns vertraut machen; der Mensch selbst, Kind oder Greis, König oder Knecht, hat unwiderlegliche Wirklichkeit, sein Charakter, er sei gut oder schlecht, die Leidenschaften und Schwächen, die Liebe und der Haß, die Rechtlichkeit und die Ungerechtigkeit, die Demuth und der Stolz — kurz alle die elementaren Kräfte der menschlichen Seele haben die sicherste Existenz, finden ihr ihnen zustehendes Recht in den ewigen Schöpfungen dieser Poesie. — Und da in dem unvermeidlichen Moment, wo Sein und Nichtsein sich begegnen, zeigt sich die höchste Weisheit: für das Leben hob Homer den Schleier, der die Welt bedeckte; vor dem Räthsel des Todes läßt er ihn einfach wieder fallen. Sein künstlerischer Genius ist zu rein, als daß er durch eine rauhe Verneinung sich selbst widersprechen könnte; wenn er gleich keine gestaltende Auffassung von der über dies Leben hinausgehenden Welt hat, läßt er die Individualität nach dem Tode doch fortbestehen, aber er beraubt sie aller Fähigkeiten des Lebens. Schatten sind die Existenzen des Hades, die in einer unbestimmten grauen, nicht kalten, nicht heißen Atmosphäre ohne Ruhe noch Zweck, ohne Willen noch Kraft umherirren, aber doch — um das höchste Prinzip der Erhaltung der Lebenskraft zu beweisen — eine

blasse Erinnerung bewahren von dem Leben, das sie gelebt haben.

Hier fließen die künstlerische Anschauung und der wissenschaftliche Gedanke zusammen, indem sie anzeigen, daß da, wo unsere Blicke nicht hinreichen, Kunst und Wissenschaft eine untrennbare Einheit sind.

Niemals war die mächtige Kunst weniger ausschließend und weniger im Gegensatz zur Wissenschaft, und darum sehen wir diese sich heiter und stark neben jener entwickeln. Die Poesie wurde die allen Hellenen heilige Volksreligion; Lykurg und Solon zogen ihre Gesetzgebungen, die Grundlagen, auf denen die blühendsten politischen Gemeinwesen sich erhoben, aus den Versen des Dichters; die höchste Sorge des Staates war die Erhaltung und Verbreitung jeder Art künstlerischer Thätigkeit, im öffentlichen und privaten Leben, im Gottesdienst wie in der häuslichen Sitte, in der Schule wie im Heer, überall herrscht die Kunst — aber immer gemäßigt und in ihren natürlichen Grenzen gehalten durch den klaren und strengen wissenschaftlichen Geist. Das Sein und das Nichtsein haben gleicherweise Berechtigung, der Mensch lebt in zwei entgegengesetzten Welten und ungeachtet dessen — nein gerade kraft dessen — fühlt er sich als eine freie und erhabene Einheit. Nur ein einziges Mal ist der Zustand des Lebens erreicht worden, der den geheimen Wunsch aller Völker und aller Zeiten bildet: das Gleichgewicht zwischen der künstlerischen Seele und dem wissenschaftlichen Geiste. Marathon und die Staatsverwaltung des Perikles, das Parthenon und das Buch des Anaxagoras über die Natur: das sind die Banner der vollkommensten Kultur, die der Mensch jemals erreicht hat.

Die häufigen Berührungen mit barbarischen Völkern zeigten bei jeder Gelegenheit die Ueberlegenheit der griechischen Bildung, aber zu gleicher Zeit eröffneten sie neue Horizonte, in denen das scharfe Auge auch außerhalb der hellenischen Institutionen die Möglichkeit eines gesunden Lebens wahrnahm, und so wurden sie vielleicht die Ursache des erweckten Zweifels, ob in diesen auch Alles so gut und schön wäre, wie es die Voreltern glaubten. Der Zauber war gebrochen. Das Volk wurde immer mehr geneigt, vorzugsweise der Stimme der Gelehrten Gehör zu geben. Und gerade da fand der Gedanke in Sokrates einen seiner größten

Meister. Die Philosophie des Sokrates ist von vollkommenem wissenschaftlichem Charakter und daher von zerstörender Tendenz. Es ist die höchste Wissenschaft, zu wissen, daß man nichts weiß: aber das Volk muß etwas wissen, muß wenigstens wissen, was seine Pflicht ist. Athen fühlte die tiefsten Wurzeln seiner Existenz erschüttert und in einem Augenblick tollen Schreckens besleckte es sich mit dem Blute des besten der Menschen. Umsonst: Sokrates ist getödtet, nicht aber sein Geist, und der zersetzende Prozeß geht unaufhaltbar weiter. Die Wissenschaft des Plato und seiner Nachfolger ist an sich gesund, aber sie fängt doch an, die Bürger-tugenden zu zernagen. Jene Männer fühlten auch die Impulse der vergangenen Zeiten und wählten mit Vorliebe soziale Probleme mit der Absicht, dem Staate neue sichere Fundamente aufzubauen — aber den wirklichen Staat, den politischen Organismus, in welchem sie leben, den achten sie gering, verspotteten ihn mit der unehrerbietigsten Ironie und unwillig verweigern sie es, an der Regierung ihres Vaterlandes mitzuarbeiten. Sie sind geniale Theoretiker und schlechte Bürger, sie thun großen Schaden und sind doch nicht schuldig, weil sie mit redlichem Streben nichts als die Wahrheit wollen.

Und das Volk sucht immer weiter die Aufregungen des Zweifels, und seiner Raserei antwortet sehr bald das Werk einer sehr zahlreichen Schaar von Geistern, die aus der Wissenschaft die Seele entfernen, d. h. die Leidenschaft der Wahrheit, während sie ihren ganzen mächtigen Apparat, die Methode und die dialektische Gewandtheit bewahren, und damit erlangten sie unter der Menge eine ausgebreitete, tiefe, äußerst schädliche Herrschaft: die Wissenschaft ist zur Rhetorik entartet. —

Der Genius der Kunst widersteht verzweifelt und das angehäufte wissenschaftliche Erbtheil scheint unerschöpflich: als Griechenland schon die Beute des Ersten Besten ist, fährt es noch fort, seine gesunden und starken Gebieter durch den Gedanken und durch die Kunst zu beherrschen; nach und nach jedoch werden seine intellektuellen Fähigkeiten schwächer, sie sinken ganz; und dann ist das Schicksal des griechischen Volkes entschieden — das Unglück, welches dasselbe betroffen hat, ist nicht wieder gut zu machen wie eine verlorene Schlacht, eine losgetrennte Kolonie oder das im Bürgerkriege vergossene Blut: es hat sich selbst verloren, seinen

männlichen künstlerischen und wissenschaftlichen Geist; und die schönste soziale Schöpfung, die die Welt je gesehen hat, wird vollständige Zerrüttung.

Die Römer, der Kunst und Wissenschaft gänzlich bar, schöpften sie mit vollen Händen erst von den Etruskern, den Italikern und Sikulern, dann von Griechenland im engeren Sinne. Und hier ereignete sich ein sehr bemerkenswerther Fall. In der Regel ist der Weg der wissenschaftlichen und künstlerischen Impulse von einem Volke zum anderen eine einfache Ausbreitung, indem die gleichen Funktionen geweckt werden, die nur durch ein eigenthümliches Kolorit, den besonderen Genius der verschiedenen Volksstämme, unterschieden sind; die Kunst erzeugt Kunst, die Wissenschaft von neuem Wissenschaft. In der von unbezwingbarer Thatkraft gesättigten jungfräulichen Seele der Römer verwandelte sich die erworbene Kunst und Wissenschaft sogleich in praktische Geschicklichkeit, sie wurde zur sozialen und politischen Staatseinrichtung, zu inniger Vaterlandsliebe, zum bewußten Streben nach der Herrschaft der Welt. In dem Mythos von den Büchern der kumaischen Sibylle ist in wunderbarer Ideenverknüpfung der Ursprung des römischen Genius ausgedrückt.

Und Rom eroberte die Welt und machte sie zu seinem Eigenthum, und niemals wurde gleiche Macht, gleicher Reichthum, gleiche physische Entwicklung eines Volkes gesehen. Doch Etwas fehlte inmitten all dieser Pracht: wohl konnte in den Bibliotheken der vollständige Text der Wissenschaft Anderer angehäuft werden; die Statuen von Olympia und Delphi waren leicht an die Ufer des Tiber gebracht; großmüthig bezahlte Künstler des sinkenden Griechenlands mußten Rom zu der großartigsten unter allen Städten machen, aber da ist kein großer wissenschaftlicher Gedanke, kein neues Werk der Kunst, das römisches Fleisch und Blut wäre. Und die Völker wurden der Macht und der Pracht überdrüssig; während alle Bedürfnisse vollständig befriedigt schienen, verbreitete sich nach und nach ein schmerzliches Gefühl der Entbehrung, ein heißer Wunsch nach unbekanntem Dingen und wurde zur unerträglichen Spannung, erst unter den Völkern, welche die schwere Erinnerung der verlorenen Freiheit drückte, dann überallhin, bis in die Basiliken des Forums.

Da entstand auf Grund alter orientalischer Traditionen eine

Dichtung von unerhörter Kühnheit. Rom fuhr empor. Nicht, weil es seine Religion geleugnet sah — was galt ihm jener kalte Kultus, den es nur aus berechneter Staatsopportunität aufrecht erhielt! — nein, weil es das Wehen eines neu keimenden Geistes fühlte, durch den die Welt erneuert werden und das Alte sterben und einer größeren neuen Wahrheit Platz machen sollte. All die elende Armuth der reichen Weltherrschaft zeigte sich in diesem Augenblick; es hatte dem Strom des Ideals nichts als die jämmerliche Kraft der bewaffneten Faust entgegenzusetzen, es fand keine andere Abwehr als das Gemetzel der Unschuldigen. Tausende von Menschen wurden getödtet, nur weil sie in einer ästhetischen Vision begriffen waren, aber an Stelle des einen Getödteten standen hundert Lebende auf; auch die grausamsten Verfolgungen konnten die heitere Glückseligkeit der neuen Existenz nicht trüben, und es ist physiologisch wahrscheinlich, daß die Märtyrer bei ihrer ungeheuren Geisteserregung die Qualen des Körpers in der That garnicht fühlten. Verächtlich verwirft das christliche Gefühl die Natur und mit ihr das irdische Leben des Menschen als ein vergängliches und unreines Ding; der Tod ist der Eingang zum wahren Leben; Tugend und Schuld sind untergeordnete Begriffe, über denselben steht ein alleiniges Gefühl, welches den Menschen in den Schoß der Gottheit führt: der Glaube, das ist die unerschütterliche Ueberzeugung von der Wahrheit dieser künstlerischen Darstellung der Welt. Der Ungläubige setzt sein Dasein in den nie endenden Qualen der Hölle fort, vor dem Gläubigen öffnet sich das Paradies, er geht zum ewigen Leben ein, befreit von allen Schwächen, indem er auch die Sinne hinter sich läßt, ausgenommen die reinsten, das Gesicht und das Gehör; in einer Umgebung von lauter Licht und Melodie ist er im Anschauen der Größe Gottes ewig selig. Welch göttliche Macht der Einbildungskraft! Und doch ist das christliche Paradies nichts Anderes als die Verewigung des Augenblicks der Begeisterung, des Gefühls der reinen Existenz, das der Mensch vor jedem Werk wahrer Kunst hat.

Die Kirche ist wenig tolerant gegen den wissenschaftlichen Geist, und die Wirkung blieb nicht aus. Nach einer Zeit großer fruchtbringender Glückseligkeit, nachdem sie den Schwachen, den Armen, den Unwissenden im Glauben zum Genuß des höchsten Lebens erhoben hatte, wurde die Christenheit starr in unfruchtba-

ren Dogmen, sie verlor alle freie Initiative und schlief in der Narkose der übernatürlichen und unmenschlichen Bilder ein. Wir sind im Mittelalter, das den Niedergang des wissenschaftlichen Geistes bis an die Grenzen des Möglichen bedeutet. Und hier zeigt es sich wieder, daß das Begegnen der Gegensätze, die Berührung der Christen mit Nichtchristen die Stunde des Erwachens bezeichnete — die Kreuzzüge brachten, anstatt den Glauben triumphiren zu lassen, im Gegentheil den Samen des Zweifels. Aber das erste Wehen des wissenschaftlichen Windes konnte die Neigung der Seelen nicht verändern, noch waren diese getränkt von künstlerischen Anschauungen: er war im Gegentheil ein Antrieb die gebundenen künstlerischen Kräfte zu entbinden. Denn unter dem Apdruck des grausamen Dogmas, dem Natur und Sünde gleichbedeutend waren, war der Kunst kein anderes Feld der Thätigkeit geblieben als die symbolische Darstellung des alleinherrschenden Begriffs; jeder freie Verkehr mit der Welt war abgebrochen; die Inspirationen kamen nicht mehr von den Dingen selbst, nein, sie mußten einen Vermittelungsweg durchschreiten, auf dem sich ihr Aussehen vollständig veränderte. Doch kaum hat der Geist sich befreit, so durchbricht er die übermäßige Spannung in tausend freien und fröhlichen Schöpfungen: die Renaissance ist gekommen. Eine Zeit glänzender Pracht, in welcher das italienische Leben wie ein Auferstehen Griechenlands erscheint, aber zu kurz — vielleicht weil bei seiner Geburt, wenn auch von ferne der Zweifel geholfen hatte. In jeder Weise wird die künstlerische Bewegung bald durch die Entwicklung der Wissenschaft übertroffen. Diese erweitert sich, nimmt alle Energie in Anspruch und fesselt endlich so vollständig die Seele, wie in keiner Periode der Geschichte. Das ist der Grund, auf dem wir stehen.

Das neunzehnte Jahrhundert ist in der Wissenschaft das, was das sechzehnte in der italienischen Kunst war. Beide sind nicht die Bahnbrechenden: dem einem wie dem anderen geht ein und ein halbes Jahrhundert aufsteigender Bewegung voraus, in welchem die Intentionen sich klärten; in dem einen wie in dem anderen erschloß sich die Blüthe strahlend von Farbe und Duft, und dann neigte sie sich und verwelkte. Seit der Mensch Bewußtsein von sich selbst hat, war sein Gedanke niemals klarer, niemals sicherer, niemals freier von jedem fremden Element, als

in dem ersten Theil unseres Jahrhunderts, noch nie hatte er eine solche Gewalt über die Natur. Aber der Höhepunkt ist überschritten, der Gedanke verliert allmählich seine strenge Reinheit, die Wissenschaft, wenn sie auch noch immer fortfährt zu herrschen, verfällt, neigt sich in sich selbst. Die Kaserei der Auflösung hat sie schon im tiefsten Inneren ihres Wesens ergriffen; wenn Alles Zweifel ist, so kann die bedingungslose Wahrheit nicht mehr das höchste Streben der Seele sein. Der klassische Ausdruck der sinkenden Wissenschaft war die Rhetorik, ihre moderne Bewegung ist der Journalismus.

Die Kunst ist tief entartet. Nicht, daß es nicht noch Künstler gäbe, nicht, daß es nicht Menschen gäbe, denen das Leben in der Kunst der größte Genuß ist. Aber die Ersteren bleiben entweder ohne Einfluß, oder sie verrathen ihre Mission, indem sie sich dazu erniedrigen, dem frivolen Geschmack der Mode zu huldigen; die Anderen werden für exzentrische Menschen angesehen, die das Leben nicht ernst auffassen. Im Volke sind die Fähigkeiten des Erfassens und in sich Aufnehmens im höchsten Grade geschwächt, die künstlerische Bethätigung hat keinen Einfluß auf dasselbe, bringt keine dauernde Bewegung des Gemüths in ihm hervor, ist unfähig das Gefühl des Lebens in ihm zu erwecken, es glücklich zu machen. In unserer Zeit hat nur eine von den ästhetischen Funktionen einen Rest von Macht bewahrt: die Musik, die geheimnißvolle Kunst, die dem allgemeinen Ruin vielleicht nur darum entgangen ist, weil, wie ich schon andeutete, in die von ihr dargestellte Welt die Wissenschaft noch nicht eingedrungen ist. Und wenn ihr die Wirkungen beobachtet, die die Musik noch hervorbringt, wird der trostlose Verfall der anderen Künste nur um so deutlicher hervortreten. Die Musik hat noch die Kraft, im Volke die Leidenschaft und den Enthusiasmus zu entzünden, die wenn sie auch oberflächlich und flüchtig, doch wahr und wirklich sind: nur sie kann es noch für einen Augenblick zu einer reineren Existenz erheben. Wie Wenige beschauen eine Statue, ein Bild, ohne dabei eine mehr oder weniger gelehrte Neugier befriedigen zu wollen. Wer kann noch die innere Ueberzeugung haben, daß in der Architektur sich ein ewiges Weltprinzip offenbaren soll? Einst trangen künstlerische Begriffe in die Wissenschaft ein, und es war ein großer Schaden: die Wissenschaft starb daran. Jetzt

wollen die Künste wissenschaftlich sein, indem sie sich plumpe Reime einimpfen, die durch ihre Natur jede künstlerische Bethätigung unterdrücken. Alles kann ein wissenschaftliches Problem, Alles kann ein Objekt für künstlerische Darstellung sein, aber künstlerische Wissenschaft und wissenschaftliche Kunst sind Udinge.

Und man sucht die Ursache des tiefen Mißbehagens, das die menschliche Gesellschaft unserer Zeit quält, da wo sie nicht steckt. Wir beschuldigen das niedere Volk der Auflehnung gegen die Ordnung, die Höherstehenden des entnervenden Skeptizismus im Gemeinwesen. Wir haben Unrecht, denn schuld daran ist nur die Wissenschaft, wir haben Unrecht, denn indem wir dem Volke die Kunst nahmen, haben wir ihm die Ehrfurcht vor dem Bestehenden genommen. Es war kein Zufall, daß der Nihilismus in einem Lande geboren wurde, das gegenwärtig von der Kunst verlassen worden ist und auch nicht einmal Erinnerungen vergangener Kunst besitzt, das sich aber mit den Resultaten der modernen Wissenschaft gierig vollgesogen hatte; und es ist kein Zufall, daß der Nihilismus sich in Anarchie verwandelte als bewegendes Prinzip des sozialen Lebens, da wo die Kunst völlig zerrüttet ist: der Nihilismus ist der wahre legitime Abkömmling der Wissenschaft, welche die Welt verneint, und die Anarchie ist seine praktische Anwendung. Auch die Apostel der auflösenden zerstörenden Tendenzen sind nicht verantwortlich zu machen, sie sind bewußtlose Instrumente einer stärkeren herrschenden Kraft; aber betrogen ist das Volk, welches in der Auflösung des sozialen Organismus die Glückseligkeit für sich erhofft; Schwärmer oder Betrüger sind die Propheten, welche sie versprechen; denn jeder Schritt vorwärts auf diesem Wege bedeutet das größte intellektuelle und auch materielle Elend; und je höher die erreichte Stellung war, um so tiefer wird auch der Fall sein. Noch nie war die menschliche Gesellschaft so in höchster Gefahr sich im Chaos zu verlieren wie im jetzigen Augenblick. — Täuschen wir uns nicht in dem Stolze unserer hohen Zivilisation, die in sich selbst die Garantie gegen den Fall sein soll, — mit all unseren Eisenbahnen und Telegraphen sind wir Barbaren, wenn wir nur die Wissenschaft haben, wie wir gleicherweise Barbaren wären, wenn wir uns nur durch die Kunst leiten ließen. Wahre Menschlichkeit ist das Gleichgewicht zwischen hoher künstlerischer und tiefer wissenschaftlicher Bildung.

Die kleinen Hilfsmittel des Augenblicks, die sogenannten Sozialistengesetze, die sich immer im Kreise herumdrehen, die ökonomischen und politischen Ausgleichsbestrebungen, die verwirklicht ein weiterer starker Antrieb zur Unzufriedenheit wären, sind nicht im Stande, die auflösende Bewegung zurückzuhalten, viel eher könnten sie dieselbe noch beschleunigen. Noch vor dem materiellen Elend schreit das intellektuelle nach Hilfe. Gebet dem Volke wieder, was ihr ihm genommen habt: das Gefühl des Lebens — und ihr werdet euch gerettet haben. Der alte Glaube mußte vergehen; ihn erzwingen wollen, wenn die Fundamente, auf denen er sich erhob, zusammengefallen sind, ist ein vergebliches und grausames Thun. Jede Befruchtung der Seele durch die Kunst verwandelt sich, wenn sie zur Reife gelangt ist, in das Phänomen, das wir Religion nennen; aber daß diese, wie Manche hoffen wollen, durch das wissenschaftliche Ideal ersetzt werden kann, ist Unsinn. Der Glaube ist die Ueberzeugung vom Dasein, die Wissenschaft ist die Ueberzeugung vom Nichtdasein der Welt.

Und doch: nur aus der Wissenschaft kann der Quell des Heils entspringen. Sein und Nichtsein sind gleichermaßen gewiß, und das bedeutet, daß sie in eine höhere Einheit verschmelzen. Die Wissenschaft muß dieses Axiom verkünden, sei es auch nur in Form des aus der Erfahrung gewonnenen Faktums, daß das Heil der menschlichen Organisationen von dem Gleichgewicht der wissenschaftlichen und künstlerischen Funktionen abhängt. Sie, die die Geister regiert, muß ihnen diese Grundwahrheit einprägen. Nichts mehr als das, und damit genug. Sie wird dann unbeirrt ihren Weg zum Unbekannten fortsetzen, die bewußte, nicht zu störende, nicht zu erschöpfende Wohlthäterin des Menschen. Aber sie wird seine Seele nicht allein erfüllen; ihr zur Seite wird stark und thatkräftig die befreite künstlerische Thätigkeit erstehen, und das Menschengeschlecht wird einen neuen Lebensinhalt haben.



Bilbassow's Geschichte Katharina's II.

Bilbassow, Prof. B. v., Geschichte Katharina II. I. 1, 2. Berlin 1891.
II. 1, 2. Berlin 1893. XII. 1, 2. Berlin 1897.

Von Professor Bilbassows in großem Stile angelegter und auf 12 Bände berechneter Geschichte Katharina II. erschienen zuerst 2 Bände in russischer Ausgabe und in deutscher Uebersetzung, sodann nach längerer Pause im Jahre 1897 der XII. Band, übersetzt und mit einem Vorworte versehen von Dr. Th. Schiemann, unter dem Spezialtitel: Katharina im Urtheile der Weltliteratur. Die 1. Abth. des Bandes bringt die Litteratur bis zu Katharina's Tode, die 2. die von 1797—1896. Aus dem Vorworte ersehen wir, daß in Folge verschiedener Mängel der Uebersetzung der beiden ersten Bände eine neue Uebersetzung ins Deutsche des im russischen Manuskripte fertig vorliegenden Werkes hergestellt werden soll, um dann gleichzeitig mit dem russischen Original in Berlin zu erscheinen. Der XII. Band ist zuerst erschienen und soll die in nichtrussischer Sprache über Katharina II. bis heute erschienenen Werke in erschöpfender Vollständigkeit (1282 Num.) geben, wobei jedes einzelne seine Charakteristik und kritische Würdigung finden soll.

Eine eingehende und vollständige Würdigung des Werkes ist erst möglich, wenn es abgeschlossen vorliegt. Wir beabsichtigen daher in den nachfolgenden Zeilen die Aufmerksamkeit der Leser der B. M. auf dieses Werk zu richten, das schon in den bisher vorliegenden Bänden des Interessanten und Anregenden genug bietet, um es nicht nur zu einer belehrenden und unseren Gesichtskreis erweiternden, sondern auch zu einer spannenden und unsere Aufmerksamkeit stetig fesselnden Lektüre zu machen.

Der Verfasser besitzt die Gabe, lebendig zu schildern und gut zu erzählen, überall zeigt sich das Bestreben, objektiv zu sein; er will die Thatfachen reden lassen und nicht ihnen Gewalt anthun, um eine vorgefaßte Meinung zur Geltung zu bringen oder einem billigen und beschränkten Chauvinismus zu fröhnen. In der Geschichte Katharinas hat der Verfasser sich offenbar eine Lebensaufgabe gestellt, auf deren Ausführung er sich sorgfältig vorbereitet

hat. Nachdem er sich durch eine Abhandlung über die Legende von der Päpstin Johanna im Jahre 1871 die akademischen Sporen verdient hatte, wandte er sich ausschließlich vorarbeitenden Studien zur Geschichte Katharina II. zu. Nach langer Pause erschien im Jahre 1884 eine Arbeit über Diderots Aufenthalt in Petersburg, 1887 über die ersten politischen Briefe Katharina II., 1889 sein Buch *Jeanne Elisabeth, mère de Catherine II.* Dann folgte eine Reihe kritischer Arbeiten über litterarische Erscheinungen, die sich mit der Zeit Katharina II. beschäftigten oder auf sie Bezug hatten. Durch langjährige Forschungen ist dem Verfasser die große Arbeit gereift, deren Veröffentlichung nun begonnen hat.

Prof. Th. Schiemann weist in seiner Vorrede auf die große Bedeutung einer Geschichte Katharina II. hin, indem er schreibt: „Von 1762—1796, also länger als ein Menschenalter, hat Katharina den Thron innegehabt zu einer Zeit, welche für die Entwicklung des Menschengeschlechts zu den allerbedeutfamsten gehört. Welche Gegensätze und welche Wandlungen, fast alle die großen geistigen und politischen Probleme, welche noch heute die Welt in Athem halten, sind damals geschürzt worden. Während die polnische Selbstständigkeit zusammenbricht, ersteht ein neuer Faktor der Weltpolitik, der republikanische Bund der Vereinigten Staaten von Nordamerika. England begründet sein indisches Kolonialreich und legt damit den Grund zu seinem überwiegenden Reichthum, wie zu einem stetig wachsenden Interessengegensatz zu Rußland, der schon die nächsten Nachfolger Katharina's von einem Zuge gegen Indien träumen ließ. In Frankreich bricht der älteste Thron des damaligen Europa zusammen und die Männer der Revolution werfen in die zu engem politischem Philistertum erstarrte Welt die berückende Lehre hinein von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, welche den orbis terrarum verjüngen soll und die neben dem Fortschritt, den sie bedingt, schließlich doch ausmündet in einen Weltenbrand sonder Gleichen und in eine Gewalttherrschaft, wie sie Niemand seit den Tagen der römischen Imperatoren zu planen gewagt hatte. Welch' eine Zeit politischer Aufregungen und welche Zeit zugleich gewaltiger Denkarbeit, philosophischen, poetischen und praktisch wissenschaftlichen Schaffens!

Man muß sich all' diese Thatsachen gegenwärtig halten, um zu verstehen, was es bedeutet, unter der beispieldosen Fülle hervor-

ragender Geister des ausgehenden 18. Jahrhunderts eine Größe zu sein. Und mit all' ihren Schwächen und Menschlichkeiten war Katharina im Guten wie im Bösen, auch an dieser Zeit und in dieser Umgebung gemessen, eine außerordentlich hervorragende Erscheinung, die Niemand übersehen konnte und die an jeder großen Entscheidung der Zeit Antheil genommen hat, fördernd oder hemmend, niemals neutral oder gleichgiltig. Sie hat die russische Politik so tief mit den allgemein europäischen Interessen zu verflechten gewußt, daß fortan eine Lösung des einmal geknüpften Zusammenhanges nicht mehr denkbar ist. In diesem Sinne hat sie das Werk Peters des Großen zu Ende geführt und endgiltig gefestigt.“

Wie gesagt, ein wirkliches Urtheil darüber, wie weit der Verfasser des überreichen Materials Herr geworden, wie weit es ihm in der That gelungen ist, aus der Ueberfülle die wichtigen und charakteristischen Thatsachen hervorzuheben und sie reden zu lassen, Licht und Schatten gerecht zu vertheilen und ein Bild Katharina's zu geben, wie sie war und nicht wie sie aufgefaßt sein wollte, ebenso die Zustände ihrer Zeit zu schildern, wie sie waren und nicht wie ein Patriot etwa wünschen möchte, daß sie gewesen seien, — alles dieses wird erst möglich sein, wenn das ganze Werk abgeschlossen vor uns liegt. Zunächst können wir nur auf den reichen Inhalt der erschienenen Bände hinweisen und daran einzelne Bemerkungen knüpfen.

Band I. behandelt die Zeit von Katharinas Geburt bis zu ihrer Thronbesteigung (1729—1762). Seine Stellung bei der Ausführung dieser Aufgabe charakterisirt der Verfasser in der Vorrede folgendermaßen: „Große Menschen werden nicht geboren und nicht durch Erziehung vorbereitet, sie bilden sich vielmehr durch den sehr komplizirten Einfluß der sie umgebenden Verhältnisse, der durchlebten Eindrücke, der aufgenommenen Ideen, durch die Gesammtheit jener schwer zu erfassenden Thatsachen, welche den Charakter und den Willen ausbilden, die Energie stärken und der ganzen Thätigkeit eine bestimmte Richtung geben.“

Hiernach sollte man annehmen, daß nun der Verfasser auf Grund des von ihm kritisch durchgearbeiteten und gesichteten Materials von sich aus erzählen und z. B. die Zustände schildern werde, deren Einwirkungen den Charakter Katharinas formten

u. f. w. Allein er fährt fort: „Katharina selbst wird das Wort führen und die Geschichte ihres Privat- und Staatslebens erzählen, die Absichten und Regungen aufdecken, welche sie leiteten und auf die Bestrebungen und Ziele hinweisen, welche sie verfolgte. Die Arbeit des Verfassers wird sich auf die kritische Prüfung ihrer Aussagen beschränken.“ Eine solche Darstellungsweise hat einen großen Reiz. Sie giebt dem Leser das Gefühl, in unmittelbare Beziehung zu der erzählenden Persönlichkeit zu treten. Katharina verstand es, wie alle großen Menschen, ihre Feder ihren Zwecken dienstbar zu machen und so steht der Leser, ganz wie diejenigen, die ihr im Leben nahe traten, und die sie meisterhaft zu behandeln verstand, ganz unter dem Zauber ihrer großen Persönlichkeit. Es ist nur die Gefahr vorhanden, daß auch der Darsteller diesem Zauber unterliege. An und für sich ist das auch kein Fehler, denn nur liebevolles Eingehen und sich Versenken in die zu schildernde Persönlichkeit giebt volles Verständniß, wenn nur der Verfasser die Elastizität besitzt, in gleicher Weise auf die Eigenthümlichkeiten anderer Personen, denen er in seiner Darstellung begegnet, einzugehen und ihnen gleiches Interesse entgegenzutragen, denn sie wollen in derselben Weise behandelt werden.

Der ganze erste Band ist an der Hand der Memoiren Katharina's geschrieben und das verleiht, wie gesagt, der Lektüre einen ganz besonderen Reiz. Für den zweiten Band sind Katharina's Briefe maßgebend, da ihre Memoiren nur bis zum Ende der Regierung Elisabeths gehen. Es fragt sich, ob der Verfasser nicht zu sehr unter dem Einflusse der Auffassung und Darstellung Katharina's stand und daher andere Auffassungen und Mittheilungen einfach überging, wo ein eingehendes Abwägen und Abschätzen am Plage gewesen wäre. So z. B. scheinen uns bei der Peterhofer Katastrophe die Angaben der Fürstin Datschow und Münnichs zu wenig berücksichtigt zu sein. Beide waren mitthätig, und wenn der Verfasser ihre Angaben für ungenau hielt, hätte das durch eingehende Kritik begründet werden müssen.

Ein anderes Beispiel bietet die Darstellung der Einziehung der Kirchengüter. Hier ist seine Schilderung der Vorgeschichte dieses Ereignisses ganz unvollständig, und doch war eine vollständige Darstellung leicht zu erreichen. Die historische Gesetzsammlung

des russischen Reiches und andere Sammlungen bieten hier genügendes Material, ganz abgesehen von den Darstellungen in der rechtshistorischen Litteratur, doch liegt dieses Thema zu weit ab, um hier eingehend erörtert werden zu können.

Der Verfasser beginnt die Geschichte Katharina II. mit einer kurzen Charakteristik des Anhalt-Zerbstischen Fürstenhauses, in dem bis auf Katharina kein einziger Sproß sich über das allergewöhnlichste Niveau erhoben hätte. Wir lernen die Eltern der Prinzessin Sophie kennen und die verschiedenartigen Eindrücke, die auf letztere während ihrer Kindheit und Jugend einwirkten. Sie hörte viel von Peter d. Großen und träumte in den engen Verhältnissen, in denen sie sich befand, von einem großen Lande und großen Wirkungskreise. Die Beziehungen zum russischen Hofe machten sich von selbst, doch habe der Hinweis Friedrich des Großen auf die Prinzessin Sophie mitgewirkt, daß die Wahl der Kaiserin Elisabeth auf sie fiel. Die Fürstin von Anhalt-Zerbst war die Schwester des Prinzen Emil von Holstein, des frühverstorbenen geliebten Bräutigams der Prinzessin Elisabeth, nachmaligen Kaiserin von Rußland. Mit der Thronbesteigung derselben lebten die Hoffnungen des Hauses Holstein wieder auf, auch die Fürstin von Zerbst trat in Beziehungen zur Kaiserin. Wir versagen es uns Auszüge aus der Darstellung des Verfassers und den zahlreich mitgetheilten Briefen zu bringen, man muß das eben selbst lesen, es bietet des Interessanten und Anregenden genug. In der Darstellung des Verfassers folgen die Verhandlungen über die Verlobung, die Schilderung der Reise nach Rußland und des Lebens und Treibens am russischen Hofe. Plastisch ist die Mutter Katharina's gezeichnet, wie sie sich für die Hauptperson hält und es unternimmt den Kanzler Bestushev zu stürzen, was natürlich zur Folge hat, daß sie schließlich (d. h. nach der Hochzeit) den Hof verlassen muß, sowie daß Katharina mit ihrer Mutter nur durch das Auswärtige Kollegium korrespondiren darf, andere Korrespondenzen waren ihr überhaupt untersagt. Als endlich Bestushev sich überzeugt hatte, daß Katharina auf seiner Seite stand, vermittelte er selbst ihre geheime Korrespondenz ins Ausland.

Im Kap. 8 wird eingehend die unglückliche Jugend und vernachlässigte Erziehung des kränklichen minderjährigen Herzogs Peter geschildert. Dann folgt ein Kapitel über politische Intrig-

guen, die mit der Verbannung des Marquis de la Chetardie endigen und bei denen die Mutter Katharinas die Hände im Spiele hatte. Das 11. Kap. behandelt den Uebertritt Katharinas und ihre feierliche Verlobung, das 12. Kap. ihre Pilgerfahrt in das Kiemsche Höhlenkloster. Die folgenden Kapitel behandeln die Krankheit des Großfürsten, das Verhältniß zur Mutter und die Holsteinschen Angelegenheiten, die Hochzeit, die Beziehungen zur Zerbstischen und der unglücklichen Braunschweigischen Familie. Sehr eingehend wird die Selbstbildung und die Lektüre der Großfürstin behandelt. Während Peter mit bleiernen und hölzernen Soldaten spielte oder Violine zu spielen versuchte, arbeitete Katharina an ihrer Bildung und lernte verwalten an den schleswig-holsteinschen Angelegenheiten, deren Erledigung Peter ihr überließ. Von der anderen Seite zwang der häufige Wechsel in ihrer Umgebung und der Dienerschaft — so wie diese Personen errathen ließen, daß sie der Großfürstin ergeben waren, wurden sie gewechselt — die Großfürstin dazu, durch richtige der Art und Weise der Einzelnen angepasste Behandlung die Ergebenheit der immer wieder erneuten Umgebung zu erwerben. Sie erwarb sich Menschenkenntniß und lernte die Menschen zweckmäßig zu behandeln.

Die letzten Kapitel des ersten Bandes schildern die Abenteuer ihrer Mutter, Katharinas Beziehungen zu den Orlovs, zum Grafen Panin und der Fürstin Daskow, die Verhältnisse beim Tode der Kaiserin Elisabeth und das Verhalten Peter III., der durch seine Maßregeln und Aeußerungen die Armen beleidigte, die Geistlichkeit tränkte und nicht nur bei den hohen Würdenträgern, sondern in allen Schichten der Bevölkerung Unzufriedenheit hervorrief, so daß die Peterhofer Katastrophe nicht als das Resultat einer Verschwörung, sondern des Ausbruchs der allgemeinen Entrüstung erschien.

Der zweite Band ergibt sich aus den Kapitelüberschriften: I. Am Vorabende der Staats-Umwälzung, II. Der 28. Juni in Petersburg, III. Der 28. Juni in Peterhof, IV. Der Marsch nach Peterhof, V. Die ersten Tage des Trubels, VI. Auswärtige Politik, VII. Die Woche in Kopscha, VIII. Organisation von obersten Regierungsbehörden in Rußland, IX. Krönung Katharinas, X—XIV. Zustände im Innern und die ersten Maßregeln, XV. Das Herzogthum Kurland, XVI.—XVIII. Mirowitschs At-

tentat und der Ausgang Joann Antonowitschs, XIX.—XX. Beziehungen zu Polen und XXI. Befestigung auf dem Throne. —

In den zweiten Theilen des 1. und 2. Bandes giebt der Verfasser werthvolle Erkurfe: über die Wahl der Braut für den Großfürsten Peter, über den Religionswechsel, über untergeschobene Briefe Katharina's, über die Quellen zur Geschichte der Staatsumwälzung, über die Schätzung der hierbei geleisteten Dienste, das Ateft des Irrefians und Ansichten über die Folter, endlich eine Reihe von Urkunden.

Der Verfasser giebt uns ein lebensvolles Bild der spannenden Ereignisse, in Folge deren Katharina den Thron bestieg, und der Mittel, die sie anwandte um sich auf demselben zu befestigen.

Ueberall zeigt der Verfasser das Bestreben das überreiche Material zu durchdringen und auszunutzen. Mit großem Geschick versteht er die Thatfachen zu gruppiren, so daß man ihm stets mit reger Aufmerksamkeit folgt und mit Spannung dem Erscheinen der weiteren Bände entgegen sieht.

Wir wiesen schon oben darauf hin, daß der Verfasser bei der Schilderung der Ereignisse des 28. Juni 1762 Mittheilungen mithandelnder Personen einfach übergeht, ohne sein Verfahren im Einzelnen kritisch zu begründen. Allerdings charakterisirt er in seinem Erkurfe über die Quellen zur Geschichte der Staatsumwälzung, die vier Hauptquellen: den Brief Katharina's an Poniatowski *), die Memoiren der Fürstin Daschkow **), die Mittheilungen des Grafen Panin in Afseburgs Memoiren ***) und die Aufzeichnungen Stelins ¹⁾ sehr sorgfältig, und seinem kritischen Urtheil über die Bedeutung und größere oder geringere Zuverlässigkeit dieser Quellen im Allgemeinen kann man nur vollständig zustimmen. Allein die Feststellung der geringeren Zuverlässigkeit einer Quelle im Allgemeinen befreit den Historiker nicht von der Pflicht, wenn sich in einer solchen Quelle genau präzisirte Nachrichten finden,

*) Jacob, bibliophile, Deux lettres inédites de l'Imp. Catherine II. à Stanislas Poniatowski. Paris 1873.

**) Daschkow, Fürstin. Memoiren. 2 Bde. Hamburg 1857. Memoires de la princesse Daschkow. Архивъ кн. Воронцова, т. XXI. Москва, 1881.

***) Freiherr A. F. v. d. Afseburg, Denkwürdigkeiten. Berlin 1842.

¹⁾ Н. Грогъ. Сочиненія Державина, т. IX. с. 287 ff. bringt eine russische Uebersetzung des Tagebuchs Stelins.

die Zuverlässigkeit derselben auch im Einzelnen zu prüfen, und das hat der Verfasser nicht immer gethan, speziell nicht gegenüber den genauen Angaben der Fürstin Daschkow und Münnichs.

Er weist darauf hin, daß die Verfasser der drei Hauptquellen, Katharina, die Fürstin Daschkow und Panin, jeder sich die Hauptrolle zuschreiben und daß daher die Rolle, die sie gespielt haben, sehr sorgfältig abgemogen werden müsse. Uns scheint es, nach dem vorliegenden Material lassen sich diese Rollen genau bestimmen. Katharina sah die Gefahr, die ihr und dem Staate drohte und suchte zunächst sich Anhänger zu schaffen auf alle Fälle, wie der Verfasser richtig bemerkt. Sie hätte sich auch mit der Regentschaft begnügt. Als aber die Bewegung begonnen hatte und Alle ihr zufließen, benutzte sie entschlossen den Moment um die ganze Macht in ihrer Hand zu vereinigen. Panin war es, der als Staatsmann zuerst aussprach, was geschehen müsse, aber er war kein Mann der That und mußte sich den Thatsachen fügen. Die Fürstin Daschkow wollte die von ihr angebetete Kaiserin schützen, ihr helfen, sie drängte zur That, das weitere werde sich Alles finden, wenn man erst die Macht habe, sie gab das Signal zur That. Ihre Angaben darüber sind zu genau und zu eingehend, als daß man sie ohne weiteres übergehen könnte, wie der Verfasser das thut. Die Orlow und deren Freunde waren bereit Alles zu thun was nöthig sei, um die ganze Macht in Katharinas Hände zu bringen, und als das Signal gegeben war, handelten sie.

Von Einzelheiten bemerken wir noch, daß der Verfasser (II. 94) von den berühmten holsteinschen Regimentern in Peterhof spricht, obwohl er sehr gut weiß, daß die holsteinschen Truppen nur ein paar hundert Mann ausmachten, denn er citirt selbst Dr. Bienemanns Abhandlung über die holsteinschen Truppen bei der Thronbesteigung Katharina II. *), S. 182 wird Panins Projekt nicht genügend gewürdigt, Panin wollte feste Institutionen schaffen. S. 183 ist die Uebersicht über die Organisation des russischen Staats oberflächlich und ohne Kenntniß der rechtshistorischen Litteratur abgefaßt.

Was den 12. Band betrifft, so mag die ältere Litteratur wohl vollständig angeführt sein, in der neueren bemerkt man

*) Balt. Monatschr. Bd. 39. S. 273 ff.

einige Lücken. So sind Sybel, das Revolutionszeitalter, und Häußers deutsche Geschichte nicht angeführt, es fehlen Kleinschmidt, Katharina II. als Zivilisatorin 1891. (Deutsche Zeit- und Streitfragen Nr. 80); des Referenten Buch über die Leibeigenschaft in Rußland, obwohl darin ein ganzes Kapitel Katharina II. gewidmet ist; seine in der Baltischen Monatschrift erschienenen Abhandlungen über Derzhawin, Jakob Johann Graf Sievers und die Fürstin Daskow; es fehlt die Buchausgabe von Fr. Bienemann, die Statthalterchaftszeit in Liv- und Estland. Ein Kapitel aus der Regentenpraxis Katharinas II. Leipzig 1886. Dieses Buch ist um so wichtiger, als nirgends, auch in der russischen rechtshistorischen Litteratur nicht, sich eine so eingehende Würdigung der Arbeit Katharina's und ihrer Selbstständigkeit bei Abfassung der Statthalterchaftsverfassung findet wie in diesem Buche.

Professor C. Bergbohms Buch, die bewaffnete Neutralität Berlin 1884, ist nicht in die Bibliographie aufgenommen, sondern wird nur gelegentlich zweimal citirt — (II. 93 und 96), obwohl der Verfasser sie als bemerkenswerth (S. 96) bezeichnet. S. 93 schreibt Prof. Bilbassow: Die Erzählung (des Grafen Görz über Panin als den Urheber der bewaffneten Neutralität) dieses Märchen ist in letzter Zeit namentlich durch Bergbohm vertreten worden.

Man ist nun nicht berechtigt zu sagen, Bergbohm vertrete dies Märchen. Im Gegentheil, Professor Bergbohm steht völlig auf wissenschaftlichem Boden, er sagt: *) „So lange man die Frage in die plumpe Alternative: Wer ist der Urheber der bewaffneten Neutralität, Katharina oder Panin? zwingt, läßt sich keine Antwort geben, die vor allen historisch feststehenden Thatsachen Stand hielte und keinem der einander an Authentizität ziemlich ebenbürtigen Zeugnisse widerspräche. Die Gegenfäße sind nicht so unversöhnlich als es den Anschein hat.“ Er schlägt dann den zur Lösung solcher Fragen einzig richtigen Weg ein, indem er die einzelnen Entwicklungsphasen der Sache von der ersten Konzeption des Gedankens bis zum Schlußakt chronologisch genau auseinander hält. Er fragt, wie kamen gerade diese fünf Punkte in dieser Formulirung in die Deklaration? Durch die Beantwortung dieser Frage lösen sich alle Widersprüche zwischen den Thatsachen und

*) Die bewaffnete Neutralität. Berlin 1884. S. 239.

den Zeugniffen unter einander ungezwungen auf. Er zeigt uns wie durch das Zusammenwirken und Gegeneinanderwirken Panins und Katharina's die letztere dazu kam einen Effekt hervorzurufen, den sie ursprünglich gar nicht beabsichtigt hatte, aber schließlich bestens akzeptirte.

Aus der Art und Weise wie der Verfasser Bergbohm's Buch zitirt, muß man schließen, daß er es vielleicht angesehen, aber nicht durchgearbeitet hat, sonst hätte er es in sein bibliographisches Verzeichniß wohin es unbedingt gehörte, aufgenommen und das Resultat seiner Würdigung hinzugefügt, wie er das mit allen anderen gethan hat. Wir haben eben auf zwei Beispiele hingewiesen, aus denen sich schließen läßt, rechtshistorische Fragen seien dem Verfasser unbequem, da ist er nicht zu Hause. Auch hier wo es sich freilich um eine politische aber doch auch um die Entwicklungsgeschichte eines Völkerrechtssatzes handelt, vermeidet er es sich ein eigenes Urtheil zu bilden und deckt sich durch die Autorität eines Anderen. Er sagt, Prof. Th. Martens gebühre die Ehre, das Märchen auf Grund archivaler Quellen widerlegt zu haben. Prof. Martens *) hat aber nirgends neue bisher unbekannte archivalische Quellen, die die Frage erledigen, nachgewiesen. Wenn solche da wären, so wäre die Sache sehr einfach, er brauchte sie nur zu veröffentlichen und der Streit wäre erledigt. Eine Widerlegung Bergbohm's hat er auch nicht einmal versucht, sondern giebt seine Darstellung als ob sie die allein richtige sei. Schon daß er die so sorgfältig begründete gegentheilige Ansicht von vorn herein als ein Märchen bezeichnet, zeigt ihm stehe das Resultat von vorn herein fest, seine Darlegung solle den Beweis dafür liefern. Er zieht die Erörterung der Frage, die Bergbohm auf die höhere Stufe der historischen Forschung über die Entstehung der bewaffneten Neutralität gestellt hat, wieder auf die niedere Stufe des Streites über die Autorschaft der ganzen Deklaration herab — eines Streites dessen Aussichtslosigkeit Bergbohm dargethan hat. Man lese beide Darstellungen und der denkende Leser wird sich sagen, daß Bergbohm's fühle und sachliche Auffassung bis jetzt unerschüttert dasteht.

J. Engelmann.

*) Собрание трактатовъ и конвенцій, заключенныхъ Россією съ иностранными державами, т. X. с. 296 ff.

Der XII. internationale Orientalisten-Kongreß in Rom.

(3—15. Oktober 1899).

Von L. v. Schroeder.

Es dürfte wohl nicht wenigen Theilnehmern an dem internationalen Orientalisten-Kongreß in Rom ebenso ergangen sein wie dem Schreiber dieser Zeilen, — daß nämlich ihr Interesse zwischen dem Kongreß und Rom stark getheilt war. Wie hätte das auch anders sein können bei all den Vielen, welche die ewige Stadt bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal sahen, zum ersten Mal all den stummen und doch so beredten Zeugen einer unvergleichlichen Vergangenheit gegenüber standen? Es war natürlich, ja selbstverständlich, daß man jede freie Stunde dem Studium der unübersehbaren historischen und künstlerischen Schätze Roms zu widmen bestrebt war, und wem ging da nicht eine neue Welt auf in den wunderbaren Trümmern der alten?

Troßdem — ja, wir dürfen und müssen es sagen, troßdem — war der Kongreß auch in sachlicher und fachlicher Beziehung reich und interessant genug. Fördert es doch schon an sich nicht unerheblich die Interessen der Wissenschaft, wenn hervorragende Vertreter derselben in reicher Zahl sich zusammenfinden, viele persönliche Beziehungen unter ihnen zum ersten Male geknüpft, andere nach jahrelanger Unterbrechung wieder aufgefrischt, im zwanglosen Gedankenaustausch eine Menge von Fragen berührt und behandelt, eine Menge von Anregungen geboten werden. Gerade diese in den Bulletins und Verhandlungen der Kongresse nicht erscheinenden, ihrer Natur nach garnicht vollständig zu registrirenden Früchte solcher Zusammenkünfte sind bekanntermaßen oft die schönsten und werthvollsten. Und wie hätten solche hier fehlen können, wo eine so außerordentlich große Anzahl bedeutender Männer der Wissenschaft sich zusammenfanden?

Es ist zwar mehr und mehr Sitte geworden, daß auch Elemente, die mit der betreffenden Wissenschaft wenig oder gar keine Beziehungen haben, sich unseren Kongressen anschließen und an den mit ihnen verbundenen Vortheilen und Vergünstigungen

Theil nehmen. Es ergeben sich daraus Mißstände und Mißbräuche, welche den wissenschaftlichen Charakter der Kongresse zu bedrohen beginnen und ernstlich an Abhülfe denken lassen. Trotzdem aber haben die Männer der Wissenschaft doch noch das Uebergewicht, und speziell auf dem Kongreß in Rom waren sie in reicher Zahl versammelt. Ich nenne von den Engländern nur Männer wie Sir William Hunter, Sir Charles Lyall, Sir Raymond West, Reverend Ginsburg, Professor Rhys Davids, die Archäologen Indiens Dr. Burgeß und Dr. Hoernle, die Inschriftenforscher Colonel Temple und Mr. Fleet, Professor Bevan, Professor Bendall, Dr. Pinches u. a.; von den Franzosen Emile Senart, Jules Oppert, Viktor Henry, Cordier, Revillont u. a.; aus Deutschland die Professoren Ernst Kuhn, Kaupisch, Furtwängler, Bissch, Jakobi, Jolly, Leumann, Geiger, Bartholomae, Budde, Bezold, Euting, Nowack, Mery, A. Wiedemann, Seybold u. a.; aus Oesterreich-Ungarn die Professoren L. Reinisch, J. Karabacek, D. G. Müller, A. Ludwig, Goldziher, Krall, Strngowski u. a.; aus Amerika W. Jackson und Paul Haupt; aus Dänemark einen Gelehrten von dem Range Wilhelm Thomsens; aus Holland die Professoren H. Kern, Tiele und W. Plente; aus Schweden Prof. Biehl; aus der Schweiz die Professoren Naville und Kaegi; aus Rußland die Akademiker Radloff und Salemann, die Professoren von Oldenburg, Tsagarelli und Donner; endlich aus Italien selbst Uccoli, de Gubernatis, Guidi, Bullé, Schiaparelli, Cesnola u. a. Max Müller, den man erwartete, war leider durch schwere Krankheit verhindert zu kommen.

Verhältnißmäßig auffallend stark vertreten waren unter den Kongreßtheilnehmern die Rumänen, doch suchte man da vergeblich nach Namen bekannter Orientalisten, vielmehr trug diese Betheiligung einen entschieden politischen Charakter und brachte ein den Orientalisten-Kongressen durchaus fremdes, ihnen nicht wohlanstehendes Moment in die Römertage hinein. Es war eine Demonstration der Rumänen an der Trajanssäule geplant, die Niederlegung eines Kranzes der Dankbarkeit für den großen römischen Kaiser und eine Verbrüderung der Männer romanischen Blutes. Römischerweise fand dabei ein Mißverständnis statt, demzufolge die römischen Würdenträger und das Publikum zur bestimmten Stunde bei der Trajanssäule vergeblich auf das Erscheinen der Rumänen

warteten und endlich unverrichteter Sache abziehen mußten, da die Rumänen einen anderen Tag angefezt glaubten! Die Sache ging dann schließlich an diesem andern Tage richtig vor sich, doch nahmen mit Recht viele Kongreßtheilnehmer an derselben Anstoß, und thatsächlich gehörte sie garnicht dahin. Das vom Präsidium angeordnete Unterbleiben der Sektionsitzungen an dem Tage dieser Demonstration wurde mit Recht in weiten Kreisen als eine Taktlosigkeit empfunden und — wenigstens theilweise — damit beantwortet, daß die Sitzungen und Verhandlungen trotzdem abgehalten wurden. Es war das eine gesunde und berechtigte Reaktion der wissenschaftlichen Elemente des Kongresses gegen die leider von dem Präsidium begünstigten und geförderten Elemente politischen Charakters. Auch die politische Gegnerschaft der Rumänen gegenüber den Ungarn brachte einige unerquickliche Momente in den Kongreß hinein, welche demselben durchaus hätten fern bleiben sollen. Es steht mit Sicherheit zu hoffen, daß der nächste Kongreß, der ja im Jahre 1902 auf deutschem Boden, in der alten Hansestadt Hamburg stattfinden soll, einen durchaus wissenschaftlichen Charakter tragen und alle Politik von sich fern zu halten wissen wird. Auch wäre zur Vermeidung unliebsamer Digressionen in das Gebiet der Politik oder allzu intensiver Vergnügungen, die das wissenschaftliche Moment der Kongresse zu überwuchern drohen und nur unnütze Bummeler anlocken, eine prinzipielle Reformation sehr zu wünschen.

Trotzdem — so muß ich wieder sagen —, trotz der Rumänen und aller, den Kongreß zur Politik oder zum Vergnügen ausbeutenden Elemente, war der wissenschaftliche Gewinn ein durchaus respektabler. Naturgemäß konnte derselbe nicht in allen Sektionen gleich groß sein, und so habe ich auch manche Kollegen sich unzufrieden äußern hören. In der mir am nächsten liegenden Sektion für Indologie durfte man aber im Wesentlichen zufrieden sein, und in der zentralasiatischen ebenfalls. Insbesondere die große Sitzung am Mittwoch den 11. Oktober, in welcher die indologische, die zentralasiatische und die sinologische Sektion sich vereinigten um gemeinsam die neuen zentralasiatischen Funde zu verhandeln, war von hervorragendem Interesse. Es handelte sich da um die Entdeckung reicher indischer, resp. gräköbuddhistischer Kulturelemente auf zentralasiatischem Boden, wo indische Kultur mit türkischem,

chinesischem und anderem Volksthum zusammenstieß, — in Kaschgar, Khotan, Katschar, Turfan und an andern Orten. Man erinnert sich noch des Aufsehens, das vor einigen Jahren die Auffindung der alten sogen. Bomes-Manuskripte in Kaschgar verursachten. Inzwischen ist neues, reiches Material verwandter Art aus den zentralasiatischen Quellen zu Tage gekommen, dessen sich theils die Engländer von Indien her, theils die Russen bemächtigt haben. Von beiden Seiten wurden wir nun in der schönsten, sachgemähesten Weise orientirt.

Zunächst ergriff Dr. Rudolf Hoernle, der hochverdiente ehemalige Präsident der Asiatic Society of Bengal, das Wort zu einem längerem Vortrage über die von den Engländern erworbenen zentralasiatischen Alterthümer, Manuskripte und Holzdrucke, Münzen und Siegel, Terrakotten und Thonwaare, Figuren von Stein, Metall und Holz u. a. m., eine reiche Sammlung, die der Vortragende zu einem bedeutenden Theil den Fachgenossen in natura vorlegen konnte. Sodann sprach Akademiker Radloff aus Petersburg über die entsprechenden russischen Erwerbungen, insbesondere aus Turfan, unter denen eine Anzahl wichtiger Manuskripte und die in Abbildungen vorgelegten buddhistischen Malereien aus den Höhlen von Turfan besonders hervortraten. Der Bericht des Konservators Klemenzy, der die wichtigen Funde gemacht, wurde verlesen, und endlich sprach noch Dr. Girth aus München über den chinesischen Theil dieser Entdeckungen. Alles im Allem haben wir es hier mit einem wichtigen Fortschritt der indologischen wie der zentralasiatischen Wissenschaft zu thun, der als Anfang in einer ganz neuen Richtung bezeichnet werden muß und noch weiter Bedeutendes erwarten läßt.

Dem indologischen Gebiete gehörten weiter interessante Vorträge an von Deussen über die Philosophie der Upanishaden, von Bullé über historische Geographie und Kartographie von Indien (mit zahlreichen Abbildungen), von Leumann über die Brahmadatta-Sage u. a. m. Weiter aber verdient aus der Sektion für „Griechenland und den Orient“ noch ein wichtiger Vortrag von Professor Furtwängler aus München hervorgehoben zu werden, über Beziehungen der ältesten griechischen und der orientalischen Kunst. Insbesondere interessant und werthvoll war mir der zweite Theil dieses Vortrags, in welchem Furtwängler die ältesten Be-

ziehungen zwischen Indien und Griechenland besprach. Er wies speziell auf geschnittene griechische Steine hin, die im Pandschab gefunden, gegenwärtig sich im britischen Museum zu London befinden. Dieselben stammen aus dem 7. Jahrhundert vor Christo und beweisen eine so frühe Beziehung zwischen Griechenland und Indien. Sie können, wie Furtwängler hervorhob, indirekt auch als Stütze dienen für die von mir verfochtene Ansicht von der Herkunft der pythagoreischen Lehren aus Indien, welcher der Vortragende zu meiner Freude durchaus beipflichtete.

Von Bedeutung war der Kongreß ferner durch die definitive Begründung des „India Exploration Fund,“ eines von Georg Bühler und Emile Sénart schon auf den Internationalen Orientalisten-Kongreß in Paris i. J. 1897 angeregten Unternehmens. Dasselbe geht darauf aus, in allen zivilisirten Ländern auf dem Wege privater Sammlung Summen aufzubringen, die zur archäologischen Erforschung Indiens verwendet werden sollen. Die moralische Unterstützung des Unternehmens seitens der englisch-indischen Regierung ist bereits gesichert. In dem zu diesem Zwecke eingesetzten internationalen Comité sind naturgemäß die Engländer, als die Herren des Landes, stärker vertreten, aber auch die übrigen Kulturländer haben je einen Vertreter als Mitglied in diesem Comité, und diesen Repräsentanten der verschiedenen Länder fällt die Aufgabe zu, in ihrem Vaterlande lokale Komités zu begründen, welche die Sammlung in Angriff nehmen sollen. Als Vertreter Deutschlands fungirt Professor Richard Bischoff in Halle; für Oesterreich ist mir die gleiche Aufgabe zugefallen. Möge nun das für Indien sich interessirende Publikum dieser Begründung des „India Exploration Fund“ mit thätiger Sympathie entgegenkommen.

Die reichen zentralasiatischen Funde gaben ferner die Veranlassung zur Begründung eines vom Akademiker Radloff angeregten Komités für die archäologische Erforschung von Zentralasien, in welchem naturgemäß den Russen die leitende Rolle zufällt. — Das wichtige Unternehmen einer „Indischen Bibliographie“ von Professor Ernst Kuhn und Dr. E. Scherman in München fand die sympathische Unterstützung des Kongresses, und wurde auch zur Förderung dieser Sache ein besonderes Comité eingesetzt. — Die nicht minder wichtige „Encyclopédie musulmane“ wurde den

kundigen Händen des Hofraths Professor J. Karabacek anvertraut, Direktors der k. k. Hofbibliothek in Wien. — Endlich wurde auch die Begründung einer von Dr. Winternitz in Prag angeregten Sanskrit Epic Texts Society, zur speziellen Erforschung der altpepischen Literatur Indiens, von dem Kongreß beschlossen.

Doch nun vom Kongreß zurück zu Rom!

Was die ewige Stadt als solche den Kongreßbesuchern geboten, das läßt sich freilich nicht beschreiben, nur höchstens andeuten. Wohl Keiner von ihnen wird von dort geschieden sein, ohne eine Fülle der tiefsten, gewaltigsten Eindrücke empfangen und als dauernden Gewinn mit sich genommen zu haben. Ueberwältigend wirkte vor Allem der Palatin mit den mächtigen Ruinen der römischen Kaiserpaläste, den ehrwürdigen Resten des ältesten Rom (Stadtmauer, Supercal, Casa di Romolo u. A.), der reizenden Casa di Livia mit ihren bildergeschmückten Wänden, den farnesianischen Gärten und dem herrlichen Blick über die Stadt und die Campagna! Und weiter das Forum Romanum, auf dem die Ausgrabearbeit rüstig und erfolgreich fortgesetzt wird, mit den umgebenden Tempelruinen, den Triumphbögen des Septimius Severus, Titus und Konstantin, dem Kapitol, der Basilika des Konstantin und so vielem Andreem! Nah anschließend weiter das Kolosseum, jenes gewaltige Amphitheater der Flavier, bei dessen Anblick man neben der Bewunderung ein Gefühl der Freude nicht unterdrücken kann, daß die dort geübten Scheußlichkeiten ein Ende gefunden haben. Dann weiter die riesigen Ruinen der Thermen des Karakalla, die in ihrer ungeheuren Größe und Ausdehnung einen unvergleichlichen Eindruck machen und so wundervoll künstlerisch ausgestattet waren; und das Pantheon, jener machtvolle, fast völlig erhaltene römische Tempelbau, der mit dem offenen Auge in der gewaltigen Kuppel zum blauen Himmel hinauf zu blicken scheint, in seinen Mauern den Staub Raffael's und nun auch den Viktor Emanuels bergend. Weiter das Forum des Trajan mit seiner herrlichen, reliefgeschmückten Säule, das mächtige Grabmal des Hadrian (die spätere Engelsburg), das Grabmal der Caecilia Metella, die Katafomben der ältesten Christen mit unzähligen interessanten Erinnerungen, auch kunstgeschichtlich nicht ohne Bedeutung! Dann die wunderbaren Sammlungen des Vatikans, des kapitolinischen Museums, des überaus reichen und

interessanten Museo nazionale in den Thermen des Diocletian, das Museo Kircheriano u. s. w. Und dann die großartigen Bauten und Denkmäler der christlichen Zeit! Die Peterskirche mit all ihrer Herrlichkeit, die Cappella Sistina mit Michelangelos Bildern, die Stenzen des Raffael, der Lateran, St. Paolo fuori le mure, St. Maria Maggiore, St. Maria sopra Minerva mit dem auferstandenen Christus von Michelangelo, der mich zuerst diesen mir sonst zu gewaltigen Genius in seiner Größe verstehen und lieben gelehrt hat u. s. w. Dann St. Pietro in Montorio mit dem Tempietto des Bramante und dem unvergleichlichen Blick über ganz Rom! und der daran sich schließende reizende Spaziergang „Passegiata Margherita!“ Der Monte Pincio mit seiner köstlichen Vegetation, die Villa Doria Pamphili mit ihrem Pinienhain, ihren weiten Gärten, ihrem Blick auf St. Peter — und unzähliges Andere! Wer wollte sich anheischig machen, die Wunder Roms alle zu nennen und entsprechend zu schildern?

Was wohl Alle empfanden, hat der Schreiber dieser Zeilen am Schluß seines römischen Aufenthaltes in einigen Versen zusammenzufassen gesucht, die er in seiner Eigenschaft als Delegirter des österreichischen Unterrichtsministeriums auf dem großen Banquet im Hôtel de Russie als Eingang zu seinem Hoch auf die „Roma aeterna“ vortrug. Sie werden auch diese kurze Schilderung wohl am Passendsten abschließen:

Das ewge Rom that seine Thore auf,
 Um uns, die Forscher, gastlich zu empfangen!
 Von Nord und Ost und West, ein bunter Hauf!
 Und Allen ist das Herz hier aufgegangen!
 Ja, Manchem, der hierher gelenkt den Lauf,
 Erfüllte sich ein längst gehegt Verlangen,
 Den Schleier sah er seiner Sehnsucht fallen,
 Vor ihm lag Rom, mit seinen Wundern allen!

Und ob wir standen auf dem Palatin,
 Die ewge Stadt, das Forum uns zu Füßen,
 Mocht' es uns hin zum Petersdome ziehn,
 Zum Pantheon, um Raffaels Staub zu grüßen,
 Mocht' in den Thermen uns die Zeit entfliehn,
 Die ihre Größe nun verfallend büßen,

Wir mußten staunen fort und fort, wir lebten
Mit den Jahrhunderten, die hier entschwebten!

Und wie einst Rom den Erdkreis überwunden,
Mit seiner Heere, seiner Waffen Macht,
So hat es uns bewältigt und gebunden
Mit geistgen Banden, ohne blutige Schlacht,
So hat es, in den weihervollsten Stunden,
Zu ewigen Gefangnen uns gemacht!
Durch einen unsichtbaren Siegesbogen
Sind wir der Triumphatrix nachgezogen.

Und gerne wollen wir gefangen bleiben
Im Banne dieser wunderbaren Stadt,
In unsre Herzen wollen wir es schreiben,
Was sie, die lehre, uns gespendet hat;
Für sie den Zoll des Dankes einzutreiben,
Wird die Begeisterung in uns niemals matt!
Ja, Dank den Lebenden und — Dank
den Todten!
Dank, Rom, für Alles, was du uns
geboten!



Die Entzauberung.

Ein indisches Märchen, erzählt von Gregor von Glaserapp.

In einer Stadt des Südens, Namens Bicalà, herrschte ein König, welcher Randa hieß. Der Kronprinz hieß Bijanapala, der oberste Minister Bahucruta, der Guru (geistliche Lehrer) des Königs Cardananda und die Kani (Königin) hieß Bhanumati. Der König ward von der Schönheit seiner Kani so gefesselt, daß

er sich um Heil oder Unheil seines Landes nicht kümmerte; und wenn er doch einmal von seinen Rätthen umgeben im Thronsaal erschien und Audienz ertheilte, so begleitete ihn immer Bhanumati. Eines Tages sprach sein Minister zu ihm: „Großer König! Ich habe Dir einen Rath zu geben: es dürfte auffallen, daß die Rani mit Dir in die Versammlung Deiner Rätthe kommt.“ — Der König erwiderte: „Du hast Recht, Bahacruta; aber was soll ich machen, da ich nicht leben kann, ohne das Angesicht der Rani vor Augen zu haben?“ — Der Minister antwortete: „Laß auf Leinwand ein Bild von Bhanumati malen und trag es bei Dir.“ — Der König ließ einen Maler die ganze Schönheit Bhanumatis sehen und befahl ihm, sie auf Leinwand darzustellen. Der Künstler vollendete das Portrait und überreichte es dem König, der es seinem Guru Cardananda zeigte und ihn fragte, wie er es finde? — Cardananda sprach: „Das ist allerdings das Bild der Königin; aber Bhanumati hat auf der linken Hüfte ein Schönheitsmal in Gestalt eines Sesamkorns, das hier fehlt; dies ist der einzige Mangel an dem Gemälde.“ — Als der König diese Worte hörte, sprach er zu sich selbst: woher kennt Cardananda das Sesamkorn auf der Hüfte der Königin? da steckt etwas dahinter. — Also grübelnd ergrimmte der König in seinem Herzen immer mehr und sagte seinem Minister: „Laß Cardananda tödten!“ — Der Minister führte Cardananda ab und überlegte in seinem Innern: Ohne das Vergehen Cardanandas zu nennen, befiehlt mir der König, ihn umzubringen. Darum kommt es mir nicht zu, diesen edlen Mann ohne rechten Grund sterben zu lassen. Ihn tödten, hieße dem König selbst einen Schaden zufügen. — Von solchen Gedanken bewegt, brachte der Minister den Guru zu sich nach Hause, grub dort eine unterirdische Zelle aus und hielt ihn da verborgen.

Nun begab es sich, daß bald darauf ein Jogi (nackter Bettelmönch), Namens Subhadra, an dem Hause des Ministers Bahacruta vorbeikam; er trat auf die Schwelle, stellte seinen Almosentopf vor sich und stand mit gesenkten Blicken da. Die Frau des Ministers grüßte ihn ehrfurchtsvoll und legte eine Handvoll Reis in sein Gefäß. Da sprach der Jogi, sie segnend: „Mögen alle Geschöpfe von Schmerzen frei bleiben.“ Der Minister, der es hörte, erwiderte: „Ehrwürdiger Vater! wir be-

dürfen Deines Segens, denn in diesem Hause ist ein Unglücklicher.“ Darauf antwortete der Jogi: „Ich weiß es; aber wartet nur, bis der Prinz zur Jagd hinauszieht.“ Damit entfernte er sich.

Nicht lange darauf geschah es, daß der Sohn des Königs Bijayapala sich in den Wald begab, um zu jagen. Dort angekommen, sah er einen wilden Eber, begann ihn zu verfolgen, um ihn zu tödten und gerieth bald in pfadloses Dickicht. Sein Gefolge hatte sich weit und breit zerstreut, und der Königssohn, von Durst und Müdigkeit geplagt, suchte nach Wasser. Bald fand er auch einen Teich im Walde, an dem er stehen blieb, um zu trinken. Da bemerkte er einen Tiger, welcher sich von einer andern Seite demselben Orte näherte. Beim Anblick des Tigers stieg Bijayapala auf einen Baum, auf dem ein Affe saß. Dieser sagte ihm: „Fürchte Dich nicht, o Königssohn! komm herauf zu mir.“ — Auf diese Einladung des Affen, kletterte der Prinz am Baume in die Höhe.

Als es zu dämmern begann und die Nacht hereinbrach, bemerkte der Affe, daß der königliche Prinz sich vor Müdigkeit nicht mehr an den Aesten zu halten vermochte und sagte ihm: „Siehe da, Königssohn! der Tiger lauert noch am Fuße des Baumes. Schlafe Dich aus auf meinem Schooße.“ — Da legte der Prinz seinen Kopf in den Schooß des Affen und schlief ein. Als bald sprach der Tiger zum Affen: „Pfui, Affe, verschwende nicht Dein Vertrauen an ein Geschöpf vom Menschengeschlecht; er verdient es nicht. Ueberlaß mir den Sohn des Königs, indem Du ihn hinunterwirfst; denn wahrhaftig: ob ich jetzt satt werde, das hängt von Deinem Belieben ab.“ Der Affe antwortete: „Höre Tiger! Der Königssohn hat mir sein Vertrauen geschenkt, und ich werde ihn nicht umkommen lassen.“ — Nach diesen Worten des Affen verstummte der Tiger.

Nach einiger Zeit erwachte der Königssohn, und nun legte auf seine Aufforderung der Affe seinerseits den Kopf in den Schooß des Prinzen und schlief ein. Der Tiger unten ergriff wiederum das Wort und sprach zum Prinzen: „O Königssohn! Weshalb erweist Du dem Affengeschlecht Freundschaft? Sieh mir nur getrost den Affen, indem Du ihn hinunterwirfst, denn er ist mir ja zur Nahrung bestimmt. Vor mir aber brauchst Du Dich dann nicht mehr zu fürchten.“ — Der Königssohn hörte den

Tiger an und warf den Affen vom Baum hinab, um ihn dem Tiger zu überliefern. Jedoch der Affe erhaschte im Fall einen Ast, klammerte sich an ihn und blieb so mitten im Baume hängen, ohne zu Boden zu fallen. Als der Prinz das sah, war er äußerst bestürzt und verwirrt. Jedoch der Affe sprach: „Fürchte Dich nicht, o Königssohn.“

Wie die Sonne des Morgens aufging und der Tiger sich fortschlich, war der Prinz wahnsinnig geworden, irrte im Walde umher und rief fortwährend „reuf—eit—ag—lüt! reuf—eit—ag—lüt!“

Das Pferd des Prinzen war allein zur Stadt und in seinen Stall zurückgekehrt. Als der König es sah und den Prinzen nicht gewahr wurde, gerieth er in große Angst; von vielen Leuten umgeben, machte er sich auf, um den ganzen Wald zu durchsuchen; endlich fand er seinen Sohn, wie er herumirrte und heulend vor sich her wiederholte „reuf—eit—ag—lüt, reuf—eit—ag—lüt.“ — Der König führte ihn in den Palast und ließ von den Brahmanen Mantras (Zaubersprüche) über ihn hersagen und die großen Dhadis (Heilkräuter) anwenden; indeß kein Mittel half, den Prinzen herzustellen. — Endlich sagte der König: „Wenn doch mein Guru Cardananda da wäre; der würde wohl wissen, was mein Sohn mit diesen seltsamen Lauten sagen will; aber ich selbst habe ja vor sieben Wochen Cardananda umbringen lassen.“ Da sprach der Minister zu ihm: „Großer König! Ich möchte Dir einen Vorschlag machen: alle Heilmittel sind wirkungslos geblieben; Du bist in Kummer versenkt; was soll daraus werden? Laß Herolde in der ganzen Stadt ausrufen: wer dem Prinzen die Gesundheit wiederver schafft, dem werdest Du jeden Wunsch bis zur Hälfte Deines Königreichs erfüllen.“ — Der König folgte dem Rath und erließ einen solchen Aufruf in der Stadt.

Am nächsten Tage meldete sich der nackte Jogi Subhadra zur Audienz beim Könige, angebend, er könne wohl zur Heilung des Prinzen einen Rath erteilen. Der König ließ ihn eintreten und fragte: „Was weißt Du zu sagen?“ — Der Jogi antwortete: „O König! Die Hilfe ist oft näher, als man zu vermuthen mag. Dein eigener Minister Bahucruta hat in seinem Hause eine siebenjährige Tochter, die durch Jçvara's (Gottes) Gnade mit den fünf Siddhi's (Vollkommenheiten) begabt ist, sie wird den Bann, der

auf Bijanapala lastet, zu lösen wissen.“ Hierauf fragte der König, welche Proben ihrer Begabung diese Tochter des Bahucruta denn schon abgelegt habe; und der Jogi sprach: „Höre, o König! was ich Dir erzählen werde. In einem benachbarten Königreich lebte ein Kaufmann Namens Dhanapati, der zehn Millionen besaß. Er hatte vier Söhne. Vor seinem Tode rief er sie zu sich und sprach: lebt einträchtig zusammen nach meinem Tode und trennt Euch nicht. Denn wie Grashalme vereint und zusammengeflochten im Stande sind, den Regen des Himmels aufzuhalten, wenn sie jedoch einzeln stehen, von eben diesem selben Regen vernichtet werden, so vermögen auch wenig zahlreiche Personen, so lange sie einig sind, die schwersten Unternehmungen durchzuführen. Allein für den Fall, daß das Schicksal sich Eurem Zusammenleben widersetzt, habe ich in meinem Schlafzimmer vier Thonkrüge vergraben, auf deren jedem einer Eurer Namen geschrieben steht. Sucht sie auf und dann nehme jeder den Antheil, der mit seinem Namen bezeichnet ist. Als Dhanapati seinen Söhnen diese Unterweisung erteilt hatte, verließ er seinen Körper.

Einige Zeit darauf hatten die vier Brüder unter einander einen Streit; sie trennten sich und jeder grub aus dem Boden das Gefäß, das seinen Namen trug. Sie sahen nach: die Urne des ältesten enthielt Erde; die des zweiten — Schlacken, wie sie in der Schmiede abfallen; in dem Krug des dritten waren Knochen, und in dem des jüngsten — Stroh. — Da die Brüder nicht begriffen, was dieses zu bedeuten habe, wandten sie sich in ihrer Verlegenheit an verschiedene Gelehrte; doch konnte keiner den Sinn des seltsamen Testaments enträthseln. Mittlerweile hatte sich die Geschichte von den vier Krügen auch in dieser Stadt verbreitet; und die Tochter Bahucruta's, als sie davon hörte, erbot sich, den Brüdern zu helfen. Derjenige, sagte sie, dessen Krug mit Erde angefüllt ist, erbt die liegenden Gründe. Der mit den Schlacken bekommt als seinen Antheil alles von Dhanapati hinterlassene Metall: als Gold, Silber, Messing, Bronze, Kupfer, Zinn; gemünzt und ungemünzt. Demjenigen, dessen Gefäß Knochen enthält, gehören die Elephanten, Pferde, Rinder, Schafe; sowie auch die Sklaven und Sklavinnen, also Thiere und Menschen. Das Erbe dessen, der Stroh in seinem Gefäß gefunden hat, besteht in dem ganzen Reichthum an hinterlassenem Korn, als: Reis, Gerste,

Weizen, Erbsen, Sesam und Senf. — Als die Brüder diese Entscheidung vernahmen, waren sie hoch erfreut; jeder nahm seinen Antheil, dem Willen des Vaters entsprechend und lebte in Zufriedenheit.“

Nachdem der König das angehört hatte, sprach er zu dem Jogi: „Da die Weisheit der Tochter meines Ministers so groß ist, so gehe hin zu ihm und sage, daß ich mit meinem Sohne kommen werde, sie um Rath zu fragen.“

Der Jogi ging zum Minister, erzählte ihm Alles, und sie beriethen mit Cardananda, was zu thun sei. Als der König den Prinzen hinbrachte, führte der Minister ihn in ein Gemach, das er durch einen Vorhang abgetheilt hatte. Hinter dem Vorhang hatte er Cardananda versteckt; vorn dagegen war der König mit seinem Sohn und Gefolge.

Da begann Cardananda hinter dem Vorhang verborgen wie folgt, zu reden:

„Wer in des Freundes Armen hat geschlafen
Und feige seinen Freund nachher verrieth:
Wenn solchen Sünder meine Worte trafen,
Sind sie ein Pfeil, der in dem Herzen glüht.“

Sobald Cardananda die letzte Silbe dieser Strophe ausgesprochen hatte, murmelte der Prinz nur noch das Wort „Reu—feit—da“ vor sich hin, ließ aber die letzte Silbe „glüt“ weg.

Da erhob Cardananda wiederum seine Stimme und sprach:

„Des Freundes Schooß, er diente Dir zum Bette,
Als gier'gen Blicks der Tiger auf Dich sah.
Wenn Dich der Affe nicht gehalten hätte:
O Königssohn, sag an, wo wärst Du da?“

Als Bijanapala diese Strophe angehört hatte, wiederholte er unter Weglassung der Silbe „da“, nur noch „reu—feit, reu—feit.“

Cardananda aber rezitirte weiter:

„Brahmanenmord wird leichter Dir verziehen,
Als der Verrath und die Undankbarkeit:
Die lassen wandernd Deine Seele fliehen
Von Tod zu Tod, rastlos in Ewigkeit.“

Sobald das letzte Wort dieser Strophe verklungen war,

sprach der Prinz nur noch die eine Silbe „reu, — reu, — reu“ vor sich her.

Da begann Cardananda weiter zu reden:

„Und willst Du endlich bannen solche Flüche,
So wiß': Dein Herz zu schaffen rein und neu:
Das Wunder leisten keine Zaubersprüche;
Das wirkt allein die wahre, tiefe Neu.“

Sowie der Königssohn das letzte Wort dieser Strophe vernommen hatte, schwieg er still und hatte seinen Verstand wiedererlangt; von Scham bedeckt trat er vor seinen Vater hin und erzählte in großer Bekümmerniß, was sich im Walde zugefallen.

So erfuhren Alle mit Staunen die Geschichte vom Prinzen, dem Tiger und dem Affen. Und der König, höchlich verwundert, sprach zu dem vermeintlichen jungen Mädchen: „Kind, wann bist Du aus diesem Hause gekommen? Oder, falls Du das Haus nicht verlassen hast: woher weißt Du denn, was draußen im Urwalde zwischen dem Tiger, dem Affen und diesem Manne vorgefallen ist?“

Cardananda, der diese Worte hörte, sprach: „Durch Sçvara's (Gottes), des Allmächtigen Gunst ist Sarasvati (eine Gottheit des Wissens) auf der Spitze meiner Zunge; und ich habe von alle diesem ganz ebenso gut erfahren, wie von dem Sesamkorn auf der Hüfte der Königin Bhanumati.“

„Das ist der Guru Cardananda!“ rief jetzt der König aus; und den Vorhang aufhebend, brachte er sowohl wie der Prinz dem Guru ehrerbietige Huldigungen dar. Voll Freude überhäufte der König den Minister mit Lob: „Bahucruta, sagte er ihm, Du bist ein edler Mann. Dir verdanke ich es, daß mein Guru und auch mein Sohn am Leben geblieben sind.“

Dann erinnerte sich der König seines Versprechens und wandte sich an den Jogi Subhadra mit den Worten: „Jeder Wunsch bis zur Hälfte des Königreichs steht Dir frei. Da ich aber nicht in diesem Lande geboren, sondern von Westen gekommen bin und es erobert habe, so weiß ich nicht genau, worin die Lebensgrundsätze bei Euch, Ihr nackten Weisen, bestehen und auf welche Güter ihr Werth legt. Verkünde es mir also!“

Der Jogi begann:

„Wir tragen kein Gewand, weil nackt ins Leben
Der Mensch und nackt muß aus dem Leben reisen.
Wir führen Krieg nicht, weil das Gold der Erde
Nicht werth ist, roth zu färben drum das Eisen.
Die Erde ist mein Bett, und meine Decke
Der Himmel, dessen Lichtgestirne kreisen.“

Als nun der König doch wünschte, daß der Jogi sich von ihm ein Geschenk erbitten solle, fuhr der nackte Bettler fort:

„So wollest Du mir binden Tod und Alter,
Daß ich nicht sterben muß und nicht ergreifen.“
Der König sprach: „Nur das vermag ich nimmer.“
Der Jogi drauf: „O Herr, des Macht zu preisen!
Was willst Du denn mir andre Schätze bieten,
Die, wie Du siehst, mir keinen Dienst erweisen.“



G e l t a u i h t.

Kurisches Märchen.

In Kurland's Gau'n, im Rücklerwald,
Wo hell ertönt der Vöglein Chor,
Da reckt ein Eichbaum ur-uralt
Gar hoch die mächt'ge Kron' empor.
Man sagt, es haust ein lust'ger Kreis
Von fecken Waldkobolden dort,
Und wunderliche Mären weiß
Das Volk von jenem Ort.

Alle sieben Jahr, wenn der Vollmond wallt
In Johannisnacht über Meer und Land,

An die höchste Eiche im Rüklerwald
 Da pocht's mit Geisterhand:
 „Die Stund' ist da, das Fest beginnt,
 Die Nachtluft ist von Düften schwer —
 Thu auf, Waldmuhme, geschwind, geschwind,
 Und reich' mein Rößlein her!“

Die Eiche knarrt, die Eiche rauscht,
 Und dehnt den Stamm im Vollmondlicht,
 Und aus verborg'nem Spalte lauscht
 Ein tausendjäh'ges Angesicht:
 „Ha, Waldesduft! — bei meiner Seel' —
 So jung noch wie am ersten Tag!
 Ei, lust'ger Kobold Malkudehl,
 Wohin zum Festgelag?“

„Nur Roß und Hütchen stink herbei!
 Fort muß ich, fort über Berg und Thal,
 Im Ahstese bei der Inselsee
 Harrt schon das Feiermahl.“
 Die Eiche knarrt: ausstreckt sich
 'ne dürre Greisenhand und reicht
 Hervor ein Hütchen wunderbarlich
 Und eine Gerte leicht.

Frisch aufgestülpt! Und rittlings schwingt
 Er auf die Gerte sich geschwind —
 Das Rößlein bäumt, das Rößlein springt
 Und steigt empor wie Wirbelwind!
 Waldmuhme blicket vollmondwärts,
 Und lauscht dem Säuseln kühl und sacht,
 Und labt entzückt das alte Herz
 Am Duft der Sommernacht. — —

Einst lag ein träumend Sonntagskind
 Im Rüklerwald zu später Stund',
 Da — horch! es rauscht, es flüstert lind,
 Wie Wort von Geistermund.

Johannisnacht und Vollmondlicht —
 Es schwirrt, es wispert wunderbar,
 Und ein Jahrtausend' alt Gesicht
 Lugt aus dem Eichenstamm.

Der Lauscher starrt wie festgebannt
 Und Wort um Wort erfahrt sein Ohr —
 Sieh da! es reckt 'ne dürre Hand
 Mit Gert' und Hütchen sich hervor.
 Des Lauschers Herz schlug kühn gesinnt,
 So frisch, so abenteuerlich,
 Und hinter Malkudehl geschwind
 Auf's Kößlein schwang er sich.

O köstlicher Flug durch die Sommernacht,
 Wenn der Vollmond silberne Fäden spinnet,
 Wenn die Nachtviole zu Düften erwacht
 Und auf thauiger Wiese der Reigen beginnt!
 Im Laub die verspätete Nachtigall sang,
 Johanniskäferchen leuchteten rings —
 Das Kößlein bäumte, das Kößlein sprang,
 Und aufwärts, auf in die Lüfte ging's!

O duftender Mondnacht wonniger Flug,
 Wer kennt deinen Zauber? wer kostete dich?
 Dich kennt nur Titania's lustiger Zug,
 Der über die Wipfel des Ahorn strich!
 Und die Sternschnuppe kennt dich, die pfeilgeschwind
 Des Aethers Fernen im Fluge durchmaß —
 Und dich kennt das wissende Sonntagskind,
 Das hoch auf geflügeltem Kößlein saß!

Sie schwebten hin, wie ein Hauch so leicht,
 Hoch über dem träumenden Eichenhain,
 Schon sind die grünenden Hügel erreicht,
 Und Aecker, Felder und Wiesenrain.
 Da — wieder steigt das Kößlein jäh, —
 Denn in der Tiefe duftumhaucht

Blinkt dunkelblau der Uhtseefee,
In Silberlicht getaucht.

Und wo sonst busch'ge Wildniß nur
Des Eilands Höh' umschlossen hält,
Da ragt auf schilfbekränzter Flur
Jetzt schimmernd ein kristallen Zelt.
Dort harrt, den Blick empor gewandt,
Die Fei der Wogen, Seltaniht,
Die gold'ne Harfe in der Hand,
Und auf der Lipp' ein Lied.

Die Weise quoll, die Stimme schwoll —
Sie sang so süß von Nordens Pracht,
Von Nordens Frühling zaubervoll,
Von Nordens wonniger Sommernacht:
Wo noch der West in Purpur loht,
Wenn längst durch's Blau der Vollmond streicht,
Wo Abendroth und Morgenroth
Sich güld'ne Rosenfinger reicht!

O Töne, reich an Leidenschaft,
So rührend tief, so schmelzend weich — —
O Worte wundersamer Kraft,
An Gluth, Gewalt und Leben reich!
Der Nachtwind hielt den Athem an,
Der Fluth Geräusch verstummte jäh —
Es lauscht Natur in süßem Bann
Dem Lied der Inselsee. — —

Was sonst er schaute und vernahm,
Enthüllte nie des Lauschers Mund.
Die Stunden flohn, der Morgen kam
Zum fühlen Wiesengrund;
Der Frühwind weht', der Vollmond sank,
Auf rauschte hoch der Uhtseefee,
Und hin als Wasserkilie schlank
Entschwamm die Inselsee.

Und der in Seltaniht's Gezelt
 An Geistertafeln sich gelabt,
 Der zog als Spielmann in die Welt,
 Mit Sang und Saitenkunst begabt;
 Und mit ihm zog Begeisterung,
 Und mancher Wurf ihm wohl gelang — —
 Doch nahm sein Lied den höchsten Schwung,
 Wenn er von Nordens Wundern sang.

Helene v. Engelhardt.



Litterarische Streiflichter.

C. P. Ziele. Einleitung in die Religionswissenschaft. Gifford-Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Edinburg. Autorisirte deutsche Ausgabe von H. Gehrich. I. Theil. Morphologie. Gotha, Friedrich Andreas Berthes. 4 M.

Der Verfasser dieses Buches, Professor der Religionsgeschichte an der Universität Leyden, ist einer der größten Sachkundigen in der Geschichte der Religionen und nimmt durch verschiedene, früher von ihm veröffentlichte bedeutende Werke eine hervorragende Stellung auf diesem Gebiete ein. Er hat die vorliegenden Vorlesungen in Folge der Aufforderung des akademischen Senats zur Erfüllung eines Vermächtnisses des Lords Gifford 1896 an der Universität zu Edinburg gehalten. Sie sind der Form nach durchaus populär, ohne alle gelehrten Anmerkungen, beruhen aber, wie sich bei Ziele von selbst versteht, auf gründlicher und genauer Kenntniß und Durchforschung des Stoffes. Der zunächst in deutscher Uebersetzung veröffentlichte erste Theil behandelt die Morphologie der Religion, d. h. die Wandlungen und Formver-

änderungen, welche die Folge ihrer stetig fortschreitenden Entwicklung sind; der zweite, die Ontologie enthaltend, soll das Bleibende und Unveränderliche der Religion in allem Wechsel der Zeiten und Formen, kurz das, was den eigentlichen Kern, das Wesen der Religion ausmacht, darlegen. Die Vorlesungen sind in der bei den Engländern beliebten, den Gegenstand von allen Seiten betrachtenden, die Gründe und Einwendungen ruhig abwägenden, behaglich sich fortbewegenden, mitunter etwas breiten Weise gehalten, die ganz dazu angethan ist, den Laien mit allen hier in Betracht kommenden Fragen bekannt zu machen. Ziele erörtert zuerst sehr eingehend Begriff, Ziel und Methode der Religionswissenschaft, und widerlegt dabei die verschiedenen gegen diese neue Wissenschaft erhobenen Bedenken und Einwendungen; er weist die deduktive Methode als die allein richtige für die Behandlung des Gegenstandes nach. Er setzt dann weiter sorgfältig auseinander, was unter Entwicklung der Religion zu verstehen sei, nämlich Wachsthum aus einem Keime, in welchem Alles schon beschlossen liegt, was später aus ihm hervorgeht, die Entwicklung der Religion ist ihm nichts anderes, als die Entwicklung des Menschen und demnach auch der Menschheit als religiöser. Ziele betrachtet hierauf, und das bildet den Haupttheil des Buches, die verschiedenen Stufen und Richtungen der Entwicklung der Religion, zuerst die niedrigsten, dann die höchsten Naturreligionen und zuletzt die ethischen Religionen. Er sucht dann die Gesetze der Entwicklung der Religion festzustellen, ohne zu verhehlen, welche Schwierigkeiten und Bedenken sich dem entgegenstellen. Nachdem er dann sehr anziehend über die hohe Bedeutung des Individuums für die Entwicklung der Religion gehandelt, faßt Ziele im Schlußkapitel die Resultate seiner ganzen Untersuchung dahin zusammen, daß sich in der Religion ein beständiges Streben und Suchen nach Einheit wahrnehmen lasse und zugleich eine immer größere Differenzirung im Einzelnen, je höher die Entwicklung gediehen ist; das erste zeige sich in dem stets abnehmenden Partikularismus und stets zunehmenden Universalismus, das andere in den immer zahlreicher werdenden kirchlichen Gemeinschaften und Sekten grade bei den großen Weltreligionen. Ziele's Vorlesungen gewähren reiche Belehrung und tiefe Einblicke in die Entstehung und Gestaltung der verschiedenartigen Religionen. Aber wir dürfen nicht

verhehlen, daß wir zu den hier entwickelten Grundanschauungen vom Wesen der Religion in prinzipiellem Gegensatze stehen. Wer die Ueberzeugung hat, daß aller Religion ein ursprünglicher, auf göttlicher Offenbarung beruhender Monotheismus zu Grunde liegt, von dem die einfachen wie die komplizirten Naturreligionen sowie alle Formen des Polytheismus nur Entstellungen, Entartungen, Verderbnisse sind, wer überzeugt ist, daß sich diese ursprüngliche Gottesoffenbarung nur bei einem Volke, wenn auch mannigfach eingengt und verkümmert, doch im Wesentlichen rein erhalten hat, endlich daß es einer neuen unmittelbaren Offenbarung Gottes bedurft hat, um die einzig wahre Religion zur universalen der gesammten Menschheit zu machen — dem werden die hier behandelten Dinge und Fragen vielfach in ganz anderem Lichte erscheinen als es bei Tiele der Fall ist. Ihm ist die Religion doch eigentlich etwas dem Menschen Inhärentes, in und mit dem Menschengeiße sich Entwickelndes, für uns ist sie Offenbarung Gottes, für welche allerdings dem Menschengeiße die Empfänglichkeit und das Bedürfniß anerschaffen und angeboren ist. Dieser prinzipielle Gegensatz in der Auffassung des Wesens der Religion wird in dem zweiten Theile des hier besprochenen Buches wahrscheinlich noch deutlicher hervortreten. Doch hindert uns diese Differenz nicht, Tiele's eminente Sachkenntniß in vollem Maße anzuerkennen, im einzelnen vieles treffend und scharfsinnig entwickelt zu finden, und zu erklären, daß auch auf unserem Standpunkte aus dem Buche viel zu lernen sei. Die Uebersetzung ist gut und fließend, störend aber ist es uns aufgefallen, daß nicht nur die darin angeführten englischen Büchertitel, sondern auch vom Verfasser zitierte kürzere und längere Stellen aus englischen Schriftstellern unübersetzt geblieben sind. Die deutsche Uebersetzung ist doch für des Englischen nicht kundige Leser bestimmt, wer Englisch versteht, bedarf ihrer ja überhaupt nicht. Wir sehen dem zweiten Theile von Tiele's Vorlesungen mit Erwartung entgegen.

C. A. Cornelius. Historische Arbeiten vornehmlich zur Reformationszeit. Leipzig, Verlag von Dunder u. Humblot. 13 M.

Professor C. A. Cornelius in München, der Freund und Gefinnungsgenosse Voellingers, bietet, hochbetagt und von schwerer Krankheit an weiterer Arbeit verhindert, in dieser Sammlung

früher von ihm veröffentlichter Abhandlungen und Aufsätze gleichsam das wissenschaftliche Vermächtniß seiner gelehrten Thätigkeit. Der Titel des Buches, der wohl richtiger Aufsätze zur Geschichte der Reformationszeit lauten sollte, bezeichnet den Hauptinhalt desselben genügend. Die ersten Aufsätze über die münsterischen Humanisten und ihr Verhältniß zur Reformation, sowie über die Thätigkeit der niederländischen Wiedertäufer während der Belagerung Münsters 1534—1535 sind Vorarbeiten und Ergänzungen zu Cornelius historischem Hauptwerke: Geschichte des münsterischen Aufruhrs, von dem der dritte Theil, der das Wiedertäuferreich in Münster behandeln sollte, leider nicht erschienen ist. Einen wenn auch dürftigen Ersatz dafür bieten die Biographien der vier Hauptführer der münsterischen Wiedertäufer, welche Cornelius für die allgemeine deutsche Biographie geschrieben hat. Leider ist der Aufsatz über die Eroberung der Stadt Münster 1535 aus Niehls historischem Tagebuch hier nicht abgedruckt. Den Hauptinhalt des Buches bilden die Beiträge zur Geschichte Calvins, in welchen die erste Periode seiner Thätigkeit in Genf, seine Verbannung aus der Stadt 1538 und seine Rückberufung 1541, die Gründung der neuen Kirche und ihre ersten Jahre bis 1546, endlich der Prozeß Perrins, ein Beispiel der strengen Kirchenzucht Calvins, behandelt werden. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß zwei katholische Historiker in neuerer Zeit mit der Geschichte Calvins und der durch ihn theokratisch organisirten Genfer Kirche sich besonders beschäftigt haben: Fr. W. Kampfschulte und Cornelius; beiden ist es nicht vergönnt gewesen, ihre Lebensarbeit zum Abschluß zu bringen, aber beide haben für das richtige Verständniß und die unbefangene historische Würdigung der Wirksamkeit Calvins und seiner Kirchenverfassung Bedeutendes geleistet. Wenn man den Gründen nachdenkt, welche grundkatholische Historiker veranlassen konnten, sich mit der ihnen an und für sich gewiß sehr wenig sympathischen Persönlichkeit Calvins zu beschäftigen, so lassen sich deren wohl mehrere finden. Calvins radikale Kirchenreform erscheint den Katholiken als die konsequenteste Durchführung der Reformation, in Calvin liegt etwas großartig Hierarchisches; endlich bietet das Verhältniß von Kirche und Staat in Genf, wie Calvin es bestimmte, eine nicht geringe Analogie zur Herrschaft der mittelalterlichen Kirche über den Staat, wenn auch Calvins Gestaltung

dieses Verhältnisses auf grundverschiedenen Prinzipien beruht. Cornelius' gründliche und aufschlußreiche Studien lassen Vieles in der Genfer Reformationsgeschichte in ganz anderem Lichte erscheinen als bei den protestantischen Geschichtsschreibern. Seine Auffassung und Beurtheilung der Verhältnisse und der Thätigkeit Calvins, unterscheidet sich gar sehr von der verherrlichenden Schilderung Henrys oder von der sympathischen Auffassung Staehelins; die Schattenseiten Calvins und seiner Kirchenbildung werden scharf hervorgehoben. Cornelius steht dem Gegenstande kühl und ohne Sympathie gegenüber, aber er bemüht sich, ihn objektiv zu betrachten und gerecht zu beurtheilen; von Jaussens tendenziöser Geschichtsbehandlung ist er weit entfernt. Diese katholische Betrachtung und Beurtheilung der Persönlichkeit und des Wirkens Calvins enthält nicht die volle Wahrheit, aber sie muß berücksichtigt und erwogen werden, um ein vollkommen richtiges Bild des großen Reformators zu gewinnen. In einem kurzen, aber vortrefflichen Aufsätze werden die deutschen Einheitsbestrebungen im 16. Jahrhundert geschildert und ihr Mißlingen wehmüthig beklagt. Sehr zu bedauern ist es, daß Cornelius seine lehrreichen Abhandlungen über die Politik des Kurfürsten Moritz von Sachsen und über den großen Plan König Heinrichs VI. von Frankreich, eine Universalmonarchie zu gründen, den er als eine Fabel nachweist, nicht auch hier Aufnahme gefunden haben. Eine Anzahl kleinerer Artikel beschäftigt sich mit dem vatikanischen Konzil und der Proklamirung der päpstlichen Unfehlbarkeit, deren entschiedener Gegner der Verfasser von vornherein war. Den Schluß bilden Nekrologe, die Cornelius in der bayerischen Akademie verstorbenen Mitgliedern derselben gewidmet hat, leider nur eine Auswahl, während man doch gern alle hier vereinigt hätte; es sind kurze, aber scharf das Wesen der Persönlichkeiten hervorhebende Charakteristiken, fern von aller Schönfärberei, aber die wissenschaftlichen Verdienste der Verstorbenen ruhig und einsichtig würdigend, kurz wahre Muster dieser Redegattung. An sie schließt sich die schöne und gedankenvolle Gedächtnißrede auf Doellinger, die auf wenigen Blättern eine wenn auch nicht erschöpfende, so doch lebensvolle und tief eindringende Charakteristik des großen Theologen und Historikers entwirft; der Verfasser verleugnet dabei seinen altkatholischen Standpunkt keinen Augenblick. Er beginnt seine Rede

mit einem trefflichen Ueberblick über die Entwicklung der katholischen Theologie in diesem Jahrhundert, durch den die Wehmuth über die spätere Vernichtung aller früheren Hoffnungen hindurchklingt. Doellingers schroff polemische Haltung dem Protestantismus gegenüber, wie sie in manchen kleineren Schriften seiner früheren Zeit, namentlich aber in seinem großem Werke über die Reformation sich einseitig geltend macht, billigt Cornelius keineswegs; dagegen schildert er den Doellinger der späteren Zeit, den geistesfrischen und geistesfreien Historiker und Kenner aller Zeiten, mit voller Sympathie. Die Form der hier gesammelten Aufsätze entspricht ganz der charaktervollen Persönlichkeit des Verfassers, wie sie uns überall in dem Buche entgegentritt; sie ist klar, bestimmt, einfach, die Sprache manchmal gehoben, aber stets fern von jeder Phrase, kurz es ist der echte Stil der historischen Abhandlung, wie er heutzutage nur selten noch sich findet. Cornelius ist einer der würdigsten katholischen Vertreter der Wissenschaft aus älterer Zeit, dessen Charakterfestigkeit und unerschütterliche Ueberzeugungstreue mit Hochachtung erfüllen. Wenn auch der größere Theil des Buches sich zunächst an Historiker wendet, so ist er doch nicht weniger als der zweite auch für den Laien lesenswerth.

Otto Harnack. Essays und Studien zur Litteraturgeschichte. Braunschweig. Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 6 M.

Der Verfasser hat in diesem Buche seine im Verlauf der letzten 12 Jahre veröffentlichten Aufsätze zusammengestellt, einige ganz umgearbeitet, andere im Einzelnen geändert und mit Zusätzen versehen. Der größte Theil derselben bezieht sich, wie das bei Harnacks bisheriger litterarischer Thätigkeit nicht anders zu erwarten war, auf Goethe, zu dessen unbedingtesten Verehrern er gehört. Ein Theil dieser Aufsätze wendet sich mehr an die Goethephilologen und muß daher an dieser Stelle unberücksichtigt bleiben, andere dagegen, und das ist die Mehrzahl, beanspruchen ein allgemeineres Interesse. Dahin gehört vor Allem der scharfsinnige und tief eindringende Aufsatz über Goethes Pandora, ferner die inhaltreiche, sehr lesenswerthe Charakteristik von Goethes Verhältnis zu Wilhelm von Humboldt, auch die Auseinandersetzung über Heinrich Meyers Stellung zu Goethe, seine künstlerische Bedeutung und den Einfluß seiner Anschauungen auf den Dichter. Weiter ausgeführt werden die hier ausgesprochenen Gedanken in

dem Aufsatze: „Goethes Kunstanschauungen in ihrer Bedeutung für die Gegenwart“, der viel Lehrreiches und Wahres enthält, aber doch diese Kunstanschauungen zu ausschließlich als für alle Zeiten unbedingt gültig hinstellt. Vortrefflich ist der Vortrag über Goethes Verhältniß zu Shakespeare, in dem ihre Verschiedenheit und der Einfluß Shakespeares auf Goethe sehr gut entwickelt wird. Auch die Bedeutung der Goetheschen Tagebücher für die genauere Kenntniß seines Lebens und der Entstehung seiner Dichtungen und Werke wird treffend dargelegt. Die Abhandlungen über die Entstehung des Faust und die Ausführung des zweiten Theils sind auch nach allem, was darüber in neuerer Zeit geschrieben worden ist, sehr lesenswerth. Dagegen hat uns die kurze Besprechung von Victor Hegn's Gedanken über Goethe nicht befriedigt, indem uns darin weder die eigenartige Originalität des Autors, noch seine schroffe Einseitigkeit genügend hervorgehoben und charakterisirt scheint. In der Abhandlung über klassische Dichtung tritt neben vielem Treffenden und durchaus Richtigen die uns schon von früher her bekannte einseitige und höchst ungerichte Behandlung und Beurtheilung der Romantik entgegen, wie sie auch in dem polemischen Aufsatze „Klassiker und Romantiker“ zum Ausdruck kommt. Man sollte es kaum glauben, daß Gervinus' und Julian Schmidts Urtheile an Einseitigkeit und völliger Verkennung noch zu überbieten seien, und doch ist das hier der Fall: Harnack ist die Romantik die verderbliche Feindin der klassischen Litteratur, die Verderberin der Kunst. Urtheile, wie er sie über Tieck, über Brentano und selbst über Fouqué fällt, sollte man kaum für möglich halten. Den Jon und den Markos der beiden Schlegel geben wir ihm preis, aber die großen Verdienste der Brüder um die Begründung einer wirklichen Geschichte der Litteratur, um echte litterarische Kritik und um das Verständniß und die Würdigung der Dichtungen Goethes bleiben bestehen. Nur Hoelderlin wird nicht ohne Sympathie behandelt und Novalis tieffinniger Dichtergeist zwingt selbst diesem abgesagten Feinde der Romantik eine halbe Anerkennung ab. Es ist schwer verständlich, wie ein sonst einsichtiger und sachkundiger Beurtheiler eine große mächtige Geistesbewegung wie die Romantik, die nach vielen Richtungen hin das ganze geistige Leben des deutschen Volkes bestimmt hat, aus der die neue Sprachwissenschaft, die neue Ge-

sichts-betrachtung, die historische Rechtsauffassung, das Verständniß für das Volksthümliche und so vieles Andere hervorgegangen, von der alle Wissenschaften befruchtet worden sind, so gänzlich verkennen und mit so schroffer Ungerechtigkeit beurtheilen kann. Erklären läßt sich diese Erscheinung nur aus der ausschließlichen, einseitigen Bewunderung und Verehrung Goethes. Mit fast völliger Zustimmung haben wir dagegen die durchdachte und feinsinnige Abhandlung über Byrik gelesen, in der nur auch die Geringschätzung der nachgoetheschen deutschen Dichter stört. Bemerken wollen wir nur noch, daß Harnack über das Buch von G. Reuchel „Goethes Religion“ sehr anerkennend urtheilt, aber die Nichtbenutzung der neueren Litteratur über die darin behandelte Frage tadelt. Mit Uebergang einzelner kleinerer Aufsätze wollen wir noch der Auseinandersetzung des Verhältnisses von Buschkin zu Byron gedenken, das eingehend und sachkundig erörtert wird. Aber dagegen, daß Buschkin ein Charakter von mehr Gewissenhaftigkeit und Fähigkeit der Selbsterziehung als Byron gewesen, müssen wir doch Einspruch erheben. Schon der Lebensausgang beider scheint uns das Gegentheil zu beweisen: Byron starb im Kampfe für eine große und edle Sache, Buschkin fiel in einem elenden, durch Intriguen herbeigeführten Duell.

Abgesehen von der Behandlung der Romantik, können wir uns am wenigsten mit Harnacks günstiger Beurtheilung der modernen Litteratur befreunden. Schon Zola's Kriegsroman spendet er unseres Erachtens viel zu viel Lob, vollends aber seine Bewunderung Ibsens, namentlich die große Anerkennung, die er dessen Drama „Gespenster“ zollt, ist uns trotz der genauen und eindringenden Analyse derselben unbegreiflich, wir finden das Stück einfach gräßlich. Wenn Harnack sagt, Ibsen sei ein tiefer Denker, so mag das hingehen, wenn er ihn dann weiter für einen großen Künstler erklärt, so können wir das nur mit Beschränkung auf die dramatische und Bühnenwirkung seiner Dramen gelten lassen, aber ein großer Dichter ist er gewiß nicht, er ist vielmehr nur ein scharfblickender pessimistischer Psychologe. Auch Harnacks Bewunderung von Tolstoi's „Macht der Finsterniß“ begreifen wir nicht, wir finden dieses Drama entsetzlich; übrigens urtheilt der Verfasser über Tolstoi als Modeschriststeller im Ganzen richtig. Harnacks Ausführungen über Poesie und Sittlichkeit können wir

ebenfalls nur zum geringsten Theile beistimmen; den darin ausgesprochenen Satz: „Es ist der Poesie und der Kunst überhaupt an sich nichts verschlossen und versagt, und es ist nichts undarstellbar, wenn sich die darstellende Kraft dazu findet“, müssen wir durchaus beanstanden, es ließen sich genug Beispiele zur Widerlegung desselben anführen.

Befinden wir uns nach dem Gesagten oft im Widerspruch mit den Ansichten des Verfassers, so wollen wir doch zum Schluß betonen, daß das Buch immer anregend wirkt; auch wird Vieles, wogegen wir uns erklären müssen, Andern übrigens ganz nach Sinn und Geschmack sein. Die Darstellung des Verfassers ist durchsichtig und künstlerisch, der Stil durchgebildet und fein, die Sprache klar und gewählt.

Die Memoiren der Gräfin Potocka (1794—1820). Veröffentlicht von Kasimir Strzyński. Nach der sechsten französischen Auflage bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit 9 Illustrationen und dem Portrait der Verfasserin von Angelika Kaufmann. Leipzig, Verlag von Heinrich Schmidt und Carl Günther. 7 M. 50 Pf.

Diese Memoiren haben in Frankreich großen Anklang gefunden, wozu die Begeisterung der Verfasserin für Napoleon I. sicherlich nicht wenig beigetragen hat. Die Gräfin Anna Potocka war eine geborene Gräfin Tyzkiemicz, Großnichte von Stanislaus Augustus, dem letzten Könige von Polen und Nichte des napoleonischen Marschalls Joseph Poniatowski. 1802 verheirathete sie sich mit dem Grafen Alexander Potocki und nach dessen Tode mit dem Grafen Wonsowicz. Sie überlebte alle ihre Zeitgenossen, hielt sich in ihren späteren Jahren meist zu Paris auf, wo ihr Salon vielbesucht war, und starb im höchsten Greisenalter 1867; sie ist in ihrem Schloße Zator in Galizien bestattet. Eine Frau, die so lange gelebt, ihrer Herkunft nach der höchsten Gesellschaftsklasse ihres Vaterlandes angehörte und so viel mit der großen Welt in Berührung gekommen ist, hat selbstverständlich vieles gesehen, erfahren und erlebt, was des Aufzeichnens und Berichtens werth ist. Die Memoiren der Gräfin beschränken sich allerdings auf die erste, indessen an mannigfachen Eindrücken und Begebenheiten reichere Hälfte ihres Lebens und auch diese wird nicht in fortlaufendem Zusammenhang dargestellt, sondern einzelne Abschnitte daraus, kürzer oder ausführlicher, je nachdem sie das Interesse der Ver-

fasserin in Anspruch nehmen, erzählt. Die Verfasserin ist ganz Polin, sie liebt ihr Vaterland mit glühender Leidenschaft und sie ist zugleich eine enthusiastische Bewundererin Napoleons I.; dadurch bestimmt sich ihre Auffassung und Beurtheilung der Dinge. Sie ist aber zugleich eine Frau von feiner französischer Bildung und gutem Geschmack. Es sind die anmuthigsten Causerien, die sie uns in ihren Memoiren bietet, sie erzählt höchst anschaulich und lebendig, entwirft von den vielen Personen, denen sie begegnet und mit denen sie zum Theil in nähere Beziehung getreten ist, häufig nur leicht hingeworfen, oft aber auch feingezeichnete Portraits, eine Fülle von Anekdoten ist dazwischen eingestreut. Daß es dabei auch an malitiösen Bemerkungen und einiger Medisance nicht fehlt, versteht sich von selbst, das gilt namentlich von dem, was über Frau Walewska in Warschau und über die Kaiserin Marie Luise, welche der Verfasserin durchaus unsympathisch ist, erzählt wird; im Ganzen aber ist die Gräfin Potocka eine freundliche und wohlwollende Beurtheilerin der Menschen. Das Hauptinteresse nimmt in den Memoiren die Schilderung des Aufenthaltes Napoleons I., seiner Marschälle und Generale in Warschau während des Winters von 1806 auf 1807, sowie die Erzählung des Aufenthaltes der Gräfin in Paris 1810 in Anspruch. Das damalige Leben und Treiben in Warschau, die Napoleon dargebrachten Huldigungen, die begeisterten auf ihn gesetzten Hoffnungen der Polen, die vielfachen Liebesintrigen, die groteske Figur des Don Juan Murat, die Art und Weise, wie Napoleon in dem Kreise auserwählter schöner Frauen sich bewegte und dazwischen wieder die Kriegseignisse, die mit dem völligen Siege des korsischen Imperators endeten, werden uns höchst lebensvoll und mit frischer Unmittelbarkeit vorgeführt. Daß die polnische Patriotin über das Unglück des preussischen Staates triumphirt, ist begreiflich, nicht würdig aber, daß sie von der Königin Luise unglimpflich spricht. Auch die Pariser Gesellschaft, der Hof, — grade während ihres Aufenthaltes in der französischen Hauptstadt fand die Vermählung Napoleons mit Marie Luise statt, — die Kaiserin Josephine, Talleyrand, Denon und viele andere Personen, darunter auch die Herzogin Dorothea von Kurland, werden dem Leser in anschaulichen Bildern und Charakteristiken vorgeführt; höchst interessant ist unter Anderem die Schilderung eines Diners bei

Napoleon in St. Cloud. Dazwischen spielt die Herzensneigung der Gräfin zu dem Herrn Charles de Flahault hinein, von der sie sich durch rasche Abreise nach Warschau losriß. Auch was die Verfasserin über die Verhältnisse im Großherzogthum Warschau, über die Diplomaten Bignon und de Pradt sowie über den Krieg Napoleons gegen Rußland und den schrecklichen Rückzug der Franzosen, endlich über das unglückliche Ende des Fürsten Joseph Boniatowski bei Leipzig erzählt, liest man mit lebhaftem Interesse. Ferner erscheint Kaiser Alexander I. mehrfach in diesen Memoiren; die Gräfin Patocka hat den nicht leicht zu erfassenden Charakter dieses Herrschers im Wesentlichen richtig gezeichnet. Die ersten Jahre des konstitutionellen Polens und Alexander I. Verhältniß zu den Polen, des Großfürsten Konstantin Persönlichkeit und Benehmen in Warschau, endlich seine Heirath mit Johanna Grudzinska, der späteren Fürstin von Lowicz, bilden den Schluß der Aufzeichnungen. Mit der Zeitrechnung nimmt es die Gräfin Patocka wie die meisten Frauen, nicht genau; oft fehlen bestimmte Zeitangaben gänzlich, andere sind zweifellos unrichtig. Gleich am Anfang der Memoiren bemerkt die Gräfin, sie sei im Jahre 1812 durch die Lektüre der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth, der Schwester Friedrichs des Großen, zur Aufzeichnung ihrer Erinnerungen angeregt worden und fügt hinzu: „Ich war damals noch sehr jung.“ Nun war sie aber damals schon 36 oder mindestens 35 Jahre alt, was doch jedenfalls für eine Frau kein sehr jugendliches Alter mehr ist. Sie spricht weiter von sich bei der Erzählung des Aufstandes von 1794 in Warschau als von einem Kinde, das von seiner Bonne geleitet wurde; sie zählte damals jedoch mindestens schon 17 Jahre. Manches ist wohl erst sehr viel später aus der Erinnerung niedergeschrieben worden, daher erklären sich solche Irrthümer. Nicht wenige Kapitel lesen sich wie ein Roman und wenn auch das Berichtete in der Hauptsache wohl richtig und glaubwürdig ist, so ist auf die Schilderung der Einzelheiten die lebhafteste Phantasie der Erzählerin sicherlich nicht ohne Einfluß geblieben. Wie dem auch sei und wenn auch nur Weniges aus diesen Memoiren in ernste Geschichtsdarstellung übergehen wird, sie geben jedenfalls ein höchst lebendiges und wahres Bild der gesellschaftlichen Verhältnisse und Kulturzustände Polens und Frankreichs während der ersten beiden Decennien des

19. Jahrhunderts; sie gewähren eine ebenso unterhaltende als lehrreiche Lektüre. Der französische Herausgeber hat eine etwas panegyrische Charakteristik der Verfasserin der Memoiren vorausgeschickt und gute erläuternde Anmerkungen dem Texte hinzugefügt; auch der Uebersetzer hat einige beige-steuert. Die Verlags-handlung hat das Buch mit sehr guten Illustrationen versehen. Die Memoiren der Gräfin Potocka werden gewiß auch in der deutschen Bearbeitung, die durchaus befriedigend ist, viele Leser finden; sie können allen Geschichtsfreunden empfohlen werden.

Samuel Eck. David Friedrich Strauß. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 5 M. 50 Pf.

Eck hat in diesem Buche von mäßigem Umfange keine eigentliche Biographie des einst vielgenannten Mannes, sondern wesentlich eine eingehende Schilderung und genaue Darlegung seines theologischen Entwicklungsganges geliefert; das biographische Material wird nur so weit herangezogen, als es zum Verständniß seiner wissenschaftlichen Thätigkeit erforderlich ist. Der Verfasser hat für seine Darstellung besonders den unlängst veröffentlichten Briefwechsel von Strauß sorgfältig verwerthet. Der ganze Stoff wird um die drei Hauptwerke des Ludwigsburger Theologen gruppiert: „Das Leben Jesu,“ „die christliche Glaubenslehre,“ und den „alten und neuen Glauben,“ die alle drei ausführlich analysirt und in ihrer Bedeutung für Strauß' theologische Anschauung und seinen Einfluß auf die Wissenschaft gewürdigt werden. Daß Eck bei der Besprechung des Lebens Jesu nicht die erste, sondern die zweite Ausgabe benutzt hat, ist zu bedauern, da Strauß in dieser und in der dritten sich zu mancherlei Zugeständnissen und Retraktationen hat bestimmen lassen, die erst in der vierten wieder gänzlich beseitigt sind. Wir vermiffen in dem ersten Buche ein näheres Eingehen auf die noch kirchliche Jugendperiode von Strauß, wie sie namentlich in seiner zur 300-jährigen Feier der Uebergabe der Augsburgischen Konfession gehaltenen Predigt zum Ausdruck kommt. Auch die Einwirkung seiner Universitätslehrer, vor allem F. Chr. Baur, der weit früher als Strauß die Idee Hegels in sich aufgenommen und in seinen theologischen Werken zur Geltung gebracht hat, wie überhaupt der geistigen Atmosphäre, in der Strauß erwuchs, hätte genauer geschildert werden sollen,

Der geistige Zusammenhang, in dem Strauß' „Leben Jesu“ mit dem Gedankenkreise der Aufklärung, mit der Spekulation Hegels und mit der Ausbildung der biblischen Kritik steht, wird dagegen sorgfältig und eindringend entwickelt und das Werk als das Resultat eines mächtigen und weitverzweigten geistigen Processes erklärt und erwiesen. Mit etwas zurückhaltenden Urtheil legt der Verfasser auch die wesentliche Unhaltbarkeit der Resultate von Strauß' Kritik dar, schlägt aber zuletzt die wissenschaftliche Bedeutung des Buches doch viel zu hoch an. Die verhängnißvollen schweren Folgen, welche „das Leben Jesu“ für Strauß gehabt hat, werden gut entwickelt; das Werk hat ihn zu einem einsamen, unfrühen, beruflosen, innerlich immer mehr verbitterten und religionsfeindlichen Manne gemacht. Den pietistischen und kirchlich-orthodoxen Gegnern von Strauß wird E& nicht gerecht, er erwägt nicht, daß sie für das Heiligthum des Glaubens und der Kirche kämpften und in Strauß nur deren Zerstörer sehen konnten. Ist es denn wirklich auf dem Standpunkte des Verfassers nicht möglich, einem theologischen Gegner von der Bedeutung Hengstenbergs gerecht zu werden? Auch der Inhalt und die leitenden Gedanken der „christlichen Glaubenslehre“ von Strauß werden gründlich dargelegt und seine Kritik aller kirchlichen Dogmen charakterisirt. Welchen rapiden Fortschritt auf dem Wege der Negation zum Radikalismus L. Feuerbachs bezeichnet doch dieses gelehrte Werk! An des Verfassers Darstellung vermiffen wir nur ein schärferes Urtheil über die dialektische Kunst, mit der Strauß die Dogmen auflöst. Strauß' unglückliche Ehe mit Agnes Schebest, seine nach deren Trennung noch gesteigerte Verbitterung und seine zeitweilige Abkehr von der Theologie, die ihn doch nie völlig losließ, sowie die neuen Lebensziele als Biograph und Litterarhistoriker werden vorzüglich dargelegt, auch die Schwächen, welche seine berühmtesten Biographien, der Schubarts und Ulrich von Hutten's anhaften, sehr richtig hervorgehoben. Doch muß anerkannt werden, daß Strauß auf diesem Gebiete Hervorragendes geleistet und in formeller Beziehung wirkliche Kunstwerke geschaffen hat, so z. B. das Leben Frischlins. Sehr charakteristisch für Strauß religiöse Stellung ist die auch von E& hervorgehobene Thatsache, daß ihm Luther wegen seines harten Glaubens im Grunde widerwärtig und fatal war. Wie viel schwächer und geringwerthiger sein

Leben Jesu für das deutsche Volk als das gelehrte Erstlingswerk ist, legt der Verfasser einleuchtend dar. Es war Strauß noch einmal vergönnt, in seiner Antwort auf Renans Schreiben 1870 seinem Volke aus dem Herzen zu sprechen. Aber gleich nach dem Kriege veröffentlichte er sein trostloses Testament völliger Negation und rücksichtslosen Atheismus' in dem Buche „Der alte und der neue Glaube“, an dem der oft frivole Ton noch mehr abstößt, als der Inhalt mit seiner radikalen Negation aller Religion und der christlichen Moral, an deren Stelle die Kunst und der Kunstgenuß treten sollen. Welche Widersprüche des Denkens beherbergte doch dieser scharfsinnige Mann, der so entschieden alles Religiöse verwarf und verneinte, auf politischem Gebiete dagegen streng konservativ und monarchisch gefinnt war, und aus seiner Geringschätzung der Massen nicht das geringste Hehl macht! Er mußte es noch erleben, daß selbst sein ältester treuester Freund von Jugend an, Fr. Vischer, sich entschieden gegen die von Strauß proklamirte Ersetzung der Moral durch die Aesthetik erklärte, zerfiel deshalb auch mit ihm und starb, in der Erwartung von der Wirkung seines Buches enttäuscht, vereinsamt 1873 nach einem innerlich doch zerstörten Leben.

Schade, daß Eck sein Buch nicht in kleinere Abschnitte getheilt und dadurch die Uebersicht erleichtert hat; es ist jetzt, zumal da ein Register fehlt, nicht immer leicht, die Stelle, die man sucht, zu finden. Das Buch ist mit Geist, Scharfsinn und Kenntniß geschrieben, der Standpunkt freilich, den der Verfasser einnimmt, ist nicht der unsrige, es ist der der modernen Theologie, eines gemäßigten Ritschlianismus, wie er namentlich in der „Christlichen Welt“ nach verschiedenen Richtungen hin schillernd zur Erscheinung kommt. Es ist eine charakteristische Wahrnehmung, daß die liberalen Theologen am eifrigsten gegen die letzte Schrift von Strauß protestirt haben und das lebhafteste Bestreben zeigen, möglichst weit von ihm abzurücken. Auch das ist bezeichnend, daß gewisse unbequeme Streitschriften von Strauß auf liberaler Seite ignorirt oder kurz abgefertigt werden; so vor Allem sein Buch: „Die Halben und die Ganzen“, das gegen D. Schenkel und Hengstenberg gerichtet ist, ein Meisterstück schonungsloser Polemik und schneidender Dialektik, im ersten Theile geradezu vernichtend; dies Buch wird auch von Eck nur ganz beiläufig in einer An-

merkung abgethan. Ebenso verdient die Schrift „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte“, worin die Unhaltbarkeit der von Schleiermacher an den evangelischen Berichten geübten Kritik, sowie überhaupt seines der heiligen Schrift gegenüber eingenommenen Standpunktes, wenn auch häufig in durchaus nicht angemessener Form, rücksichtslos dargethan wird, eine viel größere Berücksichtigung und Beachtung, als es gewöhnlich und auch hier geschieht; das was Strauß darin angreift, sind im Prinzip eben auch die Ansichten der modernen liberalen Theologen. Die Darstellung des Verfassers ist gewandt und frisch, seinem Inhalt nach ist das Buch zu leichter und flüchtiger Lektüre nicht angethan, aber es ist sehr geeignet, über Strauß' theologische und litterarische Thätigkeit und über seine Stellung im deutschen Geistesleben zu orientiren und wird sicherlich viele Leser finden.

Gottfried Koegel. Rudolf Koegel in seinem Werden und Wirken. I. Band 1829 bis 1854 mit einem Bildniß in Lichtdruck. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 6 M.

Der preußische Oberhofprediger Rudolf Koegel hat als berühmter Kanzelredner, als einflußreicher Kirchenpolitiker, als geistlicher Berather und Vertrauensmann Kaiser Wilhelms I. eine so hervorragende Stellung eingenommen, daß er durchaus eine Biographie verdient. Diese zu schreiben hat nun sein Sohn unternommen, es liegt zunächst von dem auf drei Bände berechneten Werke der erste, die Jugendjahre umfassend, vor. Der Verfasser hat sich die Schwierigkeiten nicht verhehlt, die der objektiven Würdigung des Vaters durch den Sohn entgegenstehen, aber er hat in dem Bewußtsein, daß andererseits kein Fremder so mit dem innern Leben des Darzustellenden vertraut sein kann wie ein naher Angehöriger, sowie daß nur dieser vollen Einblick in die vertrautesten Briefe und Aufzeichnungen eines jüngst Verstorbenen haben kann, sich pietätvoll an die Aufgabe gemacht und sie in ernster Arbeit gelöst. Dem Verfasser stand ein reiches Material von Briefen, Tagebüchern und sonstigen Aufzeichnungen sowie die von Koegel noch in seinen letzten Jahren diktierten Lebenserinnerungen zur Verfügung, er läßt den Vater meist selbst sprechen; der Leser hat daher durchweg den Eindruck Koegels Selbstbekenntnisse zu vernehmen. Koegels Heimath war der östlichste Theil des preußischen Staates, die Provinz Posen, in Birnbaum, wo sein, dem Thü-

ringerlande entstammender Vater als Pfarrer wirkte, war er geboren. Der Vater war ein tieffrommer Mann und zugleich ein glühender Patriot mit lebhaftem Sinn für Poesie, die Mutter eine hochbegabte, bedeutende Frau. Von dem Familienleben in diesem echten Pfarrhause entwirft der Verfasser eine sehr ansprechende Schilderung, an die sich die Darstellung der Geistes- und Charakterentwicklung Rudolfs schließt, der frühe schon bedeutendes poetisches Talent zeigte. Nachdem er auf der lateinischen Hauptschule in Halle, wo sich frühe schon seine rednerische Begabung geltend machte und sein historischer Sinn sich entfaltete, die Gymnasialbildung empfangen, widmete er sich dem Studium der Theologie an der dortigen Universität. Hier wurde Tholuck sein Lehrer und Meister, dem er am meisten für seine innere Entwicklung verdankte, an dem er mit voller jugendlicher Begeisterung hing und den er auch später als seinen geistlichen Vater verehrte. Koegels Mittheilungen über den berühmten Theologen, seine Persönlichkeit, seine hinreißenden Predigten, sein Interesse für die studirende Jugend sind höchst interessant. Er wurde Tholucks Amanuensis und lebte als solcher einige Zeit in dessen Hause; er lernte in Folge dessen den geliebten Lehrer noch genauer kennen. Von Halle ging Koegel nach Berlin, wo er noch das Glück hatte den berühmten Kirchenhistoriker August Neander ein Semester hindurch zu hören; seine Briefe über Neanders Hinscheiden und die dadurch hervorgerufene tiefe Trauer der gesammten Studentenschaft sowie über die feierliche Bestattung des allverehrten Mannes kann man nicht ohne Bewegung lesen. In Berlin haben dann besonders der ehrwürdige Nitzsch und F. J. Stahl auf Koegel großen Einfluß ausgeübt. Auch an den politischen Ereignissen der Zeit nahm er lebhaften Antheil; obgleich streng royalistisch gesinnt, empfand er über die Erniedrigung Preußens im Jahre 1850 tiefen Schmerz. Er hat damals durch Kleist-Regow auch Otto von Bismarck kennen gelernt, über dessen rücksichtslose Kritik seiner Parteigenossen und originellen Aeußerungen er sehr Anziehendes berichtet. Nachdem er seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger genügt, unternahm er eine Reise nach Süddeutschland, die Schweiz und Italien, von deren Eindrücken seine Tagebuchaufzeichnungen mancherlei Interessantes enthalten. Nachdem Koegel das Examen in Halle bestanden, verlobte er sich mit

Marie Müller, der Tochter des berühmten hallischen Theologen Julius Müller, der nun auf Koegels theologische Anschauungen eine bedeutende Einwirkung ausgeübt hat. Aus seiner Korrespondenz mit der Braut werden schöne Briefe mitgetheilt. Er wandte sich jetzt zunächst einige Zeit der pädagogischen Thätigkeit zu und wurde Lehrer am Blochmann'schen Gymnasium in Dresden. Hier nahm er an dem damals so reichen und frischen Künstlerleben regen und warmen Antheil. Ludwig Richter, Schnorr von Karolsfeld, Ernst Rietschel und andern bedeutenden Künstlern trat er näher. Dazu kamen damals eifrig gepflegte Jugendfreundschaften mit Otto Roquette, dem Dichter und Litterarhistoriker, mit dem feurig begeisterten Adolf von Berlepsch, mit W. Herbst, dem Biographen von Claudius und Boff, und manchen andern Männern. Es war eine geistig sehr bewegte und anregende Zeit, die Koegel in Dresden verlebte. Sein inneres Leben stand daneben nicht still, der Biograph läßt uns aus den Briefen und Tagebüchern tiefe Einblicke in die religiösen Seelenzustände seines Vaters zu damaliger Zeit thun. Koegel empfand aber doch eine immer stärkere Sehnsucht nach der geistlichen Amtsthätigkeit, er bewarb sich um die Pfarrstelle zu Nakel in seiner Heimathprovinz, erhielt sie und wurde am 30. November 1854 in Posen ordinirt. Damit schließt der erste Band; Koegels Lehr- und Wanderjahre sind zu Ende.

Diese Biographie ist ein wahrhaft erquickliches Buch, eine edle, charaktervolle, für alles Hohe und Schöne begeisterte, ernst christliche Persönlichkeit von idealer Gesinnung tritt uns darin entgegen. Manche Gedichte hätten vielleicht ohne Schaden wegbleiben, mehrere Briefauszüge wohl kürzer sein können, aber da die Biographie zunächst für die Familie bestimmt ist, wird man darüber mit dem Verfasser nicht rechten und man liest alles Mitgetheilte gern, da Koegel gut schreibt. Die folgenden Bände werden zeigen, daß der Mann gehalten hat, was der Jüngling versprochen, sie werden des Interessanten viel bringen, vor Allem über Koegels Verkehr mit Kaiser Wilhelm I., von dem viele Briefe in Aussicht gestellt werden. Daher wird das Werk, wenn es vollendet, nicht nur die inhaltreiche Biographie eines hervorragenden Mannes, sondern auch ein wichtiger Beitrag zur neueren Kirchengeschichte und zur Kenntniß Kaiser Wilhelms I. sein. Koegels

Biographie ist ganz dazu angethan ein Hausbuch gebildeter Familien mit religiösem Interesse zu werden, zumal, da es der Sohn verstanden hat den umfangreichen Stoff übersichtlich und zweckmäßig zu gruppiren und soweit es möglich war selbst pietätvoll zurücktritt. Wir sehen der Fortsetzung des trefflichen Buches mit lebhafter Spannung entgegen, möge sie nicht zu lange auf sich warten lassen.

J. Heco. Erinnerungen eines Japaners. Schilderung der Entwicklung Japans vor und seit der Eröffnung bis auf die Neuzeit. Nach dessen Originalaufzeichnungen bearbeitet, übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Ernst Oppert. Stuttgart, Verlag von Strecker und Moser. 3 M. 50 Pf.

Ueber Japan ist, seit das Land sich den Fremden erschlossen hat und die europäische Kultur in Sturmeseile von der Regierung des gegenwärtigen Mikado auf das „heilige“ Inselreich übertragen worden, sehr viel geschrieben worden. Aber es waren doch nur Fremde, welche nach kürzerem oder längerem Aufenthalte ihre Eindrücke, Erlebnisse und Erfahrungen in diesem oder jenem Theile des Landes wiedergaben, meist ohne tiefer in die Zustände und Lebensverhältnisse des Volkes einzudringen und ohne der Sprache kundig zu sein. Da ist es denn von besonderem Interesse einen Eingeborenen, der, durch besondere Lebensschicksale nach dem Westen verschlagen, dort mit der europäischen Kultur völlig vertraut geworden, als amerikanischer Staatsangehöriger in sein Vaterland zurückgekehrt dort Zeuge der großen Umwandlung aller Verhältnisse geworden ist, über die Zustände seines Volkes und Staates berichten und urtheilen zu hören. Joseph Heco, 1837 in der Provinz Harima geboren, hatte von früh an Lust auf das Meer hinauszufahren und fremde Länder kennen zu lernen; er erzählt höchst anschaulich und naiv, wie er mit seinem Fahrzeuge durch den Sturm verschlagen von einem englischen Schiffe aufgenommen und mit seinen Gefährten nach Kalifornien gebracht wurde. Wie ihm das Leben auf dem Schiff und die ganze fremdartige Welt, in die er hineingerathen, erschienen, welchen wunderbaren Eindruck sie auf ihn gemacht, schildert er in der anziehendsten Weise; er konnte sich lange nicht in den Kontrast des amerikanischen und seines heimathlichen Lebens finden und viele seiner Beobachtungen und Schilderungen sind höchst ergötzlich. Er erzählt dann, wie er nach Baltimore, New-York und Washington gekommen, wie er wohl-

wollende Aufnahme und Unterkunft bei menschenfreundlichen Amerikanern gefunden, lesen und schreiben gelernt, Christ geworden und dann eine Stellung als Commis und Zollbeamter erhalten hat. Trägt der erste Theil mehr biographisch persönlichen Charakter, so werden in dem zweiten das Eingreifen der fremden Mächte seit 1862 und die Durchführung des neuen Regierungssystems, der Sturz des Shogun, die Neubegründung der weltlichen Herrschaft des Mikado und die großen innern Reformen geschildert, allerdings meist mit Anknüpfung an die persönlichen Erlebnisse des Verfassers; wir hören, wie die Macht der alten stolzen Daimios gebrochen wird und lernen die Hauptführer der Umwälzung kennen. Bis zum Jahre 1871 erzählt Heco ausführlich, von da an bis zum Jahre 1891 wird die Darstellung kürzer und aphoristischer. Das Buch ist für die Kenntniß des japanischen Lebens und die neueste Geschichte des Inselreichs von nicht geringem Interesse und zugleich gewährt es eine höchst unterhaltende Lektüre. Heco's Erinnerungen sollte Niemand, der sich mit dem zukunftsreichsten Lande Ostasiens näher bekannt machen will, ungelesen lassen. Die Uebersetzung ist gut und fließend.

J. C. Secr. Die Schweiz. Aus: Land und Leute. Monographien zur Erdkunde. Herausgegeben von A. Scobel, V. Doppelband. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing. 4 M.

Dieser letzterschienene Band des verdienstlichen Unternehmens reiht sich den bisherigen würdig an und gehört zu den vorzüglichsten der Sammlung. Nur ein einheimischer Kenner wie Heer war im Stande den überreichen Stoff so übersichtlich und zweckmäßig zu gruppiren, so sachkundig alles Wesentliche zusammenzufassen und so lebendig und anschaulich darzustellen, wie es hier geschehen ist. Der Verfasser ist begeistert für sein Land und stolz auf sein Volk, aber nicht blind für dessen Schwächen. Daß er in seiner Darstellung das kulturgeschichtliche Moment nicht außer Acht läßt und nicht selten bezeichnende Stellen aus schweizerischen Dichtern und aus Schiller anführt, erhöht ihre Lebendigkeit. Nach einer Einleitung über den Charakter der Schweizer wird zuerst eine dankwerthe geographische und dann eine geschichtliche Uebersicht geboten und hierauf die Schilderung der Landschaften und Gebirge vom Bodensee nach dem Nordwesten begonnen, dann weiter westlich zum Genfersee hinabgeführt, darnach als Kern des Ganzen

das schweizer Alpenland und die Hochalpen von Glarus und Graubünden dargestellt, dann der Urschweiz und den südlichen Voralpen eine vorzügliche Beschreibung gewidmet, weiter das vielbesuchte prächtige Berner Oberland und zuletzt das Wallis mit dem Könige der Alpen, dem Montblanc dem Leser vorgeführt. Ueberall macht der Verfasser auf die schönsten Punkte aufmerksam und giebt Hinweise auf die geologischen Verhältnisse. Ein vorzüglicher Abschnitt über Klima, Pflanzen und Thierwelt und ein sehr gedrängter inhaltreicher über die Bevölkerung, den man nur etwas ausführlicher wünschte, machen den Schluß des trefflichen Buches, dessen Benutzung durch ein sorgfältiges Register erleichtert wird. 181 durchweg sehr gute Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und eine vorzügliche Karte der Schweiz illustriren den Text in jeder nur wünschenswerthen Weise. Allen, welche die Schweiz kennenlernen wollen, kann Heer's Buch als ausgezeichnete Führer warm empfohlen werden, denen aber, die das herrliche Alpenland schon besucht haben, wird es das Gesehene und Erlebte auf's Lebendigste wieder vergegenwärtigen.

H. D.





Zwei russische Kaiserbräute.

Von Johannes v. Eckardt.

Die historische Unsterblichkeit, nach der so viele Ehrgeizige erfolglos streben, wird bisweilen Personen zu theil, welche weder der eigene Wunsch noch eigener innerer Werth, noch hervorragende Begabung dazu berechtigt, welche jedoch die launische Fortuna, ein trauriges oder tragikomisches Geschick dem Grabe des Vergessenwerdens entreißt, um ihre Namen in das Buch der Geschichte einzutragen. Häufig sind es Frauen, denen eine solche Verühmtheit wider Willen zu theil wird, die trotz der Unselbständigkeit und Rechtlosigkeit ihrer Stellung durch das romantische Element ihres auf Liebe und Ehe begründeten Geschicks geschichtliche Bedeutung erlangen. Eine solche Bedeutung malgré soi erlangten die russischen Fürstentöchter Maria Alexandrowna Menschikowa und Zekaterina Alexejewna Dolgorukowa durch ihr tragisches Geschick, das sie von der Höhe eines Kaiserthrones in's tiefste Elend hinabstürzte. Ihnen sind die nachstehenden Schilderungen gewidmet, welche, die kurze Regierung des kaiserlichen Knaben Peter II. und die beiden ihm aufgedrängten Verlobungen behandelnd, ein eigenartiges Zeitbild vorführen, das im Wesentlichen einem Aufsatze entnommen ist, den W. D. Michnewitsch 1898 im *Historitscheski Westnik* (Historischer Bote) veröffentlichte.

I.

Maria Alexandrowna Menschikowa.

Dem großen Reformator Rußlands, dem Kaiser Peter I. erging es, wie den meisten großen Herrschern vor und nach ihm, er hinterließ keinen würdigen Erben, um sein ungeheures Riesenwerk

in seinem Geiste zu Ende zu führen. Der Tod raffte ihn so plötzlich und unerwartet hin, daß er nicht Zeit fand, die Thronfolge zu ordnen; der einzige erbberichtigte Sproß seines Geschlechts war ein schwacher Knabe, der Sohn des unglücklichen, vom eigenen, weitblickenden Vater in den Tod gesandten Zarewitsch Alexei. Der einzig thronberichtigte kleine Großfürst Peter Alexejewitsch wurde jedoch einstweilen bei Seite geschoben und die Gattin des großen Kaisers, Katharina, der einstige Pflegling des Pastors Glück in Marienburg, unter Mitwirkung der Garde, des Fürsten Menschikow, des Grafen Tolstoi, Buturlin's und anderer Glieder der Partei der „Neuerer“ auf den Thron erhoben. Diese Männer der Reform, meist Emporkömmlinge, die als Handlanger dem großen Monarchen bei seiner Arbeit gedient hatten, fürchteten, daß der Sohn des alt-moskowitzsch gesinnten Zarensohnes Alexei, daß Peter II. als Minderjähriger von der reaktionären Partei der „Alten“, von den Freunden und Rächern seines Vaters beeinflusst werden könnte, um ihnen und dem Reformwerk ein grausames Ende zu bereiten, ja möglicherweise Katharina und ihre Töchter in's Kloster zu schicken.

Wurde der, namentlich Menschikow drohende Sturz durch die Thronbesteigung der Kaiserin Katharina I. abgewendet, so mußte dieser immer mächtiger emporstrebende Günstling darauf bedacht sein, auch für den Fall eines plötzlichen Todes der Kaiserin seine Stellung zu sichern, indem er auf die Person des nun einmal nicht ganz zu beseitigenden Thronerben, des späteren Kaisers Peter II. den weitgehendsten Einfluß gewann. Durch geschicktes Ausnuzen verschiedener Konjunkturen gelang es ihm, den von Ostermann erdachten, von der Kaiserin begünstigten Plan einer dynastischen Fusion zu zerstören, so daß der kaiserliche Knabe nicht der Bräutigam seiner von ihm geliebten Stieftante Elisabeth Petrowna, sondern der Verlobte einer Tochter Menschikow's werden sollte. Es gelang diesem, wunderbarer Weise die Einwilligung der Herrscherin für diesen Plan zu gewinnen, nicht so sehr „weil die sittliche Kraft Katharina's dem Verfall entgegen ging“ (wie der Historiker Solowjew behauptet), sondern durch Ausnuzung politischer Intriguen und persönlicher Leidenschaften, welche damals am Hofe eine bedeutende Rolle spielten. Unter den auswärtigen Mächten waren es namentlich das österreichische Kaiserhaus und

der König von Dänemark, die besonders lebhaft dabei interessirt waren, Peter II. resp. dessen Deszendenz den russischen Thron besteigen und bewahren zu sehen. Der Gesandte des römisch-deutschen Kaisers, des Cäsars, wie man damals in Rußland zu sagen pflegte, Graf Rabutin mußte im Interesse des österreichischen Hauses und seiner Familienpolitik daher ein Gegner der dynastischen Fusion und ein Gesinnungsgenosse Menschikow's sein, da der Kaiser durch seine Gemahlin (eine Prinzessin aus dem Hause Braunschweig) ein Onkel Peter II. war und die eventuelle Nachfolgerschaft der Töchter Peters des Großen fürchtete. Auch der dänische Gesandte Westphalen unterstützte die Pläne Menschikow's aus Furcht, daß am Ende die Nachkommenschaft des Herzogs von Holstein und Anna Petrowna's (resp. der spätere Kaiser Peter III.) den Thron des russischen Kaiserthums besteigen und Dänemark bedrohen könne.

Die beiden Gesandten verbanden sich mit Menschikow, dem der römisch-deutsche Kaiser die Würde eines Reichsfürsten und das erste erledigte Reichslehen in Aussicht stellen ließ und der in der Hoffnung, der Schwiegervater des russischen Kaisers zu werden, nunmehr ein eifriger Anhänger der Thronrechte des kleinen Großfürsten Peter Alexejewitsch geworden war.

Nach diesem kurzen Seitenblick auf die politischen Verhältnisse jener Zeit kehren wir zu unserer Heldin, der Fürstentochter Maria Alexandrowna Menschikowa zurück, einem liebreizenden jungen Mädchen, wenn man nach den vorhandenen Portraits und nach den Zeugnissen der Zeitgenossen urtheilen darf. Gleich ihrer Mutter, die als Darja Michailowna Arsenjewa, eine der schönsten Damen am Hofe Peters des Großen gewesen war, zeichnete sich Maria durch ihren entzückenden Teint, ihre blitzenden, dunkel beschatteten Augen, ihr liebliches Lächeln, ihre Anmuth und durch die Eleganz ihrer Manieren aus; was wir über ihren Charakter und über ihre treffliche Erziehung erfahren, ist nicht minder vortheilhaft als der Eindruck, den sie auf ihre Umgebung machte. Am 26. Dezember 1711 geboren, wuchs die Prinzessin inmitten des ungeheuren Luxus und der glänzenden Machtentfaltung auf, mit der ihr Vater, der einstige Pastetenverkäufer, sich als erster Würdenträger des Reichs, als Fürst Menschikow und Herzog von

Ischorst zu umgeben mußte. Ihr Elternhaus war der prunkhafteste Haushalt in Petersburg und überstrahlte in seiner märchenhaften Pracht bei Weitem den bescheidenen Hof Peters des Großen. Ihr Vater, der selbst in seiner Jugend nichts gelernt hatte und kaum zu lesen und zu schreiben verstand, ließ seinen Kindern eine vorzügliche Erziehung zu theil werden. Die besten Lehrer und Erzieher umgaben diese Kinder, welche rasch die französische, deutsche und italienische Sprache sowie die Wissenschaften erlernten, welche zu jener Zeit bei einer fürstlichen Erziehung in Betracht kamen. Wie hoch der geistvolle und charakterstarke Menschikow den Werth einer guten Erziehung schätzte, beweist die von ihm verfaßte Schrift „Lehren für meinen Sohn“, die bei aller Trockenheit des doktrinären Tones, doch eine Fülle lebenskluger Hinweise in sich birgt. Wir versagen uns, hier näher auf die Lebensweise im fürstlichen Haushalte einzugehen, wo herrliche Gärten, prächtige Orangerien, eine vollständige Menagerie, riesige Bolièren und elegante Stallungen bestanden, wo gegen tausend Diener jeden Wunsch der Herrschaft zu erfüllen bereit waren, „wo man am besten in der Residenz speiste“ — wie der Kammerjunfer Bertholz berichtet.

Nicht weniger wie diese prunkreiche und pomphaste Umgebung, mußte es das Selbstgefühl der jugendlichen Fürstentochter erregen, daß der große Kaiser und dessen Gemahlin im Hause ihres Vaters wie nahstehende Freunde aus- und eingingen, daß bei Abwesenheit der Eltern die Kinder Menschikows nebst ihren Ammen und Wärterinnen im kaiserlichen Palast unter den Augen der Kaiserin lebten. Uebrigens finden wir keinen Hinweis darauf, daß die Kinder Menschikows so hochfahrend und stolz gewesen wären wie ihr Vater, der den kaiserlichen Günstling Devier mit Prügel bedrohen ließ, weil er sich um die Hand von Menschikows Schwester bewarb und der den Antrag verächtlich zurückwies, seine jüngere Tochter mit dem Erbprinzen von Anhalt-Dessau (dem ältesten Sohne des „alten Dessauers“ und der Anna-Lise) zu vermählen, weil dessen Mutter von niedriger Herkunft und blos eine Apothekerstochter gewesen sei. Ein starkes Stück für den ehemaligen Bäckerjungen!

Die Sitten jener Zeit und die exzeptionelle Stellung ihres Vaters brachten es mit sich, daß die junge Fürstentochter bereits als zehnjähriges Mädchen in den Gesellschaften der großen Welt

erschien, auf den Bällen mittanzte, mit ihrer jugendfrischen aber unreifen Schönheit die Kavaliere entzückte und bereits zum Gegenstande ernstlicher Bewerbungen wurde. Eine bevorzugte Stellung ward hierbei dem polnischen Grafen Peter Sapieha zu theil, einem schönen und glänzenden Jüngling, der als einziger Sohn eines der reichsten und vornehmsten Magnaten, des Grafen Jan Sapieha, Wojewoden von Wobruisk, in Petersburg eine große Rolle spielte.

Dort waren die Sapiehas noch zu Lebzeiten Peters des Großen eingetroffen, um weittragende, hochfliegende Zukunftspläne zur Ausführung zu bringen. Aus politischen Gründen fanden sie am russischen Hofe die freundlichste Aufnahme. Der unbedeutende und fast stets betrunkene Graf Jan Sapieha, den Katharina zum Feldmarschall ernannte, scheint nach den Berichten auswärtiger Diplomaten (des spanischen Herzogs de Viria und des französischen Residenten Magnan) nach dem Tode August II. sich mit Hoffnungen auf die polnische Königskrone getragen zu haben. Diese ehrgeizigen Pläne ließen die Sapiehas bald warme Anhänger des Fürsten Menschikow werden, der seinerseits die Absicht hegte, durch Hilfe Jan Sapieha's und dessen Partei Herzog von Kurland und somit ein Lehensträger der Krone Polen zu werden. Unter solchen Umständen war die Vermählung des jungen Grafen Sapieha mit einer Tochter Menschikows eine beschlossene Sache, die 1721 zwischen den beiderseitigen Eltern vereinbart worden war — wie Berkholtz in seinem Tagebuch versichert, indem er berichtet: „Am 20. August 1721 fand im Beisein des Kaisers und seiner Familie ein Ball in der Gallerie des Sommergartens statt, auf dem die kleine liebliche Tochter des Fürsten Menschikow zum ersten Male ihren Verlobten, den Grafen Peter Sapieha sah, der begleitet von einer glänzenden Suite in polnischen Nationalkostümen erschien, selbst aber in französischer Hoftracht, ganz im Geschmack des Fürsten Menschikow, einen rothseidenen Rock mit grünem Futter und grünen Strümpfen trug. Uebrigens hat der junge Mann ziemlich gute Manieren, auch tanzt er ganz hübsch.“

Das Alles hat seine Richtigkeit, auch der Hinweis auf die rothe Farbe, für welche Fürst Menschikow in der That eine solche Vorliebe besaß, daß er sie bei der Kleidung, beim Schmuck seines Hauses auf Wassili-Ostrow, bei dem Pferdegeschirr und bei dem

Anstrich von Gebäuden und Equipagen in Anwendung brachte; nur in einer Beziehung ist Verholz hier nicht ganz genau: eine eigentliche Verlobung, d. h. ein Ringwechsel hatte damals noch nicht stattgefunden, sondern erfolgte erst 5 Jahre später. Dennoch galten sie als verlobt, Peter Sapieha besuchte täglich das Haus Menschikow's, machte dessen älteste Tochter den Hof, war ihr Cavalier bei Ausfahrten und anderen Vergnügungen, wie beim Tanz und unterhielt sie „mit unschuldigen Spielen“, wie sich der harmlose Bantysch-Kameniski ausdrückt. Schwerlich empfand jedoch der leichtsinnige und unbeständige Höfling eine wirklich ernstliche Zuneigung für seine kindliche Braut, gab er dieselbe doch ohne Weiteres mit kalter Berechnung auf, nachdem er der Günstling der alternden Kaiserin geworden war und eine andere Heirath vortheilhaft und durch die Umstände geboten erschien. Anders verhielt es sich mit Maria Alexandrowna, die sich von Jugend auf daran gewöhnt hatte, in Peter Sapieha ihren künftigen Gatten zu sehen, den sie mit der ganzen Innigkeit eines jungfräulichen Herzens liebte. Diese Neigung war so tief, daß sie sich selbst mit der Aussicht, einst Kaiserin von Rußland zu werden, nicht über den Verlust des Jugendgeliebten zu trösten vermochte und nur ihr Gehorsam gegen den Willen der Eltern sie schließlich dazu bewog.

Im Jahre 1725, ein Jahr nach dem Tode Peters des Großen wurde Maria Alexandrowna offiziell dem Personal der Hofdamen zugezählt und in Anlaß der Vermählung der Großfürstin Anna Petrowna mit dem Herzog von Holstein zum Hoffräulein ernannt. Die Sapiehas scheinen damals nicht in St. Petersburg gewesen zu sein, woselbst sie erst im März 1726 wieder erschienen, um die Vermählung des Grafen Peter mit der jungen Maria Alexandrowna in's Werk zu setzen. Für die letztere begannen jetzt die glücklichsten und fröhlichsten Tage des Lebens, auf welche nur zu bald schwere Jahre kummervoller Leiden und unerseßlicher Verluste folgen sollten.

Am 13. März fand mit ungeheurem Pomp am Kaiserlichen Hofe die feierliche Verlobung statt; die Kaiserin steckte selbst der jungen Braut den Verlobungsring an den Finger und ertheilte derselben ihren Segen, der Bräutigam wurde zum wirklichen Kammerherrn, sein Vater zum Feldmarschall ernannt. Die glückliche

Bräut strahlte im Glanze ihrer Schönheit, ihrer prachtvollen Brillanten und ihrer fürstlichen Toilette. Es hat sich ein Register der, im Besiz der Prinzessin Maria Alexandrowna gefundenen Kostbarkeiten erhalten, das von geradezu fabelhaftem Reichthum zeugt und beispielsweise eine Anzahl von 241 ungefaßten Brillanten erwähnt. Ohne auf die reiche Aussteuer, die werthvollen Geschenke und die langdauernden Verlobungsfestlichkeiten näher einzugehen, müssen wir die Umstände erwähnen, die jetzt bereits begannen die Zukunft unserer jungen Heldin zu bedrohen. Die 42-jährige Kaiserin war es, die selbst das Glück der eben Verlobten beneidete und plötzlich eine leidenschaftliche Neigung für den leichtsinnigen und schönen Sapielja empfand, der sich beeilte von dieser hohen Ehre Gebrauch zu machen und bald für den favoriten en titre galt. Als solcher spielte er nicht nur eine der ersten Rollen bei Hofe, sondern mußte er sich auch von dem Gedanken geschmeichelt fühlen als Gatte von Sophia Karlowna Skawronskaja, einer Nichte der Kaiserin, ein Verwandter der kaiserlichen Familie und nebenbei noch vielleicht Herzog von Kurland zu werden. Fürst Menschikow war erst außer sich vor Zorn, kam jedoch dann auf seinen bereits früher gehegten Plan zurück den Thronerben zu seinem Schwiegerohn zu machen, indem er statt seiner jüngeren, die ältere Tochter zur Gattin des künftigen Kaisers bestimmte. Um diesen Preis stimmte er dem Herzenswunsche der kränklichen Kaiserin zu, die ihrerseits die bestimmte Versicherung („l'assurance précise“ wie sich Magnan ausdrückt) abgab eine solche Combination zu gestatten. So wurde denn um die Mitte März 1727 die erste Verlobung des Grafen Sapielja aufgelöst und dieser zum erklärten Bräutigam der kaiserlichen Nichte, bei welcher Gelegenheit ihm Katharina einen werthvollen Zobelpelz, 1200 Dukaten und einen auf Riga gezogenen Wechsel im Betrage von 6000 Rubel verehrte.

Die Hochzeit sollte gefeiert werden, sobald die Kaiserin wieder gesund sein würde, es kam jedoch nicht dazu, denn Katharina verschied bereits am 6. Mai 1727.

Durch sein Heiratsprojekt umgestimmt, war Menschikow darauf bedacht, daß sein künftiger Schwiegerohn Peter II. bei der Thronfolge nicht wiederum übergangen würde. Deshalb hatte er dafür gesorgt, daß die Kaiserin in ihrem Testamente den kleinen

Großfürsten namentlich zu ihrem „Successor“ einsetzte und im § 11 bestimmte: unsere Töchter sowie die Regierungs-Administration sollen dafür Sorge tragen, „daß zwischen Sr. Liebden dem Großfürsten-Thronfolger und einer Prinzessin Menschikow eine Mariage herbeigeführet werde.“

In Erfüllung des geheiligten Willens der verstorbenen Monarchin, übernahm darauf Menschikow die Vormundschaft über den jungen Kaiser, den er in sein Haus aufnahm und stellte diesem frei, für welche seiner Töchter er sich entscheiden wolle.

Das fiel dem letzteren übrigens keineswegs leicht, da er eine entschiedene Neigung für seine jugendliche Stieftante die Zarewna Elisabeth Petrowna empfand, in Menschikow instinktiv den grausamen Feind seines unglücklichen Vaters haßte und dessen Töchter ihm mindestens sehr gleichgültig waren.

Soll doch der 12-jährige Kaiser seine zärtlich geliebte Schwester die Großfürstin Natalia Alexejewna unter Thränen angefleht haben ihre Einwilligung zu seiner Verheirathung mit einer Menschikow zu versagen „indem er niederkniete und seine goldene Uhr als Dankespende dafür anbot“ — wie Büsching berichtet. Dennoch fügte sich der kleine Zar schließlich dem Willen des rücksichtslosen Machthabers, der ihm durch eine „gewisse Dame“ zu verstehen gab, es würde ihm sonst schlecht gehen („il s'en pourrait trouver mal,“ wie es bei Lefort heißt). Weshalb sich Peter für die ältere Schwester, für Maria Alexandrowna entschied, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, vielleicht geschah es unter dem Einfluß seiner Schwester Natalia Alexejewna, daß er nun auch den Grafen Sapieha den Ex-Bräutigam seiner Verlobten an seinen Hof zog ohne Eifersucht zu empfinden, der ja sonst auch Kinder nicht fern bleiben — ein Beweis dafür, wie gleichgültig ihm die Tochter Menschikow's blieb.

Am 16. Mai fand die Bestattung Katharina I., am 24. desselben Monats die feierliche Verlobung des jungen Monarchen statt. Ueber diese berichten Augenzeugen in nachstehender Weise: „So ist denn jetzt die Prinzessin Maria Menschikow, die ehemalige Braut des Grafen Sapieha, die Verlobte des Kaisers; zum allgemeinen Erstaunen schickt sie sich an, den Kaiserthron zu besteigen — wer hätte glauben können, daß dieses so bald geschehen würde! Aber wie traurig und verzweifelt mag es in ihrem Herzen

aussehen, nachdem ihr der Vater seinen unbeugsamen Willen eröffnet hatte, sie müsse ihren Sapieha vergessen, um Kaiserin zu werden. Weder ihre Thränen, noch die flehentlichen Bitten, noch eine Erkrankung der unglücklichen Tochter vermochten diesen ehrgeizigen Machthaber zu erschüttern. Maria konnte den Kaiser nicht lieben, da sie ihr Herz einem Anderen geschenkt hatte, Peter II. aber schaute kalt auf ihre Thränen und auf ihr erzwungenes Lächeln.“

Dieser rhetorisch gefärbte Bericht Bantysch-Kamenski's entspricht wohl zweifellos den faktischen Verhältnissen, hatte doch der 12-jährige Kaiser noch wenige Tage vor seiner Verlobung im Beisein verschiedener Würdenträger geäußert: „ich möchte diesen Feldmarschall heute vernichten“, um wenige Augenblicke darauf Menschikow das Patent eines Generalissimus der russischen Armee zu überreichen.

Vermochte auch die junge Prinzessin dem eisernen Willen ihres Vaters keinen energischen Widerstand entgegen zu setzen, so verbarg sie doch keineswegs ihren tiefen Herzenskummer, so that sie doch nichts, um ihren kaiserlichen Bräutigam an sich zu fesseln — er hatte daher nicht Unrecht, wenn er sie spöttisch die „schöne Statue“ nannte. Da half es denn nichts, wenn man ihr zu redete, doch freundlicher und zuvorkommender zu sein und wenn man allerhand „delikate Mittel“ in Anwendung brachte, um eine Annäherung herbeizuführen.

Während der feierlichen Einsegnung durch den Erzbischof Theofan Prokopowitsch soll der Zar nicht ein einziges Mal seine traurig und zerstreut ausschauende Braut angeblickt haben. Bei der hierauf folgenden Gratulationskour küßten alle Anwesenden die Hände der Verlobten, der Kaiser erwiderte seinerseits dadurch, daß er die Glückwünschenden umarmte und ihnen mit eigener Hand einen Trunk Ungarwein darbot, auch dem jungen Sapieha, der an diesem Tage sich durch besondere Schmeicheleien bei Menschikow in Gunst zu setzen suchte, ward ein freundlicher Empfang zu theil.

Die Zarenbraut erhielt von jetzt ab den Titel „Ihre kaiserliche Hoheit die verlobte Braut“, ihr Name mußte gleich hinter dem des Kaisers beim Kirchengebet erwähnt werden. Sie erhielt einen Hofstaat, an dessen Spitze der Hofmeister W. Arsenjew und

die Oberhofmeisterin Warwara Arsenjewa — die Geschwister ihrer Mutter — standen. Ihre Apanage wurde auf 34,000 Rbl. jährlich fixirt, die Großfürstin Natalia Merejewna, Schwester des Kaisers und die Zäfarewna Elisabeth Petrowna, Tochter Peters des Großen, verfügten über ein Einkommen von je 32,000 Rbl.

Sofort nach der Verlobung begab sich der junge Kaiser auf die Jagd, für welche er — zum Leidwesen seines lebensklugen Erziehers, des Baron Ostermann — eine leidenschaftliche Vorliebe besaß. Menschikow versuchte alles Mögliche, um den jungen Monarchen in seiner Nähe zurückzubehalten — jedoch vergeblich, der kleine Zar zeigte eine hartnäckige Energie, wenn es galt, sich dem Einfluß des verhassten Machthabers und der Nähe seiner aufgedrängten Verlobten zu entziehen.

Natürlich fehlte es nicht an Höflingen, welche diese Abneigung zu verstärken bemüht waren; so scheint der junge Sapieha einer der ersten gewesen zu sein, welche Zweifel an der Echtheit des Testaments der Kaiserin Katharina laut werden ließen, also dasjenige Dokument als gefälscht ansahen, auf Grund dessen Menschikow der Vormund und seine Tochter die Verlobte des kleinen Zaren waren.

Die Ereignisse, welche dem Sturz Menschikow's vorhergingen, sind zu bekannt, als daß wir näher auf sie einzugehen brauchen; während der Fürst krank darniederlag, zeigte der junge Monarch immer deutlicher, wie sehr er den lästigen Vormund und dessen Familie verabscheute. Von dem Machthaber selbst wollte er weder etwas sehen noch hören, den Sohn desselben, der sein Kammerherr war, prügelte er so lange, bis dieser um Gnade bat. Menschikow reizte seinerseits durch Vorwürfe und seine hochfahrende Willkür immer auf's Neue den kaiserlichen Knaben, tadelte dessen Kälte gegen seine Verlobte und warf ihm vor, daß er zu wenig an die bevorstehende Hochzeit denke. „Ist es denn nicht genug“ — erwiderte Peter — „daß ich sie in meinem Herzen liebe, Zärtlichkeiten sind ja weiter nicht nöthig. Was meine Verheirathung betrifft, so habe ich nicht das mindeste Verlangen, vor meinem 25. Jahre zu heirathen.“

Nachdem Menschikow sich erlaubt hatte, der Schwester des kleinen Kaisers 500 Dukaten fortzunehmen, welche der letztere ihr geschenkt hatte, kam es zum Bruch. Der junge Monarch erschien

am 3. September nicht zur Einweihung der Hauskirche im fürstlichen Palais in Oranienbaum, verweigerte es, sowohl Menschikow wie dessen Familie zu empfangen und ließ ihm durch einen Abgesandten des Obersten Geheimen Raths, den General-Lieutenant Saltykoff mittheilen, er sei aller seiner Aemter entsetzt und habe Hausarrest. Alle Versuche der Gemahlin und der Tochter des Fürsten, den kleinen Kaiser um Gnade anzuflehen, blieben erfolglos. Am 9. September wurde ein Ukas veröffentlicht, nach welchem Menschikow unter Verlust aller Aemter und Würden, Orden u. als Gefangener auf seine Güter verbannt werden sollte. Der „verlobten Braut“ wurde erst die Benützung der Hofequipagen und der Hofbedienten entzogen, dann verfügt, daß ihr Name nicht mehr in den Kirchengebeten genannt werden sollte, hierauf das Recht auf ihren Jahrgeloh abgesprachen und endlich der Befehl erteilt, ihren Vater in die Verbannung zu begleiten — während die kaiserliche Kanzlei mit einem sonderbaren Anachronismus noch fortfuhr, die unglückliche Maria Alexandrowna „Hoheit“ zu tituliren.

In unglaublicher Verblendung erachtete es der so rasch gestürzte Machthaber für passend, am 11. September, von unsinniger Pracht umgeben, seine Abreise in die Verbannung in Szene zu setzen und hierdurch seine zahlreichen Gegner auf's Neue zu reizen. Der Zug bestand aus fünf prachtvollen, vergoldeten Kutschen, die mit je sechs Pferden bespannt waren und die Glieder der fürstlichen Familie aufnahmen, dann kamen 16 Kaleschen, 11 Packwagen mit der Dienerschaft und einer großen Anzahl kostbaren Hausgeräths, endlich die Leibwache des Fürsten, den 127 Diener in die Verbannung begleiteten. Diese demonstrative Prachtentfaltung verfehlte nicht, in St. Petersburg ungeheures Aufsehen zu machen und eine Reihe neuer schwerer Verfolgungen, harter Entbehrungen und grausamer Strafen nach sich zu ziehen, unter denen namentlich auch die Anfangs rücksichtsvoll behandelte Maria Alexandrowna zu leiden hatte. Diese blieb nur kurze Zeit von einigen Personen ihres Hofstaates umgeben, von denen einer nach dem anderen sie verließen, nachdem ihr eigener Onkel, der Hofmeister Arsenjew das Beispiel dazu gegeben hatte. Am 14. Oktober ereilte die Verbannten der nachgesandte Kapitän Schuscherin, um den Kindern Menschikow's ihre Orden, namentlich Maria

Alexandrowna den Stern des Katharinenordens und den kaiserlichen Verlobungsring abzufordern, ferner um die Tante und Oberhofmeisterin Maria Alexandrowna's, Warwara Michailowna Arsenjewa zu verhaften und in's Alexandrowsche Nonnenkloster zu bringen. Von hier aus scheint diese hochfahrende und intrigante Dame, die nicht mit Unrecht der „böse Genius“ der fürstlichen Familie genannt wurde, verschiedene Intriguen, ja vielleicht eine Art Verschwörung zu Gunsten Menschikow's angezettelt zu haben, dessen Geschicke eine immer tragischere Wendung nahmen. Erst wurden er und seine Kinder auf dem Landgute Ranenburg bei Moskau ihrer ungeheuren Schätze an goldenen Kostbarkeiten, Edelsteinen und Prachtgewändern beraubt und in strenger Haft gehalten, so daß vor ihren Schlafzimmern Wachtposten standen, dann am 8. April Menschikow und seine Familie auf Allerhöchsten Befehl in die entlegensten Einöden Sibiriens nach Beresow verbannt, wohin der Lieutenant Krjukowski nebst einem Kommando Soldaten sie unter strengster Bewachung zu geleiten hatte. Als Anlaß zu dieser Verschärfung der Strafe des „ehemaligen“ Fürsten Menschikow wird erwähnt, daß in Moskau, wohin sich der Hof zur Krönung Peter II. begeben hatte, Briefe aufrührerischen Inhalts gefunden worden waren, die von Warwara Michailowna Arsenjewa herrühren mochten, da diese nunmehr in ein entlegenes Kloster deportirt wurde, wo sie als Nonne unter Aufsicht eines Unteroffiziers zu leben hatte.

Die Leiden der unglücklichen Familie nahmen von jetzt ab schreckenerregende Dimensionen an: sie wurden in 3 Kibitken nach Sibirien abgeführt, an deren Seiten Soldaten marschirten. In dem ersten dieser von Matten (Nagoschen) bedeckten Schlitten saß der franke Fürst, der durch Blutspeien sehr geschwächt war, und seine Gemahlin, die in Folge ihres Kammers und der vielen vergossenen Thränen erblindet war. Im zweiten Schlitten saß ihr Sohn, im dritten hatten die beiden Töchter Platz gefunden. Unlängst noch die verlobte Braut eines Kaisers, eine vielbeneidete Prinzessin, der Mittelpunkt eines glänzenden Hofstaates, die Gebieterin vornehmer Kavaliere und reichgekleideter Damen, die Herrin einer zahllosen Dienerschaft, mußte Maria Alexandrowna, die nie anders als in vergoldeten Kutschen auf der Straße erschienen war, sich jetzt in einem rohen Holzschlitten schütteln lassen,

nur nothdürftig gegen die eifige Witterung geschützt, umgeben von rohen Soldaten, die sich als ihre Vorgesetzten gebärdeten.

Welche hochtragische Schicksalsfügung! Welch' ein unerhört schroffer Wechsel — um so tragischer, als das unglückliche Opfer dieser gräßlichen Ereignisse von Anfang bis zu Ende des Dramas unfreiwillig ihre passive, leiderfüllte Rolle hatte spielen müssen: als leidendes, geduldiges, wortloses Opfer, als blasser historischer Schatten erscheint die schuldlose Fürstentochter inmitten ihrer wechselvollen Lebensgeschichte. Nie zeigt sie eigenen Willen, niemals offenbart sie irgend welche ausgesprochenen Charakterzüge — sie gehört offenbar zu jenen sanften, stillen und einfachen weiblichen Naturen, die nur zu lieben und zu leiden verstehen, die für ein ruhiges Familienleben, für die Leiden und Freuden des häuslichen Herdes geschaffen sind. Aus diesem Grunde erwähnen vermuthlich ihre Zeitgenossen in ihren Memoiren Maria Alexandrowna's nur flüchtig und vorübergehend: ihr trauriges Geschick wird durch das ungeheure Drama erdrückt, dessen Held ihr Vater war — ihr persönliches Geschick bestand ja eigentlich nur darin, als Opfer väterlicher Willkür widerstandslos unterzugehen, gemeinsam mit dem Vater, der sie und sich zu Grunde gerichtet hatte — auch dies ist eine Art Heroismus von rührender Tragik.

Unterdessen ermüdeten die Feinde Menschikow's noch immer nicht ihn durch weitere erbarmungslose Verfolgungen zu quälen. Acht Werst hinter Kanenburg wurde die unglückliche Familie von dem mitleidslosen Kapitän Melgunow eingeholt, der Befehl hatte den Verbannten alles „Ueberflüssige“ fortzunehmen. Sie mußten auf offenem Felde aussteigen, während die Soldaten Alles, was sich in den Schlitten befand, auf die Landstraße warfen. Menschikow selbst durfte nur das behalten, was er auf dem Leibe trug, nicht einmal ein zweites Hemd wurde ihm zugestanden. Seine Gemahlin, die unglückliche kranke und blinde Leidensträgerin, mußte ihren Zobelpelz abgeben und durfte nur eine Jacke mit Fuchsfell behalten, die Töchter mußten Alles herausgeben, was sie an Jacken, Mützen, Röcken und Strümpfen mitgenommen hatten, um sich vor der Kälte Sibiriens zu schützen; auch alles Garn, Seidenfäden, Bänder und verschiedene Vorräthe für weibliche Handarbeiten konfiszirte der rücksichtslose Kapitän. Maria Alexandrowna behielt einen grünen Taffet-Rock, einen schwarzen Ueber-

rock, ein weißes Korsett, ein weißes Häubchen, was sie sonst auf dem Körper trug und einen Pelz mit grünem Ueberzug. Mehnlich ging es auch ihrer Schwester, am Schlimmsten aber dem Sohne Menschikow's, dem Alles fortgenommen wurde, sogar ein Taschenkamm und ein Beutel mit Kupfermünze. Die zweite Hälfte ihrer trostlosen Reise in die Verbannung legten die Verschickten in Barken zurück, welche die Kama hinab fuhren. Am 10. Mai verschied unweit der Stadt Kasan die von Kummer, Krankheit und Entbehrungen zu Tode gequälte Fürstin, umgeben von ihrer Familie. Dieser Todesfall scheint sogar auf die, Menschikow feindlich gesinnten Machthaber Eindruck gemacht zu haben; sie befehlen dem Wittwer die Tischgelder für die Verstorbene auf ein Jahr voraus auszusahlen (jedes Glied der Familie sollte während der Reise 1 Rubel täglich, die gesammte Dienerschaft zusammen gleichfalls 1 Rbl. täglich erhalten), auch wurde es gestattet, daß die Verbannten der Bestattung der verstorbenen Frau und Mutter beiwohnten. Dann mußten sie ihre Reise fortsetzen bis sie am 15. Juli unweit Tobolsk, wo eine bedeutende Volksmenge den gestürzten Regenten erwartete, ausgeschifft wurden. Als der Pöbel die Ankommenden mit Schimpfreden und Steinwürfen begrüßte, rief der alte Fürst mit lauter Stimme: „Werft nach mir! Laß eure Rache mich treffen, laßt aber meine armen, unschuldigen Kinder in Ruhe!“ Bei dieser Gelegenheit, wie überhaupt nach seinem Sturze und während seiner ganzen langen Leidensgeschichte bewies Menschikow eine Stärke des Charakters, eine Würde und Ruhe, die geradezu imposant ist und dem Freunde und Liebling Peters des Großen einen Ehrenplatz in der Geschichte seines Volkes sichert.

Sein Geschick aber blieb ein entsetzlich hartes und entbehrt jeden versöhnlichen Abschlusses. Nach kurzem Aufenthalt in Tobolsk, wo ihn der dortige Gouverneur, sein alter Feind Fürst Dolgorukow menschlich behandelte, traf er am 17. Juli in Beresow ein, begleitet von dem Kapitän der sibirischen Wache Miklaschewski, zwei Sergeanten und zwanzig Soldaten. Beresow war ein fürchterlicher Aufenthaltsort am Ende der Welt, eine kleine Ansiedlung inmitten undurchdringlicher, stets gefrorener Sümpfe, wo das Klima ein mörderliches ist, die Nacht ein halbes Jahr währt, die Fröste des endlosen Winters 40—50 Grad R°. Kälte betragen. Der

Name Beresow genügt, um selbst verhärteten Sträflingen Entsetzen einzusflößen.

Hier mußte die zarte, im größten Luxus und Reichthum aufgewachsene Fürstentochter ihr junges Leben weiter fristen, in Beresow, wo es weder eine Abwechslung, noch Vergnügen, noch Comfort für die streng bewachte, schuldlöse Gefangene gab. In muthigem, geduldigen Ertragen aller dieser endlosen Leiden und Prüfungen ging Menschikow seinen Kindern mit einem erhabenen Beispiel voran. Er war ein stiller Mann geworden, der die Nichtigkeit aller irdischen Größe an sich selbst erfahren hatte, er ertrug mit ruhiger, fester Würde sein Elend und widmete den Rest seiner Tage der Fürsorge für seine Kinder, Werken der Wohlthätigkeit und dem Gebet. Aus den Ersparnissen von der kümmerlichen Regierungsunterstützung, die ihm gewährt wurde, erbaute er eine Kirche, nach dem Vorbilde seines großen Monarchen mit eigener Hand die Art und die Gasse führend. Nach Vollendung des einfachen Holzbaues aber betheiligte er sich an den Gottesdiensten als Kirchendiener und Küster.

In dem engen hölzernen Blockhause zu Beresow flossen im strengsten Gewahrsam die monotonen, freudlosen Tage des Gefängnißlebens langsam dahin. Maria Alexandrowna und ihre Schwester verließen das Haus nur, um in die Kirche zu gehen. Abends lasen sie dem Vater aus frommen Büchern vor oder schrieben nach seinem Diktat seine Memoiren nieder, die leider verloren gegangen sind. Die übrige Zeit verbrachten die jungen Mädchen über Handarbeiten, in denen sie wahre Meisterinnen geworden waren. In der Auferstehungskirche zu Beresow werden jetzt noch Priestergewänder aus Goldbrokat aufbewahrt mit Andreaskreuzen und Sternen, die der Sage nach die Prinzessinnen Menschikow aufgenäht haben. — Die schmerzlichen Verluste und Leiden, die schrecklichen Entbehrungen und das entseßliche Klima von Beresow untergruben rasch die Gesundheit der zarten, verwöhnten Fürstentochter. Am 12. November 1729 d. h. nach einem Jahre und vier Monaten starb ihr Vater und am 26. Dezember desselben Jahres an ihrem 19. Geburtstage, die unglückliche Maria Alexandrowna. Sie starb, wie sich der Historiker Bantysch-Ramenski ausdrückt, „nicht so sehr an den Blattern“, als aus Kummer. Eine rührende Szene an ihrem Todtenbette, auf dem

sie zum Vater gesagt haben soll: „Ich fürchte nicht den Tod, ich wünsche sogar recht bald aus diesem in ein anderes Leben überzugehen“ — ist ebenso wenig auf Wahrheit begründet, wie eine sonderbare Sage, welche noch im Munde der Bewohner von Beresow lebt und nach welcher ein junger Fürst Fedor Dolgorukow der schuldlos verstoßenen Kaiserbraut in die Verbannung gefolgt sein soll, sie dort heirathete und solange in glücklicher Ehe mit ihr lebte, bis sie bei der Geburt von Zwillingen starb und gemeinsam mit ihren beiden Kindern in Beresow bestattet wurde.

Diese beiden, in der Tradition bewahrten Mythen sind, wie bereits erwähnt, historisch vollständig unbegründet. Fürst Menschikow starb vor seiner Tochter und diese hat in Beresow kein Glück der Liebe und der Ehe gefunden, ein Fürst Fedor Dolgorukow hat aber um jene Zeit überhaupt nicht gelebt. Die romantische Liebesgeschichte beruht offenbar auf einer Verwechslung der Geschichte Menschikow's mit denen der Familie Dolgorukow, welche späterhin gleichfalls in die Verbannung nach Beresow wanderte. Das trostlose Leben Maria Alexandrowna's erlosch also in den schrecklichen Einöden Sibiriens, ohne daß ein Schimmer kurzen Liebesglücks ihre letzten Tage erhellt hätte.

Als die Nachricht vom Tode Menschikow's in Moskau eintraf, scheinen seine nunmehr aller ferneren Befürchtungen enthobenen Feinde Mitgefühl mit den Leiden der hinterlassenen Kinder gefühlt zu haben. Da vermuthlich auch der junge Kaiser von den unverdienten Leiden seiner ehemaligen Verlobten Kunde erhielt, ist es begreiflich, daß er, zehn Tage vor seinem eigenen plötzlichen Tode, durch Ostermann dem Hohen Geheimen Rath den Befehl zugehen ließ, die Kinder Menschikow's aus der Verbannung zu entlassen, ihnen zu gestatten auf dem Landgute ihres Oheims Arsenjew zu wohnen und ihnen 100 Bauerhöfe aus den Menschikow'schem Gütern im Gouvernement Nischni Nowgorod zuzuweisen, den Sohn aber bei einem Regiment anzuschreiben und ihn einem tüchtigen Offizier zur Erziehung zu übergeben. Diese Entscheidung wurde am 9. Januar 1730 gefaßt, aber erst ein Jahr später zur Ausführung gebracht, als Maria Alexandrowna längst nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Ihr obenerwähnter Biograph Bantysch = Kamenski versichert, daß 1824, als er in Beresow Nachgrabungen anstellen ließ, die

ihm große dienstliche Unannehmlichkeiten bereiteten, die Stelle, „wo die Uerreste der unschuldig Verbannten“ bestattet sind, noch mit einem Holzgitter umgeben war — es fragt sich jedoch, ob diese Mittheilung mehr Glauben verdient, als seine Nachricht von der späteren Ausgrabung eines Skeletts mit Gerippen von zwei Kindern, welche er als die sterblichen Ueberreste Maria Alexan-
drowna's und ihrer beiden Zwillinge ansieht.



Graf Waldemar und Prinzessin Irene.

Eine politische Heirathsgeschichte des 17. Jahrhunderts.

Nachdem Michael Fedorowitsch Romanow als erster seines Geschlechts den Zaren- und Großfürstenthron von Moskau bestiegen hatte, gingen seine Absichten dahin, seine Dynastie durch verwandtschaftliche Beziehungen mit alten europäischen Fürstenhäusern nach Außen zu festigen. Er bewarb sich daher wiederholt um die Hand ausländischer Prinzessinnen und vermählte sich erst mit einer Unterthanin, der schönen Bojarentochter Eudoria Lufjanowa Streschnjew, nachdem seine Werbungen mißglückt waren. Zuerst fiel seine Wahl auf Dorothea Augusta, Tochter Herzogs Johann Adolf von Schleswig-Holstein und Nichte König Christians IV von Dänemark, dann versuchte er durch Vermittelung König Gustav Adolfs von Schweden die Hand der Prinzessin Katharina von Brandenburg zu erlangen. Beide Male erhielt er eine höfliche Absage, weil sein Antrag mit der Forderung des Uebertritts der Ueworbenen zur griechisch-orthodoxen Kirche verbunden war. Daß Gustav Adolf unter solchen Umständen einen schlechten Freiwerber abgeben würde, lag auf der Hand.

Die Ehe des Zaren war mit 11 Kindern gesegnet, von denen 7 jung starben. Ein Sohn, der Zarewitsch Alexei, und

3 Töchter, alle hübsch von Angesicht, blieben ihm übrig. Als die älteste von ihnen, Irina, geb. 22. April 1627, sich dem Alter der Mannbarkeit näherte, erwachte im Vater wieder der Wunsch, sein Haus mit altfürstlichen Geschlechtern zu verbinden. Seine Wahl fiel dabei wieder auf das dänische Königshaus, zu dessen Haupte, König Christian IV er in guten Beziehungen stand. Er hatte von einem Sohne desselben, Prinz Waldemar, erfahren, der dem Alter nach zu seiner Tochter paßte, und ließ durch einen in Moskau wohnhaften dänischen Handelsfaktor, Peter Marselius vorläufige Auskünfte über den Prinzen einziehen. Diese mußten ihn befriedigt haben, denn im Dezember 1640 sandte der Zar einen Kopenhagener, den Dolmetscher Joh. Boeder van Delben in die dänische Residenz, angeblich um in handelspolitischen Angelegenheiten zu verhandeln, in der That aber um ganz im Geheimen genaue Auskünfte über die Person Waldemars einzuziehen, denselben selbst sich anzusehen und sein Portrait zu beschaffen, wobei auch nöthigen Falls Geschenke nicht gespart werden sollten. Der Gesandte kehrte auch mit einem Portrait des Prinzen und einer Beschreibung desselben zurück, die an Genauigkeit die gewöhnlichen Paßsignalements allerdings übertraf. Denn nicht nur erfuhr man aus derselben, daß Waldemar ein Alter von 20 Jahren, braune Haare, graue Augen, einen feinen nicht kleinen Wuchs habe, sondern daß er auch von hübschem Angesicht, gesund und klug, auch in Kriegssachen erfahren sei und das Lateinische, Französische, Italienische und Hochdeutsche beherrsche. Etwas fehlte nur in dieser Beschreibung, nämlich daß er auch ein recht schneidiger Mann und von jähzornigem Temperament war.

In einer Beziehung hatte der Gesandte indessen seinen Auftrag nicht ganz erfüllt, was nämlich die völlige Geheimhaltung desselben anlangte. Man merkte am dänischen Hofe, daß Waldemar die eigentliche Ursache der Gesandtschaft gewesen, nur war man sich darüber nicht klar, ob der Zar ihn als Kriegs- oder als Tochtermann zu sich nehmen wolle. Mit ersterem war König Christian völlig einverstanden, mit letzterem nur bedingungsweise. Um nähere Fühlung zu gewinnen, schickte er 1641 Waldemar mit einem zweiten Gesandten, Gregers Krabbe, nach Moskau. Als offizielle Veranlassung galt die Erledigung von Handelsangelegenheiten, dem Sohne aber gab der Vater für den Fall, daß ihm

eine Heirath mit der Prinzessin Irene vorgeschlagen würde, eine ganz geheime Instruktion mit, laut deren er den Vorschlag annehmen sollte, wenn ihm Religionsfreiheit garantirt würde. Alsdann sollte er um Abfertigung einer russischen Gesandtschaft nach Dänemark zur Erledigung dieser Angelegenheit bitten. — Die Handelsfachen nahmen einen günstigen Ausgang, vom Heirathsprojekt wurde aber nichts verlautbart. Seine geheime Instruktion theilte Waldemar zwar Marselius mit, dieser aber scheute sich, die Sache zur Sprache zu bringen. Der Zar schwieg völlig darüber, wahrscheinlich deshalb, weil ihm unterdessen Gerüchte über die illegitime Abstammung des Prinzen zu Ohren gekommen waren, denn die Pfistame, welche Waldemar und sein Gefolge auf der Rückreise zu geleiten hatten, erhielten den Auftrag, zu beobachten, in welcher Respektstellung sich sein Gefolge ihm gegenüber verhalten würde. Ihr Bericht lautete, daß sowohl Krabbe als die anderen Dänen ihn wie einen Königssohn behandelt hätten (почитают его государскимъ обычаемъ).

Es dürfte hier am Plage sein, über die Herkunft Waldemars neuere authentische Nachrichten zu geben, da sich in älteren Geschichtswerken darüber ebenso widersprechende, wie unrichtige Angaben vorfinden.*)

Nach dem Tode seiner Gemahlin, einer geborenen Prinzessin von Brandenburg, heirathete König Christian IV. in morganatischer Ehe die Christina Munk, eine Dame aus altem Adelsgeschlecht, mit welcher er vordem ein Verhältniß gehabt hatte. Aus dieser Ehe entsprossen 10 Kinder, von denen der am 26. Juli 1622 geborene Sohn Waldemar Christian den Familiennamen Gyldenbär und den Titel eines Grafen von Schleswig-Holstein erhielt.**) Der Titel Prinz (королевичъ), der ihm in den russischen historischen Quellen und auch sonst häufig zugelegt ward, kam ihm somit nicht zu, da er nicht aus ebenbürtiger Ehe stammte. Der Vater schenkte diesem Sohne besondere Zuneigung, so daß sich dessen Stellung bei Hofe von der eines wirklichen Prinzen kaum unterschied.

*) Vergl. z. B. Pufendorf, Schwed. und deutsche Kriegsgeschichte 1682 XIV. S. 74. Gr. vollst. Universallexika aller Wissenschaften. 1747. LII. S. 1300—1301.

***) Dettinger, Gesch. des dänischen Hofes. 1857. II. S. 90.

Die Frage der Ebenbürtigkeit gab dem Zaren um so weniger zu denken, als er selbst wie seine Vorgänger eine Unterthanin gehehlicht hatte. Ueber den Punkt der Legitimität beruhigt, nahm er die Verhandlungen zur Verwirklichung seines Heirathsprojekts wieder auf und fertigte zu dem Behuf im Jahre 1642 eine Gesandtschaft nach Kopenhagen ab, die aus dem Kolnitschi Stepan Matwejewitsch Prosestjew und dem Djak Joan Isakow Patriksejew bestand. In der ihnen mitgegebenen geheimen Instruktion war die Forderung der Umtaufung des zukünftigen Bräutigams enthalten, welche sie auch gleich verlautbarten, als der König die Frage wegen der Gewissensfreiheit berührte. Damit war allen weiteren Verhandlungen der Boden entzogen, der König brach sie ab und die Gesandten mußten unverrichteter Dinge heimkehren. In Moskau wurde ihnen aber für die ungewandte Ausführung des Auftrags ein übler Empfang, nämlich Gerichtsübergabe, Folterung und Verbannung zu theil.

Die Vermittelung des gewandten Handelsmannes Peter Marselius sollte den Schaden wieder gut machen. Am 4. Dezember 1642 rief man ihn deshalb in das auswärtige Amt (посольскіѣ приказъ), wo er sich zur Uebernahme der Gesandtschaft bereit erklärte, wenn man ihm die Uebergehung der Frage wegen der Umtaufe gestattete. Als er Widerspruch begegnete, theilte er den Gliedern des Amts den Inhalt der geheimen Instruktion des Königs mit, die Graf Waldemar ihm vorgelesen hatte, daß diesem bei einer Umtaufe der väterliche Fluch drohe und er auch sonst nicht zur griechischen Kirche übertreten wolle, weshalb man ihm mit einer solchen Zumuthung überhaupt nicht kommen dürfe. Nach dieser Enthüllung verstummten die Bojaren und Marselius wurde eine schriftliche Instruktion mitgegeben, mit welcher der König zufrieden sein konnte. Sie versprach dem Grafen Waldemar im Falle der Heirath die Fürstenthümer Susdal und Jaroslaw als Apanage, hohe staatliche Ehren, freundschaftliche Aufnahme und volle Glaubensfreiheit (въ его вѣрѣ неволи не будеть), auch seinem Gefolge sollte alle Gunst widerfahren.

Zu einer Zeit, da wieder die alten Eifersüchteleien zwischen Dänemark und Schweden im Schwange waren und die Anzeichen eines baldigen Krieges sich mehrten, kam es König Christian IV recht gelegen, als Marselius im März 1643 mit dieser Instruktion

in Kopenhagen erschien, Namens des Zaren seine Vorschläge machte und das unrichtige Verfahren der früheren Gesandtschaft rügte. Erschienen die Anträge dem Könige an sich schon recht annehmbar, so glaubte er um so mehr auf sie eingehen zu müssen, als er im Stillen hoffte, durch die Heirath seines Sohnes an Rußland einen Bundesgenossen gegen Schweden zu gewinnen. Er formulirte daher seine Forderungen auf Grund der ihm gemachten Vorschläge und verlangte darüber eine Bestätigungsurkunde mit Unterschrift und Siegel des Zaren, die Folgendes garantiren sollte: 1) Glaubensfreiheit für den Sohn, dessen Hof und Gefolge, sowie die Abtretung eines Platzes zum Bau einer lutherischen Kirche, 2) daß Waldemar die dritte Stelle im Reiche gleich nach dem Zaren und Zarewitsch zufäme, 3) daß wegen der Unbestimmtheit der Einkünfte aus Susdal und Jaroslaw außerdem ein bestimmter Jahresgehalt für ihn und seinen Hof ausgesetzt würde, dabei sollte er seinen Hof selbst verwalten und sein Gefolge selbst bestimmen und entlassen dürfen.

Bei seiner Rückkehr wurde Marselius in Moskau wie ein Gesandter empfangen und dem Zaren feierlich vorgestellt, der sich ihm sehr gnädig zeigte. Hatte er schon vordem außer einem Geldgeschenk ein 20-jähriges Privilegium zum Betrieb der Eisenindustrie erhalten, so wurde ihm jetzt noch eine Extragratifikation von 1000 Rbl. zu Theil. Die verlangte Urkunde wurde am 9. Juli anstandslos ausgefertigt. Sie sicherte dem Grafen u. A. außer der erwähnten erblichen Apanage noch 300,000 Rbl. Mitgift zu, ließ die Frage wegen des Baues einer lutherischen Kirche aber bis zur Ankunft Waldemars und einer dänischen Gesandtschaft offen, weil bereits schon genug ausländische Kirchen in Moskau vorhanden wären. Endlich enthielt das Schriftstück den Zusatz, daß die allendliche Vollziehung der Urkunde mit Kreuzküssung bei der Ankunft der in Moskau erwarteten großen dänischen Gesandtschaft erfolgen solle. Mit Ueberbringung dieser Urkunde wurde wiederum Marselius betraut. Daß jener Passus von der reichlichen Anzahl ausländischer Kirchen in Moskau der Wahrheit nicht entsprach, da sie bis auf die schwedische auf Befehl der Regierung erst im Frühling und Sommer des Jahres zerstört worden waren, konnte der König ebenso wenig ahnen, wie daß in der allendlichen Vollziehung der Urkunde mit Kreuzküssung eine Falle enthalten sein sollte. Er

mußte die Angelegenheit für völlig geordnet ansehen, erhob Marselius für seine Verdienste in den Adelsstand und rüstete die große Gesandtschaft aus, welche mit Waldemar im Oktober 1643 die Reise nach Rußland antrat, obgleich Stimmen am Hofe laut wurden, die an der Erfüllung der urkundlichen Versprechungen Zweifel erhoben und eine Heirath Waldemars mit der Tochter des Böhmenkönigs Friedrich von der Pfalz anriethen.

Es scheint hier geboten, der Veranlassung zu erwähnen, wie ich auf das vorliegende Thema gekommen bin. Bei meinen Forschungen im schwer benutzbaren, sog. alten oder schwedischen Archiv der estländischen Gouvernements-Regierung kam mir ein Aktenkonvolut zu Gesicht mit Berichten eines Peter Antonius Leofeld aus Narva an den estländischen General-Gouverneur Gustav Orenstierna, Freiherrn zu Rymito, in denen Leofeld vom 17. August 1643 bis 31. März 1645 politische Nachrichten über Rußland und insbesondere über vorstehende Heirathsangelegenheit nach Korrespondenzen mittheilte, die ihm aus Moskau und Nowgorod zuzingen. — Meine Ermittlungen ergaben, daß zwei russische Gelehrte, Dmitry Zmjetajew und Alex. Golubzow *) in neuester Zeit über diese bisher wenig erforschte Angelegenheit ein reiches historisches Material aus den Moskauer Archiven veröffentlicht haben, welches einen in Büschings Magazin für die neue Historie **) im 18. Jahrhundert abgedruckten animosen Bericht eines Begleiters des Grafen Waldemar ergänzt, im Wesentlichen aber mit ihm übereinstimmt. — Obgleich Leofelds Briefe viele gerüchtweise Mittheilungen und daher manche Irrthümer enthalten, so sind sie doch im Ganzen zuverlässig, zumal sie zum Theil auf einem guten Gewährsmann beruhen, der kein anderer war, als der Stiefbruder jenes mit der Affaire so wohl vertrauten

*) Протестантство и протестанты въ Россіи до эпохи преобразованія, Дм. Цвѣтаева. Москва 1890. — Памятники преній о вѣрѣ, возникшихъ по дѣлу королевича Вальдемара и Царевны Ирины Михайловны, Александра Голубцова in деп Чтенія въ Импер. Обществѣ исторіи и древностей Россійскихъ при Москов. Университетѣ 1892 г. Книга II. Москва 1892. Einleitung XXVI. С. Памятники С. 1—348. Die neuere dänische Schrift: Nogle Oplysninger om Grev Waldemar Kristians Ruslandsfaerd af C. Nyrop, Kjöbenhavn 1891 ist mir nicht zugänglich geworden.

**) M. F. Büsching, Magazin für die neue Historie und Geographie, Thl. V. С. 213—276. Halle 1776.

Marfelius, Namens Jacob v. der Kere; besonders geben sie über das Auftreten des Grafen in Moskau und über die Stimmung daselbst Einzelheiten, welche in den anderen Quellen fehlen. Daß einige von den Berichten in der Akte nicht mehr vorhanden sind*), kann seinen Grund darin haben, daß der General-Gouverneur dieselben im Original an seinen Verwandten, den berühmten schwedischen Reichskanzler Grafen Axel Oxenstierna versandte. Denn jedenfalls beobachtete dieser die Verhandlungen des Heirathsprojekts sehr mißtrauisch; hatte doch während der Reise Waldemars nach Rußland mit Torstensons Einmarsch in Holstein bereits Anfang Dezember 1643 der Krieg mit Dänemark seinen Anfang genommen und trugen sich doch Gerüchte, als ob auch Nowgorod und Pleskau, die in der Interessensphäre Schwedens lagen, ja sogar das längst eroberte Ingermannland dem Grafen als Mitgift versprochen seien.

Leofeld beginnt seine Korrespondenz mit dem Bericht, daß er an Stelle des Peter Krusbjörn von der schwedischen Regierung zum Residenten in Moskau ernannt worden sei, das Amt aber nicht habe antreten können, weil die russische Regierung ihn nicht über die Grenze gelassen und die Reise nach Moskau verhindere. Auf Befehl der schwedischen Regierung halte er sich, Weiteres abwartend, einstweilen in Narva auf. Nach Krusbjörns Brief sei es noch zweifelhaft, ob man ihm den Aufenthalt in Moskau gestatten werde. Es scheine, als ob dieses unfreundliche Verfahren der russischen Regierung auf Bemühungen Dänemarks zurückzuführen sei, welches durch Zustandebringen einer Heirath zwischen dem Grafen Waldemar und der Prinzessin Irene Einfluß auf Rußland gewinnen wolle. Der Großfürst und die Großfürstin seien dem Projekt sehr geneigt, die großen Bojaren aber allezeit dawider, doch scheine es, als ob der Großfürst durchdringen werde. An den Schluß vorliegender Darstellung anknüpfend, theilt Leofeld in diesem Briefe noch mit, daß unlängst ein Kaufmann Peter Marselius vom Großfürsten wiederum der Heirath wegen nach Dänemark gesandt und über Riga auf dem Seewege dahin bereits abgegangen sei, sowie daß die Evangelischen in Moskau die

*) Es fehlen Leofelds Briefe v. 20. Febr. u. 20. April 1644, auf welche er in anderen Schreiben Bezug nimmt.

Erlaubniß erhalten hätten, ihre abgerissenen Kirchen wieder außerhalb der Stadt aufzubauen.

Die Reise Waldemars nach Rußland gestaltete sich in höchst pomphafter Weise. Ihn begleiteten zwei vornehme Dänen, Oluf Parsberg und Steen Bille als Gesandte, sein eigenes Gefolge und das der Gesandten, im Ganzen über 300 Personen. Einen Theil des Gefolges, an 100 Menschen und 80 Pferde, schickte man über Riga nach Rußland während der Graf mit dem Hauptgefolge seinen Weg dahin über Polen nahm. In Wilna wurde er aufs Prächtigeste empfangen und beschenkt und hatte dort Gelegenheit, auf einem ihm zu Ehren gegebenen Balle mit seinen Sprachkenntnissen zu glänzen. Marselius, der den Grafen bis dahin begleitet hatte, reiste von Wilna direkt nach Moskau, wo er vom Zaren für seine Verdienste wiederum reichliche Geldgeschenke erhielt. Dieser war hoch erfreut über die bevorstehende Ankunft Waldemars, die sich indeß verzugerte, weil der Graf langsam seinen Weg über Pleskau, Nowgorod und Twer nach Moskau fortsetzte, wo er am 21. Januar 1644 anlangte. Ueberall wurde er fürstlich empfangen und auf das Reichlichste beschenkt. Am prächtigsten gestaltete sich sein Einzug in Moskau, der einem förmlichen Triumphzuge gleich. Er erhielt seine Gemächer im Kreml angewiesen, während der größte Theil seines Gefolges anderweitig untergebracht wurde.

Die erste Begegnung Waldemars mit dem Zaren trug einen durchaus familiären Charakter. Am 25. Januar Abends kam letzterer durch einen Gang, welcher die zarischen Gemächer mit denen des Grafen verband, zu diesem, begrüßte ihn, umarmte ihn wiederholt und liebte ihn wie einen Sohn. Am 28. Januar fand die feierliche Audienz in der Granowitaja Palata des Kreml statt. Nach einem vorangegangenen Zeremonial trugen die dänischen Gesandten dem auf einem Thronessel sitzenden, mit Szepter und Krone geschmückten Zaren den Zweck ihrer Reise vor, daß der König seinen Sohn, den Grafen Waldemar hergesandt habe, um eine Ehe mit der Prinzessin Irene einzugehen, den Zaren wie einen Vater zu ehren und von diesem als Schwiegersohn aufgenommen zu werden, sowie daß nunmehr die versprochene allendliche Vollziehung der zarischen Bestätigungsurkunde durch Kreuzküssung bewerkstelligt werden möchte. Die Antwort erteilte der

Kanzler (ДУМНЫЙ ДЯКЪ), wobei er Namens des Zaren gelobte, den Grafen Waldemar wie einen Sohn zu halten, die Bestätigung der Urkunde durch Kreuzküssung aber überging. Waldemar und die Gesandten wurden zum Handfuß zugelassen, der Zar umarmte seinen zukünftigen Schwiegersohn und setzte ihn zu seiner Rechten, während der Zarewitsch links von ihm saß. Darauf wurden die Vornehmeren aus dem dänischen Gefolge, darunter auch der Hofprediger Matthias Belhaber, zum Handfuß zugelassen und die von den Dänen mitgebrachten Geschenke überreicht. Ein großartiges Festmahl beendigte die Feier, wobei der Zar, der Zarewitsch und der Graf viel Liebenswürdigkeiten mit einander austauschten und letzterem prachtvolle Geschenke an Silbergeschirren, Edelsteinen, Pelzwerk und kostbaren Stoffen überreicht wurden. — Nach einigen Tagen erhielt der Graf einen freundschaftlichen Besuch des Zarewitsch, auch der Patriarch Joseph suchte ihn auf, um ihm seine Glückwünsche zur Verlobung und Geschenke zu überbringen.

Am 3. Februar Morgens machte Graf Waldemar seinem zukünftigen Schwiegervater einen Besuch, den er auch zu praktischen Zwecken auszunutzen hoffte, indem er diesen zu überreden suchte, in dem ausgebrochenen Kriege Dänemarks Partei gegen Schweden zu ergreifen; der Zar ging aber trotz seiner liebevollen Gesinnung gegen Waldemar darauf nicht ein, weil er den mit Schweden geschlossenen Frieden nicht stören wollte. Noch einen zweiten Mißerfolg brachte dieser Tag. Die dänischen Gesandten hatten mit einigen vornehmen Bojaren eine Konferenz wegen der allendlichen Vollziehung des Vertrages durch Kreuzküssung, erreichten aber nichts, da von denselben keine Antwort zu erlangen war.

Bald darauf stellten Mittelspersonen im Namen des Zaren dem Grafen das Ansuchen, sich vor der Heirath umtaufen zu lassen. Mit Hinblick auf die Bestätigungsurkunde, welche ihm vor Allem Glaubensfreiheit zusicherte, hielt Waldemar diese Zumuthung Anfangs nicht für ernstlich gemeint, mußte aber seinen Irrthum bald einsehen, als die Mahnungen dringlicher wurden. In Folge dessen richtete er am 6. Februar ein Schreiben an den Großfürsten, in welchem er ihm Wortbruch vorwarf und zu Gemüthe führte, daß er sich von bösen Menschen habe verleiten lassen, wodurch ihm üble Nachrede bei dem Könige und anderen Potentaten entstehen könne. In gelassenem Tone antwortete ihm der Groß-

fürst gleichfalls schriftlich, der König habe den Grafen ihm als Sohn übergeben, er bitte ihn daher, ohne Zwang an ihm ausüben zu wollen, zur griechischen Kirche überzutreten, da sonst die Heirath nicht vor sich gehen könne. Das durch Marfelius dem König überreichte Schreiben besage nicht, daß er den Grafen im Glauben nicht mit sich vereinigen dürfe. Er suche nur sein seelisches und leibliches Heil. Auf böse Leute höre er nicht und könne ihm daher auch kein übler Leumund entstehen.

Am 8. Februar erschien beim Grafen ein zur griechischen Kirche übergetretener ehemaliger Moskauer Resident in Schweden, Dmitry Transbekow, den Büschings Bericht als konvertiten Böhmen bezeichnet und Forensbach benennt,*) und überreichte ihm die Forderung des Patriarchen und Synods, der Heirath wegen sich umtaufen zu lassen. Graf Waldemars Antwort lautete schroff abweisend, der Zar möge nach dem Vertrage handeln oder ihn wieder in die Heimath entlassen. Als Transbekow weiter in ihn drang, sich zur griechischen Kirche zu bekehren, sagte er heftig: er sei selbst Schriftgelehrter als jeder Pope, die Bibel habe er 5 Mal gelesen und kenne sie völlig, wenn aber der Zar und der Patriarch mit ihm aus der heiligen Schrift disputiren wollten, so sei er zu reden und zu hören bereit.

Der Zar selbst befand sich in einer höchst unbehaglichen Lage. Weich, wie er von Natur war, hatte er sich bei seinem Versprechen offenbar die Möglichkeit zweier Fälle gedacht, daß es ihm entweder gelingen könnte, seinen Willen gegen den des Klerus und der hohen Bojaren durchzusetzen und die gewünschte Heirath ohne Waldemars Umtaufe zu Stande zu bringen, oder aber bei seinem Unterliegen den Grafen zur Fügsamkeit zu bewegen. Es sollte ihm aber weder das Eine noch das Andere gelingen. Dieses scheiterte an der Charakterfestigkeit Waldemars, jenes an der Unvermögenheit des Selbstherrschers, dem seine Unterthanen beherrschenden Zeitgeiste die Spitze zu bieten. Das Prinzip der Intoleranz gegen Ausländer und Andersgläubige wurde damals in Moskau auf den Schild erhoben und von der Klerisei und den einflußreichen Staatsbeamten gepflegt, wofür schon die Nieder-

*) Büsching, a. a. D. X. S. 229. Vielleicht gehörte er dem polonisirten Zweige der Familie Fahrensbach (Farnsbed) an.

reißung der alten Kirchen fremder Konfessionen Zeugniß ablegt. So war denn auch die Forderung der Umtaufe Waldemars nicht auf dem Kirchengesetz begründet, sondern eine politische Machenschaft, welche die griechische Kirche und das russische Volk von einer Berührung mit fremden Elementen fern halten sollte. Diese Forderung war in früherer Zeit bei Verheirathung russischer Prinzessinnen nie gestellt worden und kam auch in späterer Zeit nicht vor.

Am 13. Februar versuchte der Großfürst durch eine mündliche Auseinandersetzung den Grafen zur Fügsamkeit zu veranlassen, wobei es unter Anderem zu folgendem Zwiegespräch kam. Der Zar: Der König habe ihm den Grafen übergeben, damit er seinen Willen thue, und er wünsche, daß er den griechischen Glauben annähme. Waldemar: Er sei bereit, sein Blut für den Zaren zu vergießen, aber seinen Glauben werde er nicht ändern. In anderen Staaten behalte der Mann seinen Glauben und die Frau den ihrigen. Der Zar: Er liebe ihn, daher wünsche er auch im Glauben sich mit ihm zu verbinden, ohne dem könne der Graf seine Tochter nicht heirathen, das sei nun einmal in Rußland so, was Marjelius auch wisse. Entlassen könne er ihn auch nicht, denn es würde in allen Nachbarstaaten schimpflich erscheinen, wenn der Graf fortzöge, ohne die gute That zu vollbringen. Er möge seine Bitte erfüllen. Die geistliche Taufe könne nicht anders als durch 3-maliges Untertauchen geschehen. Waldemar: Auch bei den Lutheranern sei es noch vor 30 Jahren so mit der Taufe gehalten worden, doch könne er sich nicht noch einmal taufen lassen, schon des väterlichen Fluches wegen. Der Zar Zwan IV habe seine Nichte dem Herzog Magnus von Holstein auch ohne Umtaufe zur Frau gegeben. Der Zar: Zwan IV habe seine Nichte nicht geliebt, er aber liebe den Grafen wie einen Sohn und wolle deshalb gleichen Glaubens mit ihm sein. Resultatlos verlief auch diese Unterredung.

Nochmals wandte sich Waldemar bald darauf mit einem Schreiben an den Großfürsten, in welchem er ihm Kajusistik hinsichtlich der Auslegung seines Versprechens vorwarf und ihn bat, ihn nunmehr zu entlassen. Er rief auch die Vermittelung des mächtigsten der Bojaren Fedor Zwanowitsch Scheremetjew an, doch Alles vergebens.

Die Lage Waldemars wurde immer unhaltbarer. Die dänischen Gesandten äußerten ihre Unzufriedenheit, daß sie auf ihren bei der Audienz am 3. Februar vorgebrachten Antrag keine Antwort erhielten. Diese ward ihnen endlich in der Weise zu theil, daß man die Schuld an dem Aufschub der Vertragsvollziehung der Widerspenstigkeit Waldemars zuschrieb. In dieser Verlegenheit entschloß sich der Graf, Boten an seinen Vater zu senden und ihn zu bitten, wegen seiner Entlassung Schritte zu thun. Man gestattete ihm auch die Abfertigung seiner Hofmarschälle Heinrich Benz und Sivert Urne nach Dänemark, aber erst nachdem alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, um zu verhindern, daß er nicht am Ende mit ihnen heimlich entschlüpfe. Zu dem Behufe wurde namentlich am Tage der Abreise der Boten, am 24. März, der Wachenring um sein Haus verstärkt. Erst in Folge einer dem Zaren übermittelten Klage des Grafen über diese Behandlung entfernte man am 7. April die Wachen und gestattete ihm, sich wieder frei zu bewegen und auch sein zerstreut wohnendes Gefolge bei sich unterzubringen.

Gleich darauf schlug man ein anderes Verfahren ein, indem man Waldemar zu Ehren vom 9.—11. April eine große Jagd veranstaltete, wobei auch das Thema des Uebertritts gestreift wurde; man versuchte auch durch andere Anreize auf ihn einzuwirken, indem man dem Grafen, der nach moskowitzscher Sitte weder die Prinzessin Irene noch andere Damen des Hofes zu sehen bekommen hatte, die Schönheit seiner Braut und ihre Tugenden anpries, daß sie sich nicht wie andere russische Damen betrinke, sondern ein mäßiges Leben führe, klug und urtheilsfähig sei.

Da Alles nicht verfiel, stellte der Patriarch dem Grafen das Verlangen, mit einigen russischen Priestern in ein Religionsdisput zu treten. Nach Empfang einer mündlichen Abjage, eröffnete er am 21. April mit einer schriftlichen Eingabe in dieser Angelegenheit eine in der russischen Geschichte einzig dastehende Glaubensdisputation, die unter allgemeinem Interesse mit Hinzuziehung von Dolmetschern schriftlich und mündlich länger als ein Jahr fortgesetzt wurde und im Drucke den größten Theil des von Golubzow herausgegebenen umfangreichen Buches einnimmt. Waldemar, der sie anfangs persönlich aufnahm, trat bald davon zurück und

übertrug die Angelegenheit seinem Hofprediger Matthias Belhaber, einem feingebildeten und gelehrten Theologen, dem die Hauptrolle in dieser Aktion zufiel.

Die Disputationen hätten ein schnelles Ende genommen, wenn dem Grafen ein Fluchtversuch, den er am 9. Mai wagte, gelungen wäre. In Folge seiner beharrlichen Weigerung hatte man seine Bewachung wieder verschärft, so daß er, um aus der Heirathspresse zu entkommen, sich in der Nacht mit 15 Begleitern heimlich, — sogar ohne Wissen der Gesandten, — auf die Flucht begab. Der Weg führte die Flüchtlinge durch das Zwische Thor, wo die Streligenwache sie anhielt. Es kam zum Kampf, bei dem die Streligen bedeutende Verstärkungen erhielten und schließlich die Oberhand gewannen, so daß die Dänen zurückweichen mußten. Einen Streligen hatte Waldemars Hand getödtet, er selbst war stark getroffen. Eine Untersuchung des Vorfalles wurde eingeleitet, hatte aber keine weiteren Folgen, als daß der Zar seine Nichtbilligung dem Grafen ausdrückte und im Uebrigen die Sache der Vergessenheit übergab.

Leofeld erwähnt in seinen Briefen gerüchtweise noch eines andern Fluchtversuchs, den Waldemar in Weiberkleidern angeblich unternommen haben soll. Weder die russischen noch Büschings Berichte wissen etwas davon, ebenso wenig von einem im Sommer 1644 vom Grafen begangenen zweiten Todtschlage, dessen Umstände Leofeld ausführlich folgendermaßen schildert: Unlängst sei der Graf Lustirens halber ausgewiesen und habe unter Anderem einen Vogel in dem vorbeischießenden Bache ersehen, auch denselben geschossen. Weil aber der getroffene Vogel noch im Wasser halb fliegend und schwimmend sich gehalten und der Graf befürchtet, daß er ihm entweichen möchte, sei er selbst geschwinde dem Wasser zugelaufen und habe den Vogel ergreifen wollen. Diesem so Fortlaufenden sei einer von den Streligen und Wächtern gefolget und habe ihn bei dem Aermel gefaßt, in der Meinung, der Graf wolle davonlaufen, worüber der Graft heftig erzürnet und gemeldeten Streligen mit seinem Degen durchstochen. Welches zwar dabei geblieben und beim Großfürsten geachtet worden, als wenn ein Hund entleibet wäre, die Großen aber und das gemeine Volk seien sehr darüber entrüstet worden, weil dies der andere Mord und dem Grafen Alles frei ausgegangen. Ja, es sollen die Großen,

so des Grafen Widerpartei sind, stets auf ihrem Tisch geladene und gespannte Büchsen fortan haben aus Furcht wegen Graf Waldemar. Etlliche glauben, daß die Russen solch und dergleichen Gelegenheit, Leute zu ermorden, dem Grafen als einem jähzornigen jungen Manne selbst an die Hand gaben, in der Hoffnung, daß einmal ein Marm ihm wieder möchte vergelten und er entleibet werden, damit sie seiner los und quitt würden. In Summa, es soll gefährlich in Moskau durch der Dänen Gegenwart allenthalben aussehen.“

In der That blickte das Volk unfreundlich auf die aufgedrungenen Gäste, was in der Folge mehrfache Ueberfälle der Kosaken und Anderer auf Personen des dänischen Gefolges bezeugten, so daß dieses sich nur in größerer Anzahl auf den Straßen sehen lassen konnte.

Die wiederholten Gesuche der dänischen Gesandten Parsberg und Bille um ihre und Waldemars Entlassung waren unbeachtet geblieben, vergeblich protestirten sie gegen dieses, dem völkerrechtlichen Brauch widersprechende Verfahren, vergebens wiederholte auch Waldemar, dessen Bewachung nach dem Fluchtversuch selbstverständlich verstärkt worden war, diese Bitte. Anfang Juni versuchte der König von Polen durch einen Botschafter im Interesse des Grafen zu interveniren, doch mit demselben Nichterfolg. Mürbe gemacht, entschloß sich Waldemar zu einem nur äußerlichen Zugeständniß, über welches er auch später nicht hinausgegangen ist. Er erklärte sich nämlich bereit, unter Aufrechterhaltung des Vertrages und Vorbehalt der vollen Glaubensfreiheit, seine zukünftigen Kinder mit 3-maliger Untertauchung, aber lutherisch taufen zu lassen, zu gewissen Zeiten die russischen Fasten mitzumachen und dem Zaren zu Gefallen bisweilen auch russische Kleidung anzulegen. Leofelds Bericht führt dieses Zugeständniß auf den vermittelnden Einfluß des Polenkönigs zurück und fügt hinzu, die Geistlichkeit habe aus Furcht, die Heirath könne dadurch zu Stande kommen, im Reiche aussprenge lassen, daß der Großfürst durch diese Vermählung die Ausrottung des alten griechischen Glaubens und die Einführung eines neuen suche, wodurch ein gewaltiges Gerede unter den Bojaren und dem Volke entstanden, „welches aber durch die großen Herren in Erwägung dessen, daß oftgemeldete Heirath noch nicht beschlossen, alsbald wieder gestillet und bei-

geleget worden.“ Wie dem auch sei, Thatsache ist es, daß Waldemar durch dieses Zugeständniß nichts erreichte, auch als er es ein Jahr darauf nochmals wiederholte.

Nach Büschings Angabe beabsichtigte der Zar im Sommer einen der dänischen Gesandten in Begleitung einer russischen Gesandtschaft nach Kopenhagen zu entlassen, was indessen nicht zu Stande kam. Dieses stimmt mit Leofelds Bericht, der auf Nachrichten von Marselius beruht. Leofeld fügt hinzu, daß der mit der Gesandtschaft betraute Bojar um Befreiung von derselben gebeten habe, weil er sich gefürchtet, wegen der dem Grafen widerfahrenen Behandlung nach Dänemark zu ziehen. Auf eine an Fedor Iwanowitsch Scheremetjew gerichtete Frage des Zaren, warum der Mann sich vor Dänemark fürchte, habe dieser erwidert, weil der König und der Graf sich einbildeten, daß ihnen ein Versprechen nicht gehalten worden sei. Der Zar habe darnach geäußert, daß er daran nicht Schuld trage, sondern die Bojaren und Reichsräthe, darunter Scheremetjew selbst, worauf dieser die charakteristische Erklärung gegeben: dem Könige und dem Grafen sei alles Zugesagte gehalten worden, „denn der Vergleich wäre dergestalt getroffen, daß Graf Waldemar wegen der Religion nicht mehr sollte molestirt werden, welches so weit zu verstehen, wenn er dieselbe (d. h. die griechische) einmal angenommen, solle er nicht mehr deshalb angefochten werden.“

Während die Glaubensdisputationen ihren Verlauf nahmen und Waldemar nach wie vor in fürstlicher Gefangenschaft gehalten wurde, hörten die freundschaftlichen Beziehungen des Zaren und seines Sohnes zu ihm nicht auf. Wiederholt wurden ihm Jagden zur Kurzweil veranstaltet und Gastmähler gegeben, auf denen man gegenseitig Liebenswürdigkeiten austauschte. Auch der Graf nahm seine hohen Wirthen einmal am 17. September bei sich auf. Während des Mahles bezeigten sich der Zar und sein Sohn äußerst liebevoll gegen den Grafen, man brachte gegenseitig Gesundheiten aus beim Schall der Pauken und Trompeten und führte freundschaftliche Reden. Dem zarischen Hofmeister Boris Iwanowitsch Morosow, welcher die gute Stimmung zu einem Befehrungsversuch ausnutzen wollte, wurde solches verwiesen. Der Zar tauschte als Zeichen besonderer Zuneigung mit dem Grafen die Kopfbekleidung und ließ sich um Mitternacht unter Begleitung

der Musikanten von diesem das Geleite durch den Garten geben. Hier verweilte er noch, als der Graf ihm zu Ehren selbst die Geerpauke zu rühren begann, erzeugte sich sehr dankbar und schied unter Umarmungen und Küffen von Waldemar.

Den andern Tag machte der Zarewitsch Alexei dem Grafen einen längeren intimen Besuch. Wie dessen einnehmendes Aeußere den Zarensohn zu fesseln vermochte, so soll es auch auf die Prinzessin Irene, die ihren Bräutigam nur aus der Ferne hatte sehen können, einen tiefen Eindruck gemacht haben. Nach Leopolds Bericht soll sie von Liebe zu ihm erfaßt und bereit gewesen sein, ihm zu folgen, ein Gefühl, das dem Grafen schon deshalb fern lag, weil er seine Braut nie mit Augen erblickt.

Im November 1644 erfolgte die Rückkehr des Hofmarschalls Benz aus Dänemark. Er brachte ein Schreiben des Königs mit, in welchem dieser die Vollziehung des Vertrages oder die Freilassung des Sohnes verlangte. Daß diese kategorische Forderung keinen Eindruck hervorbrachte, lag wohl zum Theil daran, daß die Vorstellungen, die man in Moskau von der Macht des Dänenkönigs gehabt hatte, sehr zusammengeschrumpft waren. *) Vergeblich hatte er die Hilfe des Zaren gegen die siegreichen Waffen der Schweden in Anspruch genommen, man brauchte ihn also nicht zu fürchten.

Zwei merkwürdige Begebenheiten brachte die Heirathsache noch gegen Schluß des Jahres mit sich. König Christian IV hatte sich, um dem Dilemma der Umtaufe zu begegnen, durch Vermittelung des Polenkönigs an den Patriarchen von Konstantinopel gewandt, mit dem Ersuchen, ein Gutachten über die Giltigkeit der Taufe der lutherischen und reformirten Kirche abzugeben. Ein vom Patriarchen Parthenius II. abgehaltenes Konzil hatte

*) Gar zu großes Gewicht legt der langjährige Leibarzt des Zaren Dr. Wendelin Sybelista, kais. Pfalzgraf, auf das siegreiche Vordringen der Schweden, wenn er in einer Nachschrift zu dem von Büsching herausgegebenen Reisebericht (S. 213) bemerkt: „*Multa in hac relatione falsa narrata, multa non sic, sed aliter sunt gesta, multa omissa. Non religio fuit causa non confirmati matrimonii, sed tantum praetextus, et nisi Sueci praeveniendo invasissent Daniam victores et Zaar Mich. Fedorowitz diem suum ex summo moerore animi obiisset, consumatum omnino fuisset jam dudum connubium. Amabat enim Zaar principem Waldemarum intime.*“

nun in Folge dessen die Taufe der Lutheraner und Calvinisten für ungiltig erklärt und sein Gutachten in der Weise motivirt, weil dieselbe nicht mit dreimaliger Untertauchung geschehe und nicht einmal mit Wasser, sondern mit Branntwein und anderen geistigen Getränken, und nach den Lehren der Lutheraner und Calvinisten nicht als Sakrament gelte! Ein Schreiben des kaledonischen Metropolitens Daniel vom 18. Dezember 1644 übermittelte dem Zaren dieses Gutachten des Konzils.

Ein weiteres Ereigniß war die Gerichtsübergabe des Fürsten Semen Iwanowitsch Schachowskoy. Er hatte es gewagt, eine andere Ansicht als seine Standesgenossen zu vertreten und dem Zaren in einem Memorial anzurathen, die Heirath des Grafen ohne Umtaufe zuzulassen und ihn ohne diese Handlung durch Ueberzeugung für die griechische Kirche zu gewinnen. Die Widersacher des Fürsten erhoben darob einen großen Lärm, er wurde vor das Bojarengericht gestellt, welches ihn am 3. Januar 1645 als Keger zum Tode durch's Feuer verurtheilte, weil er sich durch seine Handlungsweise mit dem verfluchten Lutherthum verbunden. Der Zar vermochte ihn nur in der Weise zu begnadigen, daß er die qualvolle Todesstrafe in Verbannung nach Solwytshogodsk umwandelte.

Noch ein Vermittler erschien dem Grafen in der Person des polnischen Gesandten Gabriel Stempkowsky, welcher Anfangs Januar 1645 in Moskau mit großem Gefolge auftrat, um wegen einer Grenzregulirung mit Rußland zu unterhandeln, und sich Waldemars in zuvorkommender Weise annahm. Er versprach ihm sogar es zur Heirath oder zur seiner Freilassung zu bringen. Die Theilnahme der polnischen Diplomatie an der Heirathsaffaire mag den Zweck verfolgt haben, auf Rußland einen Druck bei der Grenzregulirung auszuüben, die in der That einen für Polen günstigen Ausgang gewann. Wie Stempkowsky es auch mit beiden Theilen gehalten zu haben scheint, so trat er doch bei den Religionsdisputen offen für Waldemar mit Schriften ein, in welchen er vom katholischen Standpunkte aus die Gültigkeit der lutherischen Taufe vertheidigte. Durch Stempkowsky verlaublichte der Graf auch im Mai 1645 auf das viele Drängen seiner Widersacher dasselbe Ultimatum seiner Zugeständnisse, welches er ein Jahr vordem gestellt hatte. Er fügte dabei hinzu, daß er nicht mehr zugestehen

werde ungeachtet der Drohungen des Zaren. Wenn derselbe ihn nach Sibirien verschicken oder tödten lassen wolle, so möge er es thun. Lieber wolle er mit einem reinen Gewissen sterben, als mit einem besleckten in Ansehen leben.

Was nun die Glaubensdisputationen anlangt, die erwähnertmaßen während der langen Gefangenschaft Waldemars geführt wurden, so nahmen dieselben immer größere Dimensionen an. Während der Hofprediger Velhaber die lutherische Kirche vertrat, befaßte sich mit ihnen auf Seiten der Russen anfangs der Patriarch Joseph und dann in seinem Auftrage vornehmlich zwei Priester, der Protopop Michael Rogow und der Schließer der Uspenski-Kathedrale Iwan Nassjedka.

Diese Disputationen drehten sich nicht sowohl um dogmatische Fragen als vielmehr um äußerliche Dinge. Den Hauptgegenstand bildete die Gültigkeit der christlichen Taufe, welche die Russen von der dreimaligen Untertauchung abhängig machten, während Velhaber aus der Bibel nachwies, daß dazu auch eine Besprengung genüge. Im Weiteren kam die Verbindlichkeit der Fasten, der Gebrauch der Heiligenbilder und heiligen Geräthe beim Gottesdienst zur Sprache, beiläufig allerdings auch die Frage wegen der nach griechischer Lehre der Priesterweihe innewohnenden sakramentalen Kraft.

Bald nach Beginn der Disputationen beklagte sich der Graf beim Zaren darüber, daß diesem die Darlegungen Velhabers falsch wiedergegeben würden, und bat ihn deshalb bei den Disputen zugegen zu sein, was indessen nicht geschah.

Beim Verlauf der Dispute zogen die Russen den Kürzeren, da sie einerseits dem theologisch gebildeten Velhaber nicht gewachsen waren und andererseits ihre gegen die Taufe gerichteten Hauptangriffe aus politischen und nicht aus dogmatischen Gründen entsprangen, weshalb sie so manche Gegengründe des Hofpredigers mit Stillschweigen übergingen oder so machten, als ob sie dieselben nicht begriffen.

Der Zar, welcher die Hoffnung auf Erfüllung seines Lieblingswunsches immer mehr scheiden sah und bei seiner Gemüthsanlage mehr als der junge Graf unter dem unhaltbaren Zustande litt, wollte noch einen Versuch mit einer Disputation machen und derselben persönlich beiwohnen. Auch Waldemars Gegenwart wurde dazu verlangt. Der Graf weigerte sich anfangs zu erscheinen,

entschloß sich jedoch dazu, nachdem Stempkowsky es ihm dringend angerathen hatte. Am 4. Juli 1645 fand diese Disputation über die Taufe statt. Viel Volke war dazu erschienen, der Zar und die vornehmen Bojaren indessen nicht. Als Hauptopponenten traten gegen Belhaber die beiden genannten Priester auf. Da sie sachlich nichts ausrichten konnten, so griffen sie zu einem in solchem Falle nicht ungewöhnlichen Erfaszmittel, zur Grobheit, und schmähten den Reformator Luther und ihren Gegner den Hofprediger, so daß die Dänen erklärten, sich fortan auf keine Dispute mehr einlassen zu wollen.

Waldemars Ausichten auf Befreiung drohten zu nichte zu werden, als am 12. Juli ein unerwartetes Ereigniß eintrat. Der Zar, welcher dem Grafen an dem Tage noch Essen von seiner Tafel geschickt hatte, fühlte sich plötzlich unwohl und verstarb nach einigen Stunden. Die allgemeine Stimmung, die auch sein Leibarzt theilte *), schrieb seinen Tod dem aufreibenden Kummer über das Mißlingen der Heirath zu.

Der junge Zar Alexei Michailowitsch bewies sogleich, daß seine Freundschaftsbezeugungen gegen Waldemar aufrichtig gemeint gewesen waren. In der richtigen Voraussetzung, daß dieser nunmehr ernstliche Besorgnisse wegen seiner Zukunft hegen müßte, theilte er ihm bei der Nachricht über das Ableben des Vaters gleichzeitig mit, daß der Graf nichts zu besorgen habe, da er ihn und die Seinigen in seinen Schutz nehme. Auf Waldemars erneutes Befreiungsgesuch wurde ihm nochmals das Anfinnen gestellt, sich umtaufen zu lassen. Als er solches auch dieses Mal verweigerte, beschloß der Zar im Einvernehmen mit der Klerisei und den Bojaren, ihn mit seinem Gefolge zu entlassen. Ganz leicht mag dem jungen Herrscher der Beschluß nicht gewesen sein, da seine durch den Tod des Gemahls tief gebeugte Mutter, welche auch die Heirath sehnlichst wünschte, nun von einem zweiten Schlage getroffen wurde, den sie nicht verwinden konnte. Als sie die Nachricht von der beschlossenen Freilassung erfuhr, legte sie sich auf das Krankenbett, von dem sie nicht mehr aufstehen sollte. Etliche Wochen nach dem Tode ihres Gatten, am 18. August, starb auch sie, wie es heißt, aus Kummer. Am Tage vordem

*) Vgl. die vorige Note.

fand die feierliche Abschiedsaudienz Waldemars und der Vornehmsten seines Gefolges statt, unter denen sich auch Belhaber befand. Der Zar stellte die Ehefrage dem Gericht Gottes anheim, entließ den Grafen mit allen Ehren und sprach die Hoffnung aus, daß das Verhältniß zwischen Dänemark und Rußland das alte gute bleiben werde. Zum Schluß erhielten die Verabschiedeten reiche Geldgeschenke, Waldemar 3615 Rbl. und 7000 Rbl. zur Reise, auch Belhaber wurde mit 80 Rbl. bedacht. Außerdem ward dem Grafen gestattet, alle seine in Rußland erhaltenen Geschenke mitzunehmen. Am 20. August 1645 bewegte sich aus dem Twerfchen Thore der lange Zug der Dänen mit einem Troß von 400 Fuhrn, begleitet von Bojaren und einer Ehrenwache von 1500 Strelizen, welche ihnen das Geleite bis zur polnischen Grenze gab. Gerade eine Woche vordem hatte der Krieg mit Schweden durch den für Dänemark ungünstigen Frieden von Bromsebrö seinen Abschluß gefunden.

Obgleich der junge Zar bemüht gewesen war, durch die zuvorkommende Entlassung die Dänen ihre Freiheitsentziehung vergessen zu lassen, so kehrten dieselben doch nicht ohne Groll heim. Dasselbe Gefühl hinterließen die ungeliebten Gäste auch beim russischen Volk, wie eine zwei Jahre darauf erschienene Brochüre eines anonymen russischen Mönchs bezeugt. In diesem Opus, betitelt „Nachrichten über den plötzlichen Tod Michael Fedorowitschs“, *) schrieb der Verfasser das Ableben des zarischen Ehepaars der Weigerung Waldemars zu, sich umtaufen zu lassen. Zwar sei der Graf trotz seiner Uebelthat wohltauf, mit Geschenken und guter Gesundheit davongekommen, doch habe dieser Ausgang auch etwas Gutes für sich. Denn wenn der „unehrenhafte“ Waldemar ohne Ueberzeugung die Umtaufe empfangen, so hätte dadurch zum Schaden der Rechtgläubigen die Macht der „Deutschen“ im Lande wachsen können.

Beiden Theilen brachte diese unglückliche Heirathsaffaire neben großen Geldopfern nur Enttäuschung, Aufregung und Rummerniß, dem zarischen Ehepaare aber einen noch verhängnißvolleren Ausgang. Der einzige, der aus derselben nicht nur ungeschlagen, sondern mit Vortheil hervorging, indem er von beiden Seiten Be-

*) „Повѣсти о внезапной кончинѣ Михайла Федоровича“ 1647.

lohnungen einheimste, war der geriebene Handelsmann und Zwischen-
träger Peter Marselius.

Das weitere Schicksal des Brautpaares, das ohne sich zu
kennen verlobt und wieder entlobt wurde, läßt sich zum Schluß in
Kürze berichten. Die Prinzessin Irina verbrachte, wie andere russische
Damen ihres Standes, ein Leben in Einsamkeit und beschloß es
ledig am 3. Febr. 1679. Graf Waldemar, der nach Gerüchten
sogar einmal Kandidat für die dänische Krone gewesen sein
soll, *) trat in kaiserliche und darauf in schwedische Kriegsdienste
und starb gleichfalls unverheirathet im J. 1656 zu Lublin.

Eugen von Nottbeck. ✓



Christoph Ludwig Tetzsch's Briefe an Karl von Sacken.

Theodor Hippel's Lebensläufe nach aufsteigender Linie sind durch den
darin waltenden Humor, ihre Gedankenfülle und ihre wundervoll durchgeführten
Charakterfiguren ein unvergängliches Kleinod der deutschen Litteratur, das auch
heute noch, wie A. v. Dettingens Bearbeitung gezeigt hat, seinen tiefen Eindruck
nicht verfehlt. Für uns Balten insbesondere hat dies Dichterverk noch dadurch
unschätzbaren Werth, daß darin zuerst der kurländische Charakter, das Wesen und
die Eigenart des Kurländers mit größter Klarheit und Schärfe erfasst und mei-
sterhaft dargestellt ist; kein Späterer, weder ein Einheimischer noch ein Aus-
länder, mit einziger Ausnahme von Theodor Pantenius, ist darin Hippel gleich-
gekommen. Es ist erstaunlich, wie der Autor, der doch nur vorübergehend in
Kurland gewilt, so tief in die kurlische Eigenart einzubringen vermocht hat.
Allerdings hat Hippel in Königsberg viele dort studierende Kurländer kennen-
gelernt und von ihnen manche Züge für seine Darstellung des kurlischen Wesens
entlehnt, es gehörte aber doch eine wunderbare dichterische Intuition, ein außer-
ordentlich scharfer Blick für das Charakteristische und eine geniale Gestaltungs-
kraft dazu, um die vielen Einzelbeobachtungen zu einem lebensvollen und um-
fassenden Gesamtbilde zusammenzufassen und so lebenswahre Charaktergestalten

*) Dettinger a. a. D. S. 254.

zu schaffen, wie sie uns in den Kurländern der Lebensläufe entgegneten. Das Bewundernswürdigste ist aber, wie diese Gestalten zugleich typisch und individuell gezeichnet sind. Gewiß waren Persönlichkeiten, wie der Pastor, der Herr v. G., die Frau von W., Miengen und viele Andere nicht überall im Kurland jener Zeit vorhanden, aber sie waren doch keine Ausnahmen und wenn sie hier und da etwas Idealisirtes zu haben scheinen, so ist das doch nur in so weit der Fall, als es für jedes Portrait von der Hand eines großen Meisters gilt und die wahre Portraitähnlichkeit dadurch noch erhöht wird. Hippel hat ja auch die Schattenseiten des kurlischen Wesens keineswegs übersehen, sondern sie nicht minder lebensgetreu in dem Herrn v. G. und W., der Frau von G. und dem alten Hermann zur Darstellung gebracht. Machen die Gestalten des Hippelschen Werkes auch auf jeden Leser den unmittelbaren Eindruck der Naturwahrheit und Echtheit, so hat es doch für den Forscher einen eigenen Reiz in dem herzoglichen Kurland den Personen nachzuspüren, die mehr oder weniger den Hippelschen Figuren entsprechen und deren Züge aufweisen, kurz eine Art historischer Quellenuntersuchung über Hippels Werk anzustellen. Es ist das kein leichtes Unternehmen und es gehört ein geübtes und geschärftes Auge dazu, um das Individuelle und spezifisch Kurländische von dem den Menschen des vorigen Jahrhunderts überhaupt Eigenthümlichen zu scheiden. Nicht die amtlichen Schriftstücke, nicht die politischen Deduktionen und staatsrechtlichen Kontroversschriften, selten auch nur die Druckveröffentlichungen jener Tage bieten dazu das Material, es muß aus zahlreichen Briefen, privaten Aufzeichnungen und Tagebuchblättern des vorigen Jahrhunderts entnommen werden und selten nur ist es möglich eine Persönlichkeit jener Tage so lebendig zu erfassen, daß man sagen kann: der hat die Züge der Hippelschen Gestalten. Ein solcher ist der Mann, von dessen Briefen ich eine Anzahl auf den folgenden Blättern veröffentliche. Jedes Mal, wenn ich in ihnen las, hatte ich den Eindruck, daß hier eine Persönlichkeit sich äußere, deren Natur und Wesen beständig an die Charakterfiguren Hippels erinnern. Hätte es Hippel gefallen auch einen Rechtsgelehrten, einen Sachwalter in seinem Buche zu zeichnen, er würde ihm sicherlich, wenn er Tetsch gekannt hätte, dessen Züge gegeben haben, so verwandt ist sein Charakter den dort auftretenden Personen. Vergegenwärtigen wir uns zunächst des Briefschreibers äußeren Lebensgang.

Christoph Ludwig Tetsch war am 10. März 1735 zu Libau, wo sein Vater Karl Ludwig, der verdiente Verfasser der kurländischen Kirchengeschichte als Pastor wirkte, geboren. Er studierte in Jena die Rechte und wurde, in die Heimath zurückgekehrt, 1764 Hofgerichtsadvokat in Mitau. 1767 ging er als Delegirter der Stadt Mitau nach Warschau, um für den Bürgerstand das Recht der Appellation an die königlichen Relationsgerichte zu erwirken. 1773 wurde er noch einmal von den kurländischen Städten zur Vertheidigung ihrer politischen Rechte nach Warschau gesandt und war dort mit Erfolg für die Wünsche seiner Auftraggeber thätig. Er stand bei seinen Mitbürgern in großer Achtung und war einer der gesuchtesten Sachwalter. Die innigste Freundschaft verband ihn mit seinem Kollegen Schwander, nach dessen Tode er unbestritten der erste Rechtsanwalt Kurlands war. Ein heiterer Lebemann mit klarem und scharfem Ver-

stande, von nicht gewöhnlicher Geistesbildung, dabei gemüthvoll und von großer Herzensgüte, uneigennützig und wohlthätig, allezeit ein Helfer der Armen und Bedrängten, erfreute sich Tetsch der größten Beliebtheit nicht nur in Mitau, sondern im ganzen Lande. Muntere Laune, lebhafter Witz und Neigung zu feinem Scherze waren ihm in hohem Maaße eigen, sie machten ihn zum Lieblinge der Gesellschaften und entzückten seine Freunde und Bekannten. Tetsch hat Mitau nur selten verlassen, wurde aber oft von Freunden aus der Nähe und Ferne aufgesucht. Seine ausgedehnte Berufsthätigkeit brachte ihn bald zu Wohlstand und er führte ein vergnügliches Junggesellenleben. Nur den Sommer verbrachte er auf seinem Höfchen außerhalb an der Doblenschen Pforte, die übrige Zeit des Jahres verlebte er in seinem behaglich eingerichteten Hause in der Stadt. Seine langjährige Haushälterin Dortchen, eine Wittwe aus Halle und sein alter Diener Knock sorgten auf jede Weise für das Wohlbefinden des Herrn Justizraths, welchen Titel er wie alle seine Kollegen seit 1786 führte. Die wenigen freien Stunden, die dem viel beschäftigten Manne übrigblieben, widmete er der Lektüre oder der Korrespondenz mit auswärtigen Freunden oder er ergötzte sich an dem Treiben seiner Pudelhunde Milo und Daphne, wie er denn überhaupt ein Freund der Thiere war; er beobachtete mit lebhaftem Vergnügen die Sprünge und scherzhaften Kämpfe seiner zwei Widder und erfreute sich der Zutraulichkeit eines zahmen Hahns, das im Hause auf und ab lief. Auch die Blumen liebte er, er vergaß nur sehr selten nach den Rosen und dem Nefeda auf seinen Fenstern zu sehen und begoß sie selbst. Am Sonntage versammelte Tetsch gewöhnlich einen kleinen Kreis nächster Freunde und hochverehrter Männer zu einem alle Tafelgenüsse bietenden Mittagmahle bei sich, dessen Würze die geistprühende witzige Unterhaltung des Wirthes war. Vollkommen deutsch seinem innersten Wesen nach hing er mit ganzer Seele an seinem Heimathlande, fühlte sich im Uebrigen aber als Weltbürger. Zuletzt von schweren Körperleiden heimgesucht, die doch seinem Humor nicht Abbruch thun konnten, ist er heitern Gemüths am 9. Juli 1793 aus dem Leben geschieden, kurze Zeit vor dem Untergange der Selbstständigkeit Kurlands. Außer einer staatsrechtlichen, lateinisch abgefaßten Schrift, hat Tetsch nichts veröffentlicht und trotz mancher Mittheilungen jüngerer Zeitgenossen über ihn würde seine originelle Persönlichkeit heute doch nur ein Schattenbild für uns sein, wenn nicht zahlreiche Briefe von ihm sich erhalten hätten. Seine witzigen Billets und Briefe wurden, wie Joh. Fr. Necke, der Tetsch noch persönlich gekannt, bemerkt, stets mit dem größten Vergnügen gelesen und von den Empfängern gesammelt und aufbewahrt. Wenn auch Vieles davon im Lauf der Zeit verlorengegangen ist, so haben sich doch mehrere solcher Sammlungen erhalten und aus ihnen lernen wir den Menschen Tetsch in seiner ganzen Originalität kennen. Ihm war die Gabe geistreicher Unterhaltung und die Neigung zu drolligen Einfällen in hohem Grade eigen und scherzhaft und witzige Bemerkungen flossen ihm unwillkürlich aus der Feder; seine Briefe sind immer rasch hingeworfen, völlig ungekünstelt, im zwanglosen Plaudertone gehalten. Was ihnen aber den größten Werth verleiht, ist der köstliche echte Humor, der in allen waltet: an das Einfachste und Alltäglichste knüpft Tetsch unmittelbar ernste, überraschend geistreiche, oft tief sinnige Bemerkungen und das Gewöhnlichste,

oft rein Richtige wird im Spiegel seines Humors betrachtet, anziehend und ergötlich. Einen zweiten so originellen und in seiner Art klassischen Brieffschreiber gab es damals sicherlich in ganz Kurland nicht. Nimmt man dazu das warme Gefühl für alles Edle und Gute, die Selbständigkeit des Urtheils, die Freimüthigkeit des Ausdrucks, das tiefe Gemüth, die echte Humanität, so begreift man die Hochschätzung, welche Tetsch bei seinen Freunden und Bekannten genoß. Sehr charakteristisch ist bei ihm die Verbindung von ererbter kindlicher Frömmigkeit und aufrichtiger Gottesfurcht mit den Gedanken und den Ideen der Aufklärung seiner Zeit; er ist darin ganz Hippel verwandt. Viele Stellen in Tetschs Briefen erinnern überraschend an Aussprüche und Gedanken in dem Werke des Königsberger Humoristen und sind doch ganz originell, andere könnten unverändert in den „Lebensläufen“ einen Platz finden. Auffallend ist es, daß Tetsch niemals der „Lebensläufe“ gedenkt und doch mußte dies Buch ganz nach seinem Herzen sein; sollte er es nicht gefannt haben? Das ist bei seiner ausgebreiteten Lektüre höchst unwahrscheinlich. Oder hat es der Zufall gefügt, daß sich keine Erwähnung desselben in Tetschs Briefen findet? Jedenfalls ist Tetsch ein Geistesverwandter Hippels, wenn auch nicht so dichterisch genial veranlagt wie dieser, und seine Briefe sind gewissermaßen urkundliche Belege für die Naturtreue und Zuverlässigkeit der Hippel'schen Charakterbilder aus Alt-Kurland. Auch die Begeisterung für Freundschaft theilt Tetsch mit Hippel und so vielen andern edlen Männern jener Zeit; wir lesen die oft überschwänglichen Aeußerungen dieser warmen und innigen freundschaftlichen Gesinnung manchemal nicht ohne Lächeln und doch war es jenen Menschen, denen das Gefühl so leicht überwallte, völlig Ernst damit. Die schwärmerische Verehrung Friedrichs des Großen, der sein Ideal und Idol war, hat Tetsch ebenfalls mit Hippel gemein, wie sein schöner, nach dem Tode des Königs geschriebener Brief bekundet. Unter den zahlreichen, originellen Persönlichkeiten, an denen Kurland damals so reich war, ist Tetsch wohl die originellste. Er verdient es daher einer späteren Zeit und weitem Kreise näher gebracht zu werden; in Mitau lebt sein Name durch ein später zu erwähnendes eigenartiges Vermächtnis und durch sein Grab bis heute schattenhaft fort. Ich gebe im Folgenden eine Auswahl aus seinem Briefwechsel mit Karl von Sacken und füge einige Notizen über das Leben dieses seines langjährigen Freundes hier an.

Karl Christoph von Sacken, oder wie er sich fast immer schrieb Sacken, war auf dem väterlichen Erbgute Senten 1740 geboren, studierte, nachdem er seine erste Bildung zu Hause durch einen Hofmeister erhalten, 1762 und dann nochmals 1770 in Königsberg (vgl. Dr. G. Otto, Die Baltten auf der Universität Königsberg Nr. 1460 und 1567). In die Heimath zurückgekehrt, trat er Senten seinem jüngern Bruder ab und kaufte das Gut Alt-Sehren. Hier hat er viele Jahre als eifriger Landwirth und Jäger gelebt ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden. Er hat seinen Freund Tetsch fast um zwanzig Jahre überlebt und ist am 14. Sept. 1811 in Alt-Sehren gestorben. Sacken hat sich auch litterarisch bethätigt, außer mehreren Aufsätzen über die Landwirthschaft und das Forstwesen in Kurland hat er in dem Streit Elises v. d. Necke und des Pastors Wehrt mit dem berichtigten Oberhofprediger J. A. Starck eingegriffen. In ihm

verkörpert sich das altkurlische Wesen nach einer andern Richtung nicht weniger charakteristisch als in Tetsch, er repräsentirt den Typus des gebildeten Landedelmanns jener Zeit: praktisch, selbstbewußt, energisch, keinen Zoll von seinem Rechte weichend, stets bereit jeden, der es wagen würde ihm irgend wie zu nahe zu treten, mit der Waffe in der Hand zur Rechenschaft zu ziehen, erfüllt von Standesbewußtsein, aber auch von wahrhaft adeliger Gesinnung, freigebig, voll Gemeinfinn, ein treuer Freund seiner Freunde, rückhaltlos offenherzig, jeden Gebildeten als Seinesgleichen betrachtend, — so war der Mann beschaffen, den 16 Jahre lang die innigste Freundschaft mit Tetsch verband. Sacken versorgte den Freund regelmäßig mit Wildpret aller Art so wie mit Produkten seines Hühnerhofes, was Tetsch dann durch Wein- und Rumsendungen erwiderte und wofür seinen Dank in immer neue Formen zu kleiden er wahrhaft erfinderisch war. Sacken wollte bald nach des Freundes Tode Tetschs an ihn gerichtete Briefe der Oeffentlichkeit übergeben und hatte die Sammlung derselben schon druckfertig gemacht, leider mit manchen, damals noch lebende Personen betreffenden Auslassungen, so wie mit Unterdrückung vieler Namen und ohne Beifügung irgend welcher erläuternder Bemerkungen. Durch die Ungunst der Zeitverhältnisse kam der Plan damals nicht zur Ausführung. Aus Sackens Sammlung wird nachstehend eine Auswahl der besonders charakteristischen Briefe Tetschs geboten. Daß der Briefwechsel zweier altkurlischer Freunde manche derbe Ausdrücke enthält, ist selbstverständlich, einige gar zu starke sind im Abdruck fortgelassen worden, die meisten sind als bezeichnend für die Zeit und den Briefschreiber stehen geblieben. Tetschs Ausdrucksweise ist höchst lebendig und drahtisch, Sprache und Stil, obgleich nicht ohne Inkorrektheiten im Einzelnen, im Ganzen vortrefflich. Die Briefe erinnern in der Form manchmal an Lessing, bisweilen an Hamann, aber schließlich ist Tetsch doch ein Original eignen Gepräges. So mögen denn diese freundschaftlichen Briefe des altkurländischen gemüth- und humorvollen Geistesverwandten Hippels mehr als 100 Jahre nach seinem Tode in die Oeffentlichkeit hinaustreten, ich hoffe, sie werden vielen Lesern dasjelbe Vergnügen bereiten als sie mir gewährt haben. —

H. Diederichs.

* * *

1.

Mitau, den 1. May 1780.

Wahrhaftig, liebster Sacken, Sie haben mich mit Ihren Bögeln erschreckt. Der Jäger hörte nicht auf, auszupacken, und legte die armen Thiere so alle in der Linie zu meinen Füßen hin, daß ich mir selbst wie ein Nero oder Tiberius vorkam, und es für eine Sünde hielt, so viele Leichen auf einmahl in meinem Hause zu haben. U n d e n d l i c h noch hinterher der große Auerhahn. An den Kerl hatte ich garnicht gedacht.

Im Ernst, liebster S., schicken Sie mir in Ihrem Leben nicht mehr so viel auf einmal: ob ich Ihnen gleich für diesen Wurff von Gottes Gabe sehr gerne, auch so oft und so viel danken möchte, daß Sie auch meines Dank's müde werden sollten. Sie sollten mir auch sagen: hören Sie auf, Tetsch, es ist zu viel.

Ich sehe nicht hin, was nun gefressen werden wird. Der Auerhahn bleibt zulezt, und dazu will ich auch lauter Auerhähne von Menschen einladen. Versteht sich also am Rande, daß es keine Hundsvötter seyn werden. Ich parire drauf, Sie dachten eben jetzt nach, wen ich doch dazu invitiren würde. Sie haben's getroffen.

Was nun also noch! Nichts, liebster S., als dies: Haben Sie mich doch immer lieb, so wie ich Sie immer lieb haben werde.

Ihr treuer Tetsch.

2.

Mitau, den 20. April 1782.

Ihr Brief, mein liebster S., alterirte mich in der That. So ist es aber, wenn ein Freund in einer Entfernung von 24 Meilen leidet, und man es hinterher nicht anders als plötzlich erfahren kann, daß er gelitten hat.

Ich bin Ihrer Seele und Ihrem Herzen so gut, M. I. S., daß ich beyden alles edle und gute zutraue. Auch den festen Charakter und die Stärke im Leiden. Das heißt, ich traue es Ihnen zu, daß Sie auch große Verluste ertragen können. Glauben Sie es mir, ich habe immer viel mehrere Hochachtung für Menschen, die auf der Laufbahn ihres Lebens gelitten und geweint haben, als für die, denen man nicht ein Haarchen gekrümmt hat, und die bis in's 60. Jahr fort lachen.

Sie also, liebster S., stehen auch nunmehr bey mir höher, da Sie das große Leiden, den Todt der ersten Freundin, gelitten haben, ein Schmerz, der mir allem Ansehn nach, wohl Ideal bleiben wird, und an dessen Stelle auf mich vielleicht andere warten.

Ihre Gemahlin ist wahrhaftig jetzt glücklicher, als wir und sie sen, wo sie sen, sie wird es gut haben. Wir beyde müssen noch manchen Schurken in der Welt ertragen und manche Tugend

leiden sehen, noch manche üble Laune haben, noch öfters weinen und sterben müssen wir beyde auch noch.

Sie würden sie aber gerne noch haben. Das geht nun aber nicht an. Also froh, I. S., daß Sie, und just Sie, sie gehabt haben. Und denn in Gott!

Ihre Vögel können mir nicht anders, als lieb gewesen seyn. Ich bin es gewohnt, sie aus Ihrer Hand zu essen. Schwander habe ich auch welche geschickt. Ich weiß doch auch wahrhaftig nicht, wer mir sonst noch etwas zu fressen giebt als Sie.

Ihr treuer T.

3.

Mitau, den 13. August 1782.

Mit Ihnen, M. I. S., kann man schon immer ein Wort im höheren Gefühle reden.

En, wenn aus Ihrer Gersten Aehre, die Gott weise niederschlug, im wilden Rausch ein Bruder = Mord erwachsen wäre — oder ein Betrüger hätte Ihr Korn gekauft, und selbst die Ruthe kostete Ihnen noch Geld, die Sie von der feilen Gerechtigkeit für ihn hinterher noch binden lassen müssen — oder Sie selbst umritten morgen Ihr hochschwangeres Feld, und stürzten und brächen das Bein, und kein Arzt heilte den Helden, der — sein kleiner Verlust, den der Hagel macht, (der vor einiger Zeit einer brennenden Kugel sein Leben Preiß gab und nicht fiel). = = Sagen Sie mir, liebster S., läßt sich der Verlust nicht leichter ertragen, wenn man aus eben dem Guten, das man verliert, noch empfindlichere Unglücke hätte haben können? Lassen Sie also alles gut seyn, was Gott thut. Hagel im Fruchtfelde ist im ganzen eben so schön, als die Rose an der Brust eines blühenden Mädchens — und wir gute Jungens Gottes, wir sind zu allem gemacht, und es ist seine und nicht unsere Oekonomie.

Wir hatten hier schon Nachrichten von dem Unglücke im Oberlande. Ich hätte doch die Wolke hier nicht aufhalten, oder sie bitten können: „Hagele, nur schlage meinen S. nicht“

Menschen schlagen Menschen, warum nicht eine Donnerwolke ein Kornfeld, oder eine Fensterscheibe?

Es ist eine Ehre für mich, M. I. S. daß Sie Ihre Leiden vor allen andern mir gemeldet haben. — Ich dürfte jetzt nur ein bißchen Fürst seyn, oder sonst etwas, das ich jetzt nicht bin — wir wollten mit der Revolution, die die Natur macht, schon zu rechte kommen, und auch Sie bauten mir mein Haus, wenn ich abbrennen würde.

Kurz, wir wollen uns beyde Gott empfehlen, und weiter leben. Wir wissen ja noch nicht alles. Ich liebe Sie recht sehr.

L.

4.

Mitau, den 10. Oktober 1782.

Ins künftige, M. I. S., sagen Sie mir hübsch, ob alle die Eyer für mich sind, oder ob ich auch andren Leuten einige davon abgeben soll.

Die Sache hat hier viel Aufsehens im Hause gemacht. So viele Eyer! haben sie alle gesagt, — und knaks, knaks wird doch immer eins nach dem andern dabey aufgeschlagen. Kurz es herrscht in meinem Hause, wo alles aufs Fressen sieht, schon lange eine wahre Devotion für Sie und nun, nach den Eyern wird es mit Ihnen gar nicht mehr auszuhalten seyn.

Das muß ein sehr reicher Herr seyn, sagte meine Hallenserin, als das Wildpret ausgepackt wurde — und ein guter Herr — als sie las, daß Sie auch an eine Wittwe gedacht hatten.

Ich selbst fühlte dabey etwas frohes um's Herz, und calculirte sogleich auf den Fall, daß Sie auch m e i n e Wittve nicht verhungern lassen würden.

Die Franzosen haben die Krankheit, die neuerlich aus Rußland kam und wo alle Welt husten und niesen mußte, Influenz genannt, und so nenne ich auch Ihren wohlthätigen Zufall, wenn Sie einmal lustig werden und allen Advocaten so viel Wildpret schicken, daß sie sich zu Tode fressen können.

Auf deutsch: Einfluß — und daraus wird so allmählich auch die Redensart entstehen, daß Sacken aus Weesen viel E i n f l u ß auf diese Leute hat.

Die Welt ist böse, liebster S. Schicken Sie auch zuweilen den Predigern etwas. Alle Ihre Conföderirten waren zu Hause, nur L z nicht. Seine Portion E i n f l u ß hängt also onch in

meinem Keller, und bleibt er mir zu lange aus, so fresse ich die Vögel selbst auf und schlage mich im Fall der Noth, wenn Sie selbst nicht Zeit haben, zweymal für Sie. Die Portion nehmlich, die 2 3 schlagen müßte, wenn er sie gegessen hätte, die schlage ich.

Ihren alten Envoyé ordinaire habe ich mit seinem Pferde in meinem Hause so gepflegt, als wenn mein Haus Kauzans Gefinde wäre, und der alte Dicklus merkt es prick, daß sein Herr mich liebt und daß ich auch seinen Herrn lieb habe.

Und so ist es auch, liebster S.

T.

5.

Mitau, den 6. Mai 1784.

Ich habe, M. I. S., mit Schwandern *) öfters darüber geredt, daß Leute von Verdienst nach ihrem Tode sehr balde vergessen werden. — Und wir wurden auch darüber einig, daß man es von der Nachwelt, die immer etwas neues zu thun hat, de jure nicht fordern kann, daß sie immer an uns denken soll, es müßte denn ein Zufall seyn, daß man sich unserer eben so, wie einer Regel im Syntax erinnert.

Und dieser unser brave Sch w a n d e r ist nun selbst todt. Er starb ehegestern. Es war Wassersucht, Kälterbrand und eine völlige Entkräftung. Mit der besten Disposition der Seele aber, so, wie man aus einer Gesellschaft geht, in der man froh gewesen ist und Gutes gethan hat. Und so ist es auch schon ganz recht.

*) Sigmund Georg Schwander war 1727 in Mitau geboren, studierte in Jena die Rechte und war seit 1751 Hofgerichtsadvokat in seiner Vaterstadt. Er war seiner Zeit der angesehenste und beliebteste Rechtsanwält Kurlands, ausgezeichnet nicht nur durch seine Rechtsgelehrsamkeit und seine klaren, scharfen juristischen Deduktionen, so wie seine Beredsamkeit, sondern auch durch seine strenge Gewissenhaftigkeit, Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit. Ein Mann heitern Gemüths und lebhafter Phantasie, war er auch ein eifriger Freund und Beförderer der Kunst und beschäftigte sich tiefeindringend mit der Philosophie. Allgemein geachtet und geliebt, ein Wohlthäter der Armen, wurde er von seinen zahlreichen Freunden als ein Weiser verehrt. Er starb 1784, unvermählt wie Tetsch, der ihm unter allen Freunden am nächsten gestanden hat.

Unter diesem Verluste, den mein Herz erlitten hatte, erhielt ich Ihren schalkhaften Brief. Freylich habe ich gelacht. Wäre Königsberg nicht so weit, so hätte ich das ganze Vögel N. B. C. dem St. t an Zahlungs statt ins Haus geschickt. So aber werde ich's wohl bleiben lassen und lieber selbst buchstabiren.

Dank Ihnen, liebster S., für das Deputat. P. s *) hat das Seinige auch bekommen.

Auf Johannis wollen wir alles ausschütten, was wir mit einander auf unseren Herzen und Gewissen haben. Heute bin ich ohnedem nicht dazu gemacht, mit Ihnen froh zu seyn. Ich küsse Sie.

Ihr treuer

T.

bis auch meine Sterbeglocke schlägt.

6.

1786.

— und nicht ein einziges lebendiges Wort von Ihnen!

Beynahe hätte ich Lust, Ihnen zur Strafe einen Brief zu dictiren, den Sie abschreiben und mir zuschicken sollten. Nicht Bequemlichkeit, sondern Suffisance war es von Ihnen, daß Sie an mich nicht geschrieben haben. „Mein Jäger kann es eben so gut bestellen“, dachten Sie und freylich bestellte es Ihr Jäger auch eben so gut. — Ich bin bey meiner Taufe nicht so förmlich eingeseget worden, als er mich, auf Ihre Ordre, zum neuen Jahr eingeseget hat — und geht es mir 1786 gut, so will ich's, nächst Gott, Ihnen und Ihrem Jäger danken. — Merken Sie sich's, liebster S., daß ich dem Wunsche eines redlichen Mannes eben so traue, als wenn es Gottes Wort oder ein Evangelium wäre. Und das nenne ich bey mir zu Hause: Fromm seyn.

Ich habe mir von Ihnen ein für allemal den Begriff abstrahirt, daß Sie etwas disponiren müssen. — Der T. wird Sie doch nicht plagen, daß Sie jetzt die Stadt Friedrichstadt disponiren. — Doch wer weiß! Als Landwirth lehrten Sie uns Ackerbau und Brod, villeicht jetzt Politzey und gute Bürger.

*) Damals Hofgerichtsadvocat.

Ich traue Ihnen, liebster S., alles zu. Sie machen gute Menschen und, wenn Sie den Pot-pourri eines Freundes ertragen können, — wenn sie nicht schon da wären, auch gute Engel.

Morgen geht unser Brod-Landtag an. Noch nie haben sich so viele Deputirte eingefunden, wenigstens lange nicht so viel, als jetzt. Man zählt ihrer 27. Ihr Bruder ist auch darunter.

Die Pluralität, wie ich höre, will, daß die Ausfuhr des Getreides frey seyn soll. Ein Beweis, daß Gott die Curländer lieb hat und daß, im ganzen betrachtet, noch Brod da seyn muß. Unsere Landsleute sind gewohnt, immer große Kuffeln *) zu haben, und wenn er ein bißchen kleiner ist, so schreyen sie. So wie ich, wenn Sie, I. S., mich im Jahr 86 weniger lieben würden als im Jahr 85. — Es ist überhaupt ein närrischer Kerl, ein Curländer, und ich würde die Station noch einmahl so lieb haben, wenn sie rein bliebe und nicht durch andere verfälscht würde. Da giebt es aber Phrygier, Cappadocier, Mesopotamier und weiß Gott, was für Gesichter mehr, deren Mienen wir annehmen, weil wir gutherzige gastfreye Jungens sind, — und die Fremden verhunzen uns. Ihr Jäger sagt, Sie werden nach einigen Wochen zu uns kommen. Das soll mir eine Herzens-Lust seyn, Sie lieber S., einmahl wieder zu sehen. Ich habe einen vortrefflichen Wein. Um ihn noch mehr zu erhöhen, so kommen Sie.

Ihr treuer

T.

Graf Stolberg **), der dem Eichstädt den Tod seines Bruders vergab, ist auf seiner Reise nach und von Petersburg bey mir gewesen, und ich habe ihn hier silhuettiren lassen. Ein edler vortrefflicher Mann, der unser werth ist, und dessen wir beyde werth sind. Sie müssen also auch seine Silhouette haben.

*) d. h. Brodlaibe.

**) Vgl. die launigen Gedichte Stolbergs über seinen Aufenthalt in Mitau in den Sitzungsberichten der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst von 1882 Anhang S. 28 ff. und seine höchst interessanten brieflichen Aeußerungen über Kurland und die Kurländer bei J. Janssen, Graf Friedrich Leopold Stolberg Bd. I S. 171 ff.

7.

Mitau, 21. März 1786.

„Da hab' ich ihm nun einen Glendzbraten geschickt, und nun schreibt er an mich“ Ich deprecire eine so üble Nachricht, M. I. S., freylich hat der Braten auch etwas dazu beygetragen. Mein Herz hatte mir aber schon lange einen Brief an Sie dictirt. — Damals schon, als der Braten noch im Walde lief.

Sie revociren also die üble Nachricht, die Ihnen auf der Zunge saas — ich danke für den Braten — Und so sind wir quitt.

Bermuthlich haben Sie die einliegende Ode eher, als meinen Brief gelesen. Keine Biene fällt so schnell auf Honig, als ein Autor auf gedruckte Sachen, und so haben Sie es auch gemacht.

Ich bitte mir nicht zu contradiciren. Freylich sind Sie ein Autor, und wie sehr Sie sich durch Ihre letzteren Arbeiten in der Monats-Schrift*) bey klugen Männern merkwürdig gemacht haben — das wird Ihnen Rüttner einmal sagen. Es hat also seine Richtigkeit, daß Sie die einliegende Ode eher, als meinen Brief gelesen haben.

Da hätten Sie, liebster S., mit zugegen seyn sollen. — Ich habe wahrhaftig nie einen so ehrwürdigen Aufzug gesehen, als der war, in welchem wir, unter Fackeln, Kanonen, Pauken und Trompeten, unseren würdigen Landhofmeister**) diesen Beweis unserer curlaendischen Liebe und Ehrfurcht überreichten.

Fragen Sie nicht, wer dieses republicanische Fest angestellt hat. Sie könnten vielleicht glauben, daß ich es bin, wenn ich es auf Ihre Frage läugnen wollte.

Rüttner**) hat die Ode verfertigt und darin nicht den

*) Sackens Betrachtungen über die Landwirthschaft, das Forstwesen und die Jagd in Kurland sind in Rünners Mitauscher Monatschrift von 1785 April- und Maiheft abgedruckt.

**) Der Landhofmeister Ernst Johann von Klopmann, Erbherr auf Rickeln, Drogen und Marren, geb. 1725 † 1786.

***) Karl August Rüttner, geb. 1749 zu Görlitz, war seit 1775 Professor der griechischen Sprache an der petrinischen Akademie zu Mitau, † 1800. Er hat sich als Herausgeber der Mitauschen Monatschrift 1784 und 1785, als Uebersetzer aus dem Griechischen und als Dichter bekannt und verdient gemacht.

Minister, sondern den Menschen Klopmann besungen. Holten überreichte es, mit seinem reinen Gesicht — für uns alle.

So weit, liebster S.! Ich wollte noch mehr mit Ihnen schwätzen. Ich habe aber noch ein paar Schuhe zu flicken, d. i. ich habe noch ein paar Geschäfts-Briefe zu schreiben, oder welches einerlei ist, ein paar Briefe fürs Brod.

Sonst ässe ich Ihren Braten auch nicht.

Ihr treuer

T.

8.

Mitau, den 6. April 1786.

Ordnung muß im Hause seyn.

Also zuerst von den Schweinsköpfen — denn bey denen blieb ich stehen, wie ich denn überhaupt sehr gerne bey Köpfen stehen bleibe.

Ich respektire, mein lieber S., das Genie, welches Sie haben, mir aus einem jeden Orte, wo Sie sich aufhalten, etwas zu fressen zu geben — und mein Leben verwette ich darauf, daß kein Officiante in Mitau heute zu Tage 10 halbe Schweins-Köpfe im Hause hat — außer ich.

Gerne möchte ich den Namen des Wiggings wissen, der das Räuchern des Fleisches erfunden hat. Mir scheint die Erfindung aus der nordischen Gegend der Erde hergekommen zu seyn, wo viel Holz ist und man die Rauchstuben liebt. Einerley! vielleicht haben wir den ersten Bißten auch bloß einem Zufall zu danken. Genug, daß es gut schmeckt, und daß ich mit Holten und M schon einen halben Kopf aufgefressen habe.

Mein ganzes Haus behält sich die Pflicht und die Ehre vor, Ihnen, M. I. S., dafür persönlich unsern Dank abzustatten, und ich, als Chef, commandire das Compliment.

Dem Professor Rüttner habe ich's gesagt, daß er auf Ihre Litteratur noch etwas warten soll. Er schimpft auf die Curländer, daß sie nicht Patriotisme genug haben, die inländische Schriftstelleren zu befördern, und er hat recht. Wir sind auf dem Fall noch immer ein sehr unartiges Volk.

Wenn Sie, M. I. S., von der vaterländischen Jagd als Cameralist und Deconom schreiben, so halte ich für's beste selbige,

in Ansehung des gesetz- und rechtlichen, bloß so zu nehmen, als der Fürst und der Adel selbige bis auf den heutigen Tag im Besitze hat, und sich auf das pour et contre des einen oder des andern nicht einzulassen. Die Autorität lassen Sie sich aber dabey nicht nehmen, als Kenner dieser Cameral-Branche Curlands alles rein auszusagen, was zur Erhaltung und Beförderung dieses Nahrungs-Mittels nöthig ist, und sagen dabey, daß es patriotische Pflicht und Klugheit sey, darüber und darüber verbesserte Gesetze zu machen, und wenn sie da sind, selbige auch zu erequiren. Sie haben sich in Ihren übrigen Cameral-Arbeiten bereits den Ton gegeben, und bey dem bleiben Sie auch denn, wenn Sie von Ihrer lieben Diana reden.

Aber wie gefällt Ihnen der heurige Frühling? Ist er nicht etwas zu fet und naseweise?

Mir sollte es wenig leid thun, wenn durch die Chicane des Nord's auch nur ein einziges schwangeres Knöpfchen verlohren ginge.

Leben Sie wohl, liebster S. Auch wir wollen die Natur nachahmen und in jedem neuen Lenz unsere Liebe erneuern. Sie glauben es nicht, mit welcher Sympathie ich Sie liebe.

T.

Drachensfels hat seine Frau verlohren. Es war eine brave Frau.

9.

Mitau, den 26. April 1786.

Mittlerweile habe ich, M. l. S., Bäume gepflanzt, und zwar eine Allee von 400 schlanken Birken von meinem Grabe zu Schwanders Grab, und nun können Sie von ihm zu mir, oder, wie Sie wollen, von mir zu ihm ins künftige da spatziren gehen*).

Die Frau Obrist-Vieut. v. Lieven schenkte mir die Bäume, und weil sie mit ihren Töchtern auch selbst welche pflanzte, so habe ich ihr diese Jamben gesungen.

Yorick sagt in einer Stelle, wer hier auf Erden nicht Kinder zeugt, oder nicht Bücher schreibt, oder nicht Häuser baut — den hohlt der Teufel.

*) Die von Tetsch gepflanzte Birkenallee, die von Schwanders zu seinem Grabe führte, besteht, zum Theil leider verwüstet und zerstört, noch heute.

Ich habe nun mit Gott und mit Ehren 400 Birken gepflanzt,
und nun lache ich dem Teufel in's Häufchen — und Sacken
zucundirt

seinem T.

10.

Mitau, den 14. Juli 1786.

Ihr alter Diebles, M. I. S., der mir so ofte Schneppen
und ich weiß nicht was gebracht hat, will durchaus, daß ich an
Sie schreiben und ihm einen Brief an Sie mitgeben soll.

Als wenn wir 3 Schwesterbrüder-Kinder find, so hat er sich
an mein Haus gehalten.

Damit er es nun auch handgreiflich merken möge, daß ich
seinem alten Herrn eben so gut bin, als er ihm selbst ist, so soll
er Ihnen etwas mitbringen.

Knoch! *) pack er doch 6 Boutellien von meinem rothen
Wein ein und geb' er sie diesem Menschen mit.

Unser alte Vater Stender läßt seine Gedanken von dem Zu-
stande nach dem Tode **) drucken. Ich habe das Manuscript ge-
lesen. Sehr gut, und wir beyde sterben recht gerne mit ihm.
Sollte er zu den Consistorial Gerichten Friedrichstadt passiren, so
bemächtigen Sie sich seiner und grüßen ihn.

Ich weiß nicht, mir ist immer so zu Muth, als wenn Sie
balde wieder zu uns kommen werden.

Wie schon alle Amours!

T.

11.

Ich glaube den 11. oder 12. August 1786.

Sie erhielten, M. I. S., mit der vorigen Post den Brief der
Herzogin — und heute schreibe Ich.

Meinethalben mag der Krieg im System des Ganzen oder
in der Haushaltung Gottes eben so nothwendig seyn, als die Pest.

*) Tetsch's langjähriger Bedienter.

**) Gotthard Friedrich Stenders († 1796), des hochverdienten Begründers
der lettischen Grammatik und lettischen Schriftstellers „Gedanken eines Greises über
den nahen Zustand jenseits des Grabes“ erschienen 1786 in Mitau.

Nur schade, daß Pest Pbyssik und Krieg Moralität zum Grunde hat, und ich zante bloß mit der Moralität.

Wenn wir beyde uns vereinigen, so ist der Bruder-Mörder eben so gut ein Werkzeug Gottes als die Pestbeule, die eine Rose von unschuldigem Mädchen tödtet, — und eben so Ravailac, der einen König *) tödtet, als Carl der 12-te der als königlicher — ohne alle Ursache einige 1000-de umbrachte.

Das heißt: man muß die Erde nehmen, so wie sie ist. Pbyssik und Moral hat ihre gewiesene Wege. Nicht rettet der Arzt den, der heute sterben muß, nicht bessert die Religion oder die Moral den, der, wie Sie wollen, nach der Haushaltung Gottes, entweder in's große oder in's kleine umbringen muß. Wir sind bey'm Altar und bei der Hostie eben so gut, als bey'm Schwert, bey'm Giftbrecher und bey der Pestbeule in der Hand Gottes, und nur der ist der Tugendhafte auf Erden, der unter allen Schelmen der Kleinste ist.

Was den Krieg mit Schweden und Rußland betrifft, so gebe ich Ihnen den Rath, nichts zu glauben, was jetzt erzählt wird. Der Krieg muß entweder zu Ende, oder wir müssen selbst auf dem Schlacht-Felde seyn und todt schießen, oder uns todt schießen lassen, damit wir wissen, wer geblieben ist.

Ich ärgere mich nur über die verderbte Menschen-Natur, und also auch über die meinige, und niemand von uns ist von diesem Fehler frey. Man will immer, daß viele umgebracht seyn sollen, bloß deswegen ließt man die Gazette. Der Bruder-Mord ist einem jeden angeboren und die Zeitungen sind leer, wenn heute zu Tage nicht recht viel Menschenblut vergossen wird.

Und mittlerweile begieße ich meine Neseda am Fenster und bitte den trüben Himmel, daß er mir Sonne giebt, um meine welke Blume zu erquicken. Ich bitte Gott für meine dürre Nelke um ein Tröpfchen Regen, und vergieße in eben der Minute, die Zeitung in der Hand, nach Herzenslust einen ganzen Ocean vom türkischen Menschenblut.

Wir beyde, m. l. S., erklären den närrischen Kerl, den Menschen, nicht.

Vergeben Sie es mir, wenn meine Lettern heute undeutlich

*) Ravailac ermordete R. Heinrich IV von Frankreich 1610.

sind. Ich habe nicht viel Zeit übrig, und ich denke, wer mich liebt, der liebt mich auch, wenn ich Carricatur geschrieben habe.

So weit, liebster S.! Gott gebe Ihnen eine glückliche Erndte und mir Ihre Liebe.

T.

12.

Mitau, den 5. September 1786.

Aber sagen Sie mir, liebster S., wie war Ihnen, als Sie die Nachricht von dem Tode des großen Königes*) erfuhren? Müste nicht billig die ganze Erde eine gewisse solenne Stille feyern, wenn so ein Mann stirbt. — Das große Original.

Ich muß es Ihnen gestehen, daß ich in meinen jüngeren Jahren in einer gewissen Dissonance mit dem Könige stand. Allein Gott vergeb mir die Sünde; es werden 1000 Jahre hingehen, ehe ein solcher Fürst wieder erscheint. Wenn wir 1000 Jahre zurücke gehen, so finden wir ihn auch nicht. — Unter den alten kenne ich keinen, als Caesar, und doch war der nicht Friedrich. Dieser excellirte ja in allem.

In der heutigen Mitauer Gazette werden Sie einige Anekdoten von dem Tage in Sansouci und Berlin finden. Solche Auftritte frappiren und rufen in meine Seele sehr laut: U n s t e r b l i c h k e i t, Gott und U n s t e r b l i c h k e i t!

Der König ist auf seinem Sopha, mit entblößtem Haupte, in einem zerrissenen, lieben alten Camisöhlchen und mit herunterhängenden Strümpfen, als Philosoph, so für sich allein, sanft und seelig eingeschlafen. Er hat vorher alles von sich entfernt gehabt, bloß ein Kammerdiener und ein Kammer Husar sind bey ihm gewesen.

Der Tod eines solchen Mannes kommt mir wie eine Sonnenfinsterniß vor, und so glaube ich, muß auch in Berlin das Blut im Menschen eine Zeitlang stille gestanden haben. Ich rechne auf Ihr Herz, M. I. S., Sie werden auch empfinden, wenn Sie noch hie und da von ihm was lesen werden.

Unsers alten Stenders Gedanken von dem Zustande nach

*) Friedrich der Große starb am 17. August 1786.

dem Tode sind bereits gedruckt. Wenn ich ein Exemplar gebunden bekomme, so schicke ich's mit.

Von unserm Landtage kann ich Ihnen noch nichts sagen. Wir sind noch in der Vorrede.

Der alte Canzler Kenjerling *) der heute in sein 74. Jahr tritt, Holten und Rütner, speisten zu Mittage bey mir! — und da wurde auch Ihrer gedacht. — Ich machte dem alten K. bey Tische ein Stück, das 24000 Ducaten werth ist, und Sie, S., zahlen sie mir sogleich baar aus, wenn ich es Ihnen einmal erzählen werde.

Basta. Ich küsse und liebe Sie

T.

13.

Mitau, den 12. September 1786.

Da haben Sie, liebster S., die Gedanken unser's alten Stenders von dem Zustande jenseits des Grabes, lesen Sie es durch. Wenn wir einmahl zusammen kommen, denn wollen wir davon reden. — Sie haben gesagt, daß Sie im October hier seyn wollen. Daß wir dies Jahr Octobre haben werden, dafür lassen Sie mich sorgen.

Sie haben mir noch gar nicht gesagt, daß Ihnen der Tod des Königes von Preußen wehe thut.

Gestern las ich einen Gedanken über ihn. Er war ohngefähr dieser: „Wenn es irgend jemand unter den Menschen wagen wollte Friedrich den einzigen zu übertreffen, so müste ein solcher alle die bisher bekannten menschlichen Kräfte übersteigen.“ — Ich halte den Gedanken für richtig, nicht weil ich noch in Trauer bin, sondern ich fühle es, daß Gott in diesem Manne wirklich die ersten Mensch- und Geistes-Kräfte concentrirt gehabt hat.

Die Leute wissen auch nicht, was sie jetzt eigentlich von ihm reden sollen. Es gehört eine eigene Sprache dazu.

Gestern fragte mich jemand, ob der König wohl die Unsterblichkeit geglaubt hat? Es fehlte nicht viel, so hätte ich den Patron die Treppe herunter geworfen. So albern zu fragen! Wir beyde

*) Der Kanzler Graf Dietrich Kenjerling, geb. 1713 † 1793, vgl. über ihn die Aufzeichnungen seines Sohnes in der Baltischen Monatschrift von 1893 S. 507 ff.

sind gar nicht solche Könige, M. I. S. Vom Zaun gefallen sind wir aber in der Stadt Gottes auch nicht — und also hat es auch mit uns, wenn wir todt sind, gute Wege — so wie jetzt, leben Sie wohl

T.

14.

Mitau, den 21. März 1787.

Der Casus ist eigentlich dieser.

Drachensfels *) gab den 18., dem Erbprinzen **) zu Ehren, in dem Offenbergschen Hause ein Diner. Kanonen, Pauken, Trompeten zc. und ich war auch dazu invitirt — ich kam aber nicht.

Er hatte zur Fête ein Gedicht drucken lassen und selbiges wurde bey der Tafel vertheilt, und ich machte ihm, abwesend, gleich darauf die Surprise, daß ich ihm im Rahmen des Schutzgeistes von Curland, just während der Kanonade, ein Compliment für die Fête überreichen ließ. — Ich hatte es in der Landschafts-Uniform einbinden lassen, und es wurde ihm durch einen sehr hübschen Jungen auf einem silbernen Teller präsentirt. — Der H. v. Drachensfels habe dabey in die Knie sinken wollen, und war es nicht kanonirt, so ließen sie hinterher noch mächtiger kanoniren. Und so wollte ich's auch haben.

Wie der Prinz getauft worden ist, das werden Sie in der Zeitung finden. Haben Sie etwas dawider einzuwenden, so ist es jetzt zu spät.

Ich wollte, M. I. S., schon mit der vorigen Post an Sie schreiben. Allein es war ein Nordwind, und weil der Kerl auf meinem Resonanzboden nicht paßt und ich bey dem Nordwinde mehrentheils sehr übel zu sprechen bin, so schrieb ich auch an Sie nicht.

Noch toller! Ich hatte schon anderthalb Seiten an Sie geschrieben, und ich zerriß den Brief. So ein Mensch bin ich, wenn mir der Kopf nicht recht steht.

Da ist mein lieber S. schon ganz anders. Er schreibt alle Posttage an mich und schert sich den T — um den Nord.

*) Ernst Philipp von Drachensfels, Erbherr auf Grausden, geb. 1733 † 1807.

**) Der Erbprinz Peter war 1787 den 23. Februar geboren und starb schon im März 1790.

Im Publico hat sich mittlerweile nichts sonderbares zugetragen. Der Zustand unseres ganzen Landes ist überhaupt dieser. Es ma u l t so wie Frig, wenn Papa nicht immer oder nicht genug Rosinen und Mandeln giebt.

Von meinem Privatleben zu reden, so hat sich hier auch nichts merkwürdiges zugetragen — außer — außer — und das möchte auch wohl gut anzusehen seyn — daß ich ein Rennthier habe. Ein so frommes liebes Thier, daß es mir oben auf meine Zimmer kommt. Schneeweiß. Des Mittags muß er mir die Visite bey Tische machen, und so lange ich ihm Weißbrod gebe, wirft ihm der Papagon einen Hundsvott in den Bart.

Basta! Ich habe mit Ihnen, M. I. S., nur ein bischen plaudern wollen.

T.

15.

Mitau, den 18. April 1787.

Sie sind ja ein rechter Renomiste im Jubel! Ich habe eben jetzt die Anzeige der Friedrichstädtischen Feyerlichkeit in der Gazette gelesen.

Wie Sie da immer hinten und vorne sind! Recht so, wie ein Patriarch oder ein Heerführer des Volkes Israel.

Ich freue mich, liebster S., Ihrer Herzlichkeit. Sie hat das wahre und naive an sich, was zur Sache und zum Orte gehört, und welches so engagirend ist, daß wenn der Teufel selbst in Friedrichstadt oder in der dasigen Gegend gewohnt haben würde, er sich, wenigstens für den Tag, als ein honnet homme an Ihre Fête hätte anschließen und das Rauhe inwärts hätte kehren müssen. — Und hätte er ja zuletzt dumme Streiche gemacht, so würde sich wohl ein anderer Teufel gefunden haben, der diesen hätte hohlen können. Ich weiß, wenn Sie einmahl so ein Ding übernehmen, so ist Gottlob für alles gesorgt. Wer Prügel nöthig hat, der kriegt sie.

Ihr kurisches Liedchen, so wie Sie es mir da schickten, ist der Herzogin am Sonntage nach ihrem Kirchengange, in der Cour überreicht worden und es wird schon an einigen Orten hier in der Stadt auf dem Klavier gespielt.

H. hat es der Herzogin abgegeben.

Noch ein mahl! ich habe in Ihrer Fête sehr viel naive Herzlichkeit und vaterländische Liebe und Einheit gefunden, und wer den armen, durch Noth und Kummer ermüdeten Landmann mit zur Tafel der Freude zieht, den segnet Gott, — früh oder spät — er segnet ihn. Und Sie, M. I. S., ziehen Wechsel darauf.

Noch ein s. Waren Sie nicht in Ihrer Seele froh, daß Sie an dem Tage Sonne hatten. So was ist, wenn man es nöthig hat, nicht mit einer Million Dukaten zu erkaufen — und wir hatten es, so wohlfeil, wie wir alle gute Gaben von oben haben.

„Der ganze Horizont ist reiner heiterer Himmel.“ Viel Galanterie von der Sonne.

Ich mag meinen heutigen Brief, weil ich ihn bloß Ihrem treuen curländischen Herzen gewidmet habe, nicht mit andern Fragen entehren. Also Basta, M. I. S., und wir kommen mit Gottes Hülfe wohl wieder ein andermahl zusammen.

T.

16.

Mitau, den 2. November 1787.

Pro primo habe ich das Vergnügen, Ihnen, mein I. S., zu sagen, daß die Cameralisten, die mit Ihnen gewesen sind, es hier öffentlich declariret haben, daß, so lange sie auf Commissions gewesen, sie noch nicht einen so praktischen und in der Deconomie bewanderten, aufmerksamen und gerechten Mann um sich gehabt hätten, als Sie es sind.

Ich für meine Person halte mich nun nicht an Ihre wissenschaftlichen Kenntnisse, die Sie in der Deconomie haben, sondern ich halte mich vor der Hand und immer an das wohlthätige Herz, mit welchem Sie die Produkte Ihrer Deconomie mit mir theilen.

Es war Markt im Hause, als Ihr Füllhorn ausgeschüttet wurde. Insonderheit haben die Erbsen, die Erbsen hier viel Wesens gemacht.

„Das ist ein Nagel zum Sarge,“ pflegt man zu sagen und man sagt es gut, wenn jemand einen dummen Streich gemacht hat.

Wäre es möglich, daß man jemanden auch das Leben annageln könnte, so ist hier der Fall, daß wir, Ihre dankbare Fresser samt und sonders — ich führe den Trupp — Ihnen, M. I. S., das Leben annageln möchten. Fühlen Sie in Ihren Busen. Ist es nicht wirklich ein Glück, wenn man geben kann? Mir wenigstens ist die Gottheit niemahlen näher, als wenn ich's thun kann, es sey ein Ferding oder eine Thräne.

Ich stelle Ihnen alle Ihre Gaben á conto — denn meines Wissens habe ich sie noch nicht verdient. Souverains pressen Matrosen, Sie Dankbare. Ich ziehe mit den letzteren sicherer zu Felde, als mit den ersteren. Die letzteren sind gemacht, die ersteren müssen erst gemacht werden.

Das Billet, welches Sie mitschickten, war sehr übel disponirt. Ich kenne die Disposition. So ist der Mensch, wenn er außer dem physikalischen Cirkel sich noch in mehreren dreht. Wie wohl! Es hat sich auch manches Kind in den Windeln den Hals abgeschrieben, und man ist in der Physik eben so gut, wie im bürgerlichen Leben geschoren. Capitaine Schoeffer*) schos sich im letzteren Falle todt, und da der Schuß nicht letal genug war, so strangulirte er sich in die Ewigkeit hinüber. Ich bin noch nicht entschlossen den Selbst-Sterbern Recht zu geben.

So lange ich Ihre Erbsen habe, liebster S., rede ich wider den Selbst-Mord. Und doch weiß ich nicht, ob ich nicht selbst in Ihren Erbsen meinen Tod finde. So ist der Casus.

So weit, liebster S. Unser Briefwechsel ist ohnedem seit einiger Zeit verrenkt, und Sie schreiben gar nicht mehr an mich.

Erbsen wie Erbsen, Erbsen sind doch keine Briefe.

Ich küsse Sie

Ihr treuer

T.

17.

Mitau, den 25. Dezember 1787.

Es ist zwar heute der erste Feyertag, wo fast ein jeder Christ einen Narren im Kopfe und einen noch größeren im Maagen hat — allein an meinen lieben S. schreibe ich. Ihr letzter Brief hat mir die Idee, welche Sie im Gemälde der Herzogin erequirt haben

*) Der Befehlshaber der herzoglichen Garde.

wollen, deutlicher gemacht. Ich bin deshalb auch bereits mit Parisien *) und den Zeichen-Meister Rüttner **) in Conference gewesen und die Sache wird gemacht.

Die Herzogin wird als eine Madonna gemahlen.

Ihr Anzug ist griechisch, das heißt in einem hellblauen leichten Gewande. So auch das Haar á la grecque. Und so sieht sie mit einem edlen mütterlichen Blick auf den Prinzen, den Sie im Schooße hat, und der ebenfalls in einem leichten Gewande angekleidet ist.

Parisien mahlt es aber nicht anders, als für 50 Rth., kann es auch nicht, weil er zwey Köpfe und 4 Hände zu mahlen hat, verspricht aber ein Stück zu liefern, das ihm und Ihnen Ehre machen soll. Es wird ohnedem im Lande das Einzige in seynner Art seyn.

Der Namen dazu, damit alles auf einmahl fertig wird, ist auch schon bestellt. Oben ein Voorbeer-Zweig und der Fürsten-Hut. Was d e r kosten wird, das weiß ich noch nicht. Ich denke 12—15 Rthl.

Zu Ende des Januars soll es fertig seyn. Die übrige Decorationes, Gardire, Inscription zc. machen wir nachhero, und ohne Ihre weitere Ordre hierüber zu erwarten, fängt Parisien gleich nach dem Feste nach einem Portrait zu arbeiten an, welches bey H. H. D. ***) steht, und welches die Herzogin auf Ihrer Reise in Italien, in Bologna hat mahlen lassen.

Mit Ihren Kommissions-Geschäften! Es gehört viel Naturgabe dazu, ein solches einförmiges Geschäfte nicht überdrüssig zu werden. Es ist aber Ihr Studium, und einem Gelehrten ist leicht predigen. Die — befindet sich besser oder hält sich schon für ganz

*) Parisien oder Barijen damals der angesehenste Portraitmaler in Kurland.

**) Samuel Gottlob Rüttner, der Bruder des Professors, geb. 1750, wurde 1775 als akademischer Zeichenlehrer an das Petrinum berufen, welches Amt er bis 1824 bekleidete, † 1828 zu Mitau. Er war ein tüchtiger Künstler und bedeutender Kupferstecher, dem viele Auszeichnungen zu theil wurden.

***) Heinrich von Offenbergh, der spätere Geheimerath und Präsident des Oberhofgerichts, † 1827, als Maecen der Künste und Förderer aller wissenschaftlichen Bestrebungen sowie wegen seiner edlen Humanität und Bildung in Kurland allgemein verehrt.

gesund. Wie schon Nerven-Krankheiten, da dependirt der Patient von der Witterung. — Freylich balancirt diese Frau mit einem Fuße auf dem Rande der Erde, mit dem andern in einer höhern Sphäre. Indessen halte ich's doch für gesunder, daß, so lange man noch hier ist, man mit beyden Füßen auf Gottes glattem Erdboden steht. Und wer hat es denn gesagt, daß man dorten nicht auch seine verhältnißmäßige Inkommoditäten haben wird? — Wir werden uns schon sprechen. Noch kein Landhofmeister. Es ist ein Meisterstück, daß man es nicht weiß, wer es werden wird, insonderheit in einer so verplauderten Republik als die unsere ist. Eigentlich wird nur bey souverainen Höfen geschwiegen, weil da das Schwerdt unter der Zunge liegt.

Sie massacriren mich, m. l. S., mit Ihren Schweinsköpfen, wenn Sie mir noch mehrere schicken. Was ist aber dabey viel zu reden! Wenn mein Herz in Ihrer Gewalt steht, so können Sie auch sehr leicht über mein Leben commandiren.

Enfin! es ist eine sehr einträgliche Praxis, Sie zu lieben und von Ihnen geliebt zu werden.

Bleiben Sie mir immer gut.

L.

18.

Mitau, den 23. Januar 1788.

Ein fürstlicher Commissarius ist ein unstät und flüchtig Ding. Ich biege also immer Paroli au memo, das heißt: Ich schreibe immer nach Friedrichstadt.

Wie werden Sie es machen, m. l. S.? Den 3. Februar ist hier große Fête, der Herzogin Geburtstag — und er wird mit mancher Solennität celebrirt werden, z. B. Operette, Comödie, Ball, Freßen und Trinken zc. Sie werden doch auch hier seyn?

Ich statueire keine Fête, oder keinen Ehrentanz der Herzogin, wenn Sie nicht dabey sind. — Ergo!

Ich bitte nur nicht zu sagen: Herren Dienst geht vor allen. Das paßt hier nicht. Machen Sie also, wie Sie es können. Carl Sacken muß hier seyn.

Drachensfels kam vor einigen Tagen ganz in der Stille zur Stadt, und anstatt mit einem gewöhnlichen Billet d' Annonce

sich bei mir anzumelden, so meldete er, als Dichter, sich so bey mir an:

Ki — ki!
 Jä — si
 Webber hi.
 Segt mi,
 Wat maact ji?

Ich habe darin so viel Schönes gefunden, daß ich's mir nicht refusiren kann, es auch Ihnen mitzutheilen.

Pariesien malt in Riga und wird mit seiner Arbeit zu Ende des Januars wohl hier seyn.

Wenn der Herr Hauptmann v. K. um und bey Ihnen ist, so entschuldigen Sie mich, daß ich bey Absendung des Weins an ihn nicht auch geschrieben habe. Es war eine Confusion im Hause. Mein Bedienter hatte alles expedirt, ohne daß ich den Boten gesehen hatte, und als ich schreiben wollte, da war nicht mehr Rahmens Gedächtniß im Hause.

Sie werden es schon gut machen.

So weit! Es ist doch immer ein Mißverständniß, an jemanden nach Friedrichstadt zu schreiben, der nicht in Friedrichstadt ist, und meine Feder spielt nicht blinde Kuh. Ich küsse Sie.

T.

19.

Mitau, den 26. März 1788.

Ich werde von hinten anfangen.

Das Stück mit Ihrem Jäger bey Vorlesung des Briefes der Herzogin ist nicht mit 100,000 Dukaten zu bezahlen. Wohl zu verstehen, daß ich's bey den jetzigen theuren Zeiten, und da mir 25 Concurse im Lande haben, noch sehr wohlfeil lasse. — Wie ist es möglich, daß Menschen so seyn können? So schieß' du und der T — Ich habe nicht so leicht so etwas Naives gelesen, als der Brief der Herzogin ist.

Sie vergeben es mir, liebster S., wenn ich Ihnen mit der heutigen Post das Original noch nicht zurückschicke. Wir wollen hier noch einen Gebrauch davon machen, der Ihnen sowohl als der Herzogin zur Ehre und anderen Weltbürgern und anderen Fürstinnen zum Bespiel gereichen soll.

Verlohren soll Ihnen das Original nicht gehen. Eben so wenig als der rechthgläubigen Kirche das Gnadenbild in dem Kloster zu St. Loretto.

Sie schicken uns aus Friedrichstadt *s o w a s* her. Wir, die wir dem Jupiter oder der Venus so nahe sind, wir haben nichts, das wir Ihnen in der Art sollten wiedergeben können. Wir haben nichts als Rescripte und das was dem anhängig ist, — das heißt, Mißverständniß, üble Laune und vielleicht noch üblere Versuche. — Ich werde immer zu Hause seyn und zusehen, wer sein Licht für die Wohlfahrt des Ganzen am besten leuchten lassen wird. Meine Pflicht ist, zuweilen abzuputzen, auszulöschen aber nicht.

Von hier aus kann ich Ihnen nichts frohes oder geselliges sagen. Die Dissonance in der Politique hat immer einen Einfluß auf den Geist des Privatlebens — und so ist es auch jetzt hier.

Ich werde morgen anfangen Strümpfe zu knitten. Wie viel Paar befehlen Sie?

T.

20.

Mitau, den 8. April 1788.

Da hast Du edler Mann, Deine liebe Doris *) wieder zurück.

Wenn die Buhleren der Geister in den Gesezen ebenso verboten wäre, als es die Coquetterie der Körper ist, so wüßte ich, m. I. S., was für ein Exempel an Sie (sic!) statuiret werden müßte.

Landesverwiesen! Denn Sie stehlen uns unsere liebe Herzogin vor der Nase weg und behalten Sie für sich allein. Um Dorotheens Gnade und Liebe zu haben, wird die Nation sich an Sie electrifiziren müssen. Gott bewahre ein jedes Christenland für solche Raubvögel, wie Sie sind.

U n d n u n e i n P r o M e m o r i a .

Der edle, naive, landesmütterliche Brief der Herzogin muß durchaus in Ihrer Brieflade verwahrt werden. — Ich werde d a n n schon todt seyn. Allein Sie können und müssen d a n n

*) D. h. das im vorhergehenden Briefe besprochene Schreiben der Herzogin Dorothea an Saden.

noch leben, wenn der Prinz majorenn ist und wenn Gott uns Kurländer so lieb hat, daß Er unser Fürst wird. Eine herzliche Freude werden Sie haben, wenn Sie leben und diesen mütterlichen Brief alsdann in der Tasche, dem neuen Fürsten huldigen werden. Ich wäre capable und ließe mich (sic!) jetzt schon einen Rock dazu machen, denn unter den Augen einer solchen Mutter huldigt man einem solchen Prinzen nie zu früh.

Basta! S. wird schon machen, was das Staats-Recht von Kurland erfordert und was die Geister-Buhlerey mit sich bringt.

Nach einem solchen Thema halte ich's für deshonorabile, von anderen Dingen zu reden, und auch Sie selbst thäten wohl daran, wenn Sie mich von kleineren Gegenständen dispensiren würden.

Freylich, so unedel und von Gott verlassen sind wir auch nicht, daß wir beyde nicht auch Fürsten-Kinder oder auch Fürsten hätten werden können.

So wie ich aber, nach meinem Esprit domestique, sehr gerne die Großen der Erde allein lasse, so mögen Sie denn auch, m. l. S., für heute mit der lieben Herzogin und ihrem Prinzen in diesem Couvert allein bleiben.

Gott nehme Sie mittlerweile alle drey in seinen heiligen Schutz, Amen.

I.

21.

Mitau, 25. April 1788.

Ich schicke Ihnen, liebster S., contra:

1. 50 Aустern, die nach meiner Berechnung gebraten werden müssen.

2. 6 Citronen, frisch wie Mädchen.

3. 1 Boutel Rheinwein, } beydes nicht zu verachten.

4. 1 " Arrack

5. Rüttners Cantate, } bey'm Kirchengange der Herzogin.

6. Tilings Rede

Sie haben Leib und Seel, und ich habe beyden etwas geben wollen, und Sie sind, Gottlob, Kenner von beyden.

Ihr Auerhahn, der auch ohne Empfehlung seine königlichen Rechte zu behaupten weiß, soll mit aller Distinction aufgefressen werden. Es ist moralisch unmöglich, daß, wenn er in der Schüssel liegt,

ein Hundsvott an meine Tafel gezogen wird. Es müssen lauter Adepten seyn, so selten man sie auch heute zu Tage haben kann.

Mit den Schneppen werde ich wenigere Facons machen. Der Vogel scheint mir überhaupt sich gewisse imaginaire Rechte arrogirt zu haben, sowie das Ideal der —, weil sie die Erstlinge der Diana sind, und ich kann solche Capricen im Reiche der Natur jetzt nicht mehr leiden.

Sie haben sich, m. l. S., unterdessen ein sehr großes Compliment gemacht, daß Sie 6 auf einmal schicken. Ich habe von andern die Schneppe nur einzeln bekommen. Entweder schießen Sie sie fertiger, oder Sie essen sie selbst nicht.

Die jegige Witterung! Lassen Sie Gott den Vater walten. Was er thut, das gehört zum General-Anschlage — und sein alter Erdboden trägt für Willionen Millionen, immer hinlängliches Korn über die Saat.

Und eben dieser gute Gott vergißt auch Mt-Sehren und seinen lieben Sacken nicht.

Wir wollen es so gut seyn lassen.

Sacken hat anno 88 Auerhähne und Tetsch hat anno 88 Aустern.

Wer anders calculirt, kennt den großen Jupiter nicht.

T. nicht Zeit.

22.

Mitau, den 15. Mai 1788.

Ich habe, m. l. S., Ihre Briefe an den Herzog und die Herzogin durch die Kammerherrin Neck abgeben lassen. Denn die Kammerherrin war es, durch die die Herzogin mir ihren Brief an Sie zugeschildt hatte, und ich ändere die Post-Stationes nicht, wenn ich sie einmal für gut befunden habe.

Dank für die Abschrift, die Sie mir zugesandt haben. Auch die habe ich der Kammerherrin Neck gegeben. Sie haben gut geschrieben. Die Idée, daß Sie dort eben so fromm und noch frömmer, als unter dem Baldachin, für die Herzogin und für ihren Sohn empfunden haben — das war ein Meisterstück. Ich weiß nicht, warum die Leute in der Welt nicht immer so die Wahrheit reden und dabey einem jeden das Seinige lassen. Es

ist nirgends mehr Mißverstand und Mißgeburt, als um und an dem Baldachin. Hier sollen die Leute bey der ersten Cour auch so mißverstanden und so mißgebohren gestanden haben, als wenn sie einen Gog oder Magog vor sich gehabt hätten. Wer Gog und Magog für Kerls waren, das müssen Sie im alten Testamente suchen. *) So viel weiß ich, daß es ein paar renommirte Götzen waren — und so hat der Teufel auch noch jetzt sein Spiel.

Was das Dechselein Hans bey Ihnen, m. l. S., auf seiner Universität gemacht hat, das haben wir beyde auch gemacht, als wir auf unserer Universität waren. Und daher die deutsche Redensart vom Hörner abstoßen. Sie vergeben mir diese Parallele. Wir sind alle Kinder einer und derselben Stadt Gottes, und ich kenne Brüder, die ohne Hörner und ohne vier Füße größere Ochsen sind, als mein Hans, wenn Gott ihn erhält, es ja werden wird.

Wir z. E. sind hier in Mitau in diesen Tagen auch eines gewissen Unthiers losgeworden. Es sah wie ein Mensch aus. Es ist der — — Nachdem er den Fürsten, als — — Gottlos betrogen, und hier, 4 Jahre lang als ein Lucull gefressen, und dabey von draußen die Mine eines weisen frommen Mannes gemacht hat, ist er davon gelaufen. Ich würde auf den — nicht schimpfen und ihn auch laufen lassen. Allein der Thränen wegen thue ich's, die über diesen — auf meiner Stube von armen, blutarmen Leuten geweint worden sind. Er hat, m. l. S., unter der masque, daß er Favorit des Fürsten ist, alle Arten von Menschen bestohlen. Gottlob, daß zwey Russen Courage haben, die hat er gegen 2000 Rth. betrogen und die sind ihm nachgesetzt. — Wie wohl, einen solchen — kriegt man nicht so leicht fest.

Ich zähle in meinem Calender immer die Tage und Wochen bis Johannis, nicht um meine Schulden zu bezahlen — denn die kann ich meinem wohlthätigen Vaterlande nie bezahlen — sondern bloß um zu wissen, wann und wie balde ich meinen lieben S. wieder sehen werde: denn Sie müssen es wissen, S., daß, wenn Sie kommen, Sie meinem Hause ein Gesandter des Herrn sind. — Je älter man wird, desto mehr geizt man um gute Menschen. Mir scheint es eine Art von Versöhnungs-Trieb mit der Erde und

*) Ezechiel 38. Offenbar. Johannis 20, 8.

mit dem sogenannten Falle Adams zu seyn, daß man, ehe man stirbt, sich vorher noch an die Guten der Erde fesselt.

Sie mögen schreyen oder nicht, ich klammere mich Ihnen, m. l. S., fest an. Denn Gott gab Sie mir, Ihrem treuen

(Schluß folgt.)

L.



N o t i z e n.

Richard Weitbrecht. Der Einsiedler vom Scharfenbach. Eine Geschichte aus dem Zillerthal. Stuttgart. Max Kiekmann. 1900. 91 S.

Eine anspruchslose hübsche Erzählung, die zum Hintergrunde die Verfolgung der evangelischen Zillerthaler hat und deren Wunsch ist, in der „Los von Rom-Bewegung“ „da und dort einem derer, die sich von Rom gelöst haben, eine Herzstärkung zu sein, denen, die sich erst losringen, eine Ermunterung.“ Die Erzählung schildert, wie in den dreißiger Jahren ein evangelisch gesinnter Bauer im Zillerthal sich um seines Glaubens willen von Weib und Kind trennt, nach langem Umherwandern in die Heimath zurückkehrt, sich als Einsiedler auf einsamer Bergeshöhe niederläßt und kurz vor seinem Tode noch die Freude erlebt, die eigene Tochter als glückliche Braut eines Lutheraners wiederzufinden. Dem jungen Paare hinterläßt er als kostbarsten Schatz die unter vielen Gefahren immer wieder gerettete alte lutherische Bibel. Die Gestalten des Büchleins sind etwas skizzenhaft gezeichnet, aber durch das Ganze geht ein frischer Hauch lebendiger Wahrheit.

Paul Quensel. Menschenleid. Skizzen und Dichtungen. Stuttgart. Greiner und Pfeiffer. 1899. — 140 S.

Den Namen dieses Autors müssen wir uns merken, damit, wenn ein neues Buch von ihm erscheinen sollte, wir nicht achtlos daran vorübergehen. Denn das hier Gebotene läßt weitere schöne Gaben erwarten. Was wir hier finden, sind scharf umrissene Federzeichnungen, meist ganz kurz, dazwischen nur eine Seite umfassend, aber jede einzelne ist ein Bild voller Leben, fast immer, aber doch nicht ausnahmslos immer, ein Bild voller Leid. Tief

hat der Verfasser hineingeschaut in den großen Schmerz, der die Welt durchzieht, und mit warmem, mitfühlendem Herzen weiß er von ihm zu reden. Es ist nicht der trostlose starre Pessimismus, der eine wirkliche Freude an dichterischer Gestaltung garnicht aufkommen läßt, sondern der geistdurchwebte Pessimismus, der sich nicht über die Abgründe des Lebens hinwegzutäuschen sucht, wohl aber weiß, daß zuletzt doch ein ewiges Licht in alle Finsterniß leuchten muß. Dem Büchlein hätte als Motto das schöne Wort Robertsons gegeben werden können: „Das Lebensgewebe ist dunkel, aber goldene Fäden sind hineingesponnen“ Nicht nur von Menschenleid redet Quensel, auch von Menschenthorheit weiß er zu sprechen, so in der ausgezeichneten Skizze „Wohlthätigkeitsbazar“, wo in scharfer, aber durchaus nicht übertriebener Beleuchtung die moderne Art der Wohlthätigkeit gezeigt wird. Meist freilich sind die Bilder tief traurig, doch hat es der Verfasser glücklich zu vermeiden gewußt, das Leid des Lebens dadurch pikant zu machen, daß er den Schmutz des Lebens aus allen dunkeln Winkeln zusammenscharfte.

Fr. W. Robertson. Tägliche Gedanken. Gesammelt aus seinen Schriften von Elisabeth Reichhoff. Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht. 1899. — 266 S. — 3 Mark.

Dies Buch ist ein Seitenstück zu den „Täglichen Gedanken“ aus den Schriften Kingsley's. Die Ausstattung ist hier wie dort dieselbe schöne und vornehme. Leider kann ich aber über das Buch selbst nicht so günstig urtheilen. Wahrscheinlich bietet wohl überhaupt Robertson nicht so viele originelle und tiefe Gedanken wie Kingsley. Vielleicht hätte aber auch die Herausgeberin, wenn sie ihre Auswahl nicht nur auf die schon in's Deutsche übersehten Schriften Robertson's beschränkt hätte, sondern die noch nicht übersehten Predigten durchmustert hätte, eine bessere und reichere Auswahl treffen können. Jetzt aber wirken doch manche Sätze in ihrer harmlosen Nichtigkeit etwas befremdend. Wenn z. B. für den 23. Januar nur das Wort angeführt ist: „Sünde ist das Zurthatwerden des bösen Willens“, oder für den 30. Januar: „Höflichkeit der Umgangsformen pflegt und behütet die Höflichkeit des Herzens“, so scheint mir das als „tägliches Gedanke“ doch unerlaubt dürftig zu sein. Außerdem finden sich direkt falsche Sätze, wie beim 3. Februar: „Arbeit ist der Fluch, der auf dieser Welt

ruht“ Auch durch die nachfolgende Ausführung wird dieser Satz nicht richtiger. Ich bin sogar nach meiner Kenntniß Robertson's geneigt anzunehmen, daß er dieses gar nicht gesagt hat, sondern daß hier irgend ein Mißverständniß vorliegt. Daneben sind aber auch wieder so viele schöne, wahre und tiefe Gedanken in diesem Buche gesammelt, daß ich nur wünschen kann, bei einer neuen Ausgabe möchte eine sehr sorgfältige Prüfung der angeführten Aussprüche vorgenommen werden — Vieles wird ausgemerzt werden müssen, aber das wird dem Buche nur zum Vortheil gereichen!

Willibald Venschlag. Zur deutsch-christlichen Bildung. Popular-theologische Vorträge. Zweite Auflage in überwiegend neuer Auswahl. Halle a. S. Eugen Strien. — 308 S.

Ich bedaure es sehr, dieses Buch nicht schon vor Weihnachten angezeigt zu haben, denn ich hätte mich gefreut, wenn es auf vielen Weihnachtstischen seinen Platz gefunden hätte. Doch ich hoffe, der Leser merkt sich den Titel und macht schon im Laufe des Jahres, oder zur nächsten Weihnachtszeit für sich oder Andere Gebrauch von diesem Buche. Denn es bietet, wie der Haupttitel richtig angiebt, eine Fülle von Anregung zu „deutsch-christlicher Bildung“, und eine ganze Reihe von Vorträgen ist nicht direkt theologisch, sondern kunst- und litteraturgeschichtlich, nur daß alle durchdrungen und getragen sind von dem warmen theologischen Empfinden und der umfassenden theologischen Gelehrsamkeit des ehrwürdigen Verfassers. Der milde vermittelnde theologische Standpunkt Venschlag's ist wohlbekannt; er ist kein „orthodoxer“ Theologe im gewöhnlichen Sinne, aber es giebt für ihn keine andere Wahrheit, als die in Christo erschienen ist, und das macht ihn frei und gebunden zugleich, das läßt sein Urtheil überall entschieden und milde zugleich sein. Man lese etwa nur, wie er in dem Vortrage über „Nathan den Weisen“ die religiöse Hohlheit und Unhaltbarkeit des Stückes unwiderleglich nachweist, wie freundlich er aber auch zu zeigen versteht, wie Lessing zu solchem Standpunkte kommen konnte. Oder wie vernichtend ist sein Urtheil über die ganze theologische Thätigkeit von David Friedrich Strauß und wie menschlich mitleidsvoll weiß er doch das Leben dieses unglücklichen Mannes zu schildern. Eine Menge feinsten Beobachtungen, werthvollster Betrachtungen bieten die beiden Vorträge über Göthe.

In mehreren Vorträgen zeigt sich der Verfasser als bewußter, entschiedener und scharfer Vertheidiger und Vorkämpfer der evangelischen Kirche gegen Rom — hier sind höchst beachtungswerthe Ausführungen für jeden evangelischen Christen. Am meisten hätte ich ja bei den ersten drei, speziell theologischen Vorträgen, zu bemerken, aber auch hier kann man, selbst bei wesentlich anderer Auffassung, immer gerne den Verfasser begleiten, denn überall ist es die Schriftwahrheit, die er, so wie er sie in ernstem Ringen und Arbeiten erfaßt hat, uns bieten will. Ueberall ist es Geist und Gründlichkeit, die wir finden und nicht macht er, wie es heutzutage in religiösen Schriften so beliebt ist, eine flüchtige Bemerkung über Christus, um damit doch irgend wie seinen Vorträgen den christlichen Charakter aufzuprägen, um sich dann aber dem uferlosen Strome der mehr oder weniger frommen Gefühle zu überlassen. Ich empfehle Benschlag's Buch auf's Beste; es kann in der That, wie die Vorrede es wünscht, dazu beitragen, „den tiefen Frieden, welcher zwischen dem echten Christenglauben und echter Bildung besteht, und den nothwendigen Krieg, den wir zur Behauptung unseres deutsch-evangelischen Geisteserbes zu führen haben, in's Licht zu stellen.“

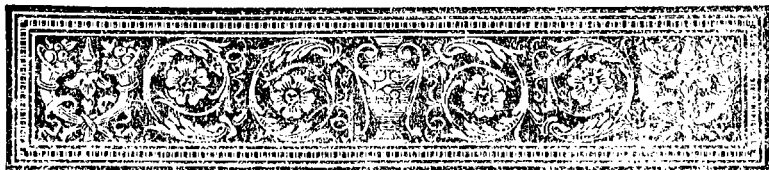
Ich kann es mir nicht versagen, den Lesern der „Baltischen Monatschrift“ zum Schluß noch über eine Besprechung zu referiren, die in den „Preußischen Jahrbüchern“ erschienen ist und mich höchlichst interessirt hat. Es ist den Lesern vielleicht noch erinnerlich, welch ein Sturm der Entrüstung sich gegen den Herausgeber der „Baltischen Monatschrift“ und gegen mich erhob, als ich im vorigen Jahre ein Buch des Engländers **Brooke** recht abfällig beurtheilte. *) Es erschien offenbar als ein unerhörtes und

*) Wir müssen gestehen, auf uns hat jener „Sturm der Entrüstung“ bloß erheiternd gewirkt. Erheiternd war vor Allem der blinde Eifer, mit dem einige besonders unbeträchtliche Duna-Zeitungspublicisten den „Progreß“ und die „Entwicklung ganz im Allgemeinen“ vertheidigten, obgleich doch nur ein schlechthin thörichtes Buch angegriffen worden war, thöricht „ganz im Allgemeinen“ Und dann die überraschend naive Behauptung, wir hätten uns eine Geringschätzung unserer Kirche zu Schulden kommen lassen! Nicht minder ergötzlich war die geistreiche Ruganwendung eines mißverstandenen Gedichts, in dem von einer „dumpfen Stube“ die Rede ist, sowie der wirklich höchst launige Einfall, uns mit dem Präfecten der heiligen Kongregation des Index zu vergleichen. Nun sich das Träfel, das sie bei jeder Gelegenheit anzurufen pflegen, deutlich gegen das infrimirte Buch ausgesprochen hat — ein etwas blamanter Unglücksfall! — wird jenen Pseudoprogressisten vielleicht zum Bewußtsein gekommen sein, welche Konfusion sie wieder einmal angerichtet haben.

unerlaubtes Vorgehen, daß ein livländischer Prediger es gewagt hatte, sehr entschieden gegen ein „liberales“ religiöses Buch manche Einwendungen zu machen. Nun bringt das Dezemberheft 1899 der „Preussischen Jahrbücher“ eine Besprechung desselben Brookeschen Buches, die überraschend mit meiner Beurtheilung übereinstimmt. Auch hier wird der Titel des Buches als unzutreffend bezeichnet, auch hier wird die Auswahl der Reden mißbilligt, auch hier wird der zweite Theil des Buches im Gegensatz gegen den ersten Theil rühmend hervorgehoben. Und auch hier wird der „lebhafteste Widerspruch“ erhoben gegen die vierte Rede: „Die Anbetung des unpersönlichen Gottes“, jene Rede, deren Bemängelung mir die schwersten Verdächtigungen zugezogen hat, unter Anderem den ausgesucht feinsinnigen Vorwurf, ich hätte „einen Jünger Jesu erbittert angegriffen“!! (Nordlivil. Ztg. 1899 Nr. 137). In der Besprechung dieser Rede in den „Preussischen Jahrbüchern“ finden sich nun folgende Sätze (der Sperrdruck rührt von mir her): „Eine Stimmung, in der der Mensch darauf ausgeht, von seinem „selbstbewußten Persönlichkeitsgefühl befreit“, „unpersönlich“ zu werden, ein „pflanzliches“ Dasein zu führen, ist unsittlich, verwerflich, entnervend. Damit begiebt sich der Mensch seiner Würde. Sie aber gar Anbetung Gottes, christliche Anbetung zu nennen, ist ein Schlag ins Angesicht der gesunden christlichen Frömmigkeit.“ — — — „Ich gestehe, daß mir diese fortgesetzten Verbeugungen vor den Naturwissenschaftlern zuwider sind. Damit erreicht man auch nicht, was man will. Im Gegentheil, man verliert bei ihnen leicht die volle Achtung.“ (pag. 566). — — Und wer schreibt nun alles dieses? Auch wieder so ein bornirter orthodoxer Theologe, der zu beschränkt ist, um zu begreifen, daß das Alles ja nur „geistvolle Paradoxe“ sind? Nein, das schreibt Professor Drews in Jena, Vertreter einer „liberalen“ Theologie, Mitarbeiter der „Christlichen Welt“, der das Vorwort zur deutschen Uebersetzung der Robertsonschen Reden über die Korintherbriefe geschrieben hat! Vielleicht veranlaßt diese Thatfache doch nächstens die Freunde Brookes und die Schwärmer für „frische Luft“ innerhalb unserer Kirche dazu, sich erst den wirklichen religiösen Inhalt eines englischen Buches anzusehen und sich nicht daran genügen zu lassen, daß es „unkirchlich“ ist!

H. Eisenschmidt.





Ein russisches Nothstands-Gouvernement.

Referat von Max von Dettingen. A

Ueber die letzten ausgedehnte Gebiete des Reichs umfassenden Mißwachsjahre hat zwar die Tagespresse verschiedene Berichte und Nachrichten gebracht, aus denen man sich ein ungefähres Bild der herrschenden Noth machen konnte, genügend, um die stete Hilfsbereitschaft weiter Kreise zu ersehen, jedoch nicht ausreichend zur Klarlegung der ungünstige Witterungseinflüsse fördernden und die Widerstandskraft der Bevölkerung mindernden wirthschaftlichen Zustände. Eine genaue Kenntniß dieser aber ist durchaus erforderlich, soll nicht allein vorübergehende Vinderung geschaffen, sondern der Wiederkehr solchen Elends, wie es das Jahr 1898 über die Wolgagegenden und das verflossene über den Süden Rußlands gebracht hat, so weit es menschliche Macht vermag, dauernd vorgebaut werden. Dazu kann viel beitragen, daß die „Трудовая Помощь“, das Organ des unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin Alexandra Feodorowna thätigen Kuratoriums zur Pflege des Arbeitsfleißes, gestützt auf offizielle Daten, ein vom Mißwachs betroffenes Gouvernement schildert und dabei sich nicht darauf beschränkt, die Folgeerscheinungen zu zeichnen, sondern Anhaltspunkte giebt, um die mitwirkenden Ursachen oder doch einen Theil derselben erkennen zu lassen. Die eingehende Untersuchung, die nach ihrem wesentlichen Inhalte hier wiedergegeben werden soll, bietet, wie die Leser erkennen werden, interessante Einblicke in die Agrarzustände des Reichs, denn es treten Erscheinungen zu Tage, die man an dem Maße der in den Ostseeprovinzen geltenden, einen Theil der russischen Presse so wenig befriedigenden Agrargesetzgebung gemessen, als längst überwunden betrachten müßte. Wir wollen indeß nicht

in den Fehler der Verallgemeinerung verfallen und demnach nicht annehmen, daß die unseren Blicken enthüllten Mißstände des einen Gouvernements überall in ihrer Gesamtheit sich wiederfinden: denn damit begingen wir das gleiche Unrecht, das unseren Provinzen vor einigen Jahrzehnten widerfahren ist. Damals, — ältere Leute entfinnen sich dessen vielleicht, — wurde in irgend einem illustrierten Blatte die verfallene, strohgedeckte, schornsteinlose Hütte eines alten Postreibers abgebildet und darunter geschrieben: „Finsländisches Bauernhaus.“ Das Bild blieb nicht ohne Wirkung, und während die Bauern längst in sauberen und durchaus ansprechenden Wohnhäusern lebten, war durch jene tendenziöse Zeichnung in weitesten Kreisen die Vorstellung geweckt und unaustilgbar, daß sie ein nur kümmerliches, kaum menschenwürdiges Dasein führten. Andererseits aber ist eine in gewissen Grenzen sich haltende Verallgemeinerung und somit wohl die Annahme gestattet, daß eine so große Einheit, wie sie ein ganzes Gouvernement darstellt, typische Bilder bietet, die im Einzelnen sich auch hier oder da wiederfinden werden, und von diesem Gesichtspunkte aus darf jene Skizze den Anspruch auf ein weiteres, allgemeines Interesse erheben.

I.

Das Gouvernement von dem die Rede ist, wird nicht genannt, es gehört zu den vorherrschend Landbau treibenden, auf den Klima und Bodenbeschaffenheit hinweisen. Auf letztere läßt die Thatsache schließen, daß in den früher ausgedehnten Waldungen viele Eichen, Ulmen, Maßholder, sowie andere edlere Bäume und Sträucher wild wuchsen. Von größeren Flüssen durchquert, besaß es zahlreiche Quellen und daher die eine kräftige Vegetation fördernde Feuchtigkeit. So war es noch, wie ein örtlicher Gutbesitzer der Adelsversammlung berichtet, in den 60-er Jahren. Vergleicht man aber den derzeitigen Zustand mit damals, „so krampft sich das Herz zusammen.“ Die Wälder sind meist verschwunden und mit ihnen die nöthige Feuchtigkeit, überall sieht man nur das eintönige Bild aufgepflügter Felder, kahlgeschlagener Abhänge ohne Baum und Strauch. Wo noch ein Wald vorhanden, fehlt ihm das frühere Wachsthum, auf Schritt und Tritt stößt man auf in der Wurzel verdorrte Bäume. Das Grundwasser ist gesunken, die Seen verschwinden, die großen Flüsse verflachen, die kleineren

trocknen ganz aus. Kein Hinderniß stellt sich mehr den fast über den ganzen Sommer herrschenden Winden entgegen. Sie verursachen Sandwehen und arten im Frühling oft zu heftigen Stürmen aus, die ganzen Dessätinen unter Saat stehenden leichteren Bodens ihre Ackerkrume entführen. Der Viehstand nimmt zusehends ab. „Wir haben schon ganze Wolostgemeinden, wo die Hälfte der Bauernhöfe ohne Pferd sind. Die schlechte Ernährung hat unseren Bauer welk, träge, apathisch gemacht. Sein freundliches, frisches Wesen ist geschwunden.“ „Um Heizmaterial zu sparen, pferchen sich jetzt zum Winter zwei bis drei Familien in einer Hütte zusammen, die dank der herrschenden Luft mehr an einen Viehstall, als an eine menschliche Behausung erinnert. Die Folge sind jährlich sich mehrende Krankheiten. Es zeigt sich eine ständige Entartung der Bevölkerung, welche deutlich hervortritt, wenn man deren Körperbau, Kraft und Schönheit früherer Zeit in Betracht zieht.“

II.

Vor allen Dingen fällt der Landmangel der Bauern auf, die bei Aufhebung der Leibeigenschaft in keinem einzigen Kreise die volle höhere Norm zugetheilt erhalten haben. Mittlerweile sind die auf die Seele entfallenden Antheile wegen der natürlichen Bevölkerungszunahme noch mehr eingeschrumpft. Im Durchschnitt hat die Revisionsseele: auf den Privatgütern 3,09 Dess., auf den Apanagegütern 4,26 Dess. und auf den Staatsdomänen 4,29 Dess. Dabei werden von den 1,603,000 Dess. Bauernlandes des ganzen Gouvernements nicht weniger als 18,500 (also gegen $4\frac{1}{2}\%$) zur Gemeindennutzung (общественныя запашки) ausgeschieden, um aus deren Erträgnissen die zu Zwecken der Volksverpflegung gemachten Schulden zu tilgen. Schlecht beeinflusst wird zudem die wirthschaftliche Lage der Bauern noch dadurch, daß sie Dreifelderwirthschaft betreiben, die Appertinentien unbequem gelegen sind und endlich, daß das Bauernland zu dem minderwerthigen Lande gehört.

Unter dem Pfluge befindet sich etwa 76,2% des ganzen Areal's. Vielfach sind die einzelnen Landstücke streubelegen und obgleich dann nach den Normativbestimmungen („уставная грамота“) den Inhabern solcher auch das Recht zusteht, ihr Vieh nach beendeter Mäht und Ernte durch das fremde Land zu treiben,

werden sie thatsächlich oft an der Ausübung dieses Rechts von den Besitzern solchen Landes gehindert und dasselbe in Pacht zu nehmen gezwungen. Im Jahre 1896 wurden Bauern mit Geld gestraft, weil sie, um zu den jenseits eines Flusses belegenen Wiesen zu gelangen, ihre Pferde in Böten und nicht gegen Erlegung einer Taxe mit der vorhandenen Fähre an das andere Ufer übergesetzt hatten. Schaden war dadurch nicht entstanden, aber allerdings ein schmaler Streifen fremden Landes betreten worden.

Die Wiesen der Bauern sind spärlich, sie umfassen nicht mehr als 5% ihres Landes. Um das Vieh durchfüttern zu können, müssen Wiesen in Pacht genommen werden. Wald besitzen sie nicht, denn was die früheren Privatbauern als solchen erhielten, ist eigentlich mehr Gesträuch, zu Baderuthen und Flechtwerk geeignet, sonst werthlos. Zur Unterbringung der Wohn- und Wirthschaftsgebäude entfällt auf jeden Bauernhof des Gouvernements ein Landstück von 10 Faden Länge und 75 Faden Breite. Dieses Areal dient auch zur Aufnahme der Dorfstraßen und Plätze. Das Gartenland ist sehr geringfügig, so daß an vielen Orten die meist zur eigenen Ernährung dienenden Kartoffeln auf dem Felde angebaut werden. Von dem den Leuten zugewiesenen Ackerlande ist ein nicht geringer Theil als „Viehtrift“ oder „Weide“ bezeichnet. Dieses bringt keine Einnahme, es ist nur zwischen der Saat und Ernte als Weide nutzbar und auch als solche nur schlecht. Seine geringe Qualität und vollständige Ertraglosigkeit ist jedoch bei der Schätzung nicht berücksichtigt worden, so daß es alle Steuern zu tragen hat, die demnach das Ackerland ungehörig belasten. Von 1,603,000 Dess. sind 142,170 Dess., also 8,85% (in einem Kreise sogar 17,19%) gänzlich ertraglos. Eine nicht geringe Zahl von Hauswirthen in einem der Kreise, welchen das Recht auf Landtheile zusteht, machen von demselben keinen Gebrauch, und die Gemeinden weigern sich, das so frei gewordene Land zu nutzen, wenn sie die Steuern für dasselbe zahlen sollen.

Außer dem Seelenlande besitzen die Bauerngemeinden eigenes, meist mit Hilfe der Bauern-Agrarbank gekauftes Land und zwar im Umfange von 24,412 Dess. Dasselbe ist noch stark mit Schulden belastet und auch von verhältnißmäßig zu geringem Um-

fange, um auf die Einnahmen der Bauern und somit auf deren Zahlungsfähigkeit von großem Einfluß zu sein.

Eine weit größere Bedeutung dagegen hat für sie das Pachtland, denn es beträgt 22,7⁰/₀ des eigenen Ackerlandes und 37,3⁰/₀ der eigenen Wiesen. Allein wegen der großen Nachfrage nach demselben halten sich auch die Preise auf einer beträchtlichen Höhe, denn sie betragen 25—30 Rbl. für die mit Roggen oder Hafer zu bebauende Dessätine und durchschnittlich 6 Rbl. 90 Kop. für die Dessätine Wiese. Wenngleich auch zu Zeiten ein Rückgang der Pachtpreise stattgefunden hat, so halten sie sich doch auf einer den niedrigen Getreidepreisen keineswegs entsprechenden Höhe, weil manche bäuerliche Wirthschaften ohne Hinzunahme von Pachtland überhaupt nicht bestehen könnten. Kam es doch nicht selten vor, daß der Bauer den ganzen Erlös aus dem verkauften Getreide auf die Pachtzahlung verwandte und das Landstück nur in Pacht nimmt, um Stroh, Raff und Weide zu haben. Die Privatbauern zahlen im Durchschnitt für das Pachtland das Fünffache der auf ihr Seelenland jährlich entfallenden Loskaufszahlungen. Hätten sie seiner Zeit das Land nach der vollen höheren Norm zugetheilt erhalten, so würde sich das Bedürfniß nach Pachtland entsprechend verringern, was in Zahlen ausgedrückt, eine Ersparniß von jährlich 690,193 Rbl. 33 Kop. ergäbe. Die Apanage- und Domänenbauern sind besser gestellt und daher weniger auf Pachtland angewiesen.

In den mit den Bauern abgeschlossenen Pachtverträgen finden sich häufig u. A. die folgenden erschwerenden Bedingungen:

1) „Den auf der Parzelle befindlichen Wald ist Pächter vor unbefugter Holzung und Feuer zu schützen verpflichtet. Bei Nichteinhaltung dieser Obliegenheit hat er auf Verlangen des Gutsverwalters und ohne Inanspruchnahme des Gerichts, gleichviel von wem die unbefugte Holzung verübt war, den dreifachen Tagwerth des gehauenen und fortgeführten und den doppelten Tagwerth des zwar gehauenen, aber zurückgebliebenen Holzes zu zahlen, wobei es dann dem Pächter zusteht, die Schuldigen zu verfolgen und die denselben vom Gericht auferlegte Geldbuße für sich in Anspruch zu nehmen.“ Diese für den Verpächter sehr bequeme, für den Pächter aber oneröse Bedingung wird streng durchgeführt.

2) „Die Pächter dürfen in Holzschlägen weder Gras mähen noch Vieh weiden und das auch anderen Personen nicht gestatten, sondern sind gehalten den aufkeimenden Wald vor Schädigung jeder Art zu schützen. Bei Nichterfüllung dieser Obliegenheit wird von ihnen der Ersatz des Schadens in dem vom Gutsverwalter bestimmten Umfange, ohne Streitverfahren, durch die Polizei bei- getrieben.“

3) „Den Pächtern steht es nicht zu, den Pachtvertrag vor Ablauf der vereinbarten Frist zu lösen, sollte aber die Gutsver- waltung das Pachtstück zu irgend einem Zwecke nöthig haben, so sind die Pächter auf erstes Auffordern und widerspruchslos ver- pflichtet, ihr die Pachtstelle oder den verlangten Theil derselben zu überlassen.“ Für eine derartige Vertragslösung wird zudem den Pächtern keine Entschädigung gewährt.

4) Die Termine für Zahlung der Pacht sind Januar und Juli, also Zeiten, wo der Bauer meist kein baares Geld zu haben pflegt. Bleibt er mit der Pacht im Verzuge, so werden zu ihr 12 % Verzugszinsen zugeschlagen. Man kann daher die Festsetzung jener Zahlungstermine als eine beabsichtigte Pächterhöhung be- trachten. Bis zur Entrichtung der vollen Jahrespacht nebst Rück- ständen bildet die Ernte nicht des Pächters Eigenthum. Darauf- hin wird sie in sehr ausgiebiger Weise mit Beschlag belegt und zwar nicht nur entsprechend dem etwaigen Rückstande, sondern in ihrem vollen Umfange. So ist es vorgekommen, daß die Ernte einer Dorfgemeinde im Werth von 7000 Rbl. wegen eines Rück- standes von 43 Rbl. beschlagnahmt wurde u. dgl. m. Durch solches Vorgehen wird der Pächter leicht zu Grunde gerichtet, weil er kein Getreide verkaufen kann und gegen hohe Zinsen das erforder- liche Geld leihen muß. Es werden auch nicht immer die erforder- lichen Maßnahmen zur Aufbewahrung des gepfändeten Getreides ergriffen, so daß z. B. die im Jahre 1896 beschlagnahmte Ernte zweier Dörfer erst im folgenden Jahre und in ganz verdorbenem Zustande zum Verkauf kam. In solchen Fällen pflegt die Guts- verwaltung außerdem auf polizeilich-administrativem Wege sich auch aus dem sonstigen bäuerlichen Vermögen schadlos zu halten.

Auf Grund der vorhandenen Daten läßt sich berechnen, daß bei einer Mittelernernte der Seelenantheil ergibt: an Roggen —

39,⁰⁹ Pud, Sommergetreide — 30,⁷⁴ Pud und Heu —
19,⁶⁸ Pud.

Die Ernährung der Bevölkerung und ihres Viehes beansprucht mindestens: 1) pro Person männlichen oder weiblichen Geschlechts 13,⁵ Pud Roggen und 3 Pud Sommerforn; 2) für jedes Pferd 15 Pud Hafer und 6 Pud Heu, für jede Kuh 2 Pud Hafer (oder Mehltrank) und 6 Pud Heu, für Kleinvieh pro Stück 3 Pud Heu und 1 Pud Mehltrank. Berechnet man hiernach unter Zugrundelegung der nach der letzten Revision vorhandenen Seelenzahl, was zum Unterhalt der Bevölkerung und ihres Viehbestandes erforderlich ist, so stellt sich heraus, daß jeder Landantheil einen Unterschuß von 7,¹¹ Pud Roggen und 4,⁸¹ Pud Heu, dagegen aber einen Ueberschuß von 7,⁵⁸ Pud Sommergetreide ergiebt. Für das ganze Bauernland des Gouvernements bedeutet das ein Manko von 2,084,300 Pud Roggen und 1,674,007 Pud Heu, denen 2,322,047 Pud Sommergetreide zur Deckung des Bedürfnisses gegenüberstehen. Es handelt sich, wohlgemerkt, dabei immer nur noch um die bloße Ernährung, während andere Ausgaben, wie Beleuchtung und Heizung, Kleidung, Erneuerung des Inventars u. s. w. noch garnicht berücksichtigt worden sind. Wie schon oben erwähnt, sind die Einnahmen aus den Pachtstücken sehr geringe, sie betragen im ganzen Gouvernement für Felder und Wiesen zusammen 576,586 Rbl., von welcher Summe übrigens die Kosten der Feldarbeit und Wiesenmahl in Abzug zu bringen sind.

Aus obigen Ziffern, welche erkennen lassen, daß das den Bauern zugetheilte Land nicht einmal zu Verpflegungs Zwecken genügt und daß die Pachten nur wenig ergeben, geht hervor, wie bedeutend für die wirthschaftliche Lage der Bevölkerung das Vorhandensein anderer Erwerbsquellen sein muß, denn nur in solchem Falle scheint sie in ihrer Existenz gesichert; daher soll diese Frage im Folgenden erörtert werden.

III.

Werdings bietet sich die Gelegenheit zu landwirthschaftlicher Arbeit auf den umliegenden Gütern, sie ist jedoch nicht sehr lohnend und leidet überdies an der Schwierigkeit, daß sie zeitlich meist mit der Bearbeitung des eigenen Bodens zusammenfällt.

Steht eine gute Ernte in Aussicht, so steigen natürlich zur Zeit ihrer Bergung die Löhne. Daher sind die Gutsbesitzer bestrebt, sich die Arbeitskräfte schon vorher möglichst billig zu sichern, sie wählen dazu den Winter, wenn die bäuerlichen Vorräthe zur Neige gehen und zwingende Noth eintritt. Es wird dann dem Bauer Getreide, Stroh, Futter u. s. w. zu bestimmten Preisen geliehen und er verpflichtet, das Entliehene entweder zu festgesetzter Frist baar zu bezahlen oder abzarbeiten; bei seinem chronischen Geldmangel kommt es fast immer auf die letztere Modalität heraus und zwar normirt der Arbeitgeber in solchem Falle die Arbeitspreise zu eigenen Gunsten. Auf diese Weise wird u. A. die Aberntung einer Dessätine Getreide, welche im Sommer 6—8 Rbl. zu stehen kommt, für 3 Rbl. gesichert. Man stellt dem Bauer die Wahl, das geliehene Getreide im Werthe von 3 Rbl. entweder mit 5 Rbl. zurückzuzahlen oder die Arbeit zu übernehmen. Hierdurch entstehen die unerquicklichsten gegenseitigen Beziehungen, die Bauern beklagen sich über Ausnutzung, die Gutsbesitzer hingegen sind mit der geleisteten Arbeit unzufrieden und beschuldigen die Arbeiter der Trägheit. Bei diesem in letzter Zeit sich mehrenden Vorwurfe wird oft der herabgekommene physische Zustand der Leute nicht genügend berücksichtigt, denn welche Arbeit vermag ein Mensch zu leisten, dessen Füße durch den Skorbut geschwollen sind, der dermaßen geschwächt ist, daß ihm das Heben der geringsten Last Schwierigkeiten bereitet? Man muß wissen, wie er in einem Mißjahre den Winter verbrachte, um darnach seine Arbeitsfähigkeit richtig zu beurtheilen, bevor man ihn der Trägheit zeihet. Hierüber heißt es in einem offiziellen Bericht: „Tausende von Familien befinden sich in furchtbarer Lage, sie leben in ungeheizten Hütten und nähren sich ausschließlich von Brot und Wasser. Nur selten findet man in einem Hause auch nur Kohl, geschweige denn Kartoffeln oder Grüge. Salz ist nicht vorhanden, Beleuchtung giebt es nicht. Der frühere Viehbestand ist auf ein Viertel reduziert. Mehr als $\frac{9}{10}$ der Bevölkerung lebt nur von geliehenem Getreide, 35 Pfund monatlich auf den Kopf, was natürlich nicht ausreicht, der Skorbut nimmt überhand, die Verarmung ist allgemein.“ Wie wenig lohnend die von den Gutsbesitzern gebotene Arbeit ist, ergeben die folgenden Beispiele: Im vorigen Januar beklagte sich eine Gutsverwaltung darüber, daß die Bauern

angeblich gut bezahlte Durchforstungsarbeiten nicht übernehmen wollten. Die Sache wurde genau geprüft, und es ergab sich, daß die Arbeiten geradezu verlustbringend für die Arbeitnehmer sein würden. Die Berechnung ergab nämlich, daß von dem für ein gewisses Arbeitsquantum gebotenen Lohn, 1 Rbl. 20 Kop. betragend, ein Verdienst von nicht mehr als 10 Kop. nachblieb, weil die Ausfuhr des gefällten Holzes mit Stellung eines eigenen, stark zu fütternden Pferdes ausgeführt werden mußte. Nichtsdestoweniger machten zwei Bauern die Probe und das Ergebnis 5-tägiger Arbeit bei eigener Kost und mit eigenen Werkzeugen (Säge, Beil zc.) war ein Lohn von 16 Kop. täglich pro Person. In einem anderen Falle, wo man einen Tagelohn von 30—40 Kop. in sichere Aussicht gestellt hatte, erwies sich die Arbeit als so schwierig und zeitraubend, daß nach ihrer Beendigung der ganze Lohn aufgezehrt war.

Vortheilhafter sind die Bedingungen der örtlichen Fabriken, doch beschäftigen diese in dem betreffenden Gouvernement verhältnißmäßig wenige Hände, und auch hier sieht sich der Arbeiter gelegentlich unbilligen Forderungen gegenübergestellt.

Den besten Nebenerwerb bietet die Hausindustrie (кустарный промыселъ) in ihren so mannigfaltigen Zweigen, wie Holzverarbeitung, Sattlerei, Töpferei, Anfertigung von Besen, Bürsten, Matten, Sieben, Stärke, Schneiderei, Schusterei, Schlosserei, Gärtnerei, Bienenzucht u. s. w. u. s. w., zumal wenn das Gewerbe so beschaffen ist, daß man ihm sich in der Zeit widmen kann, welche der Landbau nicht in Anspruch nimmt; diese Erwerbszweige sind jedoch nur dort von wirklicher Bedeutung, wo die Bucherer und Aufkäufer (кулаки-скупщики) noch nicht Alles in ihre Hände gebracht haben; solcher Orte giebt es leider nur noch wenige. Wegen Mangel an Betriebsmitteln sind die Hausindustriellen darauf angewiesen, die erforderlichen Rohstoffe von den Zwischenhändlern sich liefern zu lassen, welche hohe Preise für den Rohstoff und niedrige für die fertige Waare diktiren, die Arbeiter mithin doppelt ausbeuten und denselben nur so viel Verdienst überlassen, daß sie die Arbeit fortsetzen können. Eine Befreiung von diesem theueren Vermittlerdienst ist, abgesehen von dem erwähnten Fehlen des Betriebskapitales, auch aus dem Grunde vielfach nicht möglich, weil die Erzeugnisse der Hausindustrie an

dem Herstellungsorte nicht oder nur zu geringem Theile veräußert sind und auf andere Märkte gebracht werden müssen, was der Arbeiter oder Handwerker zu thun außer Stande ist. Daher sind die Vermittler geradezu ein nothwendiges Uebel. Die ganze Hausindustrie krankt an den folgenden Uebelständen:

- 1) Mangelhafte Technik, Fehlen von Mustern zu deren Verbesserung.
- 2) Unvortheilhafter Ankauf des Rohmaterials.
- 3) Unvortheilhafter Absatz der Waare.
- 4) Fehlender Kredit.
- 5) Mangel jeglicher Fürsorge für die Bedürfnisse des Kleingewerbes.

So sieht denn auch dieser bäuerliche Erwerbszweig, der unter anderen Verhältnissen ungemein einträglich sein könnte, dahin.

Schließlich sind noch die Wandergewerbe (отхожие промыслы) zu nennen. Zu diesen gehören u. A.: das Ziegelstreichen, Steinschlagen, Brettersägen, Zimmern, Viehtreiben u. s. w., wie auch die Verdingung zu den verschiedensten Arbeiten. Von diesen Wanderungen, die einzeln oder in Gruppen, oft mit Weib und Kind unternommen werden, wird wohl meist nichts heimgebracht, und das ist bei der Art, wie sich die Leute auf die Wanderschaft zu begeben pflegen, nicht zu verwundern. Auf das bloße Gerücht hin, daß irgendwo an einem oft hunderte von Wersten entfernten Orte Arbeit angeboten werde, setzen sich die Arbeiter in Bewegung und schlendern von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, um nicht selten zu spät das Ziel zu erreichen, gar keine Arbeit oder eine ganz ungewohnte, der sie nicht gewachsen sind, zu finden. Glend, ganz herabgekommen, kehren sie dann heim und haben ihre Vorräthe verzehrt, ja zuweilen gar noch, um sich zu ernähren, die Kleider fortgeben müssen. Eine Befragung der Wanderarbeiter hat interessante Aufschlüsse über die Lage, in der sie sich unterwegs befinden, gegeben. Darnach nimmt noch nicht 1% von ihnen warme Nahrung zu sich, sondern lebt hauptsächlich von Brod und Zwieback. Ihre Vorräthe sind sehr gering, ja wer die Grenzen des Gouvernements nicht überschreiten will, versieht sich nur mit Brod für 1—2 Tage und lebt sonst von milden Gaben. Daß diese Wanderungen allen Unbilden der Bitterung aus-

gesezter, schlecht ernährter Menschen die Quelle verschiedenartiger Krankheiten bilden, ist nur zu natürlich und wird von den an einzelnen Verpflegungsstationen angestellten Aerzten bestätigt. So waren an einer derselben von 12,130 registrirten Arbeitern nicht weniger als 1678 (13,8^o/o) Kranke festgestellt worden.

IV

Bei einer Gegenüberstellung der Einnahmen und Ausgaben der bäuerlichen Bevölkerung unseres Gouvernements, wie sie von einer Regierungsbehörde veranstaltet worden ist, ergiebt sich, daß das nicht freigekaufte Seelenland (НАДЪЛЬНАЯ ЗЕМЛЯ) aus 416,935 Antheilen mit 1,603,602 Dess. bestehend, zu wenig einbringt, um die Bauernschaft und deren Vieh auch nur zu ernähren. Der Fehlbetrag beläuft sich in Geld ausgedrückt auf in Summa 171,993 Rbl., d. h. 41,25 Kop. pro Landantheil oder 10,7 Kop. pro Dess. Dieses Manko wird aus anderen Einnahmequellen, vor allen Dingen aus der Pacht anderen Landes gedeckt, die mit einer Einnahme von rund 576,586 Rbl. zu bewerthen ist. Der Nebenverdienst aus verschiedenen Arbeiten stellt sich nach Abzug von 25^o/o für das benöthigte Material der Hausindustrie, Reisekosten, Kleidung u. dgl. m., auf 4,422,973 Rbl. (etwa 10 Rbl. 80 Kop. pro Landantheil und 2 Rbl. 74 Kop. pro Dess.) Endlich bringen die bäuerlichen Obrokstücke 315,518 Rbl. (bis 77 Kop. pro Landantheil und 20 Kop. pro Dess.) ein. Zieht man von diesen Einnahmen den oben erwähnten Fehlbetrag ab, so bleiben, nachdem die Bevölkerung nothdürftig und mit Vegetabilien ernährt worden ist, 5,143,085 Rbl., d. h. auf den Landantheil 12 Rbl. 33 Kop. und 3 Rbl. 28 Kop. auf die Dess. als Reineinnahme nach. Das ist das Ergebnis einer Jahresarbeit!

Doch auch dieses gelangt nicht zur freien Verfügung der Bauernfamilie, denn es gehen an verschiedenen Steuern und Zahlungen davon nicht weniger als 4,956,568 Rbl. (11 Rbl. 89 K. vom Antheil oder 3 Rbl. 9 Kop. von der Dess.) ab. Schlägt man hierzu aber noch die Rückstände, (mehr als 1,660,287 Rbl.) so stellen sich die Ausgaben auf 6,616,856 Rbl., also auf 15 Rbl. 87 Kop. pro Landantheil und 4 Rbl. 12 Kop. pro Dess.

Demnach übersteigen die Ausgaben für Ernährung der Bevölkerung, für Steuern und Rückstände die ganze Summe der bäuerlichen Einnahmen.

Nach Bezahlung der Jahresumlagen (ГОДОВЫХЪ ОКЛАДОВЪ) (ohne Rückstände*) verblieben für die vorhandene Seele der Betrag von 28 Rbl. 48 Kop., während wenn man die Rückstände eintreiben wollte, sich für das ganze Gouvernement ein Zukunftsschuß von 1,473,771 Rbl. 42 Kop. ergeben würde.

Für die Ernährung der Bevölkerung sind, wie schon früher erwähnt, pro Seele 12 Pud Roggen und 3 Pud Sommergetreide in Ansatz gebracht und alle sonstigen Bedürfnisse unberücksichtigt geblieben, Die Bevölkerung entbehrt fast das ganze Jahr hindurch jegliche Fleischnahrung, denn das Pfund Fleisch stellt sich auf 9 Kop. und davon kann man für 28 Kop. nur wenig kaufen.

Es ist auch männiglich bekannt, daß der hiesige Bauer „Vegetarianer aus Noth“ ist. Zudem braucht er doch auch Kleider, die im Hinblick auf die strengen Winter, selbst bei den bescheidensten Ansprüchen nicht ganz billig sind. Wird noch berücksichtigt, daß das Inventar erneuert werden muß, daß Hochzeiten, Taufen, Beerdigungen besondere Ausgaben erfordern, dann begreift man, wie wenig gesichert die ökonomische Lage des Bauern ist und wundert sich nicht mehr, daß eine Mißernte Tausende von Menschen erkranken läßt und damit sie nicht hinsterben, die private Wohlthätigkeit nothwendig macht, denn auch bei einer Mittelernte kann die Zahlung der Steuern nur auf Kosten der nothwendigen Volksernährung bewerkstelligt werden. Zur besseren Kennzeichnung der Steuerüberlastung sei angeführt, was ein offizieller Bericht über diesen Gegenstand sagt, es heißt daselbst:

„Die Reichsgrundsteuer scheint zwar niedrig zu sein, aber sie wird nicht entsprechend der Güte und somit des durch diese bedingten Erträgnisses des Bauer- und Gutslandes umgelegt.

Das Bauernland unterliegt einer gleichen, oft sogar einer höheren Einschätzung als der gutherrliche Privatbesitz, und doch besteht dieser aus besserem Lande und hat die besseren Appertinentien, namentlich Wiesen. Aehnlich geht es auch bei der Be-

*) Auf die schwere Belastung der Bauern durch Rückstände, namentlich betreffs der Loskaufszahlungen hat die Staatsregierung bereits ihr Augenmerk gerichtet und durch Gesetz die Möglichkeit der Streichung solcher statuiert. Auch soll die Steuererhebung humaner als bislang gehandhabt, namentlich Rücksicht auf die Vermögenslage und Zahlungsfähigkeit des einzelnen Steuerzahlers genommen werden.
D. Ref.

steuerung des bäuerlichen Waldes seitens der Kreislandtschaftsversammlungen zu. Zur Zeit sind die Landtschaftssteuern in der Weise umgelegt, daß die Bauern von 42,7% des gesamten Areals 56,9% der Steuer zahlen. Zudem muß noch erwähnt werden, daß die Grundsteuern von den Bauern für eine größere Landmenge erhoben werden, als sie nach den Kostaufakten besitzen, nämlich für 1,696,594 Dess., statt für nur 1,604,602 Dess. Die Bauerschaft zahlt somit für 92,892 Dess. zu viel: an Reichsgrundsteuer 4,778 Rbl. 4 Kop. und an Landtschaftsteuer 26,717 Rbl. 88 K. In einzelnen Kreisen wird außerdem noch eine besondere Steuer für das Sanitätswesen erhoben, die zwischen 7—28 Kop. pro Seele schwankt.“

Wie beredt auch die obigen Daten die Lage der Bauern schildern, so giebt es doch noch andere Bedingungen, welche deren gesunde Entwicklung hemmen und daher der Erörterung bedürfen.

V

Wie wir gesehen, ist der Bauer, um einigermaßen bestehen zu können, auf Nebenerwerb angewiesen, der einen wesentlichen Theil seiner Einnahmen bildet. Um aber demselben in einer rationellen Weise nachzugehen, fehlt es ihm nicht allein an der erforderlich professionellen Bildung, sondern auch an den elementarsten Kulturbegriffen. Das gilt namentlich von der Bevölkerung fremden Stammes, die sich häufig zu den ihren Interessen gewidmeten Wohlthätigkeitsbestrebungen feindlich verhält, was bei den im Wolgagebiet angefessenen Tataren, Tschuwaschen, Mordwinen, Botjaken durch religiöse Vorstellungen mitbedingt wird. So haben sich diese vor nicht langer Zeit gegen die Volkszählung gesträubt, sich über Wegweiser aufgeregt, weil diese angeblich Kreuze darstellten, die Hospitäler geflohen und alle ihnen angebotene Hülfe, als vom Antichrist kommend, zurückgewiesen. Aber auch der russische Bauer, der in irgend einem Bärenwinkel des dortigen Kreises lebt, bedarf der Aufklärung. Macht er sich doch auf die Wanderung nach irgend einem Samara, ohne zu wissen, wo es belegen ist und ob dort die erwarteten Arbeitsbedingungen vorhanden sind. Wieviel Energie geht auf diese Weise verloren, welchen Entbehrungen sind die Leute durch solchen Mangel an Wissen und Ueberlegung ausgesetzt. Dieser Mangel bildet ja auch den

Grund für die früher geschilderte Ausnutzung des Arbeiters durch juridisch vielleicht nicht anfechtbare, aber moralisch sehr verwerfliche Verträge; er erkennt oft nicht deren Tragweite und befindet sich zudem in einer jede „freie Vereinbarung“ ausschließenden Noth.

„Uebervorthheilung durch falsches Maß und Gewicht, Verleitung zu ungünstigen Vereinbarungen, Betrug, Wucher, Bestechlichkeit und dgl. m. — alle diese Dinge sind in unserem Dorfe sehr verbreitet, denn dasselbe ist weder mit Wissen noch mit sonstigen Mitteln ausgerüstet, um ihnen Widerstand zu leisten, auch besitzt es keine juridische Stütze und ebenso wenig ein erreichbares unparteiisches, außerhalb der Gruppeninteressen stehendes Organ zu seinem Schutz.“

VI.

Zur Illustration der durch den Mißwachs hervorgerufenen Noth seien hier einige Beispiele aus der reichen Zahl trauriger Erscheinungen angeführt. Da ist das Dorf T. Es wird von Tschuwaschen (59 Höfe) und Tataren (86 Höfe) bewohnt. Die Bevölkerung zählt 847 Seelen beiderlei Geschlechts. Das auf diese 145 Höfe entfallende Land beträgt 194 Dess. nuzbaren Landes. 70 Dess. Ackerlandes sind von Sand verweht. Wald ist nicht vorhanden. An Wiesen besitzen nur die Tataren 12 Dess. Im Frühjahr 1899 erkrankten hier 190 Personen, also mehr als 20% der Bevölkerung am Skorbut. Welche Verwüstung die Mißernte von 1893 in dem Viehbestande anrichtete, ergeben die folgenden beim Besuch jedes einzelnen Hofes festgestellten Ziffern:

	Pferde.	Kühe.	Schafe.
Im Frühjahr 1898 waren vorhanden.	226	234	1,003
Am 13. Juli 1899 " "	145	61	313
Die Minderung betrug demnach	35,7 %	74 %	69 %

In einem anderen von Tschuwaschen bewohnten Dorfe drückt sich der Niedergang durch folgende Zahlen aus:

	Pferde.	Kühe.	Schafe.
Im Frühjahr 1898 waren vorhanden.	253	269	1,226
Am 13. Juli 1899 " "	188	114	472
Die Minderung betrug	25 %	57 %	61 %

Zu allen diesen Uebeln kommt noch, daß unter den Tschuwaschen Trachom sehr verbreitet ist und vielfach zu vollständiger Erblindung führt. Wie weit das Elend des Einzelnen geht, zeigt

der Tatare Nisamtin Egemedow des Dorfes L. Derselbe hatte kein Obdach und bewohnte mit drei erwachsenen Kindern eine von ihm gegrabene Erdhöhle, die er zum Schutz gegen Regen mit einer Art Dach versehen hatte. Licht drang in diese Behausung nur durch die Thüre, wenn jemand eintrat. Das einzige Besizthum bestand in einem Kessel, worin der Mann seinen Thee kochte; wovon er mit seinen Kindern im Winter lebte, weiß Gott allein. Auf die durch die Mißernte hervorgerufene Krankheitsvermehrung ist bereits hingewiesen worden, es sei daher hier nur noch hervorgehoben, daß in dem Jahre 1898 in unserem Gouvernement 10,323 Personen mehr als im Vorjahre gestorben sind, daß namentlich viel Kinder bis zum zweiten Lebensjahre hingerafft wurden und daß eine weitere Steigerung der Sterblichkeitsziffer angenommen werden darf, weil die Folge der Mißernten — die Verelendung der Bevölkerung — eine längere Zeit hindurch nachwirkt. Die wenigen Krankenhäuser, in denen übrigens das Menschenmögliche geleistet worden ist, reichen nicht entfernt aus, da z. B. der Storbutterranke, obzwar nach bloß dreitägiger kräftiger Nahrung eine Besserung eintritt, doch mindestens 6 Wochen gepflegt werden muß, um wieder arbeitsfähig zu werden. Unter Verzicht auf die Schilderung der beim Besuch einzelner Hütten wahrgenommenen herzerschütternden Bilder sei als kennzeichnend auf die thatsächlich vorhandene sog. Leshka (Лешка) hingewiesen, die dort geübt wird, wo auf chronischen Mangel eine vollständige Mißernte folgt und Hungersnoth hervorruft. Sie ist der verzweifelte Kampf des Menschen ums Dasein, geführt durch Beschränkung der Nahrung auf das allergeringste Maß. „Sobald der Hauswirth wahrnimmt, daß das Brot bei normalem Verbrauch bis zum Jahreschluß nicht reichen kann, wird die Norm herabgesetzt. Da ihm aber zugleich klar ist, daß es ihm nicht möglich sein wird, dabei die Gesundheit und namentlich die erforderliche Arbeitskraft zu erhalten, versenkt er sich in die Leshka, d. h. er legt sich auf den Ofen, um daselbst 4—5 Stunden liegen zu bleiben. Er erhebt sich nur, um ein Stück Brot mit Wasser zu verzehren oder den Ofen zu heizen und ist bestrebt, sich so wenig als möglich zu bewegen und soviel als möglich zu schlafen. In diesem Zustande vermag der Mensch allerdings alle physiologischen Prozesse zu hemmen, den Stoffwechsel auf ein Minimum niederzudrücken und

demnach auch, ohne besondere Schädigung, die Nahrung zu verringern. Das ganze Denken des Menschen, während er den Winter so liegend verbringt, ist nur darauf gerichtet, das geringste Maß an Wärme zu verbrauchen, möglichst wenig zu essen, zu trinken, sich zu bewegen, mit einem Wort, möglichst wenig zu leben. In dem Hause herrscht Finsterniß und Stille. — In den verschiedenen Winkeln, meist aber auf dem Ofen liegt die ganze Familie einzeln oder in Gruppen. Alle sind sie in die „Leshka“ versenkt. Sie geht öfters am Tage in einen Traumzustand über Nicht ein Ton! Nur das unruhige Heimchen und das leichte Schnarchen der Schlafenden unterbrechen die Grabesstille. Der Unterschied von Tag und Nacht schwindet. Das ist die „Leshka“, in die sich nicht etwa eine Familie, nicht nur ein Dorf, sondern eine ganze Reihe Dörfer, ein ganzer Kreis versenkt, ein märchenhaftes Reich bildend, wo im Verlauf des langen Winters eine Art Todesschlaf herrscht, wo sich der Tag in tiefe dunkle Nacht verwandelt und hunderttausende fast ohne Zeichen des Lebens in dumpfen Hütten schlafender Körper bedeckt, wo Alles schläft, Thiere und Menschen und wo des Menschen Rede im Laufe von 4 Monaten durch die vom allgemeinen Schlaf erzeugten Töne ersetzt wird.“

Das Volk selbst erträgt die Noth mit dem ihm eigenen Stoisimus, aber seine Widerstandsfähigkeit ist im Schwinden. Wenn daher ihm nicht jetzt energische und weitgehende Hülfe geboten wird, können die Folgen schreckliche sein: körperliche Degenerirung, Niedergang der moralischen Kraft, Vernichtung der wirtschaftlichen Produktionsfähigkeit. Praktische Vorschläge sollen nächstens gemacht werden. Wo die Hülfe einzusetzen hat, zeigen die aufgeführten Uebelstände, die hier nochmals kurz zusammengefaßt sein mögen:

1) Ungünstige klimatische Bedingungen, Austrocknung des Bodens, Vernichtung der Wälder, Ueberhandnehmen trockener Winde, scharfer Wechsel der Temperatur, Verringerung atmosphärischer Niederschläge u. s. w.;

2) Die ungenügende Zutheilung von Land an die bäuerliche Bevölkerung und geringe Ertragsfähigkeit des vorhandenen Bauernlandes;

- 3) Die Unvortheilhaftigkeit der Landpachten wegen der mit ihnen verbundenen erschwerenden Bedingungen;
- 4) Die nicht genügende Entwicklung der Handwerke und anderer Erwerbszweige und fehlende professionelle Kenntnisse;
- 5) Die Ausnutzung der Zwangslage des Arbeiters durch Aufkäufer und kleine Gewerbetreibende, sowie Schwierigkeit des Findens von Arbeit, namentlich im Wandergewerbe;
- 6) Das Mißverhältniß der auf der Bevölkerung ruhenden Lasten zu deren Einnahmen;
- 7) Die äußerste Unbildung der Bevölkerung und
- 8) Der mangelnde Rechtsschutz gegenüber verschiedenen selbstsüchtigen Angriffen.



Zwei russische Kaiserbräute.

Von Johannes v. Eckardt.

II.

Katharina Alexejewna Dolgorukow.

Weit bestimmter und schärfer, wenn auch mit weniger sympathischen Charakterzügen ausgestattet, erscheint die Gestalt der zweiten Verlobten Peters II. auf dem geschichtlichen Hintergrunde der rasch wechselnden Ereignisse jener Zeit — in ihrem Schicksal aber hat die Tochter des alten Fürstenhauses der Dolgorukow, welche ihren Stammbaum auf Rurik zurückführen konnten, viele Aehnlichkeit mit Maria Menschikow, der Tochter des einstigen Pastetenverkäufers.

Beide waren fast gleich alt, beide fielen dem Ehrgeize ihrer Eltern zum Opfer, beide liebten mit warmer Herzensneigung junge

glänzende Kavaliere, welche dem ihnen aufgezwungenen kaiserlichen Verlobten weichen mußten, beide empfanden nichts für den letzteren, der seinerseits ihnen gegenüber nur Kälte und Abneigung zeigte — beide wurden endlich ohne eigene Schuld die Opfer politischen Machtwechsels, stürzten von dem glänzenden Prunk des kaiserlichen Thrones hinab in das tiefste Elend grenzenloser Leiden und schrecklichster Entbehrungen — beide mußten in die Verbannung, in die eisige Oede des weltverlassenen Blockhauses von Veresow wandern.

Die Prinzessin Katharina Dolgorukow wurde im Jahre 1712 als zweite Tochter ihres Vaters geboren, der als Oberhofmeister, Mitglied des Obersten Geheimen Raths, als Fürst und Nachkomme eines uralten Bojarengeschlechts, dessen Ahnen einst souveräne Großfürsten von Moskau gewesen waren, zu den vornehmsten Würdenträgern Rußlands gehörte und bei sehr beschränkten Geistesgaben sich durch Hochmuth, Stolz, Ehrgeiz und hinterlistiges Intriguiren als grimmer Familientyrann und despotischer Hausvater unbeliebt gemacht hatte. Ihre Jugend scheint die Prinzessin Katharina im Hause ihres Großvaters, des russischen Gesandten in Warschau verbracht zu haben. Im Gegensatz zu ihrem Vater und anderen Gliedern ihres stolzen Geschlechts, die der altrussischen Partei angehörten und alle Fremden, namentlich die Deutschen haßten — zeigte sie stets eine gewisse Vorliebe für alles Ausländische, selbst dem Katholizismus stand sie nicht feindlich gegenüber. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß ihrerseits die in Rußland lebenden Ausländer, soweit sie mit ihr persönlich bekannt waren, sich voll Lobes über ihr Aeußeres, ihre Bildung und ihre Umgangsformen äußern.

Die Frau des englischen Gesandten Lady Rondon schreibt z. B. im Jahre 1730: „Diese hübsche achtzehnjährige Person besitzt viel Herzensgüte, einen gesunden Verstand, eine freundliche Gemüthsart und liebenswürdige Manieren. Der Cousin des deutschen Gesandten ist der Gegenstand ihrer Liebe. Sie scheint sehr glücklich zu sein in der Hoffnung, außerhalb ihres Vaterlandes verheirathet zu sein und erweist den Ausländern viele Liebenswürdigkeit.“ (Damals war Katharina Alexejewna noch nicht die Verlobte des Kaisers). Uebrigens scheint sie nicht nur bei den fremden Diplomaten Beifall gefunden zu haben; so schreibt

z. B. Bantysch-Kamenski: „Sie hatte ein angenehmes Antlitz, einen strahlenden Gesichtsausdruck, in ihren schönen blauen Augen schimmerte ein eigenartiger, bezaubernder Reiz; sie war von hohem, schlankem Wuchs und verband die Vorzüge der Schönheit und Jugend mit denen eines gebildeten Verstandes und herzgewinnender Manieren.“ In den Memoiren des Fürsten Peter Dolgorukow endlich heißt es: „Die Prinzessin Katharina war von schönem, hohen Wuchs, besaß eine feine Taille und herrliches schwarzes Haar, sowie ausdrucksvolle, Leidenschaft verrathende Augen. Es fehlte ihr nicht an Verstand; sie war aber hochmüthig, stolz, jähzornig und herzlos, ihre Gemüthsart war energisch, aber nicht gutmüthig — später, in Beresow, verursachte ihre schlechte Aufführung der Familie vielen Kummer.“

Im Uebrigen wissen wir von ihrer Erziehung, ihrer Bildung nur wenig; man kann jedoch annehmen, daß sie nach der Sitte ihrer Zeit die fremden Sprachen oder mindestens das Französische beherrschte, die Unterhaltung geschickt zu führen wußte und gut zu tanzen verstand, wie alle jungen Edelfräulein ihrer Zeit.

Ihre historische Rolle beginnt mit dem Augenblick, als die Familie Dolgorukow, wie sich Münnich ausdrückt, „den jungen Kaiser vollständig in Beschlag nahm;“ diesen beherrschte sie übrigens nicht nur durch seinen Günstling, den Fürsten Iwan Alexejewitsch Dolgorukow, der als unzertrennlicher Begleiter des jungen Monarchen mit diesem zuweilen in einem Bette schlief — sondern auch durch heuchlerische Nachgiebigkeit und schmeichelnde Liebedienerei gegenüber allen Gelüsten und Launen des eigenwilligen kaiserlichen Knaben.

Dem kleinen Zaren war jegliche Bevormundung unerträglich, er konnte es nicht leiden, wenn man ihn fühlen ließ, er sei noch kein Erwachsener, sondern bloß ein Kind. Selbst Ostermann, den er fortfuhr zu achten, als er einsah, wie schädlich der Einfluß der Familie Dolgorukow für ihn sei, versuchte vergeblich den kleinen Kaiser zu veranlassen, sich wieder seinen Studien und den Regierungsgeschäften zuzuwenden; momentan gerührt, weinte Peter und versprach, sich zu ändern — sowie er jedoch seinen Günstling wieder sah und in die Dolgorukow'sche Gesellschaft gerieth, begannen wieder die nächtlichen Orgien und Spazierfahrten, die langwähren-

den Jagdausflüge und die Ausschweifungen, welche den jungen Organismus zerrütteten und den Zaren demoralisirten.

Durch Menschikow's Sturz gewarnt, hüteten sich die Dolgorukow's, jemals dem kaiserlichen Knaben zu widersprechen, dessen schwachen Willen sie aber unmerklich dem ihren unterzuordnen verstanden. Aus eigennütigen, wie aus politischen Gründen waren sie ferner darauf bedacht, eine Tochter ihres Geschlechts als Verlobte Peter's auf den Kaiserthron zu bringen.

Auf welche der drei in Frage kommenden Prinzessinnen Dolgorukow die Wahl des jungen Herrschers fiel, war dabei ziemlich gleichgiltig, galt es doch nur der altrussischen Partei die dauernde Herrschaft zu sichern. Uebrigens theilten nicht alle Glieder des weitverzweigten Geschlechts die Ansicht, daß eine solche Verlobung einer der drei Töchter des alten, intriguanten Fürsten Alexei Grigorjewitsch, der den eigenen Sohn beneidete und beföhete, eine politisch durchaus günstige Konjunktur sei. Sobald sie den Sieg über Menschikow errungen hatten, veruneinigten sich die einzelnen Glieder der Familie unter einander und bildeten Parteien, die sich nur dann versöhnten, wenn gemeinsame Feinde die Hegemonie der Dolgorukow's bedrohten.

Nachdem der Hof zur Krönung des 13-jährigen Zaren nach Moskau übergesiedelt war und die beiden Dolgorukow's, Vater und Sohn, zu Gliedern des Obersten Geheimen Raths, der letztere außerdem zum Oberkammerherrn ernannt worden waren, begannen sie ihr Verlobungs-Projekt energisch zu betreiben. Zu diesem Zweck wurde zuerst das jetzt wiederum auftauchende Projekt einer dynastischen Familienfusion, d. h. einer Verheirathung des jungen Monarchen mit seiner geliebten, reizenden Tante, Cäsarewna Elisabeth Petrowna vernichtet, indem Peter veranlaßt ward, auf seinen beständigen Jagdausflügen in die Umgegend Moskaus stets von Gliedern der Dolgorukow'schen Partei umgeben, die Abendstunden meist im Kreise der fürstlichen Familie auf deren zahlreichen Jagdschlössern und Landgütern zuzubringen, wo die jungen Prinzessinnen alle Künste jugendlicher Koketterie spielen ließen, um den Kaiser an sich zu fesseln. Dieser war nur dem Alter nach ein Knabe, seinem Wuchs und seiner Entwicklung nach aber ein frühreifer, mannbarer Jüngling mit ungeschlachten Umgangsformen, einem groben, verwilderten Auftreten und eigensinnigem

Charakter. Da weder von gegenseitiger Zuneigung, noch auch nur davon die Rede sein konnte, daß sich die jungen Leute gegenseitig gefielen, hatte die Aussicht eine Kaiserbraut zu werden, eigentlich etwas Unheimliches, Gefahrdrohendes, um so mehr als der Sturz des ersten unschuldigen Opfers solcher ehrgeizigen Familienpolitik, der nach Beresow verbannten ersten Kaiserbraut in frischester Erinnerung stand.

Am wenigsten mögen die ehrgeizigen Pläne ihres despotischen Vaters und ihres Oheims, des schlauen alten Diplomaten Wassili Lukitsch Dolgorukow, des eigentlichen Leiters der ganzen Hofintrigue, der Prinzessin Katharina Alexejewna willkommen gewesen sein, deren Herz bereits für einen jungen, eleganten, vornehmen und feinen Kavalier, für den Ausländer, Grafen Milesimo, gesprochen hatte, der als Verwandter und Sekretär des Grafen Bratislaw, des Gesandten des römisch-deutschen Kaisers, auch ihren Eltern nicht unwillkommen gewesen war, den sie liebte und von dem sie wiedergeliebt wurde. Nur „die Erfüllung gewisser Formalitäten mußten abgewartet werden, die nun einmal in diesem Lande nothwendig sind, um die beiden zu einem glücklichen Paar zu machen“, schreibt die etwas sentimentale Lady Rondon, nachdem sie am 4. November 1729 auf einer Soirée bei dem polnisch-sächsischen Gesandten Defort persönlich mit Katharina Alexejewna zusammengewesen war, die ebensowenig wie die Lady am Kartenspiele theilnehmen wollte, „aus derselben Unbegabtheit wie ich“, schreibt die letztere weiter, „oder weil ihr Herz mit inniger Leidenschaft erfüllt war.“

Wenn diese Mittheilung vielleicht auch auf wahren persönlichen Eindrücken beruht, so ist jedenfalls das Datum ein gänzlich irthümliches, da um die genannte Zeit der junge Kaiser und die Prinzessin auf dem Lande zurückgehalten wurden, und man in Moskau bereits von ihrer bevorstehenden Verlobung zu reden begann. Seit dem April 1729 hatte der türkische, alte Fürst Alexei Grigorjewitsch, dem Graf Milesimo immerhin anfangs als zukünftiger Schwiegersohn willkommen gewesen sein mag, angefangen, diesem allerhand Unannehmlichkeiten zu bereiten, ja ihn verhaften zu lassen, als der junge Kavalier einmal unbedachter Weise in der Nähe des kaiserlichen Palastes einen Schuß abgefeuert hatte — ein Vorfall, der übrigens diplomatische Verhandlungen und

offiziell dargebrachte Entschuldigungen nach sich zog. Natürlich vermochte dieses Ereigniß nicht die leidenschaftliche Liebe der beiden jungen Leute abzukühlen, es beweist aber, daß der alte Fürst kein Mittel unversucht ließ, um das junge Paar zu trennen, nachdem er dem Grafen sein Haus verboten und der kaiserliche Günstling, Fürst Iwan Alexejewitsch, gar geäußert hatte: „Ich würde meine Schwester lieber todt schlagen, als gestatten, daß sie Millefimo's Gemahlin wird.“ Ob sie voraussahen, daß die Wahl des jungen Kaisers gerade auf Katharina Alexejewna fallen würde, oder ob andere Motive mitspielten, wollen wir nicht entscheiden, jedenfalls sah sich der alte Fürst als erfahrener Höfling veranlaßt, jeden eine solche Wahl störenden Umstand frühzeitig zu beseitigen und gerade diese Tochter in den Vordergrund seiner Intriguen zu stellen, so daß der kleine Zar sie beständig an seiner Seite sah; mochte er nun auf die Jagd reiten, sich zu einer Mahlzeit, zu einem Gelage, zum Pfänderspiel niedersetzen oder in einem entlegenen Gemach Einsamkeit und Ruhe suchen. Trotz der Jugendliebe, welche im Herzen Katharina Alexejewna's nicht erloschen war, trotz der rohen Art und Weise, mit der Peter II. alle Anancen der drei Schwestern zurückstieß, indem er darauf verzichtete, sie beim Pfänderspiel zu küssen und inmitten eines Jagdgesprächs einmal ausrief: „Ich jage ein ganz besonderes Wild und schleppe stets vier zweibeinige Hunde hinter mir her“ (nämlich die alte Fürstin mit ihren drei Töchtern), kam das Verlobungsprojekt zur Ausführung, nachdem auf dem Landgute Gorenki — wie Fürst Peter Dolgorukow in seinen Memoiren erzählt — Folgendes passirte: „Im September richtete man es so ein, daß nach einer Jagd und einem darauf folgenden Gelage die Prinzessin Katharina und der junge Kaiser in ungestörtem tête-à-tête allein blieben.

Darauf handelte Peter II. nach den Gesetzen ritterlicher Ehre, indem er beschloß das junge Mädchen zu heirathen.

Seine Absicht, eine solche Ehe zu schließen, wurde bald an die Oeffentlichkeit gebracht.

Die Frucht dieses tête-à-tête zeigte sich, als Katharina Alexejewna im April 1730 ein todttes Kind zur Welt brachte.“ Diese Mittheilung wird durch einen Bericht des polnisch-sächsischen Gesandten bestätigt, jedoch mit der allerdings wesentlichen — aber historisch unbegründeten — Abweichung, daß die Niederkunft günstig verlief und der Vater

des neugeborenen Kindes ein Chevaliergardist „Mictérom“ gewesen sei.

Auf einem Ball, der in Tula am Geburtstage des jungen Zaren gegeben wurde, ward Katharina Alexejewna bereits als die auserwählte Braut des Herrschers gefeiert und am 30. November fand die offizielle Verlobung statt, nachdem Peter II. am 19. desselben Monats dem Obersten Geheimen Rath seinen Entschluß mitgetheilt hatte, und Katharina bereits allgemein als „Ihre Hoheit die Kaiserliche Braut“ titulirt worden war. Auf dieser Verlobung mangelte es weder an kaiserlicher Pracht, noch an einer unheimlichen, beängstigenden Stimmung, welche alle Anwesenden empfanden. Die Ceremonienmeister, Kammerherren und Kammerjunker überbrachten Einladungen zu der feierlichen Verlobung an die Zarin-Großmutter Eudoxia Feodorowna, geborene Lapuchin, die verstoßene und wieder aus dem Kloster geholte erste Gemahlin Peters des Großen, an die anderen Glieder des kaiserlichen Hauses, an die Minister, die Gesandten und andere Würdenträger. Um 2 Uhr Mittags begann sich der Hof zu versammeln; inmitten eines großen Saales lag ein persischer Teppich, vor dem ein mit Goldstoff bedeckter Tisch mit einem Kreuz und zwei goldenen Tellern für die Verlobungsringe Aufstellung gefunden hatte. Sechs Generalmajore hielten über dem Teppich an Stangen einen kostbar ausgenähten Baldachin, auf einem zweiten Teppich standen in der ersten Reihe zwei mit grünem Sammt bezogene, für die Braut und die Zarin-Großmutter bestimmte Sessel, etwas hinter diesen vier gleichfalls mit grünem Sammt bezogene Stühle für die Töchter Kaiser Peters I. Elisabeth, Praskowja und Katharina (verheirathete Herzogin von Mecklenburg), sowie deren Tochter. Wieder etwas weiter standen dann noch Stühle für die Prinzessin-Mutter Dolgorukow (geborene Chilkow), für die Schwestern der Braut und für andere Damen.

„Als der Hof sich versammelt hatte“, fährt der Zeitgenosse und Chronist fort — „begab sich Se. Durchlaucht der Oberkammerherr, Fürst Iwan Alexejewitsch Dolgorukow, Bruder der Prinzessin-Braut und Oberkommissar für diese Ceremonie mit einer Suite von Kammerherren und Hofbediensteten in kaiserlichen Kutschen in den Solowinski-Palast, um die kaiserliche Braut zu der Feierlichkeit abzuholen“ Wir übergehen die Schilderung

des mit fabelhaftem Prunk ausgestatteten Brautzuges, den eine Menge von Dienern, Leibwachen und Reitern eskortirte, vor dem das Militär die Gewehre präsentirte und der den Bewohnern von Moskau ein bisher noch nicht gesehenes Schauspiel bot, und erinnere nur daran, daß bei der Einfahrt in den Kreml die Kaiserkrone über der Kutsche der Braut an einen Thorbogen stieß und zerbrach — ein Vorfall, der als böses Omen ungeheures Aufsehen machte und viel besprochen ward.

Während der gleichfalls mit allem denkbaren Pomp ausgestatteten Feierlichkeit fiel die Braut durch ihr nachdenkliches Aussehen und ihren bleichen Teint auf; über den jungen Kaiser sagt Lady Rondon — „er ist von hohem Wuchs und für sein Alter sehr voll, von weißer, jedoch auf der Jagd stark verbrannter Gesichtsfarbe, seine Gesichtszüge sind hübsch, doch von finsterem, düsteren Ausdruck; obgleich er eigentlich ebenso schön als jung ist, erscheint er weder angenehm noch anziehend, er trug an diesem Tage ein helles, silbergesticktes Gewand.“

Nach Schluß der vom Erzbischof von Nowgorod, Theofan Prokopowitsch gelebrierten kirchlichen Verlobung und Einsegnung, trat das junge Paar vor die Kaiserin-Großmutter, die sie umarmte und segnete, dann begann die Gratulationskour. Es läßt sich denken, mit welchen Gefühlen die Töchter Kaiser Peters I. der Prinzessin-Braut die Hand küßten und was diese empfand, als Graf Millefino, der bald darauf Rußland für immer verließ, an sie herantrat, um ihr gleich allen Uebrigen zu huldigen. Während des solennen Balles, mit dem die langwährende Festlichkeit schloß, fiel die kaiserliche Braut durch ihr zerstreutes, ermüdetes Aussehen auf, meist saß sie, mit gesenkten Augenlidern vor sich hinschauend, in trüber Weltvergeffenheit da. — — —

Zu der auf den 19. Januar 1730 festgesetzten Hochzeit wurden großartige Vorbereitungen getroffen. Während der beständig stattfindenden Festlichkeiten vermied es der junge Kaiser, mit seiner Braut zusammenzukommen, nach seiner Verlobung stattete er ihr überhaupt nur zwei Mal seinen Besuch ab — dabei blieben ihre Beziehungen die denkbar kühlsten. Ueberhaupt begann der Zar das Joch der Dolgorukow's ebenso lästig zu empfinden, wie einst die Tyrannei Menschikow's. „Alle fühlen, daß sich ein Gewitter sammelt“ — schreibt der spanische Gesandte, Herzog

de Lyria — „seitdem der Zar seine Absicht kund gethan hat, bald zu heirathen, ist er in eine melancholische Nachdenklichkeit verfallen, so daß ihn nichts mehr unterhält. Seiner Umgebung gegenüber hat er geäußert, das Leben sei ihm zur Last geworden, er werde bald sterben.“

Dies Borgefühl erwies sich als begründet; am 6. Januar erkältete sich Peter II. auf der Heiligen-Dreikönigs-Parade, der er vier Stunden lang, zum Theil im bloßen Uniformsrock, auf dem Tritt hinter dem Schlitten der kaiserlichen Braut stehend, beizwohnte. Erst leicht erkältet, verschlimmerte sich das Befinden des jungen Monarchen immer mehr; die Versuche der Dolgorukow'schen Partei, ihn auf dem Krankenbette noch rasch seine Hochzeit feiern zu lassen, blieben unausgeführt, ebenso wie die Absicht, ihn ein Testament zu Gunsten der Thronfolge seiner Braut unterschreiben zu lassen, das in zwei Exemplaren hergestellt wurde. Das eine verfaß Fürst Iwan Alexejewitsch — dessen Handschrift mit der des Kaisers eine wunderbare Aehnlichkeit zeigte — mit der Unterschrift „Peter“, das andere bewahrte er auf, bis der Zar sich wohler fühlen und selbst unterschreiben würde. Letzteres geschah jedoch nicht, da Peter II. in der Nacht vor seiner geplanten Hochzeit, am 18./19. Januar mit den Worten verschied: „Spannt die Schlitten an, ich will zu meiner Schwester“ (Natalie Alexejewna, die vor ihm gestorben war). In der sofort zusammenberufenen Sitzung des Obersten Geheimen Raths wurde ein Versuch gemacht, auf Grund des gefälschten Testaments die Kaiserbraut Katharina Alexejewna Dolgorukow auf den Thron zu erheben, dagegen protestirten jedoch die Glieder des Raths auf das Entschiedenste, sogar ein Dolgorukow (Fürst Wassili Wladimirowitsch) schloß sich der Erklärung an, das Testament sei ein unterschobenes und Niemand habe ein Recht auf den Thron, „so lange noch weibliche Glieder des kaiserlichen Hauses leben.“ Dann war weiter von diesem Versuch nicht mehr die Rede, und erst viel später wurde der kühne Dolgorukow'sche Plan einer der Gründe des tiefsten Elendes dieser stolzen Familie.

In wie weit Katharina Alexejewna sich direkt an diesen Intriguen betheiligte, wissen wir nicht; die hochfliegenden Absichten ihres Vaters werden ihr ja wohl nicht unbekannt geblieben sein. Als die Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, von dem

Obersten Geheimen Rath zur Kaiserin erwählt war, mag Kummer und Verzweiflung das Herz unsrer Heldin nicht minder ergriffen haben, wie die Gemüther ihrer Verwandten.

„Man hat mich versichert“ — schrieb Lady Rondon im Februar 1730 — „daß die verstoßene Braut ihr Unglück heldenmüthig erträgt und geäußert hat, sie betrauerere als russische Unterthanin den Verlust, den der Staat erlitten hat, als Privatperson könne sie sich aber nur über einen Tod freuen, der sie von einer Marter erlöst hat. Die Zukunft ist ihr ganz gleichgiltig: nachdem sie ihre Herzensneigung besiegt hat, fürchtet sie keine materiellen Entbehrungen. Ein hochgestellter Mann, der sie besuchte, fand Katharina Alexejewna von Allen verlassen, nur ihre alte Kinderwärterin war ihr treu geblieben. Im Laufe des Gesprächs äußerte die Prinzessin, sie fürchte nicht die Armuth, da ihr Herz nur von einem Gegenstande erfüllt, ein einsames Leben ihr daher willkommen sei. Damit diese Worte nicht etwa als eine Anspielung auf ihren ehemaligen Bräutigam Millefino aufgefaßt werden konnten, fügte sie noch schnell hinzu: sie habe ihrem Herzen geboten, an diesen nicht mehr zu denken, seit die Liebe zu ihm eine unerlaubte geworden ist, sie fürchte nur für ihre Familie, obgleich die letztere sie Verhältnissen geopfert hätte, die sie jetzt Alle in's Verderben stürzen könnten.“

Auch der kaiserliche Gesandte interessirte sich für das fernere Geschick der unglücklichen Kaiserbraut und schrieb nach Wien: „Bald werden wir erfahren, ob Katharina Dolgorukow im Besitz aller ihr geschenkten Kostbarkeiten und des ihr ausgesetzten Jahrgehaltes bleibt.“ Eine befriedigende Antwort auf diese Frage hing davon ab, ob die oligarchischen Pläne der Partei Dolgorukow-Golizyn, welche die monarchische Gewalt der neuermählten Kaiserin bekanntlich zu eigenen Gunsten einzuschränken gedachten, in Erfüllung gingen. Da dies nicht der Fall war, so schien eine Katastrophe unvermeidlich.

Bereits seit dem April 1730 begannen die Verfolgungen der Familie Dolgorukow. Es wurde eine Kommission niedergesetzt, um von den Fürsten Alexei Grigorjewitsch und Iwan Grigorjewitsch Rechenschaft zu fordern über ihre verschwenderische Wirthschaft am Hofe Kaiser Peters II. In diesem Anlaß berichtet der spanische Gesandte, Duc de Lyria: „Es ist unglaublich, was sie zusammen-

gestohlen haben: nicht nur die unschätzbaren Brillanten Menschikow's, auch alle Kostbarkeiten des kaiserlichen Schatzes, das Tischsilber, die schönsten Pferde und Hunde — kurz Alles, was nur irgend werthvoll ist, haben sie sich angeeignet.“ Die Kommission verfügte nun die Herausgabe aller dieser Kostbarkeiten, unter denen sich wohl auch die oben erwähnten Schätze Katharina Alexejewna's befunden haben dürften.

Am 8. April erhielt der Fürst Alexei, der Vater der verstorbenen Braut, den Befehl, sich mit der gesammten Familie auf seine entferntesten Güter zu begeben; am 14. desselben Monats erschien ein kaiserliches Manifest, in dem unter anderen Vergehen erwähnt wurde:

„Fürst Alexei hat nebst seinen Söhnen Se. Majestät „den verstorbenen Kaiser in jungen Jahren, wo Hochderselbe „noch garnicht für eine Vermählung reif war, in Gott mißfälliger Weise und entgegen den Sagungen der kaiserlichen „Familie, mit welcher sie keineswegs durch Bande der Blutsverwandtschaft in Beziehungen standen, — zu einer Verlobung mit der Tochter des Fürsten Alexei veranlaßt.“

Dieser Ukas traf die gestürzte Familie bereits auf dem Wege in die Verbannung und hatte die Folge, daß den Gliedern derselben die Orden abgefordert wurden.

Anfangs durften sie die Fahrt in kurzen Tagereisen zurücklegen, in ihren Taschen verschiedene Kostbarkeiten mit sich führen, ja bisweilen Halt machen, um spazieren zu reiten und sich mit Hezjagden zu unterhalten. Auf ihren Gütern, unweit der Stadt Kasimow, durften sie sich einige Zeit erholen, da namentlich Katharina Alexejewna — welche am 1. April, wie Fürst P. Dolgorukow, der Autor der Familienchronik, versichert, ein todtes Kind geboren hatte — sehr angegriffen war. Dann nahmen die Verfolgungen ihren Fortgang. Am 12. Juni erfolgte ein Ukas, welcher die Fürsten Alexei und Zwan aller Aemter, Würden und Güter für verlustig erklärte und sie nebst sämmtlichen Familiengliedern in das entlegene Beresow verbannte, wohin sie unlängst die Familie Menschikow's mit mitleidsloser Grausamkeit hatten wandern lassen.

Wie diesen, so wurde jetzt auch jedem Dolgorukow die Summe von einem Rubel täglich ausgesetzt, ferner ein Rubel

täglich für die Dienerschaft. Ein Familienglied — die Fürstin Natalie Borissowna (geb. Scheremetjew) — berichtet hierüber: „Es erhob sich ein großes Wehklagen in unserem Hause, die zahlreiche Dienerschaft lief hin und her, weinte, jammerte und stürzte sich zu den Füßen der Herrschaft nieder vor allen Thüren standen Schildwachen wir durften unsere Zimmer nicht mehr verlassen Abends befahl man uns, die Wagen zu besteigen, um eine Reise zu unternehmen, deren Ziel uns nicht genannt wird. O Gott, war das eine fürchterliche Angst!“

Wir übergehen die Einzelheiten dieser schreckensvollen Fahrt, welche sie, theils auf Barken auf dem Wasserwege, theils auf dem Landwege nach Tobolsk führte, wo ein grober Kapitän, der sich vom Gemeinen aufgedient hatte, die unglückliche Familie mit absichtlicher Feierlichkeit unter Geleit bewaffneter Soldaten, „ganz wie gemeine Verbrecher“ in's Gefängniß bringen ließ.

Erst im Herbst trafen die Verbannten in Beresow ein, wo ihnen das einst von Menschikow bewohnte Haus zum Aufenthalt angewiesen ward. Auch sie litten unter dem Mangel an Raum und Komfort, auch ihnen fehlte es mitunter an Nahrungsmitteln, auch sie mußten auf Blechgeschirr mit Holzlöffeln essen. Im Jahre 1732 erschreckte sie der Besuch eines aus Moskau entsandten Offiziers, der Edelsteine, Gold- und Silbersachen zu konfisziren beauftragt war und keineswegs mit leeren Händen abreiste. Nur eins gelang es ihm nicht zu finden: das Porträt Peters II., das die verstößene Kaiserbraut aus ihrem Armbande verloren zu haben behauptete. Die Verbannten standen unter der strengsten Aufsicht, sie durften das Haus nur verlassen, wenn sie die Kirche besuchten, und selbst in diese begleiteten sie Soldaten mit geladenen Gewehren. Sie durften mit Niemandem Briefe wechseln, nicht einmal Tinte und Papier besitzen. Ihre einzige Zerstreuung war ein Spaziergang im Hofe des Zuchthauses, wo sie Enten und Gänse fütterten oder für die fünf weiblichen Glieder der Familie — die Beschäftigung mit Handarbeiten. Um ihre Lage zu einer ganz unerträglichen zu machen, steigerten sich nach dem Tode der Fürstin-Mutter die Streitigkeiten und Zänkereien in der vom alten Fürsten tyrannisirten Familie. Namentlich quälte er die verstößene Braut und den Fürsten Iwan, denen er zum Vorwurf machte, nicht rechtzeitig von dem verstorbenen Kaiser Peter II. zu Gunsten

der Thronfolge Katharina Alexejewna's ein Testament erlangt zu haben, das bei Lebzeiten des jungen Monarchen veröffentlicht, ihr den Kaiserthron, der Familie aber ihre hervorragende Stellung gesichert hätte. Nach den Berichten der Familienchronik soll der reizbare alte Fürst seine Kinder sogar körperlich gemißhandelt haben, bis 1731 ein Ufas erfolgte, in dem es heißt:

„Dolgorukow's soll mitgetheilt werden, daß sie sich in „Zukunft der Streitigkeiten und Schimpfreden enthalten und „friedlich mit einander leben bei Strafe strengster Kerkerhaft.“

Im Jahre 1734 starb der alte Fürst Alexei, so daß der characterschwache Fürst Iwan, ein unbegabter, durch Müßiggang und Trunk gänzlich verwahrloster Mensch, der weder Achtung noch Autorität genoß, das nominelle Familienhaupt wurde. Im Kreise der Offiziere zu Beresow überschüttete er die Kaiserin Anna Iwanowna mit Schmähungen und schwagte verschiedene Staatsgeheimnisse aus, deren Verrath ihn später auf das Schaffot bringen sollte.

Aller strengen Vorschriften ungeachtet, gestaltete sich das Leben der Dolgorukow's um diese Zeit recht erträglich, da der alte Wojewode von Beresow, ein gewisser Bobrowski, ein gutmüthiger alter Mann war, der den Verbannten Speisen aus seiner Küche schickte und von ihnen Goldsachen und Kleiderstoffe zum Geschenk erhielt. Auch der Kommandant der Wache, Major Petrow, gestattete verschiedene Erleichterungen, ließ die Verbannten frei umhergehen, in der Stadt Besuche machen und bei sich Bekannte empfangen. Unter diesen ward der Flotten-Lieutenant Dwzyn allmählich der beste Freund des Fürsten Iwan, ja es gelang ihm, intime Beziehungen mit der stolzen Prinzessin Katharina anzuknüpfen. Dies erregte den Neid eines anderen Bekannten, des Tobolsk'schen Zollschreibers Tischin, der in trunkenem Zustande der unglücklichen Fürstentochter in größter Form schändliche Anträge machte. Sie klagte voller Entrüstung ihrem Geliebten Dwzyn über diese ihr zugefügte Beleidigung und letzterer verabsolgte, unterstützt von einigen guten Freunden, dem Tischin eine tüchtige Tracht Prügel. Dieser sann auf Rache und schickte dem Gouverneur von Tobolsk einen Bericht, in dem er sich u. A. auf die vom Fürsten Iwan im trunkenen Muthe geführten Reden berief

und auf die Nachlässigkeit der Beresowschen Befehlshaber hinwies. In Folge dieser Denunziation traf im Mai 1738 als geheimer Untersuchungsrichter der Kapitän der Garde Ushakow in Beresow ein, welcher nach eingehender Prüfung der Sachlage eine Anklage gegen die Familie Dolgorukow und gegen 60 Einwohner ihres Verbannungsortes einreichte. Es begann nun eine grausame Prozeßverhandlung mit Anwendung der Tortur und schließlich wurden 19 Personen schuldig gesprochen wegen Fahrlässigkeit im Wacht-dienste und wegen „Theilnahme an den schädlichen und bösen Reden des Fürsten Iwan.“ Allen wurden die strengsten Strafen zu Theil, die Offiziere wurden zu gemeinen Soldaten degradirt, erbarmungslos mit Knuten gepeitscht und in entfernte Garnisonen verschickt, unter ihnen auch Omzyn; der Major Petrow wurde sogar hingerichtet. Selbst der Verräther Tischin entging kaum einer harten Strafe, nachdem Fürst Iwan in den Qualen der Tortur ausgesagt hatte, der Denunziant habe wiederholt Bestechungsgelder entgegengenommen, um über die Angelegenheit der Testamentsfälschung Schweigen zu bewahren. Nur mit Mühe gelang es Tischin seine „Verdienste“ geltend zu machen und schließlich doch eine Belohnung in Gestalt eines höheren Postens und einer Geldsumme von 600 Rbl. zu erhalten.

Was die unglückliche, verstoßene Kaiserbraut betrifft, so konnte ihre Mitschuld an dem Plan ihres Vaters und Bruders, sie auf den Thron zu bringen, nicht nachgewiesen werden. Durch einen Ukas wurde sie, nebst ihren Schwestern Helene und Anna, unter strenger Bewachung zu dem Erzbischof von Sibirien geschickt, der beauftragt war, sie in die Klöster seiner Eparchie zu vertheilen, woselbst ihnen die Haare geschoren und sie in die Zahl der Nonnen aufgenommen werden sollten.

Der oben erwähnte Ukas schrieb den Töchtern des verstorbenen Fürsten Alexei gegenüber die strengsten Maßregeln vor und enthielt u. A. den Befehl, die Oberinnen der betreffenden Nonnenklöster sollten die Verbannten weder ausgehen, noch Besuche empfangen lassen, ihnen nicht erlauben, Briefe zu schreiben, sie in Kleidung und Nahrung ganz so, wie alle anderen Nonnen zu halten. Gleich ihren Schwestern verblieb die am 22. (der Monat ist nicht angegeben) unter die Nonnen des Koshdestwenny-Klosters zu Tomsk aufgenommene Katharina unter strengster Aufsicht des

ihr zugeordneten Oberoffiziers Peter Jegorow. Die näheren Umstände, unter denen sie gezwungen wurde, das Nonnengelübde abzulegen, sind ebensowenig festzustellen, wie der geistliche Name, der ihr beigelegt wurde. Die durch strenge Ufaze eingeschreckte geistliche Obrigkeit scheint die ganze Angelegenheit in größter Eile erledigt, die betreffenden Berichte aber entweder vergessen oder verloren zu haben. Von St. Petersburg aus erfolgten aber keine Reklamationen, da bald darauf die Kaiserin Anna Iwanowna starb, der Regent Biron gestürzt, während der kurzen Regierung Anna Leopoldowna's aber die unglückliche Verbannte ganz vergessen wurde.

Das Geschick unserer Heldin blieb im Verlauf des ereignisreichen Jahres 1740 ein äußerst trauriges; das Kloster zu Tomsk war (nach offiziellen Berichten jener Zeit) bettelarm, zählte sechs verfallene, hölzerne Zellen und war von einigen Nonnen und alten Weibern bewohnt, die meist von Almosen ihr Dasein fristeten. Wie auf Grund alter Lokal-Traditionen berichtet wird, lebte die ehemalige Kaiserbraut in Tomsk in einer solchen Zelle zusammen mit einer greisen Aufseherin, ja bisweilen auch mit dem genannten Offizier. Ihre Nahrung war so nothdürftig, ihre Haft eine so strenge, daß viele mitleidige Bewohner von Tomsk ihr Mitgefühl nicht verbargen, wenn der unglücklichen Fürstentochter bei seltenen Gelegenheiten gestattet wurde, frische Luft zu athmen, d. h. auf einem Glockenthurm der Klosterkirche einige Augenblicke zuzubringen, um auf die waldbreiche, aber öde Umgebung von Tomsk hinabzuschauen und hauptsächlich das zu genießen, was ihr sonst niemals, nicht einmal wenn sie die Wäsche wechselte, gewährt ward — nämlich ungestörte Einsamkeit!

Dennoch bewahrte sich die stolze Prinzessin ihren Hochmuth und ihre Charakterstärke, wie nachstehende, von Herrn Sulozki erzählte, historisch aber nicht beglaubigte Szene beweist: ein „Militärbeamter“ verlangte von ihr die Rückgabe des Verlobungsringes, den der verstorbene junge Kaiser ihr selbst angesteckt hatte, Katharina Alexejewna aber erwiderte: „Nein, den Ring gebe ich Niemand, es sei denn, daß mir der Finger und die Hand abgehauen würden. Mir ist von meinem hohen Verlobten der Ring gegeben worden und mein wird er bleiben.“

Historische Unrichtigkeiten finden sich auch in der bereits er-

wähnten, vom Fürsten B. Dolgorukow herausgegebenen Familienchronik, die jedoch vielerlei die Eigenart Katharina Mezejewna's charakterisirende Einzelheiten enthalten, so z. B. folgende Ereignisse, die immerhin passirt sein mögen, auch wenn die erwähnte Chronik sie fälschlicher Weise in das Kloster Welosersk verlegt, in dem unsere Heldin niemals gefangen gehalten wurde, da sie bis zum 10. Januar 1742 im Tomsker Nonnenkloster verblieb, dann aber in die Residenz zurückkehrte.

Die Familienchronik berichtet, daß die verstoßene Zarenbraut in einer engen, mit einem vergitterten Fenster versehenen Zelle hinter Schloß und Riegel zwei Jahre verbrachte, ohne daß jedoch ihr stolzer Sinn gebrochen ward. Einst soll die strenge Aebtissin, eine Bauerntochter von jähzornigem Charakter, gegen die unbeugsame Fürstentochter so ergrimmt gewesen sein, daß sie ihren Rosenkranz erhob, um der Gefangenen einen Schlag zu versetzen. Da erhob diese stolz das Haupt und wies der Oberin die Thür mit den Worten: „Nchte das Licht, auch in der Finsterniß! Vergiß nicht, daß ich eine Fürstentochter bin, Du aber eine Leibeigene bist!“

Die Aebtissin soll hierüber so erstaunt und verwirrt gewesen sein, daß sie wortlos die Zelle verließ, ohne die Thüre hinter sich zu schließen. Ein anderes Mal erschien im Kloster ein hochstehender Beamter, der die Gefangene zu sehen wünschte; als er den Kerker betrat, blieb Katharina Mezejewna sitzen und als die Aebtissin ihr hierüber eine tadelnde Bemerkung machte, wandte sie ihren Besuchern einfach den Rücken. Zur Strafe für diese „Grobheit“ wurde fortab das Fenster der Zelle mit Brettern vernagelt, so daß die Unglückliche in gänzlicher Finsterniß verblieb, Niemand durfte sich ihrer Zelle nähern und als zwei Novizen dies versuchten, wurden sie bis auf's Blut gepeitscht.

Endlich schlug jedoch die Stunde der Befreiung: Nach der Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth Petrowna wurde Katharina Dolgorukow aus der Gefangenschaft erlöst, nach Petersburg gebracht und zum Hoffräulein ernannt. Nach der Familienchronik sollen die Nonnen nach dem Eintreffen der Amnestie, geführt von der gestrengen Aebtissin, der Befreiten ihre Glückwünsche dargebracht und sie fußfällig um Vergebung gebeten haben. Katha-

rina Alexejewna soll ihnen großmüthig verziehen und sie mit reichen Geschenken auch nach ihrer Abreise bedacht haben.

Abgesehen von dem erwähnten geographischen Irrthum dürften diese Angaben auf wirklichen Vorgängen beruhen; die befreite Gefangene verließ eilig Tomsk und Sibirien, so daß sie sich bereits im weiteren Verlaufe des Jahres 1742 in der Residenz befand. Hier traf sie mit ihren noch lebenden Oheimen, Brüdern und Schwestern zusammen.

Die neue Kaiserin nahm sie freundlich auf, äußerte aber bald den dringenden Wunsch Katharina Alexejewna vermählt zu sehen, vielleicht in der Absicht dadurch die Benennung „Zarenbraut“ außer Gebrauch zu setzen, an welcher das einfache Volk immer noch festhielt. Es hielt aber schwer einen geeigneten Gemahl für die stolze Fürstentochter zu finden, die allgemein für ebenso hochmüthig als sittenlos galt und nicht gesonnen war den Ersten Besten zu heirathen. Im Jahre 1745 gelang es schließlich die Verlobung des unlängst verwittweten Grafen Alexander Bruce mit der Prinzessin Dolgorukow herbeizuführen, ohne das eine gegenseitige Neigung vorlag. Nach rasch gefeierter Hochzeit begab sich das junge Paar nach Nowgorod, um den Gräbern der hingerichteten Verwandten der Gräfin die letzte Ehre zu bezeugen. Auf dem Rückwege erkrankte Katharina Alexejewna und starb, nachdem sie nach Petersburg gebracht worden war. Auf ihrem Todtenbette soll sie — wie Fürst P. Dolgorukow in der Familienchronik erzählt — befohlen haben, ihre sämtlichen Prachtgewänder zu verbrennen, damit dieselben von Niemandem mehr getragen würden. Nach derselben Quelle blieb die ältere Schwester unserer Helbin Anna unvermählt, während die jüngere Helena Alexejewna ihren, aus der Verbannung zurückgerufenen Vetter Zuri Dolgorukow heirathete. Noch 1799 lebte sie als Wittwe in Moskau in einem prächtigen Hause, wo die strengste Etiquette herrschte. In ihrem Salon hingen die Porträts des Kaisers Peter II. und seiner Verlobten, der Zarenbraut Katharina Alexejewna, beide in schweren, goldenen Rahmen nebeneinander, beide geschmückt mit der kaiserlichen Krone.



Christoph Ludwig Zetsch's Briefe an Karl von Sacken.

(Schluß.)

23.

Mitau, den 24. September 1788.

Wir haben uns, m. I. S., in sehr langer Zeit nicht gesprochen.

Eine Folge von der Suffisance, die die Freundschaft giebt; wenn sie einmahl entschieden ist und nicht posttäglich aufgefrischt werden darf. Eben so küssen sich alte Eheleute auch seltener, als die, die die erste Brautnacht gefeyert haben.

Haben Sie wohl das Spectacle erlebt, daß man in einer Rede d r e y „die“ hintereinander setzt? So ist es mir da oben gegangen. Ich war daher genöthiget, das eine d i e recht stark zu unterstreichen.

Wir Leute in Mitau haben mittlerweile in einem ewigen Landtage gelebt. Und nun ist er bis zum Februar limitirt. Wenn das Diarium gedruckt seyn wird, so werden Sie einige starke Piecen zu lesen bekommen und aus dem ganzen den jetzigen Esprit des Vaterlandes kennen lernen. Es scheint, daß der Luxus, der im bürgerlichen Leben Kurlands herrscht, sich auch in die Staatsverhandlungen des Landes eingeschlichen hat. Die Alten landtagten kürzer und reeller. Wir Neulinge reden mehr und schöner, und thun weniger. Ich werde die Zeiten zurückrufen, da man lateinisch lernte und Franz-Wein trank und silberne Degen, wollene Strümpfe und eiserne Sporne trug. Mit den Kettlern ist das Genie der Nation mit zu Grabe gegangen. Mittlerweile fand sich ein Wigling, der die Landboten-Stube in ein Thiergarten oder in eine Menagerie verwandelt hat,*) und Gott sey seinem Witz gnädig, wenn er entdeckt wird. Unterdessen hat die Pluralität gelacht. Einige wollten, er sollte dafür das

*) Zetsch bezieht sich hier auf ein handschriftlich damals verbreitetes Pasquill, in dem die derzeitigen Landboten als Thiere vorgeführt, charakterisirt und persifliert wurden.

Indigenat verliehren; andere glaubten, daß, wenn er es nicht hat, er es dafür erhalten müste. Entscheiden Sie, wer Recht hat.

Wie gefällt Ihnen das Preukische Religions-Edikt. *) Wie gefällt Ihnen der König von Schweden mit dem Schwerte, das er von Leder zog? Wie gefällt Ihnen der Kaiser, mit seinen ewigen Verschanzungen?

Wie gefällt Ihnen Frankreich?

Gott ehre mir die philosophische Ruhe eines Mannes von Geschäften, der die Kunst versteht, auch zugleich Einsiedler und Privatmann zu seyn. Und dieses Glück bescheeret Gott mir.

So weit, liebster S. Ich habe mit Ihnen nur wieder ein bißchen reden wollen. Wenn Instrumente lange liegen, ohne daß man sie braucht, so werden sie verstimmt und man wirft sie denn zum Teufel.

Und hierinn habe ich mich, gegen Sie, wohlbedächtigt praecaviren wollen.

24.

Mitau, den 21. Oktober 1788.

Wenn es noch länger so fort dauert, so werden wir beyde, m. l. S., beym Schluße des Jahres, 100,000 Meilen aus einander stehen — und das wäre wider all unsern klugen Menschen-Verstand. Ich bin wahrhaftig die beyden letztern Posttage behindert worden, an Sie zu schreiben, denn ich habe manche Leiden gehabt. Und auch heute bin ich nicht recht bey Verstande: denn vor einer Stunde hat man mir da unten meinen lieben Papagon, mit dem ich 8 Jahre lang als Freund gelebt habe, zu Tode getreten — und das geht mir durchs Herz.

Das sind schon solche Knittelbrücken, die man auf dem Wege des Lebens zu passiren hat, je nach dem der Posten ist, auf dem man angestellt ist. Ein anderer beweint sein Mädchen, ich meinen Vogel.

Alle Welt sagt, daß Sie, m. l. S., eine Arbeit für die gelehrte Welt unter Händen haben. Ist es eine Defension der

*) Das preukische Religionsedikt vom 2. Juli 1788 verbot den Predigern jede Abweichung von den Bekenntnißschriften bei Strafe der Absetzung.

R.-Herrin Recke wider Starck, *) so werden Sie sie doch zuerst Ihren Freunden mittheilen. Starck hat in der Gotha'schen gelehrten Zeitung **) declarirt, daß er von der R. H. Recke nichts mehr lesen will. Er überläßt die Sache ihrem Gefühl auf dem Todtbette, just, als wenn alsdann die Leute am klügsten sind. Ich wenigstens lasse niemanden ein Urtheil in einer Rechts-Sache sprechen, wenn er am hitzigen Fieber liegt — und so glaube ich auch, daß jeder Sterbende, selbst in seiner eigenen Sache, alsdann nicht recht zu Hause ist.

Meine Sache hier auf Erden und eigentlich jetzt in dieser Minute ist diese, zu wissen, ob Sie leben und ob Sie mich noch lieb haben.

Und wenn Sie mir das wieder in einem Briefe sagen, so mache ich einen Strich durch alle die Leiden, die ich zeithero gehabt habe.

25.

Mitau, den 11. December 1788.

Ich habe, m. I. S., die Gothaer Zeitung richtig wieder erhalten. — Sie werden es gefunden haben, daß das Feldgeschrey des Dr. Starck so kurz es auch da ist, der langen Periode wegen,

*) Johann August Starck, geb. 1741, war zuerst Professor der Theologie in Königsberg, dann von 1776—1781 Professor der Philosophie an der petrinischen Akademie in Mitau, ging von hier als Oberhofprediger nach Darmstadt, wo er 1816 gestorben ist. Zuerst ein Vertreter der flachsten Aufklärung und eifriger Freimaurer, verfolgte er später eine ganz andere Richtung und wurde des geheimen Uebertritts zur katholischen Kirche verdächtig. Zwischen ihm und den Häuptern der Berliner Aufklärung Fr. Nicolai und J. E. Biester, die ihn öffentlich des Kryptokatholizismus anklagten, entstand deswegen eine heftige langandauernde Fehde, die in den Jahren 1788—90 von beiden Seiten mit der größten Leidenschaftlichkeit und Erbitterung geführt wurde; sie endete schließlich mit einem Prozesse, in dem Starck, wenigstens formell, Recht behielt. Dieser Streit machte das größte Aufsehen in ganz Deutschland, die angesehensten Männer nahmen für oder wider Starck Partei, auch Elise v. d. Recke wurde in den Kampf hineingezogen. Die Ankläger hatten, wie sich nachher erwies, im Grunde doch nicht Unrecht gehabt. Starck hat später anonym mehrere Schriften zur Verherrlichung der katholischen Kirche veröffentlicht und scheint in der That im Geheimen Katholik gewesen zu sein.

**) Gotha'sche gelehrte Zeitungen 1788 Stück 76 vom 20. September.

sehr schwer zu lesen ist, wie er denn überhaupt, von Hause aus, ein sehr reichhaltiger, vollblütiger Autor ist.

Habe ich recht? Ich glaube, I. S., daß Sie auf Neujahr bey uns seyn werden. Sie pflegen ja das Fürstliche Haus aus einem Jahr in's andere hinein zu führen.

Mich finden Sie accurat so, als Sie mich verließen, außer daß ich mich an den König von Preußen *) Hochseel. Andenkens fast blind gelesen habe. So ein Original trägt die Erde unter den Baldachins oder auf den Thron nur alle 3—4000 Jahre einmahl. König Salomon ist ein Schulmeister gegen ihn, David desgleichen. Nur Caesar und Marc-Aurel dürften es wagen seine Collegen zu seyn.

Seyn Sie stolz darauf, S., daß er auch Ihr Zeitgenosse war, so wie wir uns überhaupt freuen können, in diesem Zeitalter der Erde gelebt zu haben. — Wie viele Millionen Heerde Menschen-Vieh sind nicht in den vorigen Jahrhunderten vor uns in die Ewigkeit vorangegangen! Auch Christen, dumm wie die Ochsen.

Sie werden mir außerordentlich willkommen seyn, wenn Sie kommen werden. Es ist schon lange, daß ich kein kluges Wort des Herzens mit einem Freunde geredt habe. Sie wissen, wie es in der Stadt ist. Man lebt immer unter Handwerkern, der Mann sey vom Hofe, von der Litteratur, von der Kanzel, von der Justice oder von der Dreh-Bank, — Alles Leute von Metier! Und so ist auch das Weib bey der Toilette. — Ein jeder und eine jede reitet tagtäglich ihr Steckenpferd und ich armer Teufel, der ich unter ihnen lebe, ich mag wollen oder nicht, muß des lieben täglichen Brodes wegen immer mitreiten.

Mein bereits fertiges Grab, das ich zuweilen besuche, ist mein einziger Ausnehmer — und denn, Gott erhalte mir alle, die ich in der Provinz habe! Denn (sic!) auch ein Freund wie Sie.

26.

Mitau, den 6. Januar 1789.

Ihr Brief vom 31. December 88 war so kalt und ehrwürdig ernsthaft, als der December selbst war. Gott bewahre, liebster

*) Es sind die Oeuvres posthumes de Frédéric II., die 1788 in Berlin erschienen, gemeint.

S., das arme Thier-Reich fernerhin für eine solche Todes = Kälte. Der akademische Zeichendeuter und der nackte Juden = Junge auf der Straße — beyde sind darüber einig, daß sie einen solchen Frost noch nicht erlebt haben. Ich bin ein Bagatel im Reiche der Lebendigen — allein ich sage es auch, denn in der letzten Woche des formidablen Decembers ging ich, Christoph Ludwig Tetsch, curländischer Justizrath, auf meine Zimmer, zwischen zwey geheizte Oefen in P e l z = S c h u h e n.

Wider die Grausamkeit des — S—schen Krügers existirt zwar noch kein geschriebenes Gesetz, unter allen Umständen aber, und N.B. wenn er Ihrem Wirth, nach Abnahme des Rocks und der Handschuh, selbst zum Kruge hinausgejagt und so nackend im Rausche dem tödtenden Froste überlassen hat, so finde ich seine That criminell und sie muß von Ihnen deferirt und vom Fisso vindicirt werden.

Jeder Krug auf der Landstraße ist eine Freystatt des Wanderers und der reisenden Menschheit und in den Augen Gottes heiliger, als die Retraite des Mörders in dem entweiheten Kloster des heil. Ignaz, oder des weniger heil. Nepomuks.

Es ist Ihre Pflicht, liebster S., sich etwas genauer um die grausame Conduite dieses Kruges zu erkundigen und wenn Sie seine Inhospitalität gegen einen armen trunkenen Bauern, der sich für diesemahl bloß warm hat trinken wollen, in Facto beweisen können, so müssen Sie, es sey wo es wolle, wider ihn die Justice reclamiren. Wenn nicht anders, zur Warnung anderer, und es müste alsdenn ein Gesetz werden, wie ein jeder Krüger im Lande sich im harten Froste gegen die armen Bauern zu betragen habe und selbiges müste bey namhafter Strafe publicirt und zur öffentlichen Wissenschaft gebracht werden. So hat man auch hier einen armen Juden ohnweit einem Kruge todt gefunden.

D a s sind stumme Sünden, zu denen auch die Unbarmherzigkeit des Buchers gegen die Armen gehört, deren Rache schwer auf's Land ruhet, als der Königs-Mord, oder die entweihete Hostie, die nicht zur Critique der Erde gehört,

Ja! unser schönes Schloß. Der letzte Brillant von d e r Art, den Kurland hatte — hat die Flamme des Feuers und die

Zeit zu sich genommen. *) Kurz! es ist nichts unter der Sonne, was nicht Staub und Asche werden kann.

Ihr Noch Etwas **) müßte von Gott und Rechtswegen nicht anders als in Ihrer Gegenwart gelesen und critisirt werden. Sie haben sich in die Sache hineingearbeitet und sind ein Adept derselben und wir, wenigstens ich, wir sind Fremdlinge. Das Buch selbst, welches Sie beantworteten, ist hier garnicht zu finden, und selbiges müßte doch wenigstens in den Händen der Critiquer seyn. Sie müssen es auf alle Fälle mitschicken. So sagt es auch Rütner.

Mit den Schweinsköpfen ist es anders. Die frißt ein jeder Criticus, auch ohne zu wissen: ob das Thier Bauch, Hände und Füße gehabt hat.

Aber wie haben Sie mich diesmal betrogen! Ich dachte gewiß, daß Sie die Neujahrs Fête hier bey Hofe mitmachen würden. So hat mich B. S. aus F. hintergangen. — Und nun mögt Ihr immerhin auch 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, — halt! länger lebe ich nicht — auch 1800 schreiben — Nun warte ich keinen S. auf Neujahr mehr. — Ihre Hand her! Es bleibt dabei: Wir beyde lieben uns weiter, — und so sollten alle Neujahrswünsche lauten.

27.

Mitau, den 6. May 1789.

Und wenn es auch nur ein paar Worte sind, m. I. S., so kann ichs nicht unterlassen, Ihnen nach Ihren zeitherigen Leyden, ein „Hallelujah, gelobet sey, der da kömmt im Namen des Herrn!“ dem wohlthätigen Frühlinge entgegen zu rufen.

Thun Sie Gott die Ehre und sagen Sie: Nun thut es nicht mehr so weh.

Sie, armer lieber S., ich habe Ihren Schmerzen nachgedacht. Was haben Sie nicht gelitten! und das jußt in den Monaten, da die ganze Natur Tod und Leiche ist.

Bei mir hat sich auch ein Poffenreißer von Gicht eingefunden.

*) Der Brand des Schlosses fand am 22. December 1788 statt.

**) Sackens Broschüre: Ueber das Etwas des Herrn von Grollmann, die in Leipzig zur Vertheidigung Elije v. d. Nedec erschien, ist gemeint.

Er nahm seine erste Residenz im Daumen der rechten Hand und von da sprang er in die Knochen über den Augenbraunen und von da in die so genannte Kinnladen. Jetzt residirt er wieder im Daumen. Ich hoffe den Hanswurst aber durch den Frühling und durch 15 Krufen Pyrmonters zu vertreiben, und sollte er, wie schon alle Harlequins in der Welt, noch einmahl wiederkommen, so werde ich ihm, ohne ein Wort zu reden, Quartier machen und dem Falle Adams und der hochbelobten Erb-Sünde zur Ehre, alles geduldig aushalten.

Wie ist es, werden Sie diesen Johannis in Mitau seyn? Wir Kurländer sind durch den politischen Wirrwarr so verschoben, daß man die Mürten des Landes bey hellem lichten Tage mit Laternen wird suchen müssen. Wenn alles über und über geht, so halte ich mich an Sie.

Noch einmahl Frühling!

Nach einem so harten Winter wäre die Abgötteren zu entschuldigen, wenn man ihn anbeten würde. — Wir beyde halten uns aber recte an Gott. Er allein hat Tod und Leben geordnet und jedes für jeden zu seiner Zeit. Sie müssen es mir sagen, liebster S., ob es Ihnen noch so wehe thut.

28.

Mitau, den 10. Juny 1789.

Es schreibt sich nicht viel, mein liebster S., wenn man die Hoffnung hat, jemanden balde von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Denn so hoffe ich, daß ich Sie mit Gottes Hülfe auf Johannis sehen werde.

P. glückliche Rückkehr aus den Gefahren des Krieges soll mir nicht so festlich gewesen seyn, als die Ihrige, wenn ich Sie aus den Händen der Aerzte und der Sicht oder, welches einerley ist, aus den Klauen des Teufels bey lebendigem Leibe wiederum in meinen Gottlob! noch gesunden brüderlichen Armen wieder sehen werde.

Es scheint sich dieses Jahr ein großer Seegen auf die Oberfläche Kurlands verbreiten zu wollen und eine solche Aussicht macht frohe Gesichter.

Bringen Sie doch auch ein solches Gesicht mit, zum voraus

gesetzt, daß Ihre Ehrenschen Wiesen und Felder eben die Conduite haben, als die unsrigen, die niedriger liegen. Der hiesige Himmel hat bis jetzt lauter Meisterstücke gemacht — in allem, worin Sie wollen. Ich als Blumen Freund — sie müssen aber schon fertig seyn — glaube nicht zu irren, daß die armen Bauer-Weiber und Mädchen diesen Frühling für gegen 100 Rth. Lilien Convaillen in der Stadt verkauft haben. Ich schwimme schon zwei Wochen im Dufte dieser kleinen göttlichen Lilien.

Und unsere Heuschläge! beynähe hätte ich Lust, dieses Jahr selbst ein Ochse zu seyn. Wir sprechen uns aber noch als Menschen, denn vor den 24. Juny werden hier keine Heuschläge rasirt und angeschlagen.

Ihre Elegie auf Friedrich haben wir gelesen, Kütner hat die Piese gefeilt und zu der hiesigen Johannis-Messe verläßt C. Sacken die Presse.

Ich ärgere mich nur, daß die Johannis Zeit hier in der Stadt keine Zeit für Herz und Seele, sondern ein lebendiges Tollhaus für die armen Menschen ist. Halten Sie sich an mich. Es soll niemand weniger zu thun haben, wie ich und wir beyde wollen recht ofte zusammen sein.

Knoch! jag er mir jetzt schon alle Leute weg. Unser S. wird kommen.

29.

Mitau, den 16. July 1789.

Meynen Sie, m. l. S., daß der Johannis hier schon vorbey ist? Es sitzt hier noch mancher aus der Provinz im Winkel und weget die Schaarte aus, die ihm der vermalebente Wucher gemacht hat und darf sein Auge nicht der Frau und den Kindern zeigen. — Noch vor 2 Stunden war jemand bei mir, der für 1500 Rth. eine Obligation von 3000 hat zeichnen müssen. — Wo Noth und Dummheit ist, da hat der Wucherer gewonnen Spiel und wenn die Physik sich nicht unserer erbarmt, so ist Kurland, der Moralität nach, in 6 Jahren banquerot. — Auch wir beyde müssen uns geschlossen halten, um nicht von den christlichen Heuschrecken und ihrem Gefolge aufgefressen zu werden.

Sie kamen mir diesen Johannis so fort, wie ein Original,

das seine Silhouette an der Wand zurück gelassen hat. Betroffen waren Sie, aber doch nicht so, wie sonst. Gestehe Sie es nur, Sie hatten Grillen. Ich kann es auch anders nennen. Nach einer einsamen philosophischen Falte, in die Sie sich ein ganzes Jahr gelegt hatten, gefiel Ihnen die Charakteristik des Hofes und der Provinz nicht mehr — und damit so schlich sich C. S. wiederum nach Hause. So kehre auch ich mancher Gesellschaft den Rücken und wenn ich nach Hause komme, frage ich meine Wilsons: Jungens! wartet ihr mich schon?

Professor B.*) hat Ihren Friedrich. Ich glaube, daß er Ihnen etwas darüber gesagt haben wird.

Rütner ist in Gefahr sein linkes Auge zu verlieren.

Es giebt überhaupt 100 Gardinen, die über unsere Glieder niedergelassen werden können. Ich wünsche, daß die unfrige alsdenn erst niederfalle, wenn das ganze Stück ausgespielt ist; d. i. wenn der Herr Körper in allen seinen Gliedern betrachtet, zu ganz und gar nichts mehr taugt. Man verwehlt aber nicht auf einmahl.

Leben Sie wohl, lieber S., und freuen Sie sich der schönen Sommer-Abende.

30.

Mitau, den 5. August 1789.

Das wäre doch ein eigenes Phänomen, wenn Sie, m. liebster S., ohne einen anderweitigen Beruf, so für sich selbst, heute zu Tage nach Mitau kämen.

Es ist ganz außer der Zeit, daß der Landmann jetzt bey uns ist. Ich sehe auch jetzt keinen einzigen kurvischen Edelmann auf der Straße gehen.

Thun Sie, was Sie wollen, und was Ihnen nicht beschwerlich ist. Mich finden Sie, wenn Sie es erlauben, wie ein altes Buch, das Sie in der Hand halten und in dem Sie, ohngefähr pag. 74. ein Ohr einbogen — auf den Fall, wenn Sie die Char-teque wieder in die Hände kriegen, um es weiter — nicht zu lesen — sondern durch zu blättern.

*) Professor Johann Melchior Beseke geb. 1746, seit 1774 Professor der Jurisprudenz am Petrinum in Mitau † 1802.

Ich kenne kein besseres Bild, das dem so oft unterbrochenen Umgange mit Menschen ähnlicher ist, wie dies, nur, daß mancher Kerl in Franz-Band gebunden ist.

Ihre fehlgeschlagene Hoffnung in der Sommer-Ernde bewauere ich von Grund meiner Seele. Es kann nichts ganz vollkommen seyn: So stammelt auch zuweilen das schönste Mädchen.

Professor J. *) verläßt uns. Er geht nach Schwaben in sein Vaterland zurück, allwo er in einer Civil-Charge mit 1000 Rth. angestellt worden ist. Ein guter, biederer, kluger Kopf. Gott begleite ihn! So weit! Ich habe in Concurſ Sachen zu arbeiten. Für diese Pest des Landes bewahre Sie der liebe Herr Gott.

31.

Mitau, den 7. September 1789.

So wie Leib und Seele mit einander leben, ohne beständig auf sich Acht zu geben, so leben auch wir beyde, ohne immer an uns schreiben zu dürfen — und bleiben alte gute Freunde.

Was geben Sie mir, liebster S., für dieses Gleichniß oder, wenn Sie wollen, für diese Kunst, eine Nachlässigkeit schön vertheidigen zu können.

Ich habe die Parallele nicht weit hergesucht. Sie fiel mir in die Feder, als ich sie aufsetzte, und also muß das Ding doch wohl wahr seyn.

Seit dem wir beyde uns nicht gesprochen haben, ist mir in der Welt Gottes nichts wichtiger gewesen als die große Revolution in Frankreich und ich freue mich, noch vor meinem Tode, eine solche Menschenthät erlebt zu haben.

Voltaire, Rousseau, Kannah, Mercier, Linguet auch Friedrich der Einzige sind die Lehrer und Apostel dieser großen Menschenthät gewesen und, wenn der Teufel auch hier nicht Unkraut zwischen den Weizen säet, so excellirt die französische Nation unter allen Nationen, die die Erde getragen hat. Wenigstens ist das alte Rom in Paris auferstanden.

*) Heinrich Friedrich Jaeger geb. 1747 in Württemberg, war 1775—1789 Professor der Geschichte an der petrinischen Academie in Mitau, ging dann in seine Heimath zurück, wo er Oberamtmann des Klosters Hirschau wurde und 1810 starb.

Glauben Sie mir, liebster S., ich bin jetzt so eifersüchtig auf diese Nation, daß, wenn der Roman des Charons und der Elysäischen Felder noch Mode wäre, ich mich an den Ufern des Styx für einen Franzosen ausgeben würde, so stolz ich auch auf den Namen eines Kurländers bin.

Vergeben Sie mir diesen Gallicismus. Ich habe während dieser Geschichte sehr ofte an Sie gedacht und wenn wir, wie pag. 1. steht, Leib und Seele sind, so haben Sie ebenso, wie ich, denken und sich freuen müssen. Ist es anders so haben wir Händel.

Im übrigen habe ich immer so fort gelebt, als Sie mich gelassen haben, das heißt, ich stehe noch immer auf der mir angewiesenen Schildwache und rufe: Werda, dem ich gutes thun kann. Es hat mir auch nicht an Invaliden gefehlt — bis ich selbst Hals und Bein breche, oder welches einerley ist, weder eins noch das andere mehr rühren werde.

Ob meine heutige Schreiberen ein Brief oder sonst was ist, das müssen Sie wissen. Ich habe mich eigentlich nur wiederum bey Ihnen annonciren wollen.

Für die äußere Form lassen Sie mich sorgen. Ich werde ein Couvert machen, so wie mancher Fürst eine Krone trägt und eigentlich eine ewige Schlafmütze auf dem Kopfe haben sollte.

32.

Mitau, den 13. Januar 1790.

Ein Jahr, oder eine Nacht — wenn beyde vorbey sind, so kommt es auf eins heraus — also

Guten Morgen m. l. S.

Aus der Hoffnung, Sie bey uns zu sehen, wird wohl nichts werden. Ich sage allen Leuten, daß bloß Sie schuld daran sind, daß wir keinen Winter haben: denn wenn Sie sonst im December oder Januar bey uns waren, so hatten wir immer Winter.

Ich bin es schon seit einigen Jahren gewohnt, Sie so wie das Aequinoctium zweymahle im Jahre zu genießen.

Anderer Leute lassen sich alsdann die Alder, um länger zu leben. Ich, um lange zu leben, brauche nur zwey mahl im Jahre S i e.

Die Unordnung in der Physik entschuldigt viel, ich entschuldige Sie daher auch ganz, wenn Sie sich bey der diesjährigen Masquerade des Winters nicht auf den Weg begeben. — Haben Sie wohl einen solchen Stutzer vom Januar in Curland gesehen, der anstatt in einer Wildschurre im Sommer-Kleide geht?

Wenn Sie bey mir wären, so könnte ich die Ehre haben, Ihnen mit Mücken und kleinen Papillons aufzuwarten.

Meine Nachtigal schlägt, mein Birchhahn fullert und mein Ribitz macht einen Lärm, als wenn er 1000 Eyer ausgebrütet hätte. Und meine Pudelhunde bitten mich himmelhoch, daß ich sie wieder scheeren lassen soll — sie können die Contradiction durchaus nicht vertragen.

Wir Sichtbrüchige haben unterdessen den Vortheil, daß diese Bitterung uns wohl behagt.

Ich hatte sonst einige Winter-Lustbarkeiten im rechten Arm, jetzt nicht Namens Gedächtniß. Ich könnte mit meiner Faust Bender erobern, wenn Potemkin es nicht schon durch Capitulation *) eingenommen hätte.

Kurz, daß Sie nicht diesen Winter in Mitau sind, und daß ich mit Ihnen nicht, wie sonst, im Januar ein kluges Wort reden kann, das macht mir eine Capital-Diversion in meinem diesjährigen Lebenslaufe.

Sie müssen mir, liebster S., diesen Mißwachs durch Briefe ersetzen. Wenn Briefe Seele haben, so sind sie personificirt, und die Ihrigen haben Seele.

S. schreibt also an mich.

33.

Mitau, den 9. Februar 1790.

Vergeben Sie es mir, liebster S., daß ich Ihren Brief vom 27 Jan. heute erst beantwortete. Ich habe seit einiger Zeit unter der Fuchtel anderer Correspondenten gestanden und die Feder für jene taugt nicht für Sie.

*) Die Capitulation von Bender erfolgte am 15. November 1789.

Ihr Brief an den Professor Trapp*) ist mit der ersten Post, nachdem ich ihn erhielt, expedirt worden.

Der Brief an die Kammerherrin Recke ist ebenfalls sogleich nach W. an die Herzogin befördert worden und mag vielleicht jetzt schon in Wörlitz seyn.

Die Blume, die sie Ihnen gesandt hat, soll nach Ihrer Idee eingefaßt werden, wie Sie wollen, der Fürstin von Dessau oder dem Herbste von 89 zu Ehren. Hier ist der Fall, daß zwey Götter auf einmahl angebetet werden.

Sie kündigen mir in Ihrem Briefe einen neuen Beweis der geoffenbarten Religion an. Sie können, liebster S., nichts neues sagen. Cicero hat in seinen Tusculanen schon alles gesagt und Paulus hat es bestätigt.

Ich behaupte, daß es Gottes eigener weiser Wille ist, daß nicht eine Religion auf Erden ist. Und werden wir uns zu Tode exerciren und aufklären, so wird eben so, wie die Mannigfaltigkeit im Ganzen Weisheit ist, auch die Verschiedenheit der Religion Weisheit bleiben. Ich rede hier vom äußern. Grün bleibt freylich in alle Ewigkeit grün und so auch blau — beyde Farben nüanciren sich aber und sind auch in ihren Nüancen und Abänderungen recht von Herzen schön und zum Gemälde des Ganzen durchaus nothwendig.

Mein Rath wäre, daß die Leute gar nicht mehr von Gott und über ihn philosophiren. Wir haben genug an uns selbst zu studiren und werden die Göttin, die in uns wohnt und die uns die nächste ist, unsere eigene liebe Seele, doch niemahlen recht ausstudiren. Eben so als wenn ich in meiner Laterne, die zum Stückchen Talchlicht bestimmt ist, die Sonne placiren wollte, um einen verlohrenen Fending aufzusuchen.

Wehrt hat sich mit Starck und dem Starckischen Publico völlig ausgeföhnt. Es ist eine ganz kleine Pieçe von ihm zum

*) Ernst Christian Trapp, geb. 1745 † 1818, war einer der Hauptvertreter der philanthropischen Erziehungsmethode und reformierte in diesem Sinne das gesammte Schulwesen des Herzogthums Braunschweig.

Vorschein gekommen, die mit der edelsten Moderation geschrieben ist. Sie ist bereits gedruckt, aber noch nicht ausgeheilt *).

So weit liebster S., Sie können es ohnedem meinem Briefe ansehen, daß ich balde habe endigen wollen.

Ein Bruchstück von Briefe!

34.

Mitau, den 2. November 1790.

Ihre Elisa und die Herzogin floriren jetzt in Warschau. Ich weiß nicht, ob Ihnen die edle Art bekannt ist, mit der der König der letzteren bey einem Besuch sein Portrait in einem brillantenen Ringe und einen Schmuck von Perlen geschenkt hat:

„Ich gebe es Ihnen nicht als König, hat Er dabey „gesagt, sondern erlauben Sie es mir, daß ich's Ihnen als „Vater gebe, der eine verdienstvolle Tochter des Reichs lieb „hat. Und da ich glaube, daß Sie auf diese Empfindung „meines Herzens einen Wert setzen, so zweifle ich auch nicht, „daß Sie diese Kleinigkeit von mir sehr gerne entgegen „nehmen werden.“

Man muß zu geben wissen, liebster Sacken. Und so ist mir ein Appel- Auerhahn von Ihnen lieber, als wenn mir der Herzog das ganze Hochfürstliche Oberforst-Amt schenken würde. — Ich küsse der Herzogin den Fuß, mit dem sie die Schwelle des Königes, dessen personelle Würde ich kenne, just heute zu Tage betreten hat. Ihr Herren, Ihr wißt es nicht, was unser Stanislaus für ein so gar zu lieber Herr und König ist! Sie Sacken, wenn Sie Ihn persönlich kennten, Sie ließen sich für Ihn, zu seinen Füßen, tödten.

Holtey, von dem ich heute einen Brief erhielt, ist in Slonim, 10 Meilen von Warschau, bey dem Großfeldherrn Oginskij. Er

*) Karl Dietrich Wehrt, geb. 1747, seit 1779 Pastor zu Groß-Auß, † 1811, mischte sich mit seiner Schrift: „Erklärung an das Publikum wegen eines Briefes den Herrn Dr. Starck betreffend. Leipzig 1789“ unberufenerweise in den Streit der beiden Parteien und wurde in Folge dessen von Starck in einer besonderen Schrift Anti-Wehrt furchtbar mitgenommen. Wehrt antwortete darauf in der sehr versöhnlich und maßvoll gehaltenen Schrift: An das Publikum. Mitau 1790.

geht nicht nach Warschau und erwarte ihn in der Mitte dieses Monats zurück. Wir Beide wollen schon anfangen, von diesem edlen Manne, der der Stolz meines Herzens und meiner Zeit gewesen ist, allmählich Abschied zu nehmen. Es ist entschieden, er bleibt nicht in Curland.

Sie haben die Märchen der Stadt und der Provinz aus dem Blättchen des Watsons. *) Ich mische mich also nicht in dieses Ordinaire. Nur das will ich Ihnen erzählen, daß die beyden Erzherzoginnen aus dem Hause Oesterreich, die neuerlich vermählt worden sind, die prächtigen Brautskleider, in denen sie copulirt worden, der Mutter Maria geschenkt haben.

Da könnt Ihr nun noch 100 Jahre lang über Aufklärungen, und wahre geoffenbarte Religionen schreiben: so kriegt Ihr den Oesterreichischen Drap d'Or und Drap d'Argent von der Mutter Maria doch nicht zurück.

Nicht geschrieben, liebster Sacken, das ist klüger, sondern rein vom Leder gezogen und so den Völkern gesagt, was sie glauben sollen, das ist besser. Denn so entstand auch die reiche Garderobe der Jungfrau Maria, so prügelte uns Gustav Adolf den Herrn Doctor Luther ein; und so muß auch, wenn Sie es erlauben, die wahrgeoffenbarte Religion dem ganzen honetten Menschengeschlechte heute zu Tage nichts anders, als hineingefuchelt werden — und doch fährt ein jeder nach seiner Façon, ich bitte den Rabbi Lasser und den Juden Schmul nicht auszulassen — ein jeder, sage ich, fährt bey alle dem doch immer sanft und seelig gen Himmel. Vale!

35.

Mitau, den 16. März 1791.

Es wäre zu toll, wenn ich auch den heutigen Posttag so sollte hingehen lassen, da mir schon zwey über die Scheere gefallen sind.

Ein feines Compliment an Sie, m. l. G., macht die Sache wieder gut. J. G.

*) Mathias Friedrich Watson, geb. 1733, seit 1774 Professor der lateinischen Sprache am Petrinum und seit 1781 zugleich Rector der großen Stadtschule in Mitau, † 1795, redigierte von 1774 bis zu seinem Tode die Mitausehe Zeitung.

Wenn die Sonne untergegangen ist, so genießt man noch die Abend-Röthe; eben auch so, wären Sie mir untergegangen und ich könnte noch 14 Tage in Ihrem Andenken leben, ohne an Sie schreiben zu dürfen. Heute sind Sie mir aber schon zu tief unter meinem Horizont und dahero schreibe ich wieder.

Gott weiß, wo wir eigentlich stehen geblieben sind. An Herz und Geist, denke ich wenigstens, in allen Ehren und in allem Guten und wenn das nur ist, so haben wir nach einer 14-tägigen Pause keine neue Bekanntschaft zu machen.

Es ist ein tausend Vergnügen, wenn man so zusieht, wie alles in der Welt wegrollt. Die Festins fort, der Landtag weg, der Reichstag mit kurländischen Männern und Thalern beschiedt, und jetzt rühren sich in allen Kirchspielen und Städten die Todten-Gräber, um bey herannahenden Frühlinge die Hectie, die Gicht und die Wassersucht dem Manne, der Frau, dem Arzt und der Maitresse zur Last, unter die Erde zu bringen. Hier wenigstens raffelt schon alle Tage der Leichen-Wagen, und meine Schimmel ziehen mehr Leichen als mich.

Sie werden in der letzten Gazette gefunden haben, daß K. seine kurländisch historischen Gedichte bereits angekündigt hat. *) Er hat mir die Ehre erwiesen, auch einer seiner Collecteurs zu seyn, und nun bitte ich um die Erlaubniß, Sie zuerst zu enrolliren oder, wenn Sie wollen, Sie sogar zu meinem Adjutanten und Neben-Collecteur zu machen. Ich versichere Ihnen, es sind Meisterstücke, die er liefern wird. Ich habe die Skizze und Anlage dazu gelesen, und es wäre Mord, dieses vaterländische seltene Product zu unterdrücken.

Ihre Gelbinnen, m. l. S., machen sich bereits fertig nach Warschau zu gehen, H. **) ist schon dorten. Dieser mein Freund ist zu brillanten Circel gebohren und selbige wird er allda in vollem Maaße finden. Er hat den Dienst bey'm Könige.

*) In der Beilage zu Nr. 19 der Mitauschen Zeitung vom Jahre 1791 kündigte Rütner seine „Kuronia oder Dichtungen und Gemälde aus den ältesten kurländischen Zeiten“ an und nannte unter den Personen, welche Subscriptionen auf das Werk entgegen zu nehmen bereit seien, ausdrücklich auch den Justiz-Rath Tetsch.

**) Karl Alexander von Holtey geb. 1756, Erbherr auf Puhnen, polnischer Kammerherr † 1809.

Wir beyde bleiben mittlerweile in unseren Bezze Wagger Seete und so lange die Kurländische Politique die braven Albertus Thaler zu tausenden vertheilt, so lange wollen wir das Stückchen Brod, das uns übrigbleibt, mit den Armen theilen.

Leben Sie wohl, liebster S.

36.

Mitau, den 18. April 1792.

Unser Gustav *), m. I. S., hat doch sterben müssen. Sie werden den Tag seines Todes und die sogleich getroffenen Vorkehrungen zur künftigen Regierung in der Gazette finden.

Die Art, wie er umgekommen ist, sey Gott anheimgestellt. Im übrigen war Gustav unter den jetzigen Fürsten ein Mann von Kopf, auch wenn er keine Crone getragen haben würde und eben deswegen thut es mir leid, daß man ihn so frühe verlohren hat.

Also wieder ein Räzel, wozu der Schlüssel fehlt. Ein einziger Ankarströhm **) macht ganz Europa zittern. War es ein guter oder böser Geist, der in ihn fuhr und ihn die That ausführen ließ? Gerne würde ich wissen, wie er aussieht. Königs-Mörder können nicht Alltags-Gesichter haben.

Das einzige, was ich fürchte, ist dieses, daß Prinz Gustav Adolph jetzt nicht mehr in die Schule wird gehen wollen.

Man hat ihm schon gehuldiget.

Sonst nichts wichtiges, m. I. S., außer, wenn Sie wollen, daß ich jetzt alle Hoffnung habe, gesund zu werden.

Mir wird es wahrhaftig sehr fremde vorkommen, wenn ichs seyn werde. Den 28. April ist es ein rundes Jahr, in welchem ich tag-täglich in Krämpfen gelebt habe. Laß nun ein anderer wiederum aushalten — damit ein jeder das seinige kriegt.

Die Herren und Frauen Warschauer sind mause todt in ihrem dortigen Leben und Wandel. H. so wie im Himmel. Haben Sie jemals v o n o b e n Briefe gehabt? Ich auch nicht. Akkurat so macht es heute zu Tage mein H. Das nenne ich bey lebendigem Leibe sanft und seelig in den Herrn schlafen.

*) Gustav III. von Schweden † 29. März 1792.

**) Kapitän Ankarstroem brachte auf dem Maskenball in Stockholm am 16. März 1792 durch einen Pistolenschuß Gustav III. die tödliche Wunde bei.

Mein Bruder ist stolz darauf, daß Sie ihm durch Ihre Vorkühner einen Beweis der Liebe gegeben haben. Wenn Gott die armen Thiere nur gesund nach Groß-Brittanien herüber brächte! Nicht wahr, uns allen würde es eine große Freude seyn. Linderoth heißt der Mann, an den sie gesandt werden. Er wohnt in Gull.

Hey mir hat die Pest unter den Vögeln gewüthet. Nachtigal todt, Kanarien-Vogel todt, ein Finken todt und hinterdrein auch die beyden polnischen Musikanten, die Marquarde, todt. Enfin, man hat hier im Hause nichts anderes gethan, als gute Freunde begraben. Was sind wir Menschen!

Die Post will fort, und Ihr unterthäniger Diener beurlaubt sich — bis aufs Wiedersehen.

37

Mitau, den 1. May 1792.

Ihr „Hängen Sie mich auf, so weiß ich nicht, was ich schreiben soll“ hat eben so etwas natürliches, als es die liebe Sonne, die heute untergeht und morgen wiederum eben so schön da ist, nicht nöthig hat zu sagen: „Wißt ihr, meine lieben Kinder, daß ich eben dieselbe wohlthätige Sonne bin, die gestern Abend von Euch Abschied nahm.“

Kürzer gesagt: Wer immer giebt, der redt nicht viel. Ich saß eben mit einem unglücklichen Manne, der hier in der Stadt lebt, um zu betrügen und dabey immer selbst betrogen wird, auf dem Sopha, als Ihr Gesandter mir in Ihrem und Ihrer Diana Namen die zwey Auerhähne stattlich zu den Füßen legte und mir dabei so in's Gesicht sah, als wenn er sagen wollte „da seht Ihr, wie mein Herr Euch liebt. Hat er es nicht gut gemacht? Und ich selbst, ich bring' es Euch auch von Herzen gerne.“

Als ich hierauf herunter kam, so segelte mir auch die Barbe mit 100000 Kalkuhnen in's Gesicht.

Todt oder lebendig? fragte ich.

Lebendig.

Nun, so sey Gott ihrer armen Seele gnädig.

Ich werde, m. l. S., einen Ihrer Auerhähne d. 3. May aufessen, an dem Tage, da Stanislaus und Dorothea und Holten

das National-Fest in Warschau feiern werden. Das Te Deum laudamus liegt auch in einem Vogel, den ein philosophischer Weltbürger einsahm verzehrt und meine Lerche im verschlossenen Käfig trillert ihr „Herr Gott dich loben wir“ eben so fromm dabey. Im königlichen Thun donnert es die Heer-Pauke.

Note!

Den 28. April war es just ein Jahr, daß ich krank gewesen bin und Tag vor Tag in Krämpfen zugebracht habe. Glücklich vollbracht!

Jetzt habe ich Hoffnung gesund zu werden. Dr. Schiemann*) ist mein Arzt. Er fand sogleich die Thüre, in welcher sich der Tod hineinschleichen wollte und hat sie ihm vor der Nase zugeklappt. Und nun gurrert der Schelm draußen, wie Milton, wenn man ihm einen Knochen weggenommen hat.

Auf Johannis also sollen Sie, liebster S., mich ganz anders finden. Wenigstens werde ich wie Tom Jones**) aussehen, oder noch besser gesagt, wie eine zweyte Ausgabe, die verbessert herausgegeben und mit einigen Anmerkungen versehen ist. — Und Sie werden das Buch nicht aus Händen lassen. Sie wollen es ja, daß ich noch ein bischen leben soll.

Adieu, bester S., Gott spaare Sie gesund.

T.

Ich finde in dem Wort: Spaaren, bey der Gesundheit gebraucht, etwas eigenes. Was mögen die alten Kerls eigentlich dabey gedacht haben? Wir moderne Deutsche reden nicht mehr so.

38.

Mitau, den 13. Juny 1792.

Ein jeder hat seinen Abgott, dem er entgegen geht, der Herzog seiner Gemalin und ich Ihnen; nur mit dem Unterscheide, daß erstere ihrem Herrn — Ath. kostet, und Sie mir nichts.

Auf Johannis, liebster S., werden Sie also alle die verreisert gewesen sind, wieder zu Hause finden.

*) Karl Christian Schiemann geb. 1763, seit 1787 Arzt in Mitau † 1835.

**) Henry Fieldings, † 1774, berühmter Roman Tom Jones erschien 1749 und wurde in Deutschland durch Vodes Uebersetzung, die 1786—1788 herauskam, allgemein bekannt.

Nur, sey Gott Ihnen gnädig, wenn Sie mir alsdenn hier wiederum den *Hominem quadruplicem* machen, so wie letztes. Ich sehe Sie aber schon im Geiste, wie Sie hie und da, wie eine Klette, angenagelt sein werden, und ich werde Sie, wie eine *Essentia dulcis* nur Tropfen weise auf ein Stückchen Zucker genießen können.

Es kann sehr leicht seyn, daß dies der letzte Johannis ist, den wir mit einander sehn werden. Ich bin seit einiger Zeit an meinem Körper entseßlich degradiret worden, und Satans Engel schlägt mich noch immer mit Fäusten, als wenn er sonst nichts anders in der Welt zu thun hätte.

Es wird unter allen Umständen eine reichhaltige Zusammenkunft seyn, die wir beyde diesesmal haben werden. Alle Winkel voller Themata, sie seyen gut oder böse, und wie natürlich, alle Winkel auch voller Köpfe, die ihre eigene Sinne haben.

So weit, liebster S. Ich habe Ihnen nur entgegen kommen wollen. Ihre Zimmer bey Morel sollen Sie warm finden. Ich habe schon Ordre gegeben, daß sie geheizt werden sollen.

Vale, mihi unice!

T.

Daß D. Bahrdt*) todt ist, wissen Sie. Er ist an einem — Krebs gestorben. Laß er ins künftige vorsichtiger seyn.

39.

Mitau, den 14. August 1792.

Ist es doch als wenn zwischen uns beyden Mord und Todschlag vorgefallen wäre! Wo leben Sie? — Die ganze Welt ist bey nahe untergegangen, seitdem wir uns nicht gesprochen haben.

Ich, für meine Person kann es nun schon länger nicht mehr aushalten und also dieser Brief, den ich, weil er nicht lang sein wird, bloß für einen Spion meines Herzens anzusehen bitte.

Mein Gott, was sind seit der Zeit in unserer Atmosphaere für Dinge passirt!**) Die Veränderungen sind zu wichtig und

*) Karl Friedrich Bahrdt, der berühmte Aufklärer, † 23 April 1792 auf seinem Weinberge bei Halle vgl. über seine Beziehungen zu Kurland meinen Aufsatz in der Baltischen Monatschrift Bd. 21 S. 558 ff.

**) Der Umsturz der polnischen Verfassung vom 3. Mai 1791 und der Beitritt des Königs Stanislaus zur Targowiczer Conföderation 22. Juli 1792.

zu interessant für uns alle, als daß Sie sie nicht auch schon alle wissen sollten. Wir werden noch mehrere Auftritte haben. Es ist ein politischer Krebs, der um sich frißt, insonderheit, da unser Vaterland anstatt der Ordnung, die es erwartete, leyder wiederum ein ganz neues Brouillon geworden ist.

Dispensiren Sie mich, l. S., für diesesmahl, von alle dem, was zur Politik gehört, und nehmen Sie, statt dessen, Antheil an der Freude, die mein Herz in diesen Tagen gehabt hat.

Unser Holten ist wieder bey uns. Jetzt ist er in G., und erhöht sich von allem, auch von dem, was die Malice wider ihn erdichtet hatte! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie froh ich bin, daß ich ihn wieder habe.

Und wie befinden Sie sich denn, m. l. Tetsch? Affkurat so, wie Sie mich verlassen haben, m. l. S. Ich habe die Hamburger, Wiener und Goettinger Aerzte im Leibe. Was aber nicht will, das will nicht. Lauter Caprice.

So weit mein Spion! Sagen Sie mir doch, ob er Sie ausfindig gemacht hat — Sie, den ich von Grunde meiner Seele liebe.

40.

Mitau, den 29. Januar 1793.

Wenn es, mein liebster S., dabey bleibt, daß Sie den 18. Februar bey uns sind, so machen Sie sich fertig, alsdenn allhier in einem ganz neuen Leben zu wandeln. So wird hier alles jetzt schon componirt*) und ehe der 15. da ist, wird, hoffe ich, das ganze neue Jerusalem fix und fertig seyn.

Es ist nicht gut, daß man die Karten zeigt, ehe sie ausgespielt werden, und so werde ichs auch mit Ihnen machen. Kommen Sie hübsch selbst hierher und sollte auch für Sie alsdenn eine Frucht reif geworden seyn, so nehmen Sie sie.

Unser L. ist, um die Pacification zu honoriren, ins Land gekommen, nachdem er seine Familie in D. zurücker gelassen hat. Ein Beweis, daß wir ihn nach dem Landtage wieder verlehren werden.

*) Die Compositionsacte zwischen Herzog Peter und der Ritter- und Landschaft, die am 21. Februar 1793 abgeschlossen wurde, ist hier gemeint.

Der Oberburggraf*) wird aber nicht hier seyn. Ich brauche gegen Sie nicht die Explication zu machen, daß er nur körperlich nicht hier seyn wird.

Sagen Sie die Wahrheit, liebster S., war es nicht eine fatale Zeit, die Sie neuerlich hier zugebracht haben?

Sie trugen die Laune des Hofes, des Vaterlandes, Ihrer Freunde und Freundinnen — alles trugen Sie auf Ihrem Gesichte. Es waren aber auch Dinge vorhergegangen, die nicht so leicht hatten polirt und abgeschliffen werden können. Um Gotteswillen bringen Sie mir den 15. das Gesicht nicht mit oder ich köpfe Sie, so ofte als es erforderlich ist, und so lange, bis Sie eine Mine bekommen, die dem neuen Jerusalem angemessen seyn wird.

Mich armen Teufel lassen Sie aber nur immer noch so aussehen, als ich aussehe. Falten, die zweyjährige Schmerzen eingefurcht haben, — die lassen sich nicht so leicht ausglätten — und trösten Sie sich auf jeden Fall damit, daß ich nicht wie ein Schurke aussehe.

So weit, lieber S.! Wenn nicht mehr, so haben Sie doch einen Brief. Ich weiß nicht, es wurmt mich immer, wenn ein Posttag vorbey geht und ich nicht an Sie geschrieben habe. Vielleicht ein Beweis, daß ich nicht lange mehr an Sie schreiben werde.

Aber auch denn Ihr unterthäniger Diener T.

41.

Mitau, den 22. April 1793.

Todt bin ich zwar eigentlich noch nicht. Allein ich habe es, m. I. S., in aller Form erfahren, daß ein Philosoph, wenn er sich, gegen die Leiden des Körpers, auch noch so feste zugeknöpft, doch zuletzt die Kleider vom Leibe werfen und Gewalt schreyen muß.

Die Sicht hatte sich meiner Brust bemächtigt und, da sie da abgewiesen wurde, raubte sie mir meine Sprache. Es sind 4 Wochen, daß meine Zunge sequestrirt wurde, und ich prononcire auch jetzt noch à la Gottentotte.

Unterdessen werde ich mich durch nichts irre machen lassen. Die Ordnung der Natur muß nicht gestört werden, man sey froh oder man leide.

*) Otto Hermann v. d. Gowen weilte als Delegirter der Ritterschaft in Petersburg.

Ich habe an Sie, liebster S., schon mit der vorigen Post schreiben wollen, allein es ging nicht. Eine offene spanische Fliege im Nacken und zwey Fontanelle am Arm hatten mich gelähmt und lähmen mich noch und dabey ist Ihr Freund auch so entkräftet, daß er über kein Glied am Leibe commandiren kann. Es wird viel Mühe kosten, den Kerl wiederum in Positur zu setzen.

So weit, l. S. Im Arrest ist jeder Buchstabe Goldes werth. Eigentlich habe ich Ihnen nur sagen wollen, daß ich nicht todt bin.

Ihr treuer T.

Ihren Brief an meinen Bruder habe ich mit vieler Empfindung gelesen. Vale.

42.

May 1793.

Dank Ihnen, mein liebster S., daß Sie einem Sterbenden noch Schweins Köpfe und Auerhähne schicken. Streichen Sie das Wort: Sterbend nicht aus. Ich fühle es zu sehr, daß der Tod mir, tout doucement, täglich eine Unze Leben stiehlt und wer darf ihm auf die Finger sehen, wenn er commandirt ist.

Was also noch zu guter legt aus der Welt mitzunehmen ist, das muß man nehmen, es sey ein Schweins-Kopf und ein Auerhahn oder der Anblick des Sirius und einer Rose. Alles zur Ehre des Herrn!

Von meinen Schmerzen und Zufällen ist gar zu viel zu reden. Also lieber gar nichts, außer dieses, daß ich dabey eine Geschwulst in den Füßen habe, die sich bereits über die Beine, bis an den Unterleib gezogen hat. Im übrigen bin ich äußerst matt und kraftlos. Kaum, kaum, liebster S., daß ich Ihnen diese wenigen Zeilen hinwerfen kann. Sie müssen aber etwas haben.

Ob wir uns diesen Johannis noch sehen werden? Das ist eine delicate Frage.

Geschieht es, so sollen Sie mir ein Lebensbalsam seyn, wo nicht, so haben wir beyde, als Freunde den Johannis Termin unseres Lebens schon längst gemacht und so marchirt alsdann ein Jeder in Gottes Nahmen seine Straße.

Auf alle Fälle, l. S., hier meinen letzten dankbaren brüderlichen Kuß, eine Medaille, die aufgehoben werden kann. Sie kömmt immer zu rechter Zeit genug.

Juny 1793.

Mein Grab ist, wie Sie mein lieber Sacken wissen, mir ziemlich nahe, allein ich kann und kann doch noch nicht dahin kommen; so verlängert mir die Kunst der Aerzte den Feldzug! — Für meinen Geist — der ist schon längst jenseits — der Hauptstadt Gottes näher, wo ich über die Aristokraten und Demokraten der Vorstadt lachen werde — und wenn ich einmahl da bin, so kriegt ihr, meine Freunde, mich nicht wieder zurück. Ja lieber Sacken, so stehet hier die Sache! — Ich liege in einem batallion quarré von Schmerzen und der Tod stiehlt mir alle Tage — eine Unze. Ich sehe ihm zwar auf die Finger, allein wer kann wider ihn etwas machen, wenn er einmahl kommandiert ist. Ich habe Martin gebeten, daß er Ihnen etwas Umständlicheres von meiner Krankheit erzählen soll. Ich selbst kopire nicht gerne Brouillons und Skelette.

Sollten wir uns diesen Johannis noch sprechen, so werde ichs für ein agio meines Lebens halten und wir freuen uns beide darüber, wo nicht, so haben wir beide den Johanniskalkul unsres Lebens schon längst gemacht und wir bleiben Freunde bis in alle ewige Ewigkeit. Vale.

Tetsch, — sehr matt.

Am 9. Juli 1793 starb Tetsch.

Den Briefen sei hier ein Schriftstück angefügt, welches für Tetsch's Sinnesart und Denkweise sehr charakteristisch ist. Wenige Wochen vor seinem Tode verfaßt, ist es gewissermaßen sein geistiges Testament, in dem treue Anhänglichkeit an die Heimath und weltbürgerliche Gesinnung, aufrichtige Frömmigkeit und rationalistische Aufklärung in eigenartiger Mischung zum Ausdruck kommen. Es wurde bald nach Tetsch's Tode für seine Freunde gedruckt und fand damals lebhaften Anklang und vielfache Bewunderung.

* * *

Mein Abschied von der Erde.

Indem ich dieses niederschreibe, ist mein erster Gedanke — Gott! und in diesem Gedanken liegt Anbetung, Dank und völlige Ergebung in seinem Willen! —

Seiner Vorsehung bin ichs allein schuldig, daß ich bin und jetzt noch bin, daß Kurland mein liebes Vaterland war und kein ander Land, daß ich gute und fromme Eltern hatte, daß ich froh lebte, daß ich der gesundeste meiner Zeitgenossen war, daß ich immer ein offenes Herz und einen frohen Sinn und den ersten und größten Schatz auf Erden, Freunde, hatte, daß ich immer so reich war, daß ich geben konnte und daß ich als Herr meiner Selbst überhaupt immer so glücklich gewesen bin, daß ich nie eine Thräne meinewegen, sondern öfters eine einsam für andere geweint habe, daß ich nie eine Anhänglichkeit an das Irdische gehabt habe und daß ich also auch mit einem offenen, frohen und Gott ganz ergebenen Herzen, sobald die Stunde kommt, dem Ende aller Dinge, dem guten Tode entgegen gehen kann.

Mein zweiter Gedanke ist meine Seele; ich habe denjenigen, der die Unsterblichkeit derselben bezweifelt, immer für einen Narren, keinen Bösewicht und Gotteslästerer gehalten und freue mich, daß ich immer stark genug gewesen bin, mir den Trost nie rauben zu lassen, daß mein Geist auch noch im Tode fortbauern wird, wie, wo, und in welchen Verhältnissen, das hat mir weder Vernunft noch Religion sagen können und ich wollte es auch nicht wissen. Das Schicksal meines Geistes in der Zukunft habe ich denn auch Gott ganz allein heimgestellt, freue mich daher auf die erste Minute nach meinem Tode und bin festüberzeugt, daß, da Gott meinen Körper hier über ein halb Jahrhundert glücklich seyn ließ, er auch den edleren Theil meines Daseyns in einer höhern Gegend seiner Schöpfung nicht unglücklich seyn lassen werde. Ich sterbe als Philosoph und Christ und muß erst dort erfahren, was wahre Philosophie und wahres Christenthum ist. —

Mein dritter Gedanke sind meine Handlungen auf Erden, ich bin für diese meinem Gewissen, meinen Mitmenschen, dem Gesetz und dem Richter *responsable* gewesen, dort werde ich Gott Rechenschaft für selbige ablegen. Hier habe ich alle Fehler so viel als möglich gut zu machen gesucht, und dauern die Folgen derselben auch jenseits meines Grabes noch fort, so vergiebt sie mir mein Zeitgenosse, so wie ich hoffe, daß Gott sie mir vergeben wird — der Gute.

Verichtigung.

S. 118. Anmerkung, muß es heißen: Pantenius, damals u. s. w.

Litterarische Streiflichter.

Moris Heyne. Das deutsche Wohnwesen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum XVI. Jahrhundert, mit 104 Abbildungen im Text. Leipzig Verlag von S. Hirzel. 12 M.

In diesem Buche gibt der Verfasser, der bekannte Germanist, eine Geschichte der Entstehung, Ausgestaltung und Umwandlung des deutschen Hauses, dieses Wort im weitesten Sinne genommen, von der Urzeit bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts, wobei stets ebenso die äußere Form wie die innere Einrichtung und Aus schmückung, kurz alles was zur Wohnung gehört, eingehend berücksichtigt wird. Es ist ein Werk gründlicher Gelehrsamkeit und sorgfältiger Forschung, das uns Heyne hier bietet; ein bedeutames Stück deutscher Kulturgeschichte zieht darin an unsern Augen vorüber. Welche Entwicklung hat doch das deutsche Haus von den primitiven Hütten der Urzeit bis zu den Prachtbauten der deutschen Städte des XV und XVI. Jahrhunderts, von den rohen altgermanischen Schuttbauten bis zu den stattlichen, kunstvoll erbauten Burgen des Mittelalters durchgemacht! Das Haus ist für den Deutschen von der ältesten Zeit her das eigenste Gebiet seines Lebens gewesen, hier war er frei und Herr, Haus und Hof waren ihm die nothwendigen, unerläßlichen Bedingungen eines befriedigenden Daseins; so ist die Geschichte des deutschen Hauses zu einem nicht geringen Theile auch die Geschichte des deutschen Lebens. Indem Heyne uns in die Wohnräume unserer Altvorderen einführt, uns mit ihrem Hausgeräthe, ihren Beleuchtungsmitteln und Heizvorrichtungen, der Zimmereintheilung und Bestimmung der einzelnen Wohnräume bekannt macht, uns den äußeren Schmuck der Wohnhäuser schildert, erhalten wir eine lebendige Vorstellung von den Lebensbedingungen und von der Lebenshaltung der Menschen vergangener Jahrhunderte, von ihren Bedürfnissen, ihrem Streben nach Behagen und ihrem Lebensgenusse. Heyne beschränkt sich in seiner Darstellung ganz auf Deutschland, die skandinavischen Verhältnisse läßt er unberücksichtigt, nur die angelsächsischen Wohnungseinrichtungen zieht er auch in den Kreis seiner Betrachtung.

Nach einer belehrenden Einleitung über die ursprünglichen Sitze der Germanen und ihr Verhältniß zu den Slaven wird zuerst das Haus der altgermanischen Zeit und dann die Gestaltung des Wohnungswesens von den Merowingern bis zum XI. Jahrhundert behandelt. Daß hier, namentlich in der ältesten Zeit, vieles unsicher und ungewiß bleibt, hat seinen Grund in den spärlichen historischen Nachrichten und den geringen Ueberresten aus jener Periode. Doch hat Heyne manche Punkte in helleres Licht gesetzt, nicht wenig richtiggestellt. Der Schwerpunkt des Buches liegt in der Schilderung des deutschen Hauses vom XI. bis zum XVI. Jahrhundert, das zeigt sich schon darin, daß dieser dritte Abschnitt zwei drittel des ganzen Werkes einnimmt. Heyne hat in diesem Theile den Stoff nach den Ständen gegliedert, indem er zuerst Haus und Hof des Bauern, dann die Stadt d. h. also die Wohnräume des Bürgers und zuletzt Burg und Schloß, die Wohnungen des Ritters behandelt. Vorzüglich lehrreich sind besonders die beiden ersten Kapitel; aus der ausführlichen Darstellung des Bauernhauses und Hofes ersieht man so recht deutlich, wie sich das alte deutsche Bauernhaus, namentlich in Nord-Deutschland, im Wesentlichen unverändert bis heute erhalten hat. Das Kapitel über die Stadt gewährt die reichste Belehrung über Hausbau und Hauseinrichtung des Bürgerstandes im Mittelalter; es giebt eine wahre Kulturgeschichte des äußern bürgerlichen Lebens. Der Text ist überall durch zweckmäßig ausgewählte Abbildungen erläutert; man wünschte sie manchmal etwas größer, einige sind auch etwas verwischt, doch genügen sie im Ganzen berechtigten Ansprüchen.

Heyne hat als Sprachforscher durch Deutung und Erklärung vieler wenig beachteter Wörter und Bezeichnungen, namentlich in der ältesten Zeit, manches aufzuhellen, manche neue Resultate zu gewinnen vermocht und häufig einleuchtende Schlüsse gezogen, die dem Historiker leicht entgehen. Möge es dem verdienten Verfasser vergönnt sein, sein groß angelegtes Werk, von dem der vorliegende Band der erste Theil ist, zu Ende zu führen; es wird dann ein großartiges Handbuch der deutschen Privatalterthümer geschaffen sein, das einen höchst wichtigen Beitrag zum Verständniß des tausendjährigen geschichtlichen Lebens des deutschen Volkes bildet.

Moriz von Kaisenberg. König Jérôme Napolcon, ein Zeit- und Le-

bensbild nach Briefen sowie andern Familienaufzeichnungen. Leipzig. Verlag von Heinrich Schmidt und Carl Günther. 7 M. 50 Pf.

Dieses Buch führt uns die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands vor, da fremde Gewalthaber auf deutschem Boden herrschten und über deutsche Länder mit souverainer Willkür vom kaiserlichen Imperator verfügt wurde. Das Königreich Westfalen war ein Versuch Napoleons, französische Institutionen und Gesetze, französische Verwaltung und Polizeiwirtschaft mitten in Deutschland zur herrschenden zu machen. Zu der genugsam bekannten und mehrfach dargestellten Geschichte dieses ephemeren Königreiches und seines Herrschers liefert Kaisenbergs Buch neue und interessante Beiträge. Des Verfassers Großvater nahm eine angesehenere Stellung unter Jérôme ein, sein Vater war Offizier im Garde du corps Jérômes; die an sie gerichteten und von ihnen geschriebenen Briefe bilden das hauptsächlichliche Material der Darstellung; hervorzuheben sind besonders die Briefe des Primas Karl Theodor von Dalberg und einer Frau von Sothen an die Großmutter des Verfassers. Dalbergs Briefe über seine Stellung zu Napoleon und dessen Unterredung mit ihm enthalten viele sehr bezeichnende Aeußerungen Napoleons und sind historisch werthvoll, sie sind zugleich auch recht charakteristische Zeugnisse für die ungläubliche Verblendung dieses unheilvollen Mannes und seine Anbetung Napoleons. Auch ein sehr interessanter Brief Johannes Müllers wird mitgetheilt, in dem sich die Verzweiflung des unglücklichen Schweizer Historikers über seine Lage und seine bittre Reue, Preußen verlassen zu haben, ausspricht. Ueber die Vorgänge bei der Errichtung des Königreiches Westfalen enthalten die Briefe manche bemerkenswerthe Mittheilung. Das Leben in Cassel, der Hauptstadt des neuen Reiches, der am Hofe herrschende ungläubliche Luxus und die damit verbundene maßlose Verschwendung, der grenzenlose Leichtsin und die schmachvolle Unfittlichkeit des Königs und seines Hofes werden in den Briefen grell beleuchtet. „Cassel ist ein Sündenpfehl, Tugend ist hier käuflich!“ ruft einer der Brieffreiber entrüstet aus. Leider haben nicht wenige Angehörige der alten hessischen Adelsfamilien sich dazu verstanden ergebene Höflinge und bereitwillige Diener des neuen Herrn zu sein und vornehme Frauen fühlten sich beglückt, wenn Jérôme ihnen seine Gunst zuwandte, ja, sie prahlten sogar mit ihrer Schande. Die

Bürgerchaft hielt sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, ebenso wie der Bauerstand unbefleckt und rein von der moralischen Verderbniß; nicht wenige handelten so wie der mackere Gelehrte Strieder, der während der ganzen Zeit der Herrschaft Jéromes keinen Fuß über die Schwelle seines Hauses setzte. Anfangs waren die Minister des neuen Königs meist deutsche, aber diese wurden bald beseitigt und an ihre Stelle traten unehrliche und unfähige Franzosen oder gewandte skrupellose Finanzleute wie der Jude Malchus, der später Graf und Finanzminister wurde; diese Menschen sogten das Land furchtbar aus. Dazu kamen dann noch Napoleons unerbittliche Geld- und Truppenforderungen und sonstige gewalthätige Eingriffe. Ueber des Kaisers oft rücksichtsloses Verhalten seinem Bruder gegenüber erfahren wir allerlei Interessantes. Die erfolglosen Aufstandsversuche des Generals Doernberg und anderer hessischer Patrioten 1809, sowie der Zug des Herzogs von Braunschweig-Dels in sein Stammland, die mit der Erhebung Schills in Preußen zusammenhingen, kommen zur Sprache. Ausführliches erfahren wir aus Dalbergs Briefen über Napoleons Vermählung mit Marie Luise und des Papstes Pius VII. Verhalten gegen den Kaiser. Die Theilnahme der westfälischen Truppen und Jéromes an dem Feldzuge Napoleons gegen Rußland 1812 wird in den Briefen sehr lebendig geschildert, ebenso der schreckliche Zustand, in dem die Reste der westfälischen Regimenter zurückkehrten. Wie dann Czernitschew zuerst mit seinen Kosaken in Cassel einzog und Jérome vertrieb, wie dieser aber noch einmal zurückkehrte und erst nach der Leipziger Schlacht für immer Deutschland den Rücken kehrte, wird anschaulich erzählt. Durch die in Kaisenbergs Buch veröffentlichten Briefe von Augen- und Ohrenzeugen erhalten wir einen unmittelbarern Eindruck und ein lebendigeres Bild der Ereignisse, als es eine noch so geschickte spätere Darstellung zu geben vermag. Das mit mehreren Portraits ausgestattete Buch M. v. Kaisenbergs gewährt eine ebenso belehrende als anziehende Lektüre.

Friedrich Meinecke. Das Leben des Generalfeldmarshalls Hermann von Boyen. Zweiter Band. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 12 M.

Der jüngst erschienene zweite Band der Biographie Boyens, der dessen Leben und Wirken von 1814—1848 behandelt, übertragt wie an Umfang so an Bedeutung und Wichtigkeit des In-

haltes den ersten. Zu erst wird der Kampf Preußens um den Besitz Sachsens gegen Frankreich und Oesterreich auf dem Wiener Kongreß geschildert. Meinecke legt eingehend dar, wie Boyen und die andern Helden des Befreiungskrieges zu einem neuen Kriege gegen Frankreich fest entschlossen waren und wie sich in dem kühnen dafür entworfenen Feldzugsplan der ganze Helbengeist jener großen Männer ausdrückt. Ein glänzendes Kapitel des Buches ist die Darstellung der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen und die Organisation der Landwehr durch Boyen; in der Armee den Geist Scharnhorsts lebendig erhalten, die Landwehr nach den Ideen seines großen Meisters organisiert und damit das „Volk in Waffen,“ trotz aller Hemmungen geschaffen zu haben, das ist Boyens unvergängliches Verdienst. Meinecke beweist bei seiner höchst lichtvollen und erschöpfenden Darlegung der organisatorischen Thätigkeit Boyens auch wahrhaft bewunderungswürdige militärische Kenntnisse. Manche Mängel des von Boyen durchgeführten Landwehrsystems erklären sich aus der Unfertigkeit der damaligen Verhältnisse und der nothwendigen Sparsamkeit, andere aus Boyens hohem Idealismus, der im praktischen Leben sich nicht immer verwirklichen ließ, endlich auch aus der durch seinen Rücktritt vom Kriegsministerium unterbrochenen Fortbildung. Wenn Boyen geirrt hat, so ist es nur geschehen, weil er seine hohe Staatsgefinnung und gewaltige Willenskraft auch bei Andern voraussetzte. Sehr lesenswerth und lehrreich ist dann weiter die Schilderung der Kämpfe, welche er um die Erhaltung des Heeresbestandes gegen die Ersparungspläne des Finanzministers von Bülow erfolgreich führte. Wieviel Denkschriften hat der unermülich thätige Mann verfaßt, um die Einflüsterungen seines einflußreichen Hauptgegners, des Herzogs Karl von Mecklenburg, des geschworenen Feindes der Landwehr, beim Könige zu bekämpfen und zu widerlegen! Viele solcher Aufzeichnungen hat er damals und später bloß für sich selbst gemacht um sich über seine Ideen und Gedanken völlig klar zu werden. Sehr interessant ist Boyens Programm der innern Politik Preußens, das Meinecke mittheilt; die Ansichten, die er darin ausdrückt, kennzeichnen ihn ganz als einen Liberalen alter Art, aber die großen Gesichtspunkte, die er dabei überall betont, liefern den Beweis, daß er ein wirklicher Staatsmann war. Er sah sich dann in Gemeinschaft mit

Wilhelm von Humboldt zu entschiedenem Kampfe gegen den Staatskanzler Fürsten Hardenberg genöthigt, der sich immer enger an die reaktionäre Hofpartei angeschlossen und Preußens Zustimmung zu den Karlsbader Beschlüssen von 1819 bewirkte, die thatsächlich Preußen Oesterreich unterordneten. Daß Boyens energische Staatsgesinnung diese Demüthigung tief empfand und er seiner Stimmung lebhaften Ausdruck gab, ist natürlich, und ein Konflikt mit dem Könige in diesem Augenblick veranlaßte ihn um seine Entlassung zu bitten, die ihm auch sogleich gewährt wurde. Mit seinem Ausscheiden war der Sieg der Gegner der großen Reformzeit entschieden. Meinecke weicht in seiner Auffassung und seinem Urtheil vielfach von Treitschkes Darstellung dieser Epoche ab, er kehrt im Wesentlichen wieder zu der frühern ungünstigern Beurtheilung der preußischen Regierung und des Königs zurück. Und in der That, wenn man bedenkt, daß in diesem Preußen Friedrich Wilhelms III. seit 1819 kein Platz und keine Verwendung für Männer wie Stein, Scharnhorn, Boyen und Clausewitz war, wird das Urtheil über den König und seine Rathgeber kein mildes sein.

Boyen hat während seines Ruhestandes viel über Kriegsführung und Kriegskunst für sich niedergeschrieben. Das bietet dann Meinecke Anlaß zu einer geistreichen Vergleichung Boyens mit Clausewitz, dem genialen Begründer der neuern Strategie; Boyen zeigt sich in seinen Schriften immer mehr als Organisator und Erzieher, denn als eigentlicher Feldherr. Bei der eingehenden Entwicklung von Boyens Gedanken über Religion, Philosophie, Geschichte und Politik weist Meinecke sehr scharfsinnig nach, wie alle seine Anschauungen im Ideenkreise des vorigen Jahrhunderts, insbesondere des Kantischen Rationalismus wurzeln. Zwanzig Jahre hatte der große Schüler und Nachfolger Scharnhorns in der Stille gelebt, da rief ihn die pietätvolle Dankbarkeit Friedrich Wilhelms IV. 1841 zum zweiten male an die Spitze des Kriegsministeriums, das er bis 1847 verwaltet hat. Er war damals schon ein Siebziger, die Anschauungen und Forderungen der Zeit waren ganz andere geworden als damals, da er das erste mal die Leitung des Heerwesens führte; er paßte mit seinen festgewurzelten Ansichten und Ueberzeugungen garnicht in das neue, aus ganz anders denkenden Männern zusammengesetzte Staatsministerium. So war denn nach Meineckes zusammenfassendem Urtheil seine zweite Lei-

lung des Kriegsministeriums nur ein Geschäftsministerium ohne große schöpferische Thaten. Die Mängel der Landwehr hatten sich in der langen Friedenszeit vielfach sehr stark bemerkbar gemacht und der Prinz von Preußen, der spätere König Wilhelm I., übte scharfe Kritik an ihr; deswegen und wegen der Forderungen des Prinzen, die Landwehr in nähere und engere Beziehung zum stehenden Heere zu bringen, kam es zwischen ihm und Boyen zu lebhaften Kämpfen, bei denen zwar Boyen seine Ansichten eifrig vertheidigte und festhielt, aber nicht als Sieger hervorging. Des Prinzen Hochschätzung des alten Helden wurde durch diese Gegensätze übrigens nicht beeinträchtigt. Auch zu der romantischen und sprunghaften Politik des Königs befand sich Boyen oft im Gegensatz. Gegen die neuere kirchliche Richtung verhielt er sich ebenso schroff ablehnend wie gegen Eichhorns Kirchen- und Schulpolitik. Am Ende des Jahres 1847 nahm er seinen Abschied und starb am 12. Februar 1848, einen Monat vor dem Ausbruch jener unheilvollen Berliner Revolte, welche die Umwandlung des ganzen Staates zur Folge hatte. Mit ihm schied der letzte der großen Helden des Befreiungskampfes von 1813 aus dem Leben. Ernst Moritz Arndt hat seinem Heimgange ein schönes Gedicht gewidmet.

Meinecke hat für die Biographie das reichste Quellenmaterial zu Gebote gestanden; außer den Akten des Kriegsministeriums und des Staatsarchivs der gesammte schriftliche Nachlaß und die Korrespondenz Boyens; er hat es vortrefflich verwertet. Besonders hervorzuheben ist an dem Buche die ausgezeichnete psychologische Analyse der Persönlichkeit, das tiefe Eindringen in das innerste Wesen und den Charakter des Helden, sowie der stete Nachweis des Zusammenhanges seines Handelns mit seiner gesammten Weltanschauung; vielleicht ist manchmal der Verfasser darin etwas zu scharffinnig gewesen. Boyen war keine geniale Natur, aber er war der personifizierte Charakter, in ihm lebte ein eiserner zweckbewußter Wille, er hatte ein tiefes inneres Leben, sein verschlossenes Wesen barg heiße Glut, er war eine große edle Persönlichkeit voll Kraft und Reinheit der Seele und obgleich seiner Grundanschauung nach entschiedener Rationalist, war er doch von hohem idealem Sinn erfüllt; bescheiden, nie an sich selbst denkend, von wahrhaft spartanischer Einfachheit in seinem Privatleben, so war dieser große militärische Erzieher des preußischen Volkes. Unwill-

kürlich drängt sich uns die Vergleichung zwischen ihm und dem bedeutensten seiner Nachfolger auf, der wie Boyen ein eiserner, fest in sich geschlossener Charakter, ein Mann von gleicher Willenskraft und Ueberzeugungsstärke war, mit Roon, der Boyens Lebenswerk wesentlich umgestaltet und die Stellung der Landwehr zum stehenden Heere gänzlich verändert hat. Und doch, wie verschieden sind in ihrer ganzen Geistesanlage, Entwicklung und Lebensanschauung beide Männer; Meinecke hat das in einer geistreichen Parallelisierung der beiden hervorragenden Heeresorganisatoren an einer andern Stelle trefflich ausgeführt. Der kompetenteste Beurtheiler, Kaiser Wilhelm I., hat seiner dankbaren Anerkennung der Verdienste Boyens noch in späteren Jahren mehrfach lebhaften Ausdruck verliehen.

Meinecke hat in seinem nun abgeschlossenen Werke Boyen ein vortreffliches biographisches Denkmal gesetzt, es ist ein den Stoff erschöpfendes, tief eindringendes, im besten Sinne nationales Buch. Die Darstellung hat zwar nichts von Treitschkes hinreißendem begeisterten Schwunge, aber sie ist gedankenvoll, warm und lebendig, auch der Stil ist fein und gefeilt. An der sorgfältig durchgearbeiteten Form der trefflichen Arbeit haben wir nur die zu häufige Anwendung der rhetorischen Frage auszufügen; sparsam angewendet belebt diese rednerische Wendung die Darstellung, aber gar zu oft gebraucht ermüdet sie zuletzt.

Wenn wir etwas in dieser vorzüglichen Biographie vermissen, so ist es die Mittheilung einer größern Anzahl vollständiger Briefe Boyens, da sich in solchen an Freunde gerichteten Aeußerungen die Persönlichkeit des Schreibers am unmittelbarsten und rückhaltlosesten ausdrückt. Meineckes Biographie Boyens ist ohne Frage seit Lehmanns Scharnhorst das bedeutendste Werk über die Zeit der großen Reform in Preußen und die Befreiungskriege; der Verfasser hat sich dadurch eine bedeutende Stellung unter den jüngern Historikern erworben. Nun haben alle großen Männer jener gewaltigen Zeit Preußens ihre Biographen gefunden, am wenigsten befriedigt Hans Delbrücks Leben Gneisenaus, da darin mehr die kriegerische Thätigkeit des Helben und die Kriegsführung jener Jahre zur Darstellung kommt, während die eigentliche Schilderung der glänzenden Persönlichkeit und des Lebensganges Gneisenaus zurücktritt; nichts könnte erwünschter sein, als wenn Meinecke es

unternehmen wollte eine neue Biographie des eigentlichen Feldherrn im Befreiungskampfe gegen Napoleon I. zu schreiben.

General **Della Rocca**, 1807—1870. Lebenserinnerungen zur Geschichte der Einigungskämpfe Italiens, mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und bearbeitet von L. von Bodenhausen. Mit einem Portrait und 2 Uebersichtskarten. Berlin. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 6 M.

Der Verfasser dieser Lebenserinnerungen ist im Jahre 1807 in Turin geboren, also Piemontese seiner Herkunft nach, und 1897 als neunzigjähriger erblindeter Greis gestorben; die uns in deutscher Bearbeitung vorliegenden Erinnerungen hat er in seinen letzten Lebensjahren diktirt. Von 1832 bis 1870 hat Della Rocca an allen politischen und militärischen Ereignissen in Italien Antheil genommen. Als persönlicher Adjutant des Königs Karl Albert und darauf Victor Emanuels, den er 25 Jahre hindurch fast täglich sah und dessen vertrautester Freund er war, hatte er hinlänglich Gelegenheit den Zusammenhang der politischen Ereignisse kennen zu lernen; auch hat er im Heere die angesehensten Stellen eingenommen und als militärischer Einheitskämpfer in allen Kriegen von 1848 bis 1870 mitgefochten. Daß ein solcher Mann viel zu berichten vermochte, ist einleuchtend, und begreiflich, daß vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, seine Mittheilungen sich auf die kriegerischen Ereignisse und militärischen Verhältnisse beziehen. Auf der Militärakademie zu Turin war er Kamerad von Lamarmora und Cavour, über deren damaliges Verhalten er Interessantes berichtet. Damals regierte Victor Emanuel I. als König von Sardinien, der nach zwanzigjähriger Vertreibung durch die Franzosen in sein Stammland zurückgekehrt, alles wieder in denselben Stand setzte, wie es bei seiner Flucht gewesen war, also ganz ebenso verfuhr wie der Kurfürst Wilhelm I. von Hessen, als er nach achtjähriger Entfernung 1814 wieder in Cassel einzog. Della Rocca berichtet dann über die Revolution von 1821, die infolge der allgemeinen Unzufriedenheit ausbrach und an der sich Carl Albert als Prinz von Carignan betheiligte, er stellt es aber durchaus in Abrede, daß der Prinz in die Carbonariverschwörung verwickelt gewesen sei. Er erklärt des Königs spätern unglücklichen Charakter aus den Nachwirkungen der damaligen Erlebnisse und schlimmen Erfahrungen; sein Mißtrauen, sein Argwohn, seine Verschlossenheit, die Wandelbarkeit seiner Ent-

schlüsse stammten aus jener Zeit. Viktor Emanuels II. Charakter schildert Della Rocca aus genauester Kenntniß, er bezeichnet ihn als einen für die Einheit Italiens glühenden Patrioten. Die liberalen Bestrebungen der vierziger Jahre und die reformfreundlichen Anhänger Papst Pius IX. werden berührt und dann eingehend der anfängliche Siegeszug in die Lombardei und die spätern unglücklichen Kämpfe der piemontesischen Armee gegen die Oesterreicher in den Jahren 1848 und 1849 geschildert. Sehr charakteristisch für die damaligen Verhältnisse ist die von Della Rocca berichtete Thatsache, daß man nach den ersten Niederlagen sich nach einem auswärtigen bewährten Feldherrn umsah, aber ohne Erfolg. Nach dem Regierungsantritt Victor Emanuels II. wurde Della Rocca 1849 Kriegsminister und, als er dieses Amt niederlegte, Chef des Generalstabes. Cavour's reformatorische innere Politik wird kurz berührt, genauer über die Sendung Della Roccas als außerordentlicher Gesandter an Napoleon III. 1858 berichtet, deren Zweck es war, die bei dem Kaiser infolge des Orsinischen Attentats eingetretene Verstimmung gegen Victor Emanuel zu beseitigen und die künftige gemeinsame Aktion gegen Oesterreich vorzubereiten; über seinen Aufenthalt in Paris erzählt der General mancherlei Interessantes. Eine ausführliche Darstellung ist dem Kriege von 1859 gewidmet; bemerkenswerth ist das günstige Urtheil, das Della Rocca bei dieser Gelegenheit über Napoleons III. militärische Fähigkeiten ausspricht, während andere kompetent Beurtheilende sie sehr gering anschlagen. 1861 wurde der General Oberbefehlshaber in dem von Garibaldi eingenommenen Neapel und dann im selben Jahre als außerordentlicher Gesandter Italiens zur Krönung König Wilhelms I. in Königsberg geschickt. Da das Königreich Italien von Preußen noch nicht anerkannt war, so traten ihm in Berlin mancherlei Schwierigkeiten entgegen, die er aber fast immer mit Geschicklichkeit überwand. Im Kriege von 1866 war Della Rocca Kommandeur eines Armeekorps, kämpfte wie immer glücklich und erfolgreich, konnte aber die Niederlage bei Custoza nicht verhindern. In dem Urtheil über Lamarmoras Unfähigkeit als Oberanführer stimmt er im Wesentlichen mit Bernhardi überein, nur daß er sich nicht mit so rücksichtsloser Schärfe äußert wie dieser. Mit der Auflösung seines Armeekorps schied Della Rocca aus dem Heere aus; er

wurde nun Mitglied des Landesvertheidigungsausschusses. Seine Aufzeichnungen schließen mit der Einnahme Roms, die das große Werk der Einigung Italiens vollendete. Della Rocca erscheint in dem Buche als ein tapferer, freimüthiger Soldat, der von Begeisterung für sein Vaterland und dessen Einheit erfüllt ist, er ist übrigens ein Mann von demokratischer Gesinnung, weit entfernt von dem Royalismus, der persönlichen Anhänglichkeit und Ergebenheit gegen seinen Kriegsherrn, wie sie dem deutschen Offizier eigen ist. Von den bedeutendsten italienischen Staatsmännern seiner Zeit berichtet er mancherlei Charakteristisches. Aus dieser kurzen Uebersicht wird zur Genüge erhellen, daß Della Roccas Lebenserinnerungen ein wichtiger Beitrag zur neuern Geschichte Italiens sind. Die Uebersetzung ist gut.

Gustav Freytag und **Heinrich von Treitschke**, im Briefwechsel.
Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 4 M.

Dieses Büchlein ist eine sehr dankenswerthe, schöne Gabe, es bildet eine wichtige Ergänzung zu Theodor Schiemanns Biographie Treitschkes. Der Herausgeber Alfred Dove hat den Briefen eine vortreffliche Einleitung vorausgeschickt, worin er die Verschiedenheit der Charaktere Freytags und Treitschkes geistreich und treffend entwickelt. Er führt aus, wie in Freytag vielmehr der doktrinaire Professor alten Stiles zur Erscheinung komme, während in H. v. Treitschke der leidenschaftliche, stürmische Publizist verkörpert sei; in dem beständigen Fortschreiten, in dem ununterbrochenen Ringen nach künstlerischer Vollendung erscheint er Dove Schiller vergleichbar. Aus dem redengewaltigen Journalisten, dem glänzenden Essayisten wurde so zuletzt der klassische Geschichtsschreiber. Der Briefwechsel zwischen Freytag und Treitschke umfaßt hauptsächlich die Jahre 1863—1873, die spätern vereinzelt Briefe folgen sich in langen Zwischenräumen und reichen bis 1894; am lebhaftesten ist der Gedankenaustausch der beiden Freunde in den Jahren 1863—1869. Rührend ist die wahrhaft väterliche Zuneigung Freytags zu dem jüngern Genossen, von dem er von vornherein die größten Erwartungen hegte; vorahnend verkündigte er ihm, in Berlin sei sein Platz, um dort das neue Geschlecht in echter Staatsgesinnung zu erziehen. Treitschke schaut anfangs verehrungsvoll zu dem ältern berühmten Freunde auf, doch fühlt er bald in der Kraft seines Geistes sich ihm als Gesinnungsgenosse

gleichstehend. In seinen Briefen flammt die glühende Liebe zu Preußen, dem Lande seiner Wahl, auch in den Jahren, da alle Liberalen sich von diesem Staate abwandten; kaum je hat ein geborner Preuße mit so heißer Leidenschaft an seinem Lande und Staate gehangen wie dieser Sachse. In welchen Täuschungen und Irrthümern auch die besten Männer Deutschlands vor 1866 über die Mittel und Wege zur Einigung Deutschlands befangen waren, zeigt der politische Gedankenaustausch der beiden Freunde; auch sie theilten die allgemein herrschende Anschauung, daß nur eine liberale Regierung in Preußen die Einigung Deutschlands herbeiführen könne, auch sie erkannten Bismarcks Größe und Genialität nicht, auch ihnen blieb seine Politik unverständlich. Treitschke gewann doch früher ein gewisses Verständniß für sie, während Freytag noch lange in der Verkennung des großen Staatsmannes beharrte. Man wird angesichts dieser politischen Befangenheit zweier der besten und edelsten Patrioten über die damals herrschende Verkennung und falsche Beurtheilung Bismarcks weniger hart zu urtheilen geneigt sein. Der Einheitsstaat erschien beiden Freunden, am entschiedensten Treitschke, als das zu erstrebende Ziel der deutschen Zukunft und man begreift, wie schwer es Treitschke später geworden ist, auf sein lange gehegtes Ideal zu verzichten. Er war beinahe von Anfang an für die Einverleibung der Elbherzogthümer in Preußen, während Freytag erst allmählich diesem Gedanken Raum gab. Auf's Leidenschaftlichste fordert Treitschke 1866 die Annexion Sachsens und mit wahren Grimme spricht er sich gegen das Haus der Albertiner aus. Gleich von den ersten Briefen an erscheint Treitschke mit der Geschichte des deutschen Bundes beschäftigt, doch verzögerte sich die Ausführung des Vorhabens, durch andere Arbeiten zurückgedrängt, von Jahr zu Jahr, bis endlich noch im Glanze des neuerstandenen Reiches der erste Band der deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert ans Licht trat. Daß viel und häufig von den litterarischen Arbeiten der beiden Freunde im Briefwechsel die Rede ist, versteht sich von selbst. Mit herzlicher Freude begrüßt Freytag die erste Sammlung von Treitschkes historischen und politischen Aufsätzen, während Treitschke mit einer gewissen Zurückhaltung sich über Freytags „verlorene Handschrift“ äußert. Mit welcher Begeisterung er an dem Esay über Cavour gearbeitet, erfieht man

so recht aus seinen Briefen. Mit größter Befriedigung erfüllen ihn Frentags „Ahnen“ und dieser wieder giebt seiner Bewunderung der deutschen Geschichte vollen Ausdruck. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß auch die Lebensverhältnisse beider, besonders Treitschkes, in den Briefen vielfach zur Sprache kommen, so Treitschkes Leben und Lehrthätigkeit in Freiburg, in Heidelberg und in Berlin, sein Verhältniß zum Vater, seine Verlobung und Heirath, seine Reisen u. a. Auch über die journalistische Thätigkeit, besonders an den Grenzboten, wird vielfach gehandelt und häufig wird der Freunde und Bekannten beider Männer gedacht; Moriz Busch erscheint in diesen Briefen doch in etwas günstigerem Lichte als man es nach seiner spätern, in erster Linie auf Gelderwerb gerichteten Thätigkeit voraussetzen sollte. In den Jahren nach der Einigung Deutschlands tritt bisweilen eine starke Verschiedenheit der politischen Ansichten zwischen Treitschke und Frentag hervor, der letztere wurde durch den Einfluß des Generals Stosch in einem Bismarck weniger günstigen Sinne beeinflusst, während Treitschke unerschütterlich fest zu dem großen Staatsmanne stand. Ueber Bismarcks Sturz findet sich leider keine Aeußerung Treitschkes, wie pessimistisch er aber über die Aera Caprivi dachte, ersieht man aus dem, was nach Unterdrückung der stärksten Stellen stehen geblieben ist, deutlich genug. Frentags Briefe haben einen eigenen Reiz durch die bezaubernde Form, die wunderbare Beherrschung der Sprache, die allen seinen Schriften eigen ist und auf den Leser auch da, wo er mit des Dichters und Schriftstellers Ansichten garnicht übereinstimmt, eine unbeschreibliche Anziehungskraft ausüben. Hier kommt dazu die wirklich wohlthuende Herzlichkeit und das warme Interesse für Treitschke, wie sie sonst bei Frentags fühler Natur nicht häufig uns entgegentreten. Man folgt dem brieflichem Gedankenaustausch der beiden Männer mit ununterbrochenem Interesse von Anfang bis zu Ende, kein Freund Treitschkes und Frentags darf das Buch ungelesen lassen; die Frische und rückhaltlose Offenheit dieses Briefwechsels machen ihn zu einer wahrhaft erquicklichen Lektüre.

Bernhard Rogge. Aus sieben Jahrzehnten, Erinnerungen aus meinem Leben. Zweiter Band. Hannover und Berlin. Verlag von Carl Meyer. 5 M.

Der vorliegende zweite, die Lebenserinnerungen abschließende

Band, umfaßt die Jahre 1862—1899, er steht hinter dem ersten an Interesse nicht zurück, wenn er auch einen ganz andern Charakter hat als jener. Rogge berichtet zunächst über seine neue Amtsthätigkeit als Hof- und Garnisonsprediger in Potsdam, von dem Verkehr mit alten und neuen Freunden deren er viele gewann, auch von den mannigfachen Schwierigkeiten seiner Stellung. Von ganz besonderem Interesse ist das Kapitel über das königliche Haus und den Hof. König Wilhelm I. besuchte, wenn er in Babelsberg weilte, regelmäßig den Gottesdienst in der Garnisonskirche, dadurch kam Rogge vielfach in persönliche Beziehung zu ihm; ergreifend ist, was er über des Königs herzliche Frömmigkeit und Andacht erzählt. Auch der Kronprinz hat, namentlich in den sechziger Jahren viel mit Rogge verkehrt und dieser erzählt mancherlei Charakteristisches aus des Prinzen Unterredungen mit ihm. Mit den Brüdern des Königs kam er ebenfalls vielfach in Berührung. Ganz besonders anziehend sind Rogges Mittheilungen über seinen Verkehr mit dem „Klausner von Dreilinden,“ dem Prinzen Friedrich Karl, über dessen Leben und Beschäftigungen, sein gemüthvolles Wesen und seine tief christliche Gesinnung; die kleinen Abendgesellschaften beim Prinzen müssen nach Rogges Schilderung einen besondern Reiz gehabt haben. Man erhält hier ein ganz anderes Bild von dem vielfach verkannten Prinzen, als das in der gewöhnlichen Vorstellung herrschende ist, das ihn hart, verschlossen und rücksichtslos erscheinen läßt. Sehr lesenswerth ist dann weiter die Erzählung von Rogges Theilnahme und Thätigkeit im Kriege von 1866; wir erhalten da anschauliche Bilder aus dem Kriegs- und Lagerleben in Böhmen. Nicht minder inhaltreich ist das Kapitel über den großen Krieg von 1870, in dem Rogge das seltene Glück zutheil wurde, nicht nur an dem Sonntage, als die Deputation des Reichstages nach Versailles gekommen war, den Gottesdienst abzuhalten, sondern auch an dem ewig denkwürdigen 18. Januar 1871 die geistliche Weiherede bei der Proklamation des Königs zum deutschen Kaiser zu halten; das war der höchste und stolze Tag seines Lebens, über den er auch schon früher Manches veröffentlicht hat. Er blieb nach Beendigung des Krieges noch eine zeitlang bei der deutschen Okkupationsarmee in Frankreich. Sehr eingehend berichtet Rogge hierauf über seine Theilnahme an den Verhandlungen der Generalsynode über die neue

Kirchenverfassung und die späteren Synodalverhandlungen. Hier spricht er als Parteimann, er war einer der Begründer der Mittelpartei, als deren Hauptvertreter der Professor Benschlag hervortritt und die sich vielfach mit der Linken gegen die Partei der positiven Union verband, an deren Spitze der Oberhofprediger Kögel und die Berliner Hofprediger standen.

Namentlich gegen Koegel, dessen mächtiger Einfluß ihm oft entgegentrat, zeigt Rogge eine gewisse Animosität und Abneigung; seine Darstellung dieser kirchlichen Gegensätze und Kämpfe ist unzweifelhaft einseitig; in dem Leben Koegels, das dessen Sohn herausgibt, wird der entgegengesetzte Standpunkt zur Geltung kommen. In weiteren Abschnitten, wird über Rogges verdienstvolles Wirken in dem Gustav-Adolf-Verein, über die von ihm 1883 zu Reichenberg in Böhmen abgehaltene Lutherfeier genauere Nachricht gegeben. Es folgen Mittheilungen über seine schriftstellerischen Arbeiten; mit der Schilderung seines häuslichen Lebens und der frohen und schmerzlichen Ereignisse in der Familie schließen die Aufzeichnungen. Die Darstellung ist manchmal etwas breit, die Erzählung, namentlich in den letzten Kapiteln etwas zu ausführlich für weitere Kreise; auch die vielfachen Inhaltsübersichten der gehaltenen Predigten hätten ohne Schaden weggfallen können. Doch trotz dieser kleinen Mängel sind Rogges Lebenserinnerungen ein interessantes und lesenswerthes Memoirenwerk, das für die Zeitgeschichte nicht geringe Ausbeute gewährt. Der zweite Band ist mit dem Portrait des Verfassers und mit dem Facsimile eines Schreibens Kaiser Wilhelms an Rogge ausgestattet.

Friedrich Theodor Vischer. Shakespeare-Vorträge, herausgegeben von Robert Vischer. Erster Band. Stuttgart J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 9 M.

Unter allen Vorlesungen die Vischer in Zürich und Stuttgart gehalten hat, waren die beliebtesten und bekanntesten die Vorträge über Shakespeare, sie versammelten stets einen großen Zuhörerkreis und ihr Ruf drang aus den Hörsälen weit hinaus in die Kreise der Shakespeare-Freunde. Vischer hat sich sein ganzes Leben hindurch ununterbrochen mit Shakespeare beschäftigt und mehrfach geistvolle und tief eindringende Arbeiten über den Dichter veröffentlicht; man mußte daher der angekündigten Veröffentlichung seiner Vorträge mit besonderer Spannung entgegensehen. Nun

liegt der erste Band derselben gedruckt vor, dem noch fünf weitere folgen sollen. Die Ausgabe ist das Werk treuer unermüdeter Pietät des Sohnes, der 4 Jahre angestrongter Arbeit an die Ausführung dieser Aufgabe gesetzt hat; wie schwierig sie war, darüber spricht er sich im Vorworte aus. Es galt zahlreiche stenographisch nachgeschriebene Hefte aus verschiedenen Jahren in die gewöhnliche Schrift zu übertragen, sie mit einander zu vergleichen, sie durch einander zu ergänzen und dabei als Leitfaden die kurzen Notizen und Aufzeichnungen Fr. Wischers aus jüngerer und älterer Zeit zu benutzen. Seine mühsame Arbeit ist dem Herausgeber vollkommen gelungen, die Vorträge lesen sich wie ein Werk aus einem Gusse und höchst selten nur zeigen sich kleine Unebenheiten. Shakespears war Wischers Lieblingsdichter, in ihn hat er sich völlig hineingelebt und seine Dramen ganz in sich aufgenommen, die großen Erwartungen, mit denen man daher seinen Shakespeare-Kommentaren entgegen sah, werden nicht getäuscht. Fast die Hälfte des ersten Bandes nimmt die Einleitung ein, die in ganz vorzüglicher Weise in das Verständniß Shakespeares einführt. Nachdem zuerst die thörichte Baconhypothese kurz, aber schlagend abgethan worden ist, gibt Wischer einen ausgezeichneten Ueberblick über Shakespeares Zeitalter und den Zusammenhang, in dem Shakespeare auch mit den Schwächen desselben steht; Rümelins scharfsinnige Vorwürfe gegen Shakespeare werden gebührend berücksichtigt und widerlegt. Weiter wird dann Shakespeares Realismus gegenüber dem Idealstil der griechischen Tragiker und dem Klassizismus Goethes in seiner Berechtigung dargelegt und begründet, endlich seine eigentliche Größe als Dramatiker meisterhaft entwickelt. Es folgt eine Uebersicht des Wenigen, was wir von Shakespeare wissen. Daran schließt sich ein Ueberblick über das englische Drama vor Shakespeare und das Theaterwesen zu seiner Zeit; beachtenswerthe Ergänzungen zu dem hier Gebotenen aus den neuern Forschungen auf diesem Gebiete giebt Professor Lorenz Morsbach in den Nachträgen am Schlusse des Bandes. Nachdem dann Wischer über Shakespeares episch-lyrische Werke, besonders über seine Sonette gehandelt, spricht er vortrefflich über des Dichters Charakter, Religion, politische Gesinnung und Bildung; daß das gerade an dieser Stelle und nicht am Schluß der Lebensdarstellung des Dichters geschieht, erscheint etwas befremdlich. Sehr lehrreich bespricht Wischer hier:

auf Shakespeares Würdigung bei der englischen Nachwelt und behandelt sodann eingehend des Dichters Bekanntwerden und Aufnahme in Deutschland, wo er seit 1770 allmählich fast ein Dichter des eigenen Volkes geworden ist. *) Am Schluß der Einleitung faßt Vischer die dichterische Entwicklung Shakespeares nach seinen Dramen zusammen und berührt kurz die unächtten und zweifelhaften, Shakespeare zugeschriebenen Dramen. Bei aller Begeisterung für den Dichter und der vollen Würdigung seiner großartigen Genialität, ja dichterischen Einzigartigkeit, erkennt Vischer doch an, daß seinen Dramen das Vorwärtstrebende, wie es z. B. in Goethes „Faust“ so unvergleichlich zur Darstellung kommt, und von uns Modernen gefordert wird, abgeht. Auch die dem Dichter anhaftenden Schwächen und Mängel, wie der Schwulst des Euphuismus, die gesuchten Witzeleien, die Zweideutigkeiten und groben Joten, in denen er seiner Zeit den Tribut abträgt, verschweigt Vischer nicht. Daß die Einleitung reich ist an geistvollen und feinen Gedanken und Bemerkungen, braucht bei einem Buche von Vischer nicht erst hervorgehoben zu werden. Eine vortreffliche Ergänzung zu Vischers Einleitung bildet das Buch von Max Koch, Shakespeare, (F. G. Cottasche Buchhandlung. 1 M.), auf das wir bei dieser Gelegenheit besonders hinweisen wollen; beide Arbeiten zusammen bieten die beste und inhaltreichste Vorhule zur Kenntniß Shakespeares, seines Lebens und seiner Werke sowie der Entwicklung des englischen Dramas. Auf die Einleitung folgt Vischers Erklärung des Hamlet, die den ganzen übrigen Raum des Bandes einnimmt. Vischer hat überall der Analyse der einzelnen Szenen die von ihm vielfach verbesserte Uebersetzung Schlegels vorangeschickt, er hat auf diese seine Arbeit an ihr großen Werth gelegt und mit Recht, auch ist es sehr zweckmäßig den Text zugleich mit den Erläuterungen vor sich zu haben. Ein genaueres Eingehen auf Vischers Auffassung des Helden und seine Erläuterung

*) Beiläufig bemerkt, ist dem sorgsamem Herausgeber auf Seite 194 ein kleiner Irrthum begegnet. Es wird da unter den Verächtern Shakespeares ein gewisser „Rej“ in Nikolais allgemeiner deutscher Bibliothek angeführt. Einen solchen Mann hat es unter den Mitarbeitern Nikolais nicht gegeben, der Name beruht nur auf einem Mißverständnis. Friedrich Vischer hat offenbar „Rej“ d. h. der Rezenjent in der allgemeinen deutschen Bibliothek notirt gehabt und daraus ist das Mißverständnis, als sei hier ein Name gemeint, entstanden.

der einzelnen Akte und Szenen des Dramas sowie seine Charakteristik der handelnden Personen müssen wir uns an dieser Stelle leider versagen. Die Komposition der Tragödie wird aufs Eingehendste dargelegt, gerechtfertigt und gewürdigt. Das Ergebnis der einzelnen Akte wird am Schluß jedesmal zusammengefaßt und zuletzt ein Ueberblick über den Gang und Zusammenhang des ganzen Dramas gegeben. Hamlets Wesen faßt Vischer als Phantasiegenie zusammen, sein Charakter ist melancholische Innerlichkeit, er ist eine ethische Feuerseele, er ist Idealist durch und durch und wird deswegen zuletzt Pessimist. Das Drama bezeichnet Vischer als Charaktertragödie, vielmehr aber noch als Vorsehungstragödie. Sehr schön wird Ophelia gegen die herabziehende Auffassung moderner Ausleger vertheidigt und in ihrer ganzen edlen Reinheit aufgefaßt. Polonius scheint uns Vischer gar zu ungünstig zu beurtheilen, auch Laertes wird er nicht ganz gerecht. Seine pantheistische Weltanschauung verläugnet Vischer auch hier nicht, sie tritt z. B. in der Erläuterung von Hamlets berühmtem Monolog „Sein oder Nichtsein“, ebenso in den Auseinandersetzungen über die dritte Szene des dritten Aktes, wo Hamlet den König betend antrifft und deshalb nicht tötet, hervor, stört aber sonst nur selten und kommt gegenüber dem Reichthum schöner, gedankenvoller Entwicklungen und den das Verständniß der tiefsinnigen Tragödie, deren Dunkelheit Vischer anerkennt, vorzüglich fördernden Erklärungen nur wenig in Betracht. Ueberall tritt der feine aesthetische Sinn, das durch tiefes Eindringen in die Kunstgesetze der Poesie geschärfte Urtheil des Verfassers dem Leser entgegen, damit verbindet sich die wunderbare Frische und Unmittelbarkeit der mündlichen Rede. Ueber vieles Einzelne, wohl auch über die Gesamtauffassung werden die Ansichten vielfach abweichen und es wird an weiteren Versuchen das Hamletproblem zu lösen gewiß nicht fehlen, aber an Vischers Hamlet-Kommentar wird kein Späterer vorbeigehen dürfen. Es hat einen eigenen Reiz Friedrich Vischers Hamleterklärung mit Runo Fischers so ganz andersartigem Buche über dieselbe Tragödie zu vergleichen. Allen Shakespearesfreunden wird dieser erste Band von Vischers Vorträgen eine höchst willkommene Gabe sein und mit lebhafter Erwartung werden sie den folgenden Bänden entgegensehen. —

Wilhelm Uhl. Das deutsche Lied. Acht Vorträge. Leipzig, Eduard Avenarius. 3 M.

Das ist ein anmuthiges, frisches, inhaltreiches Büchlein, an dem man seine rechte Freude hat. Der Verfasser schildert darin die Entwicklung des deutschen Liedes seit dem dreißigjährigen Kriege von seiner gelehrten, kunstmäßigen Ausbildung bis zu seiner volksthümlichen Gestaltung, besonders im XVII. Jahrhundert. Er entwickelt sehr anziehend die Entstehung des Begriffes des Volksthümlichen und des Volksliedes und zeigt wie unter dem Einflusse der Naturauffassung Rousseaus und der Veröffentlichung der altenglischen Balladen durch Percy das Wesen des Volksliedes zuerst von Herder erfaßt und fixirt worden ist. Wir sehen wie der erste Versuch volksthümlicher Lieder in Gleims „Liedern eines preußischen Grenadiers“ gemacht wird, wie dann Bürger das Wesen der volksthümlichen Poesie völlig erfaßt, aber wie es nur in seiner „Lenore“ ihm gelungen das ihm vorschwebende Ideal dichterisch zu verwirklichen. Nikolais beabsichtigte Verhöhnung und Verspottung in seinem „feinen, kleinen Almanach“ schlägt in eine Förderung desselben um. Dann kommt das deutsche Volkslied in seiner ganzen Herrlichkeit und Schönheit in „des Knaben Wunderhorn“ durch Arnim und Brentano zur Erscheinung; über die Arbeit dieser beiden Dichter und ihre großen Verdienste handelt Uhl anziehend und einsichtig. Daran schließen sich dann die Vaterlands- und Freiheitslieder, namentlich aus der Zeit der Befreiungskriege. Der Verfasser betont den oft übersehenen Unterschied zwischen volksthümlichem und Volksliede, das erste ist immer Kunstdichtung; sehr richtig sagt Uhl, das Volkslied sei stets Gesellschaftslied und charakterisirt gut die einzelnen Arten des Volksliedes. Sehr interessant sind die Ausführungen über die musikalische Behandlung der Volkslieder, ihre Melodien und die Bemerkungen über die verdientesten Komponisten derselben; auch über die streng wissenschaftlichen Sammlungen von Volksliedern, namentlich die von Uhland und andern, giebt der Verfasser lehrreiche Mittheilungen. Es schließt seine Darstellung mit dem dringenden Wunsche, das deutsche Lied möge in der Volksschule und in der Familie recht ebhafte Pflege finden. Ueberall werden charakteristische Proben von Liedern mitgetheilt und man fühlt dem auf gründlicher Kenntniß des Gegenstandes beruhenden, lebendig geschriebenen Büchlein

die warme Liebe des Verfassers zu dem Volksliede und seine tiefe Vertraulichkeit mit demselben an. Schade daß Uhl seine Schrift durch einige schiefe und geringschätzigte Urtheile über Herder und besonders über Hamann verunziert hat. Ueber einen der Begründer und Väter der neuern deutschen Litteratur wie Herder sollte man nie so pietätlos und noch dazu unberechtigt sich äußern, wie der Verfasser es thut. Vollends die Mißachtung, mit welcher Uhl Hamann behandelt, ist ganz unzulässig. Hamann nicht zu kennen und nicht zu verstehen gereicht Niemandem zum Vorwurf. Aber einen Mann, den die größten und besten Geister Deutschlands verehrt und hochgehalten haben, so abzufertigen wie es hier geschieht, ist unerlaubt. Es scheint, daß der gewaltige und tiefe Denker wie zu seinen Lebzeiten so auch heute noch in Königsberg am wenigsten gewürdigt wird. Wir haben diesen Protest nicht zurückzuhalten vermocht. Da die von uns gerügten Aeußerungen aber den eigentlichen Werth des Buches nicht beeinträchtigen, so können wir es trotzdem allen Freunden der Poesie warm empfehlen.

H. D.

Max von Dettingen, Abriß des Russischen Staatsrechts. Berlin, Verlag von Georg Reimer. 1899.

Gewiß ist es eine unbestreitbare Thatsache, auf die der Verfasser in seinem Vorworte hinweist: die im Deutschen Reiche vorhandene Kenntniß von Rußland und seinen staatlichen Einrichtungen steht im umgekehrten Verhältnisse zu den zahlreichen Beziehungen, die die beiden Reiche verbinden, und zu der gewaltigen Bedeutung Rußlands auf dem Gebiete der Weltpolitik. Einen Beitrag zur Abstellung dieses Mißstandes bietet der „Abriß“. Er will in Deutschland weitere Kreise von juristischen Laien in allgemein verständlicher und präziser Kürze mit dem Staatsbau Rußlands bekannt machen. Es ist dem Verfasser gelungen, auf 154 Seiten eines handlichen Oktavformates den spröden und sehr verschiedenartigen Stoff zu bewältigen. Eine Vergleichung mit dem in ungefähr doppeltem Umfange 10 Jahre früher erschienenen Staatsrechte des Russischen Reiches von J. Engelmann (in Marquardsens Handbuch des öffentlichen Rechtes), das mehr für Fachmänner bestimmt war, ergibt, daß Dettingen bei aller Kürze die nach 1889 vollzogenen staatsrechtlichen Veränderungen genau berücksichtigt und auch die neueste russische Literatur benützt hat.

Als einen besonderen Vorzug des „Abrißes“ möchten wir bezeichnen, daß der Verfasser nicht nur von einem theoretischen Verständniß der staatsrechtlichen Normen erfüllt ist, sondern auch die praktische Bedeutung dieser Normen, ihre Handhabung in der Wirklichkeit des russischen Staatslebens, offenbar aus eigener Anschauung und Erfahrung kennt und fühlt. Gerade das macht sein leicht und flüchtig geschriebenes Buch noch anziehender. Es sei beispielsweise auf die Abschnitte verwiesen, in denen er das Recht der persönlichen Freiheit, die Glaubens- und Kulturfreiheit, die Ausländer und die Juden behandelt. Sehr dankenswerth ist auch die vor dem Register gebotene „kurze Inhaltsangabe der 16 Bände des Reichsgesetzbuches.“ Der „Abriß“ ist zunächst für Ausländer, Reichsdeutsche, bestimmt; aber er ist gewiß auch für alle deutschredenden russischen Unterthanen, denen eine juristische Fachkenntniß fehlt, sehr empfehlenswerth. Dürfte es doch kaum in Abrede zu stellen sein, daß auch in diesen Kreisen eine genauere Kenntniß der staatlichen Einrichtungen und ihrer Bedeutung im einzelnen oft vermißt wird. In unseren Tagen wird aber die Bedeutung des öffentlichen Rechtes für das einzelne Individuum immer größer, und es kann nur nützlich sein, wenn sich die Gesellschaft immer mehr durchdringen läßt von dem Verständniß für den Satz: Öffentliches Recht ist zugleich öffentliche Pflicht.

O. St.



Briefkasten.

Magister G. v. Schrenck in Petersburg. — Was Spott erweckte und verdiente, haben wir rücksichtslos verspottet, niemals aber haben wir einen Gegner verunglimpft. Die Begriffe „Verspotten“ und „Verunglimpfen“ sollten nicht verwechselt werden, wenn man eine ruhige und „vornehme“ Diskussion zu führen wünscht.

Redaktion der „Duna-Ztg.“ in Riga. — Ihre Bitte, wir möchten allen moquanten Bemerkungen den Abschied geben, ist zu weitgehend. Sie können billigerweise nicht mehr verlangen, als der „Herr Senator“ in dem bekannten Lustspiel, der nur wünscht, daß über ihn nicht mehr gelacht werde, als unbedingt nothwendig ist.

Druckfehler

in dem Artikel „Graf Waldemar u. Prinzessin Irene“:

- S. 91 Z. 12 v. unten lies **Güldenlöw** statt **Güldenbäf.**
„ 94 „ 17 v. oben „ **Pleskau** „ **Moskau.**
„ 96 „ 5 und S. 102 Z. 15 v. oben lies **Parsberg** statt **Parsbery.**
„ 98 „ 11 u. 16 v. oben lies **Fransbekow** statt **Transbekow.**
„ 99 „ 23 v. oben lies **christliche** statt **geistliche.**
„ 101 „ 16 „ „ **Mißbilligung** „ **Nichtbilligung.**
„ 105 „ 8 v. unten „ **wenn** „ **wie.**



Die Auflösung des Deutschen Ordens in Livland.

Ein Vortrag von A. Berendts. ~

Wie häufig drängt sich uns angefacehts schmerzvoller Erfahrungen unseres Lebens die Frage auf: Warum mußte mir das geschehen? Und schweift dann unser Blick zurück in die eigene Vergangenheit, um den Ursachen des Mißgeschickes nachzugehen, so haftet er wohl gern an diesem oder jenem Augenblick, an dieser oder jener Entscheidung; da glauben wir die Antwort zu finden auf jenes bange Warum? da heißt es: Ja hätte ich damals nicht so gehandelt, nicht so mich entschieden, es wäre alles anders geworden. — Aber wie irrig ist doch diese Antwort, wie wenig wissen wir die treibenden Kräfte in unserem eigenen Leben zu bestimmen und halten für Ursache, was nur Folge war. Die tieferen Gründe unseres Erlebens müssen viel weiter zurück gesucht werden, als unser Gedächtniß und Verständniß gewöhnlich reicht, die tiefsten Gründe kann überhaupt nicht mehr das Wissen begreifen, sondern nur der Glaube ahnend erfassen. Was für das Leben des einzelnen Menschen gilt, das gilt noch mehr für das Leben der Menschheit, — das den Gegenstand der Geschichte bildet. Wie oft ertönt auch hier die Frage: „Warum?“ und wie oft wird auch hier die Antwort gegeben: ja wenn diese oder jene Entscheidung anders gefallen wäre! ja wenn damals der richtige Mann an der Spitze des Ganzen gestanden hätte! — und a. m. Genau ebenso ungerechtfertigt und kurzsihtig sind aber diese Antworten, wie jene im Gebiet des einzelnen Menschenlebens. Auch hier gilt es den Blick in die Vergangenheit richten, einen weiteren Zeitraum umfassen, — und auch dann noch wird man nur hoffen

können, ein Stück der Wahrheit zu erfassen, nicht die ganze. Das Wort von den kleinen Ursachen und den großen Wirkungen erweist sich jedenfalls bei genauerer Forschung niemals als zutreffend. Die Ursachen sind nie kleiner als die Wirkungen.

Die livländische Geschichte mit ihren so zahlreichen Katastrophen und Wechselfällen giebt besonderen Anlaß zu solchen Betrachtungen. Bis in die Gegenwart hinein wird alles Unglück so häufig von einzelnen politischen Fehlern, einzelnen Wendungen und Entscheidungen abhängig gedacht — und vor Allem geht es so mit den Urtheilen über die große Katastrophe der Jahre 1558—61, über den Untergang der livländischen Selbständigkeit. Da fliegen die Gedanken so gern zu dem einen großen Moment zurück, als auf dem Wolmarer Landtag im März 1526 alle sonst so uneinigen Elemente der livländischen Konföderation sich willig dem einen großen Mann, dem Herrmeister Wolter von Plettenberg, zur Einigung darzubieten schienen, — als es scheinbar nur eines Wortes bedurfte, um aus dem zerfahrenen Staatswesen ein festes, eng zusammenhängendes Ganzes zu schaffen. — Warum ist diese Gelegenheit damals nicht ergriffen worden? Warum mußte dieser vielleicht größte Moment livländischer Geschichte ungenützt vorübergehen? Diese Frage wird noch bis jetzt wehmühtigen Herzens manchesmal erhoben. Der große Meister livländischer Geschichtsforschung, Prof. C. Schirren in Kiel, hat in kurzen Worten die Antwort darauf gegeben: ein dreifaches Geschick habe die rettende Wendung unmöglich gemacht: „Die Feindschaft draußen, die Feindschaft drinnen und ein drittes Uebel, größer und unüberwindlicher als jene beiden zusammen“ — dieses dritte Uebel aber findet Schirren in dem Mangel an Geld, an Männern, — ja in dem Mangel an einem Volk. So richtig und tief hier die Verhältnisse nicht nur jener Zeit erfasst sind, — so dünkt mich doch, daß der Theologe an diesem Punkte erst den Historiker auf den eigentlich entscheidenden Punkt hinweisen kann, selbst wenn er ein Anfänger auf diesem Gebiet ist. Das was den Untergang jener Staatengebilde unabwendbar machte, was ihnen den Boden entzog, auf dem sie allein bestehen konnten, das war nichts Anderes, als die größte Segensmacht, die je in die Geschichte des Landes getreten ist, die R e f o r m a t i o n.

Insofern gehört diese Katastrophe auf's engste zusammen mit

dem Zusammenbruch des alten Deutschen Reichs, des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, dessen äußerster Ausläufer Livland ja war. Zwar scheinen diese Ereignisse weit auseinander zu liegen: erst am Anfang des 19-ten Jahrhunderts, in den Jahren 1801—1806, wurde das alte deutsche Reich durch Napoleon I. zerrümmert. Dennoch sind die Vorgänge in Livland im Jahre 1561 (wie die in Preußen im Jahre 1525) nur das Vorbild derjenigen vom Anfang des 19-ten Jahrhunderts. Wie bei einem verwitterten Gebäude die äußersten, dem Wetter am meisten ausgesetzten Theile zuerst abbröckeln, während der Haupttheil noch lange sich halten und sogar bewohnbar sein kann, so auch hier. — Das ganze alte Deutsche Reich ist in Folge der Reformation zu Grunde gegangen. Das ist kein Vorwurf für die Reformation, im Gegentheil. Was kann das Licht dafür, daß es die im Dunkeln langsam gewordenen Schäden und Gebrechen, daß es das fehlerhaft Angelegte aufdeckt und bloßlegt?

Die Schäden und Gebrechen, an denen das alte Deutsche Reich und Livland als seine Kolonie frankten, wurzelten aber allesammt darin, daß hier einer der eigenthümlichsten Gedanken des Mittelalters verkörpert war, der Gedanke eines geistlichen Staates.

Die Erscheinung eines geistlichen Staates ist uns heutzutage nur schwer verständlich und vorstellbar, seitdem auch das letzte Geübte dieser Art, der Kirchenstaat in Italien seit 1870 von der Erde verschwunden ist. Protestanten werden sich natürlich überhaupt nur schwer in den Gedanken hineinfinden können, daß Geistliche weltliche Herrschaft ausüben sollten, und zwar nicht nur nebenbei, außerhalb ihres Amtes, sondern gerade kraft ihres Amtes.

Um solches zu verstehen, müssen wir uns die mittelalterliche Anschauung von Staat und Kirche vergegenwärtigen, wie sie sich übrigens schon in der alten Kirche ausgebildet hat und am klarsten in dem großen Werke des Kirchenvaters Augustin „Ueber den Gottesstaat“ zum Ausdruck gekommen ist. Diese Anschauung kommt darauf hinaus, daß der weltliche Staat eigentlich etwas Böses sei, ein Erzeugniß der Gottlosigkeit, der Selbstsucht und der Gewalt, — die Herrschaft, das Reich des Teufels. Ihr gegenüber steht die Herrschaft Gottes, beruhend auf der Liebe, mit

Friede und Gerechtigkeit als Hauptmerkmalen. Diese Herrschaft, das Reich, der Staat Gottes erscheint aber verwirklicht in der Kirche — und zwar in der äußerlich sichtbaren Kirche mit ihren Bischöfen und Geistlichen, vor Allem mit dem Papst zu Rom. Wie sollen sich angesichts dieser Sachlage weltlicher Staat und Kirche zu einander verhalten? Will der Staat mit seinen Häuptern, den Fürsten, das Gepräge der Bosheit und Gottlosigkeit verlieren, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als seine Machtmittel der Kirche, d. h. ihren Leitern zur Verfügung zu stellen, damit sie den Frieden habe, dessen sie bedarf, um sich auszubreiten und die Menschheit zur ewigen Seligkeit zu leiten. So muß der Staat der Arm der Kirche sein, nur unter dieser Bedingung kann ein Schimmer göttlicher Gerechtigkeit von der Kirche auch auf ihn fallen. Ganz besonders nothwendig erschien nun schon Augustin der Fortbestand des römischen Reiches; es sollte durch seine einheitliche Obergewalt über alle anderen Gewalten — der Kirche die einheitliche Stätte des Wirkens und den allezeit wirkfamen Schutz gegen Abfall und Irrlehre verschaffen. Als Träger dieser die Kirche schirmenden, ihre Befehle ausführenden weltlichen Macht erschien der römische Kaiser, als einheitlicher Vertreter der Kirche trat immer deutlicher im Westen der Bischof von Rom hervor. Diesem ist es denn auch gelungen, nachdem der Schutz des römischen Kaisers in Konstantinopel unwirkfam geworden war, das fränkische Königthum als Schutzmacht zu gewinnen und ihm schließlich durch Ertheilung der Kaiserkrone den geistlichen Charakter zu verleihen. Das römische Kaiserthum deutscher Nation ist eben nichts anderes als eine geistliche, geradezu römisch-kirchliche Einrichtung gewesen*); daher hat sein Kampf gegen das Papstthum ein erfolgloser sein müssen, daher war es auch in der Reformationszeit und später unmöglich, daß das Kaiserthum protestantisch wurde.

Mit diesem Charakter des Kaiserthums hing es zusammen, daß es in diesem Reich und nur in diesem Reich geistliche Fürstenthümer geben konnte; nirgends außerhalb der Grenzen dieses

*) Wie mir scheint, ist dieses zum ersten Mal ins Licht gestellt worden in dem Werke H. v. Eiden's „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung“, Stuttgart 1887.

Reiches sind solche entstanden. Sie bildeten geradezu das Charakteristische der Reichsverfassung: als sie fielen, fiel auch das ganze Reich. Das Reich sollte eben seiner Idee nach eine geistliche Gemeinschaft sein: Die Gemeinschaft der Menschen, die zum Reiche Gottes in ganz besonderer Beziehung stehen, welche die *C h r i s t e n h e i t* im eigentlichsten Sinne des Wortes bilden. — Daher konnte es dem Kaiser daran liegen seine Stützen und Rathgeber, seine Helfer im Regieren, unter den Bischöfen und Aebten zu suchen, und, da im Mittelalter das Regieren weniger durch Minister und Beamte, als durch Fürsten und Herren vor sich ging, d. h. da das Lehnrecht das herrschende war, so ergab es sich mit Nothwendigkeit, daß Bischöfe und Aebte mit der Regierung von Land und Leuten betraut wurden, und zwar als Landesfürsten. Nur in diesem Reiche konnte denn auch der Gedanke entstehen, eine ganze ritterlich-mönchische Gemeinschaft mit landesfürstlichen Rechten auszustatten: zuerst den Schwert-Orden, dann den Deutschen Orden in Preußen und in Livland.

Es war eben nicht zufällig, daß die beiden einzigen Kolonien, welche von diesem Reiche aus gegründet worden sind, sowohl Preußen wie Livland, ganz unter geistliche Gewalten gestellt wurden. Sie sind eben nicht als Kolonien im gewöhnlichen Sinne des Wortes gedacht gewesen: die Absicht bei ihrer Gründung war eben garnicht, dem Ueberschuß der Bevölkerung neue Heimstätten auf neuem Boden zu schaffen, oder etwa die deutsche Nationalität, ja auch nicht einmal den Machtbereich des Reiches zu erweitern. Sie waren Missionsstationen: auf Erweiterung der katholischen Christenheit war es allein abgesehen. Daher die vielbeklagte eigenthümliche Staatsordnung, die diesen Landen, besonders aber Livland, gegeben wurde. Wie sehr die Eigenart des alten Livland mit der Eigenart des alten Deutschen Reiches zusammenhing, das beweist überzeugend ein Vergleich mit den nicht viel älteren Gründungen der romanischen Völker, den Kreuzfahrerstaaten in Palästina. Da hat Niemand daran gedacht, den Patriarchen von Jerusalem, den Templer- oder Johanniter-Orden irgendwo als Landesherrn einzusetzen: nur weltliche Fürstenthümer sind hier entstanden, niemals geistliche. Auch in Livland selbst sehen wir etwas Aehnliches: das einzige Glied der Livländischen Konföderation, das ursprünglich einem anderen Staat angehört

hatte, der Bischof von Reval, ist auch das einzige, das wohl Grundbesitz, aber nicht landesfürstliche Gewalt besessen hat.

Der geistliche Charakter der Kolonien am Ostseestrande fand auch seinen Ausdruck in dem besonderen Verhältniß, das sich alsbald zwischen dem Papst und ihnen bildete. blieb auch der Kaiser als Oberlehnherr anerkannt, so wurde doch Livland als Land der h. Jungfrau Maria, Preußen als Land des hl. Petrus in besonderer Weise dem Papste unterstellt. Allezeit im Mittelalter ist der Papst in Livland von größerer thatsächlicher Bedeutung gewesen, als der Kaiser. So haben wir denn ganz besonders den geistlichen Charakter des alten Livland zu betonen und eben um dieses geistlichen Charakters willen — mußte die Reformation nicht nur das geistliche Leben verändern, sondern auch das politische Gefüge des Landes untergraben.

Nun hatte sich freilich schon vor der Reformation Vieles innerhalb und außerhalb dieses Komplexes geistlicher Staaten geändert. Die moderne Zeit kündigte sich schon hie und da durch Befreiung der weltlichen Interessen von kirchlicher Bevormundung an. In der Regierung seiner Lande hat der Orden vielfach Grundsätze angewandt, die schon nach moderner Staatskunst schmecken: er hat wenig Land verlehnt (außer, wo er es schon verlehnt vorfand, in den von Dänemark übernommenen Landschaften) und eine ziemlich ausgebildete Beamtenverwaltung gehabt. In den Stiftern dagegen haben sich die adligen Vasallen, damals schon zu festen Korporationen zusammengeschlossen, das Recht fast unbeschränkter Erbfolge auf ihren Gütern errungen. Sie wurden nun wirklich Eigenthümer und in demselben Maaße vermischten sich die verschiedenen Abstufungen der bäuerlichen Abhängigkeit, und die Leibeigenschaft begann sich anzubahnen. Am meisten frische Kräfte aber wiesen die Städte auf, wo der Sinn für die Wirklichkeit von jeher am kräftigsten entwickelt war und das praktische Interesse des Lebens rücksichtslos vertreten wurde. Darin zeigt sich hier das moderne Element. Am schwersten aber hatten doch der innere Zustand des Ordens und seine äußere Lage unter dem Wechsel der Zeiten zu leiden gehabt. Der Zweck, zu dem er gegründet und auf diesen äußersten Posten gestellt worden war, hatte sich ganz verschoben. Er sollte den Kampf mit den Heiden führen: jetzt aber, seit der Befehung Litthauens gab es ringsum nur noch

Christen. Und dabei die unveränderliche, durchaus auf Kampf und Eroberung zugeschnittene Verfassung!

Man vergegenwärtige sich nur einen Staat, an dessen Spitze ein Verein von Menschen steht, die zum größten Theil außer Beziehung sind zu dem Lande, das sie bewohnen. Eine strenge Gliederung und Theilung der Gewalten ist ja vorhanden, aber der herrschende Gedanke ist das gegenseitige Mißtrauen. Jedes Anwachsen persönlichen Einflusses soll unterdrückt werden. Auch die monarchische Spitze dieses Staatswesens, der Herrmeister, ist nach Möglichkeit gebunden: der Rath seiner obersten Gebietiger hat beständig Einfluß auf seine Politik. Alles ist bestimmt der einen Sache zu dienen, und diese Sache ist der Kampf mit den Ungläubigen, um sie der Mutter-Kirche zu unterwerfen oder von der Christenheit abzuwehren. So lange noch das Bewußtsein bestand, der einen von Rom aus regierten Christenheit anzugehören, konnte das noch angehen: dann erschienen die Gegner Roms — als Gegner der Christenheit. Sobald aber dieses Bewußtsein nicht mehr vorhanden war, was dann?

Aber auch sonst hatten sich innere Widersprüche ausgebildet: die religiöse Begeisterung, welche den Orden ins Leben gerufen hatte, war nicht mehr vorhanden oder hatte längst andere Formen angenommen: der Orden vereinigte längst nicht mehr die Blüthe der ganzen Christenheit in sich; er war eigentlich nur noch ein Tummelplatz für westfälische und niederländische Ritter, die hier entweder ihrem religiösen Bedürfniß genügen wollten, noch häufiger aber Versorgung oder wenigstens die hohe Schule des Ritterthums suchten.

Da konnte es auch nicht fehlen, daß die Eigenschaften, welche den Gelübden des Ordens entsprachen, — daß Einfachheit, Selbst- und Weltverleugnung, nur noch selten zu finden waren. Der schwunghafte Handel, welchen der Orden (besonders in Preußen) betrieb, hatte schon allein Ueppigkeit und Weltförmigkeit zur Folge.

Dazu kam dann endlich noch, daß die militärischen Kräfte des Ordens längst nicht mehr ausreichend waren, um den Nachbarn die Wage zu halten. Das Ritterthum hatte am Ende des Mittelalters seine Rolle in ganz Europa schon ausgespielt; die Kriegführung hatte sich verändert; seit Erfindung der Feuerwaffen

war der Krieg eine Kunst geworden und verlangte berufsmäßige Ausbildung. An die Stelle des Ritters und seiner Reifigen trat der Berufssoldat, der sich gegen Sold verdingte, und zugleich bedurfte es des schweren Geschüzes, das viel Geld kostete. Der Krieg war eben auch eine Geldfrage geworden. Wie konnte da der Orden mit seinem kleinen, armen Lande auf die Dauer mit den großen Staaten ringsherum konkurriren.

Alles vereinigte sich schon vor der Reformation, um den Orden und die livländischen Staaten überhaupt in Widerspruch mit ihrer ursprünglichen Bestimmung zu setzen. Als nun alle diese verworrenen mittelalterlichen Gestaltungen von dem neuen Licht der Reformation bestrahlt wurden, da mußte gerade den edleren Elementen, welche sich der Predigt des Evangeliums nicht verschlossen, die innere Unmöglichkeit des bisherigen Zustandes aufgehen. Wie konnten sich evangelische Gedanken und Grundsätze mit dem ganzen Wesen eines geistlichen Staates oder einer regierenden Mönchsgenossenschaft vertragen? Als Beruf des Geistlichen galt nun einzig und allein die Verkündigung des Heils: für weltliche Dinge war der weltliche Staat der einzige göttlich berechnete Richter und Verwalter. Ebenso war nun erkannt, daß es keinen besonders heiligen, geistlichen Stand geben könne, daß die Erfüllung des göttlichen Willens am Vollkommensten im Rahmen des Berufes und des Familienlebens geschehen könne. War es nun denkbar, daß ein evangelisch Gesinnter noch fernerhin ein geistliches Amt und weltliche Regierungsgewalt vereinige, daß ein solcher Ordensritter oder gar Gebieter des Ordens sei?

Wer diesen Widerspruch nicht im Gewissen empfand, der begriff ihn doch mit dem Verstande, und wem die Priester- und Mönchsherrschaft ohnehin ein Greuel war, der sah nun die Zeit gekommen, sich innerlich und womöglich auch äußerlich völlig von ihr zu befreien.

Die obersten Gewalten selbst wurden natürlich am allerersten vor die Frage gestellt, ob das Bestehende zu erhalten oder eine Veränderung zu erstreben sei. Für Letzteres hat sich der Hochmeister Markgraf Albrecht von Brandenburg entschieden: er opferte seine nominelle Selbständigkeit, seine Zugehörigkeit zum Reiche und schuf — wenn auch als polnischer Vasall — ein dauerhaftes weltliches Herzogthum. Ein Theil von Livland — der süddünische,

das heutige Kurland, hat schließlich denselben Weg betreten müssen, — aber erst nach langen Leiden und schweren Kämpfen, die nicht einmal viel Ruhm und Ehre dem Lande gebracht haben. Warum ist für den größten Theil Livlands dieser rettende Ausweg nicht gefunden worden? Da sind wir wieder bei der entscheidenden Frage angelangt, von der wir ausgegangen sind und somit auch bei der Antwort, die Schirren in seinem klassischen Aufsatz: „Walter von Plettenberg“ (Balt. Monatschr. 1861, Mai, Livländische Charaktere I“) gegeben hat. Äußere und innere Feindschaft, Mangel an Geld, an Männern, an einem Volk, — das wären die Gründe gewesen, welche Plettenberg verhinderten, dem Beispiel Albrechts von Preußen zu folgen, und zwar in völliger Freiheit allen auswärtigen Mächten gegenüber. — Aber eben hier ist das Ergebnis des bisher Ausgeführten auszusprechen: alle diese Staaten waren gar nicht darauf angelegt, eine politische Einheit zu bilden; viele ihrer Einrichtungen verloren ihren Sinn, sobald sie aufhörten geistliche Staaten zu sein; sie hätten umgestaltet werden müssen, und dazu hätte selbst Plettenbergs Autorität nicht ausgereicht. Nur in Anlehnung, unter dem Schutz eines größeren Staates wäre ein solches Wagniß möglich gewesen.

Plettenberg selbst hat dabei wohl schwerlich so sehr lebhaft die Nothwendigkeit der Umwandlung gefühlt; einerseits war er selbst gar nicht eigentlich reformatorisch gesinnt, andererseits hat man damals die Hoffnung noch keineswegs aufgegeben gehabt, die reine Predigt des Evangeliums — das, worauf es den Reformatoren vor Allem ankam, — mit den alten Ordnungen zu vereinigen. Außerdem war die Reformation noch gar nicht einmal in Livland ganz durchgedrungen. Viel merkwürdiger ist es, daß in den nächsten 35 Jahren fast in demselben Maße, als die evangelischen Ueberzeugungen allgemeiner wurden und sich vertieften, die Abneigung gegen jenen Ausweg, gegen die Herstellung einer einheitlichen weltlichen Gewalt sich verstärkte. Während in dieser Zeit das Erzbisthum Riga zum Heerde solcher Bestrebungen wird, ist es gerade der Orden, der ihnen am entschiedensten entgegentritt. Als die entscheidenden Wendepunkte in diesem Kampfe erscheinen: der Wolmarer Landtag von 1546 und die sog. Koadjutorfehde 1556—57, und als der entschiedenste Gegner aller auf Umwandlung Livlands in ein weltliches Fürsten-

thum gerichteten Pläne tritt eine Persönlichkeit immer deutlicher hervor, der man trotz ihren verhängnißvollen Mißerfolgen die Sympathie nicht versagen kann, — eine Persönlichkeit, die das Unmögliche möglich zu machen suchte, — echt evangelische Ueberzeugung und Anhänglichkeit an die alten Ordensgedanken verband, und — darüber zu Grunde ging, sein Land, seinen Staat mit sich in den Abgrund reisend. Diese Persönlichkeit ist der vorletzte Herrmeister Wilhelm von Fürstenberg.

Ein Westfale, wie Plettenberg selbst, hatte er unter diesem schon die ersten Stufen auf der Leiter der höheren Ordenswürden erklimmt. Daß er diese glänzende Zeit mitthätig erlebte, wird für die spätere Richtung seiner Politik entscheidend geworden sein, das wird ihm die Ueberzeugung eingeprägt haben, daß der Orden auch unter den veränderten Verhältnissen lebensfähig und immer noch berufen sei, an der Spitze der ganzen Konföderation zu stehen. Wie mühsam und unter welchem Aufgebot äußerster Vorsicht und feinsten Berechnung der Umstände und Personen es selbst einem Plettenberg nur gelingen konnte, diese Vormachtstellung des Ordens und den Schein des Glanzes nach außen zu wahren, das mußte geringeren Geistern entgehen. Mit der Hingabe an die Ordensideale hing aber nothwendig die Abneigung gegen Polen zusammen, der Fürstenberg, schon während er Komthur in Düna- burg war, — durch wiederholte Konflikte mit dieser Macht, ja sogar durch verheerende Raubzüge in ihr Gebiet, Ausdruck gegeben haben soll. In der That mußte dem überzeugten Anhänger des Ordens Polen als der eigentliche Heerd der größten Gefahren erscheinen. Seinen Ausdehnungsgelüsten war bereits der preußische Theil des Ordens zum Opfer gefallen, es war zu erwarten, daß es dabei nicht stehen bleiben würde. Ja, es hatte sich bereits unzweideutig der Weg gezeigt, auf dem die polnische Politik dieses Ziel mit Sicherheit zu erreichen gedachte: er führte durch das Erzstift Riga. Schon vordem hatte es das Protektorat über dieses Erzstift in seine Hände zu bringen gewußt. Jetzt aber regierte dort (seit 1539) als Erzbischof ein Bruder des polnischen Vasallen, Albrechts von Preußen, — ein Schwesterjohn König Sigismund's I. von Polen, — der Markgraf Wilhelm von Brandenburg. Welches Interesse diesen Fürsten nach Riga geführt hatte, das hatte er schon als Koadjutor seines Vorgängers (durch man-

cherlei Anschläge gegen seine Nachbarn) aufs allerdeutlichste gezeigt; ebenso wenig konnte zweifelhaft sein, was es zu bedeuten haben würde, wenn eines der Glieder der livländischen Konföderation in ein nahes politisches Verhältniß zu Polen trat. Die von hier aus drohende Gefahr wurde so lebhaft und allgemein empfunden, daß die livländischen Stände sich zu einem ebenso entscheidenden, wie gewagten, ja reichsrechtlich zum Theil gar nicht statthaften Schritt entschlossen, dem sog. Wolmarer Rezekß (28 Juli 1546). Zweierlei wurde hier bestimmt, was allen Bestrebungen reformatorischer Art einen Kiegel vorschieben sollte: einerseits wurde Erzbischöfen, Bischöfen und ihren Kapiteln, Meistern und Orden verwehrt „ihren Stand zu verändern“ Andererseits sollten ausländische Fürsten nicht ohne Genehmigung aller Stände zu einem der genannten Ämter oder dem eines Koadjutors gelangen. — Es ist noch neuerdings dieser Wolmarer Rezekß verhältnißmäßig günstig beurtheilt worden (Bergengrün), es heißt, er sollte Livland davor schützen „ein Versuchsfeld und Tummelplatz fürstlicher Abenteuerer zu werden“: „die Selbständigkeit des Landes“, „der politische Zusammenhang seiner einzelnen Glieder“ sollte dadurch aufrecht erhalten werden. Aber es war doch nur ein Versuch die alten Formen zu verewigen, ohne daß Jemand ein Mittel anzugeben gewußt hätte, wie der aus ihnen entwichene Geist zu ersetzen wäre, ja welchen Sinn sie von jetzt an haben sollten. Denn nun waren wohl schon weitaus die meisten Theilnehmer an jenem Rezekß mit größerer oder geringerer Entschiedenheit evangelisch gesinnt.

Es mag freilich gerade dieses evangelische Bewußtsein die Abneigung gegen das unter Sigismund I. noch streng katholische Polen wachgehalten haben, obgleich Preußen durch den Anschluß an Polen in religiöser Hinsicht nicht zu leiden gehabt hatte. Wirkamer scheint aber der rührende Idealismus der Reichstreue bei den Vertretern des Landes gewesen zu sein. So wenig auch das Reich zu bieten vermochte, so erschien es doch als ein unerträglicher Gedanke, ihm „entfremdet“ zu werden. Man mochte das Gefühl haben, als sei das gleichbedeutend mit der Ausschließung aus der Christenheit. Auch das Widersinnige wird durch das Alter ehrwürdig: tausendfache Erinnerungen geben ihm einen verklärenden Glanz. Dazu kam dann noch der Reiz der, wenn auch

nur scheinbaren, Selbständigkeit, die man bisher genossen zu haben glaubte. So waren es nicht gerade die besten Elemente, welche vorurtheilslos sich allein von Gesichtspunkten der Realpolitik leiten ließen. Selbst im Orden bildete sich jetzt nämlich eine polnische Partei, deren hervorragendste Glieder der Landmarschall Jaspas von Münster und der Ordenskanzler Christoph Böttcher waren. Aus den späteren haßerfüllten Aeußerungen dieser Männer erkennen wir, wie als eigentliche Triebkraft auf der andern Seite Fürstenberg angesehen werden konnte. In den nächsten Jahren nach 1546 gestalteten sich die Verhältnisse für die Partei Fürstenbergs günstiger: es ist dieselbe Zeit, da auch im Reich der Gedanke einer Vermittelung zwischen altkatholischem Wesen und den neuen protestantischen Forderungen festen Boden zu gewinnen schien, die Zeit der Verhandlungen über das Interim, die vom Kaiser aufgenöthigte Vermittlungsformel, da selbst Melancthon nicht abgeneigt erschien, die alten kirchlichen Formen als mit dem Evangelium vereinbar anzuerkennen. In der That haben Orden und Bischöfe das Interim angenommen. Aber die Vermittelung scheiterte, aufs Neue siegte der Protestantismus im Reiche und alsbald gewannen auch die Versuche das Erzstift Riga in die Hände eines deutschen Fürstenhauses, das mit dem polnischen verwandt und von ihm unterstützt war, zu spielen, greifbare Gestalt. Der Erzbischof Wilhelm ließ seinen jugendlichen Verwandten, den Herzog Christoph von Mecklenburg, zu sich kommen und veranlaßte ohne Rücksicht darauf, daß er selbst den Wolmarer Meß beschworen, — seine Wahl zum Koadjutor, ohne die Zustimmung der anderen Stände abzuwarten. Damit war die Frage zur Entscheidung reif geworden. Die beiden Parteien im Orden und im Lande mußten sich mit einander messen: noch einmal stand das Schicksal Livlands in Frage.

Die allgemeine Erbitterung drängte zum Ausbruch. Es half nichts, daß bereits die dunkle Wolke im Osten sich erhob, welche den Untergang des ganzen Staatenbundes herbeiführen sollte. Die Verhandlungen mit Rußland hatten bereits Jedem, der sehen wollte, gezeigt, daß es dem Zaren Iwan IV nicht um Frieden zu thun war. Die von hier drohende Gefahr schien geringer als die innere. Man muß ja bedenken, daß die russische Macht bei allen Schwierigkeiten, die sie den Livländern bereitet

hatte, bisher nicht vielmehr als Grenzkriege zu erregen im Stande gewesen war. Auch in politischen Fragen spielt die Phantasie eine große Rolle und diese war damals nicht von Verheerungszügen des östlichen Nachbarn, sondern von der Thatsache der Unterwerfung Preußens durch Polen erfüllt. So ist es wohl verständlich, daß alle Warnungen und Proteste der polnischen Partei im Orden ungehört verhallten und daß auf dem Landtage zu Wolmar 1556 dem greisen Ordensmeister Heinrich von Galen Niemand anderes als Fürstenberg zum Koadjutor bestellt wurde. Die stürmischen Vorgänge bei dieser Wahl brachten den inneren Gegensatz zum Ausbruch: Jaspas Münster ward gezwungen, seine Karten aufzudecken und trat nun offen auf die Seite des Erzbischofs und Polens (Christoph Böttcher war schon früher desertirt). Seine Partei ward zersprengt; derjenige, der seine Bestrebungen mit größerem Erfolge wieder aufnehmen sollte, Gotthard Kettler, hielt sich noch vorsichtig zurück.

In den sich nun rasch entwickelnden Kriegszereignissen — der sog. Koadjutorfehde — rechtfertigte Fürstenberg durchaus die in ihn gesetzten Erwartungen. Es gelang ihm die Korrespondenz der Gegner in seine Hände zu bekommen: nun war es leicht dem ganzen Lande die verrätherischen Absichten des Gegners zu beweisen und den Krieg an der Spitze der geeinten Landesmacht zu eröffnen. Die Erfolge ließen nicht auf sich warten: in zwei Wochen waren sämtliche Schlösser des Erzbischofs und seines Koadjutors — ja auch diese beiden Fürsten selbst — in den Händen Fürstenbergs. Es war ein glänzender Erfolg, wie die Geschichte des Ordens ihrer nur wenige aufzuweisen hatte. Jetzt schien es möglich, den jahrhundertlangen Streit mit dem Erzbischof ganz und gar im Sinne des Ordens zu beenden und eine Einigung des Landes ohne alle Anlehnung an das Ausland zu Stande zu bringen. Vielleicht wurden dem „tollen Kopfe“ Fürstenberg nicht mit Unrecht solche Absichten zugeschrieben. Allein es kommt weniger auf das Siegen an, als auf das Vermögen den Sieg festzuhalten und zu benutzen. Schon sehr bald zeigte sich, daß man mit dem eigentlichen Gegner, Polen, das beim Ausbruch des Krieges nicht hinlänglich gerüstet gewesen war, überhaupt nicht gerechnet hatte. Noch schlimmer aber war die Erfahrung, die der Orden alsbald machen mußte: Niemand von seinen Nachbarn, auch nicht

Kaiser und Reich, erwies sich einer solchen Vergrößerung der Ordensmacht günstig, den überwundenen Gegnern dagegen fehlte es nicht an Sympathien, war in ihnen doch der ganze deutsche Fürstenstand getroffen. Während also die Illusionen unerbittlich zerrannen, sah sich Fürstenberg der unerbittlichen Wirklichkeit in Gestalt der sich nun sammelnden polnisch-preussischen Macht gegenüber. Eben erst — Ende Mai 1557 — Herrmeister geworden, mußte er erkennen, wie wenig Boden er unter den Füßen hatte, wie er seine Kraft für Verhältnisse eingesetzt hatte, für die Niemand mehr in der Welt eine tiefere Theilnahme empfand, die auch im Reiche nur so lange bestehen konnten, als ihnen stärkere reale Mächte, — die Interessen fürstlicher Häuser, zur Seite standen.

Wenig mehr als ein Jahr nach dem Siege über den Erzbischof vernichtete der Friede von Poswol — Herbst 1557 — alle wesentlichen Früchte des Sieges: der Erzbischof mußte wieder eingesetzt, der Koadjutor Christoph anerkannt, der Wolmarer Nezeß faktisch aufgegeben werden. Schlimmer war die Abhängigkeit von Polen, die als Resultat dieses Vertrages bestehen blieb, wenn sie auch in die Form eines Schutz- und Trutzbündnisses gegen Rußland gekleidet war. Obgleich dieses Bündniß später in Kraft treten sollte, setzte es Livland schon jetzt schutzlos dem Zorne des Zaren aus, denn dieser hatte die Verlängerung des Friedens unter der Bedingung gewährt, daß kein Bündniß mit Polen geschlossen werden dürfte. Angesichts dieser Sachlage wird man allerdings das Recht haben anzunehmen, die Absichten der polnischen Politik wären dahin gegangen, die Macht der livländischen Staaten durch Rußland brechen zu lassen, um dann ohne viele Mühe die eigene Herrschaft darin zu begründen.

Aber schon durch diesen Friedensschluß war die Macht des Ordens thatsächlich gebrochen: es hatte sich gezeigt, daß er überhaupt nicht mehr im Stande war, eine selbständige Politik zu führen. Das Bewußtsein davon, daß die alte Zeit nun unwiederbringlich verloren sei, mußte sich lähmend insbesondere den führenden Persönlichkeiten mittheilen.

Und gerade jetzt sollte man alle Kräfte zusammenraffen, um einem neuen, starken, konsequent vorgehenden Feind entgegenzutreten. Die schreckliche Katastrophe, welche nun hereinbrach, ist

nicht etwa durch die übermäßige Verderbniß der sittlichen Zustände herbeigeführt worden: soweit eine solche wirklich vorhanden war, ist sie nicht Ursache, sondern Folge, oder vielmehr Symptom der innern politischen Auflösung gewesen.

Die alte Ordnung der Dinge hatte ihren Sinn verloren: wer sollte noch Gut und Blut einsetzen, um sie zu vertheidigen und zu erhalten? Gerade der Gegensatz zwischen der schlaffen, ziellosen Kriegsführung hier, und der zielbewußten der Koadjutorfehde, ist ein Beweis dafür, daß das Vertrauen verloren gegangen war, das Vertrauen des Landes zu seiner militärischen Vormacht, dem Orden, das Vertrauen dieses zu sich selber. An einzelnen Waffenthaten hat es nicht gefehlt. — Bis in diese letzte Zeit hinein ist aber der Gegensatz der Parteien innerhalb des Ordens lebendig geblieben; Fürstenberg hielt noch jetzt an seinen Idealen fest. Auf Bundesgenossen hoffte er, den Gedanken einer Einverleibung in ein fremdes Reich hatte er nicht zu fassen vermocht. Und doch war nur noch von einer solchen Hülfe zu erwarten: nur dann vermochte der Bundesgenosse an dem Lande ein Interesse zu gewinnen, wenn er hoffen durfte, es demaleinst für sich zu behalten. Das erkannte Gotthard Kettler wohl, im Gegensatz zu Fürstenberg — Realpolitiker durch und durch. Als das Haupt einer neuen polnischen Partei zwang er sich zuerst dem alten Meister als Koadjutor auf und veranlaßte ihn schließlich zum Rücktritt (endgültig September 1559). Bei den Verhandlungen, die nun folgten und die Liquidation des Ordensstaates herbeiführten, konnte Fürstenberg nur hinderlich sein.

Er hat noch den innern Widerspruch, der den Ordensstaat zerstörte, an seinem eigenen Leibe erfahren müssen. Der Meister einer Genossenschaft, die auf innerlich freiwillige, religiöse Verpflichtung zum Kriegsdienst gegründet war, wurde von gemietheten Söldnern dem Feinde verrathen.

Auch in der Gefangenschaft hat Fürstenberg den doppelten Inhalt seines Lebens nicht verleugnet: er schlug die ihm angebotene Befreiung und Wiederherstellung aus, weil sie an die Bedingung des Dienstverhältnisses zu einer fremden Macht geknüpft war, — und andrerseits hat er sich bis an sein Lebensende als treuer evangelischer Christ bewährt. Eine auf seine Veranlassung

gegründete evangelische Kirche an dem Orte seiner Verbannung (Ljubim) hat von seiner Gefinnung Kunde gegeben.*)

So war Alt-Livlands Selbständigkeit zusammengebrochen, weil das Gebäude seiner politischen Ordnung nach einem in sich widerspruchsvollen Plane errichtet war. Der geistliche Staatenbund hatte einer rein geistlichen Macht, dem Protestantismus, nicht Stand gehalten. Dieser aber hat Livland eine andere Lebenskraft mitgetheilt, die ihm alle weitere Noth überstehen half und seine Einheit mitten in der Zerissenheit bewahrte. Es wird bestehen und wird ein Segen sein für das Land, zu dem es gehört, so lange ihm diese Lebenskraft erhalten bleibt.

28. Januar 1900.



Zur Geschichte der livländischen Privilegien.

Um zu einer richtigen Würdigung der livländischen Landesprivilegien zu gelangen, ist es erforderlich, zunächst die staatsrechtliche Stellung des Landes in's Auge zu fassen. In dieser Beziehung ist zu beachten, daß Livland weder unter polnischer noch unter schwedischer Oberhoheit den betreffenden Reichen im eigentlichen Sinne des Wortes inkorporirt, sondern zu allen Zeiten Provinz gewesen ist, und deshalb konnte die livländische Ritterschaft für ihre Privilegien die Bedeutung eigentlicher Landesprivilegien beanspruchen. Es ist nun eine irrthümliche Auffassung, daß die livl. Ritterschaft diese Provinzialstellung zu allen Zeiten habe behaupten wollen; es läßt sich vielmehr nachweisen, daß die Ritterschaft zu schwedischer Regierungszeit die Inkorporation nachgesucht hat, aber vergeblich. Die Ritterschaft wußte sehr wohl, daß sie des Landes, wie auch ihre eigenen Interessen am wirksamsten vertreten konnte, wenn sie die Reichsstandschaft gewann, die der Provinzialritterschaft versagt blieb. Von solchen Versuchen konnte aber nach erfolgter Vereinigung Livlands mit Rußland natürlich nicht mehr die Rede sein. Eine Reichsstandschaft gab es hier nicht zu gewinnen und

*) Nach einer Mittheilung meines Bruders, des Prof. E. Berendts, in Jaroslawl.

somit mußte um jeden Preis die Sonderstellung der Provinz als solcher behauptet werden.

Die Regierung Peters I. kam diesem Bestreben bekanntlich willig entgegen und so gelangte in der Kapitulation v. 1710 die dem Lande gewährte Provinzialstellung überall zum Ausdruck. Das war auch dem russischen Staatsrechte völlig konform, denn das sog. Generalreglement Peters I. 1720 statuirte klar den Unterschied zwischen „den russischen Reichen und Ländern“ und den „dem russischen Szepter unterworfenen Provinzen“, welche ihre „besonderen Privilegien haben“, wobei ferner bestimmt wurde, daß „jedes Volk nach dem von Ihro Zar. Majestät konfirmirten Rechten und Privilegien zu traktiren sei.“ Zwar heißt es im Art. 4 des Nystädter Friedens v. 1721 Aug. 30, daß die dem Königreich Schweden abgewonnenen Länder „in perpetuum dem russischen Reiche inorporirt werden“ sollen; daß aber hier unter dem Ausdrucke „inorporirt“ nur die Abtrennung vom schwedischen Reiche und die Zuthellung zu Rußland verstanden werden soll, keineswegs aber eine Beseitigung der Provinzialverfassung, ergibt sich daraus, daß in den Art. 9—13 die provinzielle Sonderstellung den Liv- und Estländern besonders ausbedungen und vom Zaren garantirt wurde.

Etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts begann die Regierung, unter dem Drucke der schon zu Ende der 30. Jahre hervortretenden nationalistischen Strömung, die Provinzialstellung Livlands in Frage zu stellen. Das machte sich zunächst in der offiziellen Terminologie geltend, indem 1845 die der Ritterschaft zustehende Titulatur „Ritterschaft des Herzogthums Livland“ auf namentlichen Allerhöchsten Befehl aus der offiziellen Schreibweise verbannt wurde. Der Ritterschaft war das Mißfallen, das diese Titulatur höheren Orts seit einiger Zeit erregt hatte, sehr wohl bekannt, aber da der General-Gouverneur in einem Schreiben v. 1841 an den residirenden Landrath den Gegensatz zwischen dem „antiquirten Herzogthum“ und dem bloßen „Gouvernement“ hervorgehoben hatte, so remonstrirte die Ritterschaft mit aller Energie. Die Bezeichnung „Provinz“ blieb indessen bis auf Weiteres unangefochten, so daß noch im Jahre 1864 das Liv-, Est- und Kurländische Privatrecht als des „Provinzialrechts der Ostseegouvernements“ dritter Theil die Allerhöchste Sanction erhalten konnte.

Freilich war diese für die Provinzialstellung sprechende Terminologie aus dem russischen Text bereits beseitigt.

Wichtiger ist die Thatsache, daß in dem Swod der Reichsgesetze, Th. I., Art. 4 Pkt. 1., Ausgabe v. J. 1876, die „baltischen Gouvernements Estland, Livland und Kurland“ nach wie vor in der Reihe der nach besonderen Verordnungen verwalteten aufgeführt werden und daß für diese das Provinzialrecht als gültige Verordnung angeführt wurde. Oft genug hat die Ritterschaft Veranlassung gehabt, sich auf diese Swodbestimmung berufen zu müssen. Hierzu ist ihr die Möglichkeit nun genommen, denn in der Swodausgabe v. 1892 werden die Provinzen in dem Art. 4 nicht mehr aufgeführt, die Anmerkung 1 ist gestrichen und statt dessen bezeichnet der Art. 13 sub Nr. 18, 20 u. 28 Kurland, Livland und Estland als nach der allgemeinen Verfassung verwaltete Gouvernements. Durch das Gesetzbuch war somit die Sonderstellung der Provinzen völlig beseitigt.

Gewissermaßen als Vorbote der Eliminirung jenes Swodartikels ist der 2. Art. der Einleitung des I. Theiles des Provinzialrechts zu betrachten, dessen Erscheinen, wie im Auge behalten werden muß, dem soeben referirten Verbot der Bezeichnung „Herzogthum Livland“ und der damit verbunden gewesenen Auseinandersetzung über die Privilegien und Rechte, die jene Bezeichnung nach der Meinung der Ritterschaft rechtfertigen, fast unmittelbar gefolgt war. Dieser Artikel lautete:

„Die von den allgemeinen Gesetzen abweichenden Rechtsbestimmungen werden provinzielle Gesetze genannt. Gleich den allgemeinen Gesetzen ihre Kraft nur von der Selbstherrschenden Gewalt entnehmend, erstrecken sie sich bloß auf diejenigen Gouvernements und Provinzen, welchen alleine sie zugestanden worden, und umfassen nur diejenigen Fälle, für welche sie namentlich, als Ausnahme von den allgemeinen Vorschriften, festgestellt sind. In allen anderen Fällen behält die Wirkung der allgemeinen Gesetze des Reichs ihre volle Kraft auch in diesen Gouvernements und Provinzen.“

Es scheint, daß dem Artikel von der Ritterschaft damals die volle Bedeutung nicht beigemessen wurde, welche ihm doch wohl zukommt, sowohl in Ansehung der Provinzialstellung des

Landes als auch der ritterschaftlichen Privilegien. Das mag sich wohl dadurch erklären, daß das „Vorwort“ zu demselben Bande des Provinzial-Rechts die Annahme der fortdauernden Geltung der hergebrachten Rechte als solcher gestattete. Daß indessen die Staatsregierung eben jenem § 2 eine derogirende Bedeutung in kategorischem Sinne hat beimessen wollen, oder ihm doch eine solche in der Folge beigelegt hat, ist der Ritterschaft in der Allerhöchsten Entscheidung auf die ritterschaftliche Supplik v. J. 1870 eröffnet worden. Die Entscheidung gewinnt in Beziehung auf die Provinzialstellung sowohl, als auch auf die Privilegien der Ritterschaft um so höhere Bedeutung, wenn man erwägt, daß die in ihrem vollen Wortlaute von Sr. Majestät auf die ritterschaftliche Supplik eigenhändig verschriebene Resolution eine Supplik betraf, in der die Ritterschaft, ihre Beschwerden über die gouvernementale Landesverwaltung vorbringend, den privilegienmäßigen Standpunkt ganz besonders betont hatte, unter namentlicher Hervorhebung des Privilegiums Sigismunds Augusts, der Kapitulation von 1710 und des Nystädter Friedens. Die durch den General-Gouverneur in einem Schreiben v. 5. März 1870 dem Landrathskollegium eröffnete Kaiserliche Resolution lautete: „Da sowohl die allgemeinen, als auch die lokalen Gesetze ihre Kraft nur aus der Souverainen Gewalt entnehmen, so ist die Livl. Ritterschaft mit den in ihrem Gesuche auseinandergesetzten Bitten entschieden zurückzuweisen und das um so mehr, als die Bitten selbst mit der Einleitung des Provinzialrechts nicht übereinstimmen.“

Hierin war ein für die Provinzialstellung des Landes und die sie begründenden Privilegien verhängnißvolles Regierungsprogramm klar zum Ausdruck gelangt, nachdem Seine Majestät bereits einige Jahre zuvor, in der 1867 in Riga gehaltenen Anrede, dieses Programm kundgegeben hatte. Es ist bemerkenswerth, daß als der Großfürst Wladimir bei seiner im Sommer 1886 im Auftrage und als Vertreter des Kaisers durch Livland unternommenen Reise am 30. Juni in der Dorpater Universitäts-aula die Vertreter der Ritterschaft, der Stadt und der Universität versammelt hatte, er ihnen die von Kaiser Alexander II. gesprochenen Worte in Erinnerung zu bringen für nöthig hielt. Offenbar sollte das Land darauf aufmerksam gemacht werden, daß die kurz zuvor

nachdrücklichst in Angriff genommene Beseitigung der Sonderstellung Livlands eine konsequente Durchführung der von Kaiser Alexander II. bereits inauguirten Regierungspolitik sei. Die Rede des Großfürsten möge in dem Wortlaut der damals abgefaßten offiziellen Niederschrift hier wiederholt werden. Der betreffende Passus lautet:

„Der Kaiser wie das ganze Kaiserhaus hege zu der Treue des Adels und aller Stände, deren Väter und Großväter im Dienste ihr Blut vergossen, volles Vertrauen und vollen Glauben, — aber wir sollten uns darin nicht täuschen, daß die begonnenen und noch in Aussicht stehenden Maßregeln der Regierung unentwegt durchgeführt werden würden, denn der Kaiser sei der Herrscher des ganzen Rußland, unseres gemeinsamen Vaterlandes, zu welchem die Ostseegouvernements, gleich allen anderen, gehörten. Se. Majestät, sein Hochseliger Vater, als er nach überstandener Lebensgefahr aus Paris nach Riga kam und sich freute, sich inmitten seines treuen Adels zu befinden, hielt eine Rede, welche er verlesen wolle. — (Der Großfürst zog ein Papier hervor und verlas die 1867 im Schlosse zu Riga von Alexander II. gehaltene Rede in extenso.) Dieselben Intentionen, die damals ausgesprochen worden, seien auch gegenwärtig wirksam und bildeten den unerschütterlichen Willen Sr. Majestät, welcher dahin gerichtet sei, eine vollständige Assimilation und Gleichstellung mit dem Reiche zu Stande zu bringen. Er, der Großfürst, müsse noch ferner hinzufügen: er habe bemerkt, daß man bei uns von der Vorstellung ausginge, Se. Majestät hege gegen uns ein gewisses Mißtrauen. Das sei nicht der Fall, denn Se. Majestät blicke auf uns mit demselben Wohlwollen, wie auf alle Theile des Reiches. Er sei von Sr. Majestät besonders beauftragt zu erklären, daß dieses Mißtrauen bei Ihm nicht vorhanden sei. Er, der Großfürst, müsse aber noch einmal in Erinnerung bringen, daß die Maßregeln der Regierung unerschütterlich feststünden.“

*

*

*

Der provincialrechtlichen Sonderstellung der Ostseeprovinzen war seit Jahrhunderten deren Oberleitung angepaßt. Seitdem

Livland unter schwedische Botmäßigkeit gelangt war, hatte es unter der Oberleitung von Generalgouverneuren gestanden, denen sämtliche Gebiete der provinziellen Verwaltung, auch Kirchen- und Schulwesen, Verkehrswesen und Landesvertheidigung, untergeordnet waren. Zwar ist nicht einmal für Liv- u. Estland diese Oberverwaltung immer eine gemeinsame gewesen, namentlich war zu Beginn der russ. Regierungszeit Estland von Livland abgetrennt, der Dorpater Kreis Estland zugetheilt und Livland mit dem „Gouvernement Smolensk“ vorübergehend vereinigt worden, — ein baltisches Generalgubernat für Liv-, Est- und Kurland existirte gar erst seit 1801, — zu allen Zeiten aber waren die Generalgouverneure für ihre Provinzen von der größten und, von wenigen Ausnahmen abgesehen — wobei man wohl an die Namen Gaster, Browne und Golowin denken wird — auch von segensreichster Bedeutung gewesen. In ihnen war den Provinzen eine mit höheren Machtbefugnissen ausgestattete, mit den lokalen Verhältnissen genau vertraute und stets zugängliche Vertretung ihrer Interessen dem Monarchen und den Reichs-Zentralbehörden gegenüber gewährt. Das war, seitdem Livland unter russische Botmäßigkeit gelangt war, von um so größerer Bedeutung, als die russischen Regenten — die den Provinzen am gnädigsten gesinnten nicht ausgenommen — für die Bitten und Vorträge der ritterschaftlichen Vertreter persönlich immer nur ausnahmsweise zugänglich waren. Namentlich nach Einführung der Ministerien unter Kaiser Alexander I. haben sogar die General-Gouverneure vielfach darunter zu leiden gehabt, daß die naturgemäß büreaukratisch gesinnten und zur Centralisirung wie auch Nivellirung neigenden Ministerien ihre Macht immer mehr zur Geltung zu bringen suchten. Als nun durch Allerhöchsten Befehl von 1876 Januar 25 das Generalgubernat der Ostseeprovinzen aufgehoben und gleichzeitig befohlen wurde, „die Verwaltung in den Gouvernements Liv-, Est- und Kurland nach den Regeln der allg. Gouvernements-Organisation und nach den besonderen für diese Gouvernements emanirten lokalen Verordnungen und Gesetzesbestimmungen einzurichten“ — da verkannte man in den Ostseeprovinzen die Tragweite dieser Maßregel keinen Augenblick. Dem Kaiserlichen Befehl mit einer Supplik zuvorzukommen, war nicht möglich gewesen, weil der Befehl sehr geheim vorbereitet und rasch ausgeführt worden war. Auch wurde der Eindruck der

Maßnahme einigermaßen dadurch gemildert, daß der Kaiser an die Vertreter der Ritterschaften aus dem vorliegenden Anlaß am 3. Februar 1876 eine überaus gnädige Ansprache gehalten hatte, die wohl geeignet war, die Besorgniß hinsichtlich der Motive der Maßnahme zu zerstreuen, sodann weil damals gute Aussicht vorhanden war, den Ostseekomité beizubehalten und ihn, reorganisiert, zu um so höherer Bedeutung gelangen zu sehen. Endlich konnte nicht außer Acht gelassen werden, daß der Kaiser in jener Ansprache als Persönlichkeit, die fortan die Interessen der Ritterschaften unmittelbar beim Throne vertreten werde, den Minister des Innern bezeichnet, und dieser den Provinzen besonders wohlgesinnte Minister, Walujew, erklärt hatte, wie es der Regierung vollkommen fern liege, an der Sonderstellung der Provinzen rühren zu wollen, die ganze Maßnahme vielmehr hauptsächlich auf eine größere Vereinfachung des administrativen Apparats abziele. Unter solchen Umständen beschloß die Ritterschaft, von jeglichen, auf die Wiedererlangung des Generalguberniats gerichteten Schritten Abstand zu nehmen....

* * *

Für die Reaktivierung des Ostseekomités waren, wie erwähnt, ursprünglich gute Aussichten vorhanden gewesen. Der Minister des Innern, Walujew, hatte sich durchaus im Sinne einer Reaktivierung bei Kaiser Alexander II. ausgesprochen, der sich einem solchen Plane geneigt gezeigt hatte, und der estländische Ritterschaftshauptmann hatte damals (1876) Gelegenheit, dem Thronfolger, nachmaligen Kaiser Alexander III., über diesen Gegenstand Vortrag zu halten und hatte auch hier Wohlwollen und Verständnis gefunden. Nicht lange darauf, Ende 1877, starb der Präsident des schon lange in Unthätigkeit verbliebenen Ostseekomités, General-Adjutant von Grünwald, ohne daß der Posten neu besetzt oder der Komité aufgehoben worden wäre. Die Ritterschaft fuhr aber fort, die Kanzleigelder zu zahlen, bis daß ihr der livländische Gouverneur am 15. Februar 1883, mittheilte, daß hierfür kein Bedürfniß mehr vorliege. Die seit dem Tode des Geschäftsführers, Geheimrath A. v. Tidéböhl, unverbraucht gebliebenen Kanzleigelder wurden zurückgezahlt. Mittlerweile waren einige Landtags- und Konventsbeschlüsse gefaßt worden, die —

stets nur gelegentlich anderer Angelegenheiten, — auch die Aktion zur Reaktivirung des Ostseekomités zum Gegenstande hatten.

Nachgerade aber hatten sich die Chancen immer ungünstiger gestaltet. Schließlich nahm die sogenannte baltische Konferenz, laut Bericht an den Landtag 1884 in Aussicht, daß die Vertreter aller baltischen Ritterschaften mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln und selbst auf dem Wege einer Immediatsupplik in Aktion treten sollten. Vom Landtage wurde der Beschluß gutgeheißen. Schließlich waren aber alle für eine Aktion ursprünglich vorhanden gewesenen günstigen Voraussetzungen weggefallen und weitere Schritte mußten unterbleiben.

Eine Durchsicht des Archivs des Ostseekomités läßt übrigens erkennen, das dieser Komité eine doch nur sehr beschränkte Thätigkeitsphäre und ganz vorübergehende Bedeutung gehabt hat, indem während seiner ganzen Existenz überhaupt nur einige Duzend Sachen seiner Begutachtung übergeben worden waren, und daß somit, wenn der Ostseekomité die in ihn gesetzten Hoffnungen hätte erfüllen sollen, nicht sowohl eine Reaktivirung als vielmehr eine Reorganisation auf ganz veränderter Basis hätte angestrebt werden müssen.

* * *

Das Recht des Gehörtwerdens in allen Angelegenheiten der Ritterschaft ist ein althergebrachtes, das schon in den Privilegien der Erzbischöfe, Bischöfe und Ordensmeister zum Ausdruck gelangte. Der betreffende Punkt lautete, daß „ohne die Ältesten im sitzenden Rathe“ in der Ritterschaft Angelegenheiten nichts vorgenommen werden soll. Hierauf hat die Ritterschaft in der Folgezeit stets rekurrirt und zwar nicht ohne Rechtsgrund, da die von den Erzbischöfen, Bischöfen und Ordensmeistern den weltlichen Ritterschaften erteilten Privilegien von der schwedischen Regierung bestätigt worden waren. Daraufhin wurde bei Kreirung des Landrathskollegiums 1643 Juli 4 (Pkt. 1) dieses Kollegium als ein ständiger Beirath der örtlichen Regierung, namentlich des Generalgouverneurs, errichtet. Diese Stellung der Landräthe wurde auch in der Folgezeit nicht abgeändert, als dem General-Gouverneur besondere Assistenräthe beigeordnet wurden.

In den Kapitulationen v. 1710 hatte die Ritterschaft unter-

lassen, sich dieses Berathungsrecht besonders auszubedingen, da ihr der gesammte Rechtsstand aus der vorigen Regierungszeit garantirt worden war.

Sehr bald nach Beginn der russischen Regierungszeit fühlte sich jedoch die Ritterschaft gerade in diesem Rechte gekränkt, indem zu den vorbereitenden Verhandlungen über die Güterrestitution die Landrätthe nicht zugezogen wurden. Im Punkt 5 des daraufhin dem Zaren unterbreiteten Memorials betonte daher die Ritterschaft das ihr zukommende Recht, bittend, der Kaiser möge die „Ritterschaft auch bei diesem Privilegio konserviren und also zu der Judikatur zwei vor denen hiesigen Landrätthen bei der (erwähnten) Komission sowohl als hierfür bey der Regierung nach Inhalt des Dokuments B (die Urkunde von 1643 Juli 4) um so viel geneigter admittiren.“

Die von Menschikow in Abwesenheit des Kaisers unter dem 1. März 1712 ertheilte Resolution lautet wie folgt:

Soll, so oft inskünftige etwas von den Landaffairen wird vorgenommen werden, allezeit denen Landrätthen (zufolge der Privilegien) die Admittirung erlaubt sein, gleich wie bei schwedischen Zeiten geschehen. Was sie aber ferner suchen, die Admittirung auch bei der Kaiserlichen Regierung zu haben, solches kann nicht verstattet werden.*)

Bekanntlich verordnet der Art. 567, Th. 2, des Provinzialrechts (unter Berufung auf das Privilegium v. 1643 Juli 4 und v. 1660 November 23), daß der residirende Landrath zu den Sitzungen der Gouvernements-Regierung und der Palatenversammlung als Mitglied eingeladen wird, sobald Sachen zu prüfen sind, welche sich auf die Rechte, Vortheile und Einrichtungen der Ritterschaft beziehen. Es ist dieses ein immerhin praktisch sehr bedeutungsvolles Recht, daß die livl. Ritterschaft den russischen Adelsinstitutionen voraus hat.

Von einer gesetzlichen Vertretung der Ritterschaft in der entsprechenden Amtsführung des Generalgouverneurs ist im Provinzialrecht freilich nicht mehr die Rede.

*

*

*

*) Die hier gegebene offizielle Uebersetzung entspricht nicht dem Wortlaute. Dieser besagt: Когда земские будутъ случатна дѣла тогда имѣють всегда

Alle Regenten über Livland,*) von Gustav Adolf an bis zu Alexander II. herab, haben den Ritterschaften und Städten ihre „Privilegien“ bestätigt. Die Daten dieser Bestätigungen sind zu oft zusammengestellt worden, als daß sie hier wiederholt zu werden brauchten. Es muß aber hervorgehoben werden, daß diese Bestätigungen mehrmals lange auf sich warten ließen. Zu ihrer Erwirkung wurden regelmäßig Deputationen abgesandt. Mehrmals unterlagen die zu bestätigenden Privilegien, die zu dem Zwecke vollständig zusammengestellt und übersetzt werden mußten, einer genauen Prüfung. Der Tenor der Privilegienbestätigungen wurde nachträglich in die „vollständige Sammlung der Gesetze“ aufgenommen. Der Wortlaut ist sehr verschieden, stimmt aber darin überein, daß, außer den namentlich genannten Privilegien, regelmäßig auch die althergebrachten Rechte, Gewohnheiten, Freiheiten und Statuten bestätigt wurden. Die russischen Herrscher pflegten zudem einzelne von ihren nächsten Vorgängern der Ritterschaft erteilten Rechte besonders namhaft zu machen, meist wurden auch das Privilegium Sigismundi Augusti und die Kapitulation von 1710 ausdrücklich erwähnt. Solches geschah zuletzt durch Kaiser Alexander I., indem außer dem Privilegium Sigismund Augusts v. 1561, auch der Ukas der Kaiserin Katharina v. 1783 Mai 3 (über die Modifikation der Lehen) und der Kaiserliche Befehl v. 1796, November 28 (über die Wiederherstellung des Landesstaates) besonders aufgeführt wurden. Der Bestätigung ist aber hier zum ersten Mal**) die sogenannte Majestätsklausel folgendermaßen hinzugefügt: „insofern selbige (die Rechte und Privilegien) mit den allgemeinen Verordnungen und Gesetzen unseres Reiches

Ландраты противъ ихъ привилей къ тому допущены быть равно какъ въ Шведскіе времена въ обыкновеніи было. А чтобъ онымъ судить и опредѣленіе въ дѣлахъ чинить того имъ позволить не можно.

*) Zufällige Umstände haben dazu geführt, daß von den dem Lande am gnädigsten gesinnten Kaisern, Peter III. und Paul I. keine Privilegienbestätigungen vorliegen.

**) Es muß bemerkt werden, daß in der sogen. Generalkonfirmation durch Peter I. von 1710, September 30 namentlich in Ansehung des Privilegiums Sigismundi Augusti die im Grunde selbstverständliche Klausel, „soweit sich dieselben (Rechte) auf jetzige Herrschaft und Zeiten applizieren lassen“ vorkommt, sowie ferner der Passus „doch Uns und Unserem Reiche, Hoheit und Recht in allem vorbehaltenlich und sonder Nachtheil und Präjudiz.“

übereinstimmen.“ Genau in derselben Fassung findet sich die Klausel auch in der Bestätigung durch Kaiser Nikolai I. v. 1827, Februar 9. Hier wird aber das Privilegium Sig. Augusts nicht mehr erwähnt, ebensowenig wie die Kapitulation v. 1710. Aehnlich ist die letzte, durch Kaiser Alexander II. 1856, Februar 17 gewährte Privilegienbestätigung gestäbt. Sie lautet:

Wir von Gottes Gnaden Alexander der Zweite 2c. an Unseren lieben getreuen livländischen Adel thun hiermit kund 2c. daß Wir aus Anlaß der Uns durch die Deputirten Landrath Baron Vietinghoff und Landmarschall von Stein unterbreiteten Allerunterthänigsten Bitte des livländischen Adels diesem Adel nicht nur alle seine früheren Rechte, Gewohnheiten, Einrichtungen, Vorzüge und Privilegien auf derselben Grundlage Allergnädigst belassen, auf welcher derselbe sie kraft Allerhöchster Reskripte und Ukasen Unserer Erhabensten Vorfahren gegenwärtig genießt, sondern auch die während der Regierung unseres geliebten Vaters, des Herrn und Kaisers Nikolai Pawlowitsch, hochseligen und ewigruhmwürdigen Andenkens, zu Gunsten dieses Landestheils getroffenen Bestimmungen bestätigen, indem Wir diesem Adel gestatten alle diese Rechte, Privilegien und Vorzüge, sofern selbige mit den allgemeinen Verordnungen und Gesetzen Unseres Reichs übereinstimmen, frei auszuüben, und hierbei mit Unserem Kaiserlichen Worte versichern, daß Alles dasselbe auf dieser Grundlage ohne die geringste Aenderung von Unserer Seite gewahrt und aufrecht erhalten werden wird.

Zur Urkunde dessen haben wir diesen Unsern Gnadenbrief eigenhändig Allergnädigst unterzeichnet und befohlen mit Unserem Reichsiegel zu bekräftigen.

Die Bezeichnung „Deputirte“ ist mißverständlich. Es handelt sich hierbei bloß um die Unterzeichnung der Supplik durch den residirenden Landrath und Landmarschall. Eine Deputation hatte sich der Kaiser ausdrücklich verboten. Noch ist zu bemerken, daß die Supplik vom 7. Februar 1856 datirt ist, seit der Thronbesteigung also fast ein Jahr vergangen war. An den Verlauf der beim Regierungsantritt Kaiser Alexander III. zum Zwecke der Privilegienbestätigung mit negativem Resultat unternommenen Schritte sei im Folgenden kurz erinnert.

Unter dem 10. März 1881 ersuchte die Residierung den damals in St. Petersburg weilenden Landmarschall von Bock, unaufhältlich die zur Privilegienbestätigung erforderlichen Schritte zu thun. Am 21. März wurden die Suppliken aller vier Ritterschaften dem Minister des Innern, Grafen Loris-Melikoff, übergeben, der sich bereit erklärt hatte, das Interesse der Ritterschaften wahrzunehmen. Sehr bald darauf forderte der Gehilfe des Ministers des Innern, Staatssekretär Kochanow, von dem im Ministerium angestellten Staatsrath Schilinskij, behufs Erläuterung und Motivirung der ritterschaftlichen Suppliken, ein Exposé über die Natur und Qualität der Privilegien, zu welchem Zwecke der ritterschaftliche Agent sich nach Riga begab, von wo er bald mit einer kurzen, in der Ritterschafts-Kanzlei abgefaßten Zusammenstellung, heimkehrte. Als der Landmarschall am 29. April mit Kochanow über diese Angelegenheit Rücksprache nahm, erklärte dieser, darüber im Zweifel zu sein, welche Form der Konfirmationsurkunde zu geben wäre, da doch seit der letzten Konfirmation in manchen Punkten wesentliche Aenderungen eingetreten wären, fügte aber hinzu, daß er der Aktion keineswegs abgeneigt sei. Gleich darauf mußte der Graf Loris Melikoff sein Amt niederlegen, und zum Minister des Innern wurde der Graf Ignatjew ernannt, von dem eine Förderung der ritterschaftlichen Aktion jedenfalls nicht erwartet werden konnte. Nach Jahresfrist trat Graf Tolstoi an dessen Stelle, der in der vorliegenden Frage eine wohlwollende Neutralität beobachtete, aber erklärte, daß ohne den Justizminister Nabokow nichts gemacht werden könne und daß dieser die Supplik jedenfalls wohl dem seit Anfang des Jahres 1882 als revidirender Senator fungirenden Senateur Manassein übergeben habe. Der Oktober-Konvent 1883, dem über den seitherigen Gang der Sache berichtet wurde, beschloß, den Landmarschall zu ersuchen, die Aktion fortzusetzen, die Vertreter der Schwesterprovinzen dringend zur Mitwirkung aufzufordern, sodann aber in Gemeinschaft mit ihnen oder auch allein, sich persönlich oder durch ein Immediatgesuch an Seine Majestät zu wenden. Im Falle der Unausführbarkeit dieses Auftrages sollte ein extraordinärer Konvent einberufen werden. Der Minister Graf Tolstoi erklärte, Seiner Majestät keinen Vortrag über diese Angelegenheit halten zu können, doch erklärte er sich schließlich bereit, den Landmarschall zur Audienz

anzumelden. Der Generaladjutant von Richer war über die Sache unterrichtet und vom Landmarschall gebeten worden, den Schritt zu unterstützen. Am 23. November 1883 fand die Audienz in Gatschina statt, jedoch war es nicht wie der Kaiser, nach den Worten des Grafen Tolstoi, „halb und halb zugesagt hatte“ eine Privataudienz, sondern es wurden mit dem Landmarschall zugleich zwei andere Herren empfangen. Hierbei äußerte der Kaiser: „Der Generaladjutant Richter habe ihm von einer Angelegenheit gesprochen, die noch der Erledigung bedürfe, er, der Landmarschall möge die Eingabe dem Grafen Tolstoi übergeben, die Sache werde dann seiner Zeit zur Vorstellung und Erledigung gelangen.“ Der Landmarschall begab sich nun zum Grafen Tolstoi, der da erklärte, daß offenbar der Justizminister und Manassein den Kaiser gegen die Supplik eingenommen hätten, Nabokow hinwider erklärte, daß Graf Tolstoi sich wegen der Sache weder schriftlich noch mündlich an ihn gewandt habe, zugleich seine Bedenken äußernd, unter namentlichem Hinweis darauf, daß ja alle wichtigeren Sonderrechte in das Provinzialrecht aufgenommen seien. Am 30. November wurde vom Minister des Innern die Eingabe des Landmarschalls, bestehend in einem zu dem Zweck gerade vorher abgefaßten kurzen Memorial endlich dem Justizminister übergeben. Schließlich faßte der Juni-Landtag 1884, nachdem ihm über den Gang der Sache berichtet worden, folgenden Beschluß:

In Erwägung dessen, daß die livl. Ritterschaft es für ihre unabweisliche Pflicht hält, dem seit Jahrhunderten bei jedem Thronwechsel beobachteten Usus gemäß um die Konfirmation ihrer unveräußerlichen Privilegien durch den Monarchen zu bitten und die bereits entamirte Aktion bis an die Stufen des Thrones zur Entscheidung zu bringen, beschließt der Landtag, seine Repräsentation zu beauftragen, die Angelegenheit zu geeigneter Zeit und in geeigneter Form zur definitiven Entscheidung durch den Allernädigsten Herrn und Kaiser zu bringen.



Der Gegensatz der positiven und negativen Theologie.

Durch Bekenntniß wird Wahrheit
und Recht offenbar. (Sirach 4, 29).

Man macht in den Kämpfen der Gegenwart, auf theologischem und politischem Gebiet, gern die wohlfeile Regel geltend: „Achte die ehrliche Ueberzeugung deines Gegners!“ Die Regel wird als eine berechnete, ja selbstverständliche Forderung angesehen. Man macht es namentlich den Theologen zum Vorwurf, daß sie bei Bekämpfung ihrer Gegner jene Regel häufig außer Acht lassen. Die sprichwörtlich gewordene „rabies theologorum“ scheint den Vorwurf zu rechtfertigen. Wer wollte es leugnen, daß es auch in heiliger Sache einen unheiligen Eifer giebt, ein „Eisern mit Unverstand,“ und daß das nicht so sein sollte, auch sachlich nie nützt. Aber man sollte dabei nicht übersehen, daß es auch ein heiliges Eisern gibt, das sehr berechnigt ist und unter Umständen zur Pflicht werden kann. Als Jesus beim Beginn seiner öffentlichen Lehrthätigkeit und zum zweiten Mal gegen Ende derselben im Tempel zu Jerusalem die Geißel schwang gegen all das unverschämte Krämervolk, welches mit seinem unheiligen Treiben das Heiligthum Gottes entweihete, da gedachten seine Jünger daran, „daß geschrieben stehet: Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen“ (Joh. 2, 17; vergl. Ps. 69, 10). Die obige Regel, des Gegners Ueberzeugung zu achten, kann also schwerlich unter allen Umständen als maßgebend gelten. Bei sorgfältiger Beobachtung und unbefangener Prüfung stellt sich vielmehr heraus, daß jene Regel nur eine beschränkte Anwendung zuläßt und thatsächlich nur dort geltend gemacht wird, wo man seine Position oder Negation nicht anders gegen Angriffe decken kann, als indem man sich auf seine „ehrl. Ueberzeugung“ zurückzieht, d. h. auf jede weitere Diskussion verzichtet.

Schiller sagt: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“ Ja wenn es wirklich bloß Gedanken wären, die wider einander kämpfen, so wäre es leicht, „des Gegners Ueberzeugung zu achten.“ Aber die sich

bekämpfenden Gegner sind lebendige Personen, von denen jede in ihr Denken zugleich die Energie ihres Willens hineinlegt. Erst dadurch gewinnen die Gedanken Farbe und Leben, sie werden zu Realitäten, und „hart im Raume stoßen sich die Sachen,“ um so härter, je energischer der sie gestaltende und bewegende Wille ist. Wäre der, unser menschliches Denken in falsche Bahnen lenkende Irrthum nichts weiter, als eine mehr oder weniger unvollkommene Wahrheitserkenntniß, dann könnten die verschiedenen menschlichen Ueberzeugungen gar nicht in solchem Gegensatz zu einander stehen, daß sie sich gegenseitig ausschließen; dann hätten alle Menschen die gleiche, nur sehr mannigfaltig abgestufte Wahrheitserkenntniß. Es verhält sich aber nicht so, sondern ganz anders. Die den Menschen täuschende, irreführende, betrügende Potenz ist die Sünde (Röm. 7, 11; Ephes. 4, 22). Darum haben alle irrthümlichen Trübungen der Erkenntniß stets ihre sittliche Ursache, und die Berufung auf die „ehrliche Ueberzeugung“ ändert nichts an der berechtigten sittlichen Verurtheilung des die Erkenntniß trübenden und in die „Ueberzeugung“ aufgenommenen Irrthums. Ja, eine solche Verurtheilung wird unter Umständen zu einer sittlichen Pflicht, die freilich in rechter Weise nur nach dem Vorbild göttlicher Pädagogie erfüllt werden kann, nämlich so, daß dadurch wohl der Irrthum, aber nicht der in Irrthum Befangene, gerichtet und verdammt wird.

Der Herr Mag. theol. E. v. Schrenck hat in Nr. 37 der Düna-Zeitung eine Lanze gebrochen für „die liberale Richtung in der theologischen Wissenschaft,“ die man nicht mit dem irreführenden Schlagwort „negative“ Theologie bezeichnen dürfe, weil die Bezeichnung „negativ“ den Schein erwecke, „als ob die Arbeit der liberalen Theologen vorzugsweise destruktive Tendenzen hätte.“ Die theologische Arbeit des ablaufenden Jahrhunderts, „und zwar gerade die mit scharfer Kritik verbundene,“ hätte zur Genüge bewiesen, „daß sie positiv geschaffte hat.“ Herr v. Sch. weist hin auf Schleiermacher, der es verstanden habe, „der Religion und dem Christenthum nach Zeiten der Verkennung wieder eine selbstständige Bedeutung zuzuschreiben,“ — auf Ritschl, der es verstanden habe, Religion und Christenthum „nach ihren Grundgedanken fruchtbar zu machen und psychologisch zu vermitteln,“ — auf Kirchenhistoriker wie Hase, Harnack, Forscher auf alt- und neu-

testamentlichem Gebiet, wie Keuß, Weizsäcker, Wellhausen, die sich nie dabei beruhigt hätten, „die Unhaltbarkeit traditioneller Anschauungen darzuthun,“ sondern „große geschichtliche Bilder an die Stelle gesetzt,“ also „positive, nicht negative Wirkungen“ erzielt hätten. Er schließt seine Beweisführung mit den Sätzen: „Alles, was Werthe schafft, was das Große und Bedeutende den Menschen näher bringt, ist positiv, aus welchem Lager es auch herstamme, dem der Konservativen oder der Liberalen. Und negativ ist nur das, was die Menschen hindert, das Große und Werthvolle zu erfassen, — wiederum gleichviel, aus welchem Lager es herstammt“

Wer sich der sechziger Jahre des ablaufenden Jahrhunderts erinnern kann, jener verheißungsvollen Zeit, da ein neuer Geistesfrühling in unserem Lande zu erwachen schien, — der weiß auch, daß derselbe Gegensatz theologischer Richtungen, von dem Herr v. Sch. heute redet, schon damals bei uns lebhaft erörtert wurde. Man braucht nur die alten Jahrgänge der damals erscheinenden Zeitschriften aufzuschlagen („Mittheilungen und Nachrichten,“ „Baltische Monatschrift,“ und die unter der Ungunst der Zeiten längst begrabene „Dorpater Zeitschrift für Theologie und Kirche“), um sich zu überzeugen, wie eifrig Pastoren und auch Laien sich an der Diskussion beteiligten, lauter Männer, deren Namen einen guten Klang hatten, die aber bereits fast Alle zur Ruhe gegangen und einem jüngeren Geschlecht Platz gemacht haben. Mögen auch für die einander entgegenstehenden Richtungen andere Bezeichnungen üblich gewesen sein, als die heute von Herrn v. Sch. perhorreszirten „Schlagwörter“ positive oder negative Theologie, — das Salz, womit der Gegensatz damals gewürzt wurde, war mitunter recht grobkörnig. Aber die Gegner waren weniger empfindsam als heute an „unserem nervösen Jahrhundertende.“ Es war natürlich, daß die Tagespresse es auch damals nicht unterließ, aus dem theologischen Streit Kapital zu schlagen. Die mit einander streitenden Gegner vermieden es aber, ihre Gegensätze in den Zeitungen zu erörtern, weil sie mit Recht voraussetzten, daß das große, Zeitungen lesende Publikum den theologischen Auseinandersetzungen wenig Verständniß entgegenbringe. Diese Voraussetzung scheint heute mit Recht oder Unrecht hinfällig geworden zu sein. Jedenfalls bringt die Behandlung theologischer Fragen in der politischen Tagespresse es mit sich, daß sie unvermeidlich unter

den Gesichtspunkt politischer Parteifragen gestellt und nicht zum Vortheil der Sache von diesem parteipolitischen Gesichtspunkt aus beleuchtet und den Lesern mundgerecht gemacht werden. Wenn irgend wo, so gelten in der politischen Tagespresse „irreführende Schlagworte,“ gegen deren gedankenlose Anwendung Herr v. Sch. mit Recht protestirt.

Sehen wir zunächst ab von der Frage, ob und wie weit die „Schlagworte“ berechtigt sind, deren angeblicher „Mißbrauch“ den Artikel des Herrn E. v. Sch. in Nr. 37 der „Düna-Zeitung“ veranlaßt hat. Herr v. Sch. geht von der stillschweigenden Voraussetzung aus, daß alle theologischen Richtungen, sofern sie nur „Werthe schaffen,“ in der lutherischen Kirche gleich berechtigt seien. Von dieser Voraussetzung ausgehend kommt er zu der Forderung, daß „da in manchen Kreisen unter uns das Bedürfniß rege ist, christliche Gedanken zu vernehmen in freierer Formulirung“, diesem Bedürfniß auch Rechnung getragen werde, und „daß Bücher, die dem entgegenkommen, mit Freuden begrüßt werden“

Eine Zustimmung zu dieser seiner „Position“ wird Herr v. Sch. von uns nicht erwarten; bekennt er doch selbst, daß die Position der liberalen Theologie eine andere sei als die der konservativen. „Eine Position steht der andern gegenüber.“ Ja wohl! so ist es. Aber es genügt doch nicht, sich dabei zu beruhigen, daß ein Gegensatz vorhanden ist, sondern es muß auch deutlich ausgesprochen werden, worin der Gegensatz besteht. Ist das geschehen, so wird sich auch von selbst die treffende oder schlagende Bezeichnung desselben, also ein kurzes „Schlagwort“ finden. Herr v. Sch. perhorreßirt die Schlagworte „positive“ oder „negative“ Theologie, weil sie „irreführend“ seien. Er scheint lieber die Bezeichnungen „konservative“ und „liberale“ Theologie zulassen zu wollen. Sind diese „Schlagworte“ nicht gleichfalls einer Mißdeutung ausgesetzt, ebenso wie jene, und dann ebenfalls „irreführend“? Oder wäre es nicht irreführend, wenn Herr v. Sch. für sich und seine Gesinnungsgenossen die Bezeichnung „liberale Theologen“ in dem Sinn in Anspruch nehmen wollte, als wäre die freie, unbefangene Forschung eine spezielle Eigenschaft der von ihnen vertretenen Theologie? und als wären die sogenannten konservativen Theologen durch ihre „Position“ genöthigt, auf freie, unbefangene Forschung zu verzichten? Daß der sogenannte „Libe-

ralismus“ auch seine Scheuklappen trägt, hat sich wie auf politischem und wirthschaftlichem, so auch auf kirchlichem Gebiet deutlich genug gezeigt. Wollte er sich von den Voraussetzungen frei machen, die seine Marschroute binden, so würde er sich selbst verleugnen und aufhören, „liberal“ in dem hergebrachten Sinne zu sein. An der falschen Deutung allgemein gebräuchlicher Worte sind nicht die Worte schuld, sondern die Gesinnung der sie deutenden Menschen. Das gilt wie von den Worten „konservativ“ und „liberal,“ so auch von den Worten „positive“ und „negative“ Theologie.

Diese letzteren Worte sollen und können gar nicht Eigenschaftsbestimmungen sein in dem Sinne, als gebe es eine Gattung von Theologen, die zu Allem „ja“ sagt, und wieder eine entgegengesetzte Gattung, die zu Allem „nein“ sagt. Solche Deutung wäre allerdings sehr irreführend, völlig unzutreffend für die Einen wie für die Andern. Aber wer hat jemals die Worte in solchem Sinn gebraucht oder mißbraucht? Wer hat sie jemals so verstanden oder mißverstanden? Wo von positiver oder negativer Theologie die Rede ist, da handelt es sich nicht um Eigenschaften, die der Theologie anhaften, sondern um das Verhältniß, in das sie sich zu dem gegebenen, d. h. geschichtlich gewordenen Glaubensinhalt der christlichen Kirche setzt, ob sie ihn anerkennt oder leugnet. In diesem Sinn ist keineswegs „Alles was Werthe schafft“ positiv, noch auch Alles, was „traditionelle Anschauungen“ zerstört, negativ. Sondern es kommt Alles an auf richtiges Wägen, Messen und Abschätzen sowohl der geschaffenen Werthe, als auch der zerstörten Anschauungen. Wenn z. B. alt- und neutestamentliche Forscher, wie Herr v. Sch. anführt, „sich nicht dabei beruhigt haben, die Unhaltbarkeit traditioneller Anschauungen darzuthun, sondern große geschichtliche Bilder an die Stelle gesetzt haben,“ so fragt es sich: 1) ob jene „traditionellen Anschauungen“ in der That so „unhaltbar“ sind, wie die alt- und neutestamentlichen Forscher es „darzuthun“, — und 2) ob die von ihnen an die Stelle gesetzten, „großen geschichtlichen Bilder“ wirklich geeignet sind, dem Glaubensbedürfniß der christlichen Kirche Ersatz zu bieten für die zerstörten „traditionellen Anschauungen“? Die Einen werden Ja sagen, die andern werden Nein sagen. Bei wem steht die Entscheidung?

Nicht alle „großen geschichtlichen Bilder“, mögen sie mit noch so vollendeter Technik gemalt sein und als Kunstwerke ersten Ran-

ges gelten, eignen sich zu Altarbildern. Jede Gemeinde würde z. B. mit Recht dagegen protestiren, wollte man ihr zumuthen an die Stelle eines minderwerthigen Kreuzifixus, der bis dahin als Altargemälde diente, etwa Kaulbachs „Zerstörung Jerusalems,“ oder Klingers „Christus im Olymp“ oder ein beliebiges anderes „großes, historisches Bild“ zu setzen. Aehnlich ist es mit jeder theologisch-wissenschaftlichen Arbeit. Sie mag noch so scharfsinnig und gelehrt sein, kirchlichen Werth hat sie nur in dem Maße, als sie dem christlichen Glaubensbewußtsein entspricht. Hier wie dort bedarf es eines, von subjektiver Willkür unabhängigen Maßstabes. Als Maßstab kann nur dienen das, durch die heilige Schrift normirte, im geschichtlich gewordenen Bekenntniß fixirte, christliche Glaubensbewußtsein. So weit die Resultate theologischer Arbeit diesem Maßstab entsprechen, sind sie positiv, so weit sie demselben widersprechen, negativ. Eine Theologie, welche grundsätzlich diesen Maßstab gelten läßt, bekennt sich dadurch als „positive Theologie“; eine Theologie, welche grundsätzlich diesen Maßstab ablehnt, bekennt sich dadurch als „negative Theologie.“ Es ist also die grundsätzliche Stellungnahme zu dem, durch die heilige Schrift normirten, im kirchlichen Bekenntniß fixirten christlichen Glaubensbewußtsein, was der Theologie ihren positiven oder negativen Charakter giebt, ganz abgesehen von ihren mehr- oder minderwerthigen wissenschaftlichen Leistungen.

Aber da tritt nun die Kritik ins Mittel mit dem Anspruch, den angegebenen Maßstab auf seine Richtigkeit zu prüfen. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Wohl aber dürfen wir nach der Qualifikation der Herren Kritiker fragen. Denn welcher Art die Kritiker sind, der Art ist auch die von ihnen geübte Kritik. Eine doppelte Qualifikation muß von ihnen gefordert werden, nämlich nicht nur die theologisch-wissenschaftliche Befähigung, sondern auch, daß sie nicht außerhalb der christlichen Heilserfahrung stehen. Eine Kritik, die ihren Standpunkt außerhalb der christlichen Heilserfahrung nimmt, kann den Thatfachen unmöglich gerecht werden, welche die gegebene Voraussetzung des christlichen Bewußtseins bilden, ganz abgesehen von ihrer begrifflichen Formulirung oder verstandesmäßigen Vorstell-

barkeit. Wollte z. B. ein Kritiker die Versöhnung oder stellvertretende Genugthuung Christi, die göttliche Dreieinigkeit Gottes oder irgend eine andere der Thatfachen anstreiten oder in Frage stellen, ohne welche Niemand seines Christenstandes inne werden, ihn verstehen oder behaupten kann, so würde seine Kritik ebenso thöricht wie unberechtigt sein, und er würde sich dadurch als nicht qualifizirt, weil ohne Verständniß des christlichen Glaubensinhalts erweisen, den er zu beurtheilen unternimmt.

Der Gegensatz, der heute mit den Worten „positive und negative Theologie“ bezeichnet wird, hat seine sehr lehrreiche Geschichte. Sie zeigt, wie alle die Richtungen, die mit dem Rationalismus des 18. Jahrhunderts beginnend, in Gegensatz zum Glauben der christlichen Kirche traten, sich zur Kritik desselben berufen fühlten, und durch Ueberwindung des Gegensatzes zwischen Vernunft und Offenbarung, zwischen Welt und Christenthum eine in sich geschlossene, einheitliche Weltanschauung herzustellen unternahmen, — wie alle diese Richtungen das Prinzip der Selbstauflösung in sich tragen. Ihr Widerspruch gegen die, im christlichen Glaubensbewußtsein gegebenen Thatfachen nöthigt sie, auf ihrer Bahn Schritt um Schritt vorwärts zu gehen, bis sie zuletzt dahin kommen das Ethische ins Physische, die von ihnen selbst geltend gemachte autonome Freiheit des Ich in die Nothwendigkeit eines Naturprozesses umzusetzen. Sie erweisen sich dadurch im vollsten Sinne des Wortes als „Negation“, nämlich als Selbstverneinung.

Auf der andern Seite zeigt es sich, daß die Selbstbehauptung des christlichen Glaubensbewußtseins gegenüber der, dasselbe in Frage stellenden Kritik, sich nicht auf dem Boden der natürlichen Erkenntniß vollzieht, also nicht durch Widerlegung der von dort aus geltend gemachten Einwände, sondern als fortgesetzte, durch die von außen kommenden Angriffe in stetem Fluß erhaltene Selbstkritik auf Grund der im christlichen Bewußtsein lebendig wirkenden und von der heiligen Schrift bezeugten Heilsthatsachen. Auch diese Wahrnehmung ist sehr lehrreich.

Weil die christliche Kirche sammt den, als *nota ecclesiae* bezeichneten Gnadenmitteln (Wort Gottes und Sakramente) und der ihr Glaubensleben normirenden Schrift lauter Gegenstände der Sinnenwahrnehmung sind, und insofern der Beurtheilung

eines jeden Menschen unterliegen, der mit den natürlichen Sinnen ausgerüstet ist, — so kann und darf an ihnen Kritik geübt werden. Weil sie aber zugleich Gegenstände geistlicher, die bloß natürliche Erkenntniß übertragender Erfahrung, und als solche dem christlichen Glaubensleben thatsächlich und erfahrungsmäßig gewiß sind, so entziehen sie sich nach dieser Seite der Beurtheilung des außerhalb solcher Erfahrung stehenden natürlichen Menschen. Es liegen hier Natürliches und Geistliches, menschliche Schwachheit und göttliche Kraft, Irrthum und Wahrheit so dicht bei einander, daß auch für die geistliche Erkenntniß eine klare Unterscheidung auf den ersten Blick schwierig ist. Es bedarf einer steten, gewissenhaft geübten Selbstkritik des christlichen Glaubensbewußtseins, zu der die rastlos arbeitende negative Kritik den Anstoß und die Nöthigung bietet. Nehmen wir ein einzelnes Beispiel!

Dem christlichen Bewußtsein ist das Wort Gottes in seiner überwältigenden Macht kund geworden. Als bald liegt ihm die Gefahr nahe, das Menschenwort, durch das jenes sich vermittelt, über die natürlichen Bedingungen menschlicher Rede zu erheben, von ihm jede menschliche Beschränktheit, Wandelbarkeit, Irrthumsfähigkeit abzustreifen. Da erhält dann die natürliche Erfahrung Recht gegen die geistliche; der Widerspruch findet die Blößen der christlichen Erkenntniß schnell heraus, benutzt sie zum Angriff gegen die Glaubenswahrheiten selbst und nöthigt dadurch die Kirche, Kritik an ihrem eigenen Leibe, Selbstkritik, zu üben. Es ist die uralte Geschichte von dem Geist, „der stets das Böse will und stets das Gute schafft“

Herr v. Sch. sagt: „Auch der konservative Theologe kennt die Bereicherung, die seine religions- und kirchengeschichtliche Erkenntniß durch die Gegner erfahren hat.“ Allerdings! Aber die Gegner hören darum nicht auf Gegner zu sein, und so lange sie Gegner sind, die Einen positiv, die Andern negativ, kann von einer Gleichberechtigung beider in der christlichen Kirche keine Rede sein. Eine gemeinsam bauende Arbeit kann auch nur in dem oben angedeuteten Sinn stattfinden, etwa so, wie die Knechte Hiram's Mitarbeiter an dem Tempelbau in Jerusalem waren. Sie brachten die Steine und rüsteten das Bauholz in ihren Grenzen. Auf den heiligen Berg des Herrn in Jerusalem kamen sie nicht, weil ihnen die innere Berechtigung dazu fehlte. Gebaut

wurde ohne sie und nicht nach ihren Plänen. Die Voraussetzung des Herrn v. Sch., daß alle theologischen Richtungen, „Werthe schaffen und das Große und Bedeutende näher bringen“, in der lutherischen Kirche gleichberechtigt seien, ist falsch.

Herr v. Sch. macht eine Reihe bedeutender Theologen und theologischer Forscher namhaft, um unter Hinweis auf ihre allgemein anerkannten wissenschaftlichen Leistungen darzuthun, wie irreführend es sei, die von ihnen vertretene Richtung als „negative Theologie“ zu bezeichnen. Für die Leser der Duna-Zeitung ist es irreführend, wenn Männer wie Schleiermacher, Ritschl, Hase u. s. w. neben einander genannt werden, als wären sie Vertreter einer gemeinsamen theologischen Richtung, während sie doch nur als solche neben einander gestellt sind, welche „positiv geschaffte haben“ Herr v. Sch. hat ganz Recht, wenn er meint, daß Schleiermacher, „nach den einzelnen Punkten des kirchlichen Bekenntnisses gemessen, auch zu den negativen Geistern gezählt werden müßte“ Und doch wird er mit gutem Grunde nicht zu ihnen gezählt, weil seine Bedeutung nicht in der Abweichung von einzelnen Punkten des kirchlichen Bekenntnisses liegt, sondern darin, daß er trotz der Abweichungen doch im Gegensatz zum Nationalismus die im christlichen Glaubensbewußtsein gegebenen Thatfachen anerkannte und ihrer Wiederanerkennung Bahn brach. Wenn Schleiermacher die christliche Wahrheit begrifflich und systematisch unter dem Gesichtspunkt des „schlechthinnigen Abhängigkeitsgefühls“ darzustellen suchte, so macht sich dabei allerdings eine pantheistische Weltanschauung geltend, die ihn hindert, dem kirchlichen Bekenntniß auf allen Punkten gerecht zu werden. Aber die in seiner Theologie vorhandenen bauenden und auflösenden, positiven und negativen Keime haben sich doch erst in allmäliger Entwicklung nach allen Seiten hin ausgewirkt. Die an Schleiermacher anknüpfende „Vermittlungstheologie“ schillert in allen Farben und müht sich Unvereinbares zu vereinigen. Dem Einen paßt diese, dem andern jene, im christlichen Bewußtsein gegebene Thatfache nicht in sein „System“ Letzterem zu Liebe wird sie auf dem Wege der Kritik beseitigt oder umgedeutet, bis sie sich ins „System“ fügt. Indem die Vermittlungstheologen sich weder mit der positiven noch mit der negativen Theologie identifiziren, neigen sie bald mehr auf die eine bald mehr auf die andere Seite. Einig sind sie nur in dem

Gedanken einer die Bekenntnisunterschiede verwischenden Union der protestantischen Kirchen.

Herr v. Sch. rühmt es Ritschl nach, daß er verstanden habe, die Grundgedanken der Religion und des Christenthums „fruchtbar zu machen und psychologisch zu vermitteln“, wird es aber nicht in Abrede stellen, daß dieser berühmte Theologe, in ganz anderem Sinne als Schleiermacher, ein stark negatives Moment in seine Theologie eingeführt hat, indem er die Thatsachen des christlichen Glaubensbewußtseins zwar als sittliche „Werthe“ gelten läßt, ihr Wesen und ihre Wahrheit aber grundsätzlich in Frage stellt. Die Konsequenzen, die seine Schüler daraus gezogen haben, sind zum größten Theil der „negativen“ Theologie zu Gute gekommen. Herr v. Sch. sagt: „Negativ ist nur das, was die Menschen hindert, das Große und Werthvolle zu erfassen, gleichviel aus welchem Lager es stammt.“ Gerade diese Definition stempelt in den Augen der lutherischen Kirche die ganze liberale Theologie, gleichviel ob sie auf Schleiermacher oder auf Ritschl zurückgeht, zu einer „negativen“

Von welcher Seite sind die immer wiederkehrenden Unionsversuche ausgegangen, die so heillose Verwirrung in der evangelischen Kirche angerichtet haben? Die speziell der lutherischen Kirche zumuthen, auf Kosten der von ihr erkannten und bekannten Wahrheit sich in eine künstlich gemachte Union zu finden? Darf die lutherische Kirche die Wahrheit ihres schriftgemäßen Bekenntnisses nicht zu dem „Großen und Werthvollen“ zählen, das zu erfassen Niemand gehindert werden soll? Oder haben nur liberale Theologen das Recht, darüber zu entscheiden, was als „Groß und Werthvoll“ gelten soll? und müssen die anders Denkenden und Glaubenden sich ihrem Urtheil ehrfürchtig unterwerfen? Es giebt viele, die in der lutherischen Kirche aufgewachsen und erzogen, sich ihr innerlich entfremdet haben, wider sie murren, mit ihr hadern und doch lutherische Christen sein wollen. Was hindert sie, „das Große und Werthvolle“ zu erfassen, das ihnen in der lutherischen Kirche geboten wird? Oder, — falls sie hier nichts Großes und Werthvolles finden können, — was hindert sie, sich dorthin zu wenden, wo sie meinen, es finden zu können? Es ist der maßlose Subjektivismus, der in unserer pietäts- und autoritätslosen Zeit sich auf allen Gebieten des Gemeinschaftslebens durchzusetzen

sucht, und überall das Große und Werthvolle zu erfassen hinderlich ist, auf politischem und wirthschaftlichem und kirchlichem, auf ethischem und ästhetischem Gebiet. Er nimmt für sich das Recht in Anspruch, in jedem wohnlichen Hause wohnen und an jedem gedeckten Tisch speisen zu dürfen, mäfelt dabei an jeder Speise und hält sich für berufen, Alles zu kritisiren und nach seinem Geschmack zu reformiren. Die lutherische Kirche ist tolerant und weitherzig genug, auch solche Kostgänger in ihrem Hause zu herbergen und an ihrem Tisch zu speisen, kann und wird sich aber nicht dazu verstehen ihnen die Hauschlüssel auszuhändigen und das Hausregiment zu überlassen.

Wir bezweifeln nicht die von Herrn v. Sch. geltend gemachte Thatsache, „daß wenigstens in manchen Kreisen unter uns das Bedürfniß rege ist, christliche Gedanken zu vernehmen in freierer Formulirung und unter Vermittelung mit dem außerreligiösen Geistesleben, z. B. dem ästhetischen und wissenschaftlichen,“ — müssen aber dieser Thatsache einige andere Thatsachen entgegenstellen.

1) Das die heidnische Welt aus den Banden des Aberglaubens befreiende, die Völker geistlich wiedergebärende und sittlich erneuernde Evangelium hat zu keiner Zeit dem Bedürfniß derer genügt, die auf der Höhe ihrer Zeit stehend, sich nicht entschließen konnten, gegen den Strom zu schwimmen; es galt ihnen stets als Aergerniß und als Thorheit. Ihrem Bedürfniß entsprechen viel mehr die phantastischen, philosophisch gefärbten, poetisch gestalteten Systeme der Gnostiker; ja die sogenannte Gnosis verdankt recht eigentlich ihren Ursprung dem Bedürfniß, „christliche Gedanken zu vernehmen in freierer Formulirung und unter Vermittelung mit dem außerreligiösen Geistesleben, z. B. dem ästhetischen und wissenschaftlichen“

2) In der Reformation des 16. Jahrhunderts wurde Kirche und Welt befreit, es wurde einer neuen Geisteskultur die Bahn gebrochen nicht durch freiere Formulirung christlicher Gedanken, sondern durch das scharf ausgeprägte Bekenntniß zu demselben alten Evangelium der Apostel und Propheten, an dessen göttlicher Thorheit sich noch heute die modernen Kritiker ärgern und stoßen, ohne es doch umstoßen zu können. „Das Wort sie sollen lassen stahn und kein Dank dazu haben.“

3) Seine nationale Wiedergeburt im Anfange des abgelau-
fenen Jahrhunderts verdankt das deutsche Volk nicht der „freieren
Formulirung christlicher Gedanken“, — der alte Rationalismus hatte
darin sein Bestes geleistet —, sondern der Rückkehr zum alten
Glauben der Väter. Aus dieser Quelle sind die Ströme leben-
digen Wassers geflossen, die befruchtend auf alle Gebiete des
Volkslebens gewirkt und immer wieder die Dämme durchbrochen
haben, die von gegnerischer Seite aufgeworfen wurden.

4) Die evangelisch-lutherische Kirche unserer Heimath ist
durch ihre Geschichte und durch ihre Verhältnisse, unter denen
sie einen schweren Kampf zu bestehen hat, darauf angewiesen, mit
unererschütterlicher Treue die altbewährten Grundlagen ihres Glau-
bens zu behaupten. Sie ist nicht in der Lage, mit freierer For-
mulirung christlicher Gedanken zu experimentiren, um denen ent-
gegen zu kommen, die zwar Alles, was sie an christlicher Glau-
bensüberzeugung in sich tragen, in der lutherischen Kirche mit der
Muttermilch eingefogen haben, nun aber ungeduldig geworden sind,
mit ihr durch die Wüste nach Kanaan zu ziehen, gleich den Kin-
dern Israel lüstern nach den Fleischöpfen Egyptens. Es ist nicht
schön, die Klage hören zu müssen: „Uns ekelst vor dieser losen
Speise,“ — aber es liegt auch darin eine Mahnung, daß unsere
lutherische Kirche einerseits der Regel des Apostels Paulus folge:
„Daß ich euch immer einerlei schreibe, verdrießt mich nicht, und
macht euch desto gewisser“ (Phil. 3, 1), und andererseits sichs
immer mehr angelegen sein lasse, Allen Alles zu werden, um
allenthalben etliche zu gewinnen. Sie muß nach dem Wort Jesu
jenem Schriftgelehrten gleich werden, der Altes und Neues aus
dem Schatz seines Herzens hervorholt.

Häufig und mit Recht ist bei uns über den Mangel an
Kirchen und über die große Ausdehnung der Kirchengemeinden ge-
klagt worden. Schlimmer als dieser Nothstand ist die mit ihm
zusammenhängende innere Entfremdung vieler Gemeindeglieder von
der Kirche. Viele gehen hin in völliger Gleichgültigkeit gegen ihre
Kirche, ohne Gottes Wort und Sakrament, ohne sich jemals zu
erheben über die materiellen Bedürfnisse und Genüsse des Lebens.
Ihre Zahl ist groß, namentlich unter den Männern, den gebildeten
und ungebildeten. Die einen bleiben gefangen unter den Sorgen
ihres Reichthums und Wohllebens, die anderen unter dem Druck

ihrer Armuth und Verkommenheit. Seit ihrer Konfirmation der Kirche entfremdet, sinken sie allmählich auf eine Stufe religiöser Unwissenheit, die für die Kirche fast noch beschämender ist als für sie selbst. — Andere schwelgen auf den Höhen des Geisteslebens und berauschen sich in dem Hochgefühl, wie herrlich weit unsere Zeit es gebracht hat auf allen Gebieten des Wissens und Könnens, der Kunst und Wissenschaft. Einst galt den Weltweisen des Alterthums der junge Christenglaube als sonderbare Neuerung, viel zu jung, um von ihnen beachtet zu werden. Unseren Weltweisen der Neuzeit gilt derselbe Christenglaube als veraltet, viel zu wenig fortgeschritten mit der Zeit, um ihnen genügen zu können. Sie wollen Christen sein, aber nicht in der vom Apostel Paulus empfohlenen Waffenrüstung (Eph. 6, 14—17), sondern in der bequemeren, lockeren modernen Gewandung des Zeitgeistes. Sie schwimmen mit dem Strom der Zeit und sind unzufrieden, daß die Kirche nicht auch mitschwimmt, sondern stehen bleibt auf ihrem festen Glaubensgrunde.

Wir wollen es gern glauben, daß es ihnen um „christliche Gedanken“ zu thun ist, und sie mögen es uns glauben, daß es der Kirche ein heiliger Ernst ist um die Frage, wie sie den ihr Entfremdeten nahe kommen kann. Die Gedanken fliegen herüber und hinüber; sie füllen aber nicht die trennende Kluft. Eine „freihere Formulirung“ derselben baut auch keine Brücken. Im Gegentheil! sie schwächt nur die „christlichen Gedanken“ ab, entleert sie ihres wesentlichen Inhalts, verkehrt sie wohl gar ins Gegentheil.

Sehr lehrreich ist in der Beziehung der jüngste Streit um die Auferstehung Jesu Christi. Die Auferstehung Jesu Christi ist nicht nur ein christlicher Gedanke, sondern eine geschichtliche Thatsache, so allseitig bezeugt und beglaubigt, wie kaum eine andere Thatsache der heiligen Geschichte. Aber auf natürliche Weise ist sie unerklärlich, Gott hat Christum auferweckt von den Todten. Das ist das einstimmige Zeugniß aller Apostel; das ist der Kern und Stern des Christenglaubens, der Felsengrund unseres Heils. Die Thatsache der Auferstehung Jesu ist so grundlegend, daß der Apostel Paulus erklärt: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden, so sind

auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren“ (1 Kor. 15, 14. 17. 18). Auf die Auferstehung legt derselbe Apostel ein noch größeres Gewicht als auf den Tod Christi (Röm. 8, 34). Das es sich dabei um die leibliche Auferstehung handelt, ist aus allen evangelischen Berichten klar, in welchen stets von dem „leeren Grab“ die Rede ist, wird auch von der ganzen christlichen Kirche nicht anders verstanden: „Am dritten Tage auferstanden.“— Wenn trotzdem der Osnabrücker Pastor Weingart vor seiner Gemeinde zwar von dem geistlich auferstandenen, lebendig in ihr wirkenden Christus redet, aber dabei die leibliche Auferstehung Jesu ablehnt, die von den Evangelisten berichtete Thatsache, daß das Grab leer war, leugnet, und die Verwesung des irdischen Leibes Jesu behauptet; — wenn er dieser Stellungnahme trotz seiner amtlichen Verpflichtung auf das Bekenntniß der Kirche als sein gutes Recht in Anspruch nimmt, unter Berufung auf die wissenschaftliche Autorität berühmter theologischer Lehrer! — so sollte das die nach „freierer Formulirung christlicher Gedanken“ Lüfternen doch stutzig machen, falls es ihnen wirklich um christliche Gedanken zu thun ist, nicht aber um eine „Formulirung“ derselben, durch welche grundlegende geschichtliche Thatsachen gelehnet oder in Frage gestellt werden.

Jedenfalls hat die Gemeinde das gute Recht, Schutz zu suchen gegen die willkürliche Verdrehung, Umdeutung, Mißhandlung bestimmter ausgeprägter Worte und Sätze ihres Bekenntnisses. Aber von einem Recht der Gemeinde auf schriftgemäße und bekenntnißtreue Verkündigung des Wortes Gottes wollen die liberalen Herren nichts wissen. An ihre Stelle soll die, der subjektiven Willkür des Einzelnen anheimgegebene „Formulirung“, d. h. eine dem wechselnden Geschmack der Zeit entsprechende Umdeutung christlicher Gedanken treten. Daß der Pastor Weingart in gesetzlicher Weise vom Amt entfernt wurde, gilt in den Augen aller Liberalen als unerhörte Gewissensknechtung. Ja die „Christliche Welt“ versteigt sich bei der Gelegenheit zu dem Vorschlag, solcher Intoleranz durch völlige Freigebung der Lehre ein für alle Mal ein Ende zu machen. Das wäre allerdings eine radikale Befriedigung des „in manchen Kreisen“ sich regenden Bedürfnisses, „christliche Gedanken zu vernehmen in freier Formulirung“

Bei uns ist von einer so radikalen Lehrfreiheit keine Rede,

dennoch fehlt es den Liebhabern „freierer Formulirung christlicher Gedanken“ keineswegs an Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Abgesehen davon, daß theologische und nichttheologische Bücher liberaler Richtung jedermann zugänglich und als Modestartikel in „geistreichen“ Kreisen beliebt sind, braucht hier nur erinnert zu werden an mancherlei öffentliche oder in Privatkreisen gehaltene Vorträge, und an die in politischen Tagesblättern üblichen Weihnachts-, Ostern-, Pfingst- und andere Festartikel. Leider werden in den meisten solcher Artikel die christlichen Festthaten, um die es sich handelt, mit wenig Geist und Geschmac nur als Schleusen benutzt, um einen aufgestaunten Wortschwall ausströmen zu lassen. Ob die Leser daran Geschmac finden oder nicht, die Redaktion thut ihr Bestes und macht sich zum Sprachrohr einer öffentlichen Meinung, die sich vieles stillschweigend gefallen läßt. Darüber kann in den interessirten Kreisen kein Zweifel bestehen, daß weder durch die erwähnten Vorträge, noch durch die in Rede stehenden Festartikel eine Annäherung an die Kirche beabsichtigt ist oder erreicht werden kann. Daß unsere inländische Tagespresse, unbeschadet ihrer inneren Stellung zur Sache, meist rücksichtsvoll unserer lutherischen Kirche begegnet, ist erfreulich und muß anerkannt werden. Aber gerade aus dem Grunde ist es wünschenswerth, daß die Verhandlung kirchlicher Fragen und Kontroversen in der Tagespresse vermieden werde.

Herr v. Schr. schließt seinen Artikel mit dem Satz: „Die beste Verständigung findet sich auf dem Boden der That. Gemeinsam handeln im Dienst der Mitmenschen wird vielleicht ein erfolgreicherer Weg zum gegenseitigen Verständniß sein als Verhandlungen.“ Diesen guten Worten stimmen wir von Herzen zu, obgleich wir uns dabei nicht mit Herrn v. Schr. auf Göthes „gesteigerte Thätigkeit“ beziehen wollen. Wir sind der Ueberzeugung, das trotz des scharfen Gegensatzes von Ja und Nein, der nicht verschleiert werden soll, ein fruchtbarer Boden gemeinsamer christlicher Glaubensüberzeugung vorhanden ist, und daß in diesem Boden die Wurzeln gegenseitiger Verständigung zu suchen sind. Das Suchen und Finden bleibt aber gebunden an die Regel: Nur durch **Bekentniß** wird **Wahrheit** und **Recht** **offenbar**.

Riga.

Emil Kählbrandt.

Goethe vor hundert Jahren*).

Zur Feier des 28./16. August 1899.

Von F. Sintenis.

Am 28./16. August ist überall, wo man deutsche Bildung hoch hält, der werthe Tag gefeiert worden, an welchem vor 150 Jahren Goethe geboren ist.

Im großartigsten Maasstabe hat Frankfurt a. M. der Wichtigkeit des Tages Ausdruck verliehen durch eine Feier, zu welcher sich die Goethe-Gesellschaft zu Weimar mit Goethes Vaterstadt verbunden hatte. Frankfurt hat die Ehre, des Dichters Heimath zu sein, in würdigster Weise anerkannt durch lang anhaltende, vielseitige Veranstaltungen.

Doch ist es nicht überall möglich gewesen, am eigentlichen Geburtstage Goethes ihn zu feiern.

Auch wir, wie viele unserer Landsleute, fanden uns damals vom Sommer her noch weit zerstreut; meist war es nur Einzelnen möglich, in der Diaspora den denkwürdigen Tag zu begehen.

Gleichwie nun schon der Vorort unserer Provinz in wiederholtem Zusammenwirken das Versäumte nachzuholen beflissen gewesen, wollen auch wir es uns nicht nehmen lassen, dem Genius zu huldigen, den wir als den Mittelpunkt deutschen Geisteslebens verehren.

An Energie religiöser Begeisterung hat ihn Luther, an umfassendem Wissen Alex. von Humboldt, an politischer Einsicht und patriotischem Charakter Bismarck ohne Zweifel übertroffen — an dichterischer Höhe und Mannigfaltigkeit, an universeller Bildung und Bestrebung, an reinmenschlicher Durchführung eines überreichen Lebens steht Goethe unter Deutschen unerreicht da.

Aber wo soll ich beginnen, wo könnte ich endigen, wenn ich

*) Dieser Vortrag ist im Dezember des vorigen Jahres bereits separat gedruckt worden, doch nur in sehr wenigen (125) Exemplaren. Im Gegensatz zu den meisten anlässlich der Göthefeier bei uns gehaltenen Vorträgen haben wir es hier mit einer selbständigen, Neues bietenden Untersuchung zu thun.

mich vermaßen wollte, die gesammte Entwicklung und Bedeutung seiner Laufbahn und seiner Erfolge im engen Rahmen anschaulich zu machen? Vielleicht schießt es sich für die verspätete Feier eher, wenn ich, statt auf den Geburtstag vor 150 Jahren zurückzugehen, die Aufmerksamkeit auf jenen Freundschaftsbund lenke, welchen Nietschel in seiner herrlichen Gruppe zu Weimar verewigt hat; ja wenn ich aus dem Dezennium des Zusammenlebens und -wirkens mit Schiller das Jahr 1799 heraushebe; wenn ich die scheinbare Passivität des Fünfzigjährigen vielmehr als einen bedeutenden Wendepunkt seiner proteischen Natur auffasse und Sie auffordere, einer Saekularerinnerung und -betrachtung Gehör zu schenken.

Am 28. August 1749 ahnten die Eltern nicht, welcher Schatz ihnen in ihrem Erstgeborenen bescheert war. Die Mutter freilich hat ihren Liebling sehr bald für ein Wunderkind erkannt. Stand sie ihm doch immerdar an Jahren beträchtlich näher als dem Gatten. Wenn sie später immer deutlicher seine Größe sich entfalten sah, frohlockte sie allerdings über jede neue poetische Siegesthat — sie hat ja noch die Vollendung des ersten Theiles des Faust erlebt — aber gewundert hat sie sich nie über des Sohnes geniales Vermögen. Die beabsichtigte Aristeia dieser Mutter, eine Verherrlichung ihrer Heldennatur im Sinne Homers, hat Goethe zwar nur in Bruchstücken hinterlassen; aber die wesentlicheren Züge derselben sind in die Selbstbiographie verwoben, wo er ihr und seiner glücklichen Jugendentwicklung ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Ausgerüstet so, wie wir ihn aus Dichtung und Wahrheit kennen, traf der Dichter des Götz und des Werther, „der junge Goethe“ am 7 November 1775 in Weimar ein. Wir müssen es für ein unbestreitbares Glück ansehen, daß die Freundschaft ihn festhielt. Weimar allein konnte die Basis werden, auf welcher Goethe sich zur „Vollendung“ erhob.

Zwar fühlt er sich in dieser neuen Welt anfangs wie auf hoher See; „doch vertraut er, scheiternd oder landend, seinen Göttern“ Wie er sich in den wichtigsten „zehn Jahren“ durch alle Gefahren und Hemmnisse, durch Widerstand und Besorgnisse wacker durchgekämpft, wie er endlich das ersehnte Land der Myrte und des Lorbeers erreicht und alle die reichen Schätze der Natur

und der Kunst, welche Italien zu bieten vermochte, sich angeeignet, ist allbekannt.

Freilich Natur und Kunst noch gesondert, insoweit sich Wissen und Schaffen, Verstand und Phantasie in demselben Individuum getrennt denken lassen.

In Rom vollenden sich Iphigenie und Egmont; in Sizilien tritt ihm das Bild der Urpflanze klar vor's Auge; auf der Heimreise endlich begleitet ihn Tasso, dessen wehmüthige Stimmung ebenföhr vom Heimweh nach Rom angehaucht ist, wie er das Gefühl der Vereinsamung, des Unverstandenseins widerspiegelt, welches den Heimgekehrten im Norden überfiel.

Allmählich gestaltet sich nun ein völlig veränderter Lebenskreis; der Bierzigjährige gründet sich eine bescheidene Häuslichkeit, welche ihn zunächst für alle Entfremdung und Verkennung entschädigt. Wir wissen zur Genüge, wie maafsvoll die Ansprüche waren, welche Goethe an das wirkliche Leben im engsten Sinne stellte, mit wie beneidenswerther Einfachheit er sich stets begnügte.

Da öffnet sich plötzlich seine widerstrebende Natur der Freundschaft mit Schiller, nachdem der so viel Jüngere sichtlich herangereift war.

Für die „zehn Jahre“ mühsamen Ringens und so mancher Entbehrung vor der italienischen Reise ist Goethe durch die späteren „zehn Jahre“ engsten Zusammenlebens mit Schiller reichlich entschädigt worden.

Schiller war es, der dem fast Unnahbaren die Hand bot; Goethe schlug freudig ein. Seit jenem wundervollen Briefe, welchen Goethe als Geburtstagsgruß 1794 aufnahm, in welchem ihm Schiller „die Summe seiner Existenz“ zog, war die einzigartige Verbindung besiegelt. Goethe erwidert das Vertrauen, „da es nun scheint, als wenn wir nach einem so unverhofften Begegnen mit einander fortwandern müßten“ „Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können“

Wer wüßte nicht die Reihe von Kunstwerken zu bewundern, welche dieser Prophezeiung folgten, welche der ununterbrochenen gemeinschaftlichen Arbeit ihren Ursprung verdanken?

Zunächst reißt Goethe, der aus Italien das volle Verständniß für das Vorbild des Alterthums mitgebracht, den Dichter der

Götter Griechenlands zu gleicher Anschauung und Dichtung fort. Die schönsten Elegien entspringen dem Wetteifer der Beiden; als gemeinsam angehörig sehen sie jene zahlreichen Epigramme an, aus welchen sich später Schillers Botivateln und Goethes Jahreszeiten loslösen; gemeinsam die Xenien desselben Musenalmanachs für 1797.

Derselbe Wetteifer begeistert Schiller plötzlich zu seinen klassischen Balladen, während Goethe seiner Balladendichtung ganz neue Wege anweist.

Durch die Xenien haben die beiden Freunde ein vernichtendes Gericht gehalten über halbe oder ganze Widersacher — und das war bei weitem der größte Theil der damals lebenden Schriftsteller und Dichter. Nachdem das Gewitter sich verzogen, zeigte sich die segensreiche Wirkung der Entladung: keiner der ernstlich Angegriffenen hat es je wieder zu der früheren Bedeutung gebracht, die meisten waren zerschmettert; die Luft war rein.

Nun giebt Goethe die Parole aus für die Zukunft (15. November 1796 an Schiller): „Nach dem tollen Wagesstück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln“.

Hat er doch mit lebhaftem Beifall Schillers „Beharrlichkeit am Wallenstein“ begrüßt und selbst eben die ersten drei Gefänge von Hermann und Dorothea „durchgearbeitet“ Solchen Beweisen geistiger Ueberlegenheit hatten Freunde und Feinde nichts an die Seite zu stellen.

Das waren Zeiten, wo Jahr für Jahr unsterbliche Dichtungen der Dioskuren hervortraten, welche uns heute mit ehrfurchtsvollem Erstaunen erfüllen; die gesammte höhere Lebensbildung dreier Generationen gründet sich auf sie.

Rastlos eilt Schiller seinem allzufrühen Ende entgegen; er ahnt es voraus und überbietet fast seine Kräfte durch ungeheure Anstrengung.

In gemessenerem Tempo schreitet Goethe einher; ihm ist noch ein weiter Spielraum vorbehalten; überdies stellen die folgenden Jahre sehr ablenkende Ansprüche an den Vielbeschäftigten.

Die Kriegsereignisse der Zeit vereiteln eine dritte Wallfahrt nach Italien, durch welche der Einfluß des klassischen Alterthums

noch vervielfacht wäre; Goethe muß sich auf einen Besuch der Schweiz beschränken. Nachdem er seiner Mutter die Tochter und den Enkel zugeführt, eilt er weiter in das Land Tells; dort ereilt ihn die Nachricht vom Tode seiner Lieblingschülerin; er widmet ihr eine seiner letzten Elegien, von allen die ergreifendste, Euphrosyne.

Nach der Rückkehr scheint Goethes poetische Elastizität fast gelähmt; dem Alterthum hat er bald genug gethan — die Achilleis kam nicht weit über den Anfang hinaus; es war doch ein „Wahn“ gewesen. Von den Vorhaben jüngerer Jahre war zwar Wilhelm Meister zu einem vorläufigen Abschluß gebracht; Faust aber, seine Lebensaufgabe, schien als Torso ruhen zu sollen.

Die Bewegung, in welche Goethe durch tiefgehende Gespräche mit Schiller versetzt war, stellt den Dichter vor eine Entscheidung, vor eine Wahl: ob naive Klassizität oder sentimentale Romantik. Er hat den Konflikt auf heitere Weise später im Maskenspiele Palaeophon und Neoterpe beizulegen versucht. Für's Erste aber weiß er sich nicht zu entschließen. Er nimmt seine Zuflucht zu Nebenarbeiten, zu Uebersetzungen, zu den Naturwissenschaften.

So ungefähr ist die Situation des Jahres 1799 beschaffen.

Für Nebenbeschäftigungen war damals hinreichend gesorgt. Zwar hatte Goethe nach der Rückkehr aus Rom von allen Verwaltungszweigen nur die Sorge für die wissenschaftlichen Institute und allenfalls für die Besetzung der Lehrstühle an der Landesuniversität Jena beibehalten. Diese Obliegenheit, welche die geistigen Interessen des Landes vertrat, war nach seinem Sinne und hat ihm bis an's Ende mehr Freude als Mühe verursacht.

Aber seit 1791 nimmt ihn die Theaterleitung immer lebhafter in Anspruch. Er läßt es nicht bei der Oberaufsicht bewenden; obwohl schon diese ihm hinreichend zu schaffen macht. Welche Schwierigkeiten es einem Intendanten bereitet, das anspruchsvolle, reizbare, häufig launische, nicht selten unbotmäßige Theaterpersonal zusammen zu bringen und zusammenzuhalten, mag nur der ermessen, der Aehnliches erfahren hat. Entweder sind es brauchbare Elemente — solche für das sehr mäßige Honorar der immerhin kleinen Bühnen zu gewinnen, war oft nicht leicht —

dann sinnen sie unablässig auf Veränderung, Verbesserung; aber mancher Ehrgeizige geht auch bei Nacht und Nebel davon.

Oder es hält schwer, unbrauchbares Personal nach langer Geduldsprobe wieder los zu werden — dies ist fast der schlimmere Fall. Oft war Goethes nachdrückliche Entschiedenheit dabei nöthig.

Das war die unerquickliche Kehrseite des Theatergeschäftes. Derartige Kalamitäten wiederholten sich ohne Ende.

Goethe war aber nicht bloß Intendant, er war auch Dramaturg des herzoglichen Hoftheaters. Wenn auch in den Briefen dieser Jahre kaum, in den Tagebüchern selten davon die Rede ist, so wissen wir doch, mit welchem Eifer, mit welcher Gewissenhaftigkeit Goethe die Proben leitete. Eben begann die imposante Reihe von Schiller's großen Dramen die Bühne und alle ihre Kräfte zu beschäftigen. Goethe unterzog sich dem mühsamen Einstudiren.

An dieser neuen, hochpoetischen Schauspielichtung übt sich mit wachsendem Können die junge Schauspielermwelt, welche man als Goethes Schule zu bezeichnen pflegt.

Leider war Goethes erster und talentvollster Zögling, Christiane Becker, seine Euphrosyne, früh weggestorben, als sie eben die schönsten Hoffnungen zu erfüllen begann; die bedeutendste Sängerin und Schauspielerin der Folgezeit, Karoline Jagemann hat sich Jahrzehnte lang dem Einflusse Goethes zu entziehen gewußt, ja ihm endlich diese Thätigkeit vollständig verleidet. Was Goethe aber durch die Herausbildung einer ganzen Reihe trefflicher Künstler und Künstlerinnen, durch strenge Herstellung eines würdigen, harmonischen Ensembles geleistet hat, das wird ihm die Theatergeschichte niemals vergessen.

Scheint allein eine solche Praxis mit ihren tausend Details umständlich und zeitraubend genug, um einem Dichter alle Sammlung zu vereiteln, so war Goethe noch mit einer besonderen Verantwortung belastet. Der Herzog, im Sommer 1799 abwesend, hatte ihm die Aufsicht über den inneren Ausbau des neuentstandenen Schlosses übertragen. „Es sind 160 Arbeiter angestellt“ schreibt er an Schiller „und ich wünschte, daß Sie einmal die mannigfaltigen Handwerker in so einem kleinen Raume beisammen arbeiten sähen“

Da sich dabei „Energie und Fülle nach und nach verlieren will“, flüchtet er, um Ruhe zu finden, auf längere Zeit in sein Gartenhaus jenseits der Elm. Und als er sich „in dem Augenblicke der völligen Inproduktion“ nicht anders zu helfen weiß, sammelt er seine kleineren Dichtungen des letzten Jahrzehnts; es sind die Elegien, Epigramme und Episteln seiner klassischen Periode nebst einigen Theaterreden.

Erst im Herbst kam eine größere Arbeit zu Stande, aber keine bedeutende, die Uebersetzung des Mahomet von Voltaire. Im Auftrage des Herzogs bestrebte Goethe sich, das wunderliche Drama für seine Bühne herzurichten.

Am 17./6. Dezember 1799 war zum Thee bei Goethe eine sehr gewählte Gesellschaft versammelt, darunter auch Schiller, den er mit folgenden Zeilen aufforderte: „Der Herzog und die Herzogin werden heute den Thee bei mir nehmen und der Vorlesung des Mahomet ein, wie ich hoffe, günstiges Ohr leihen. Mögen Sie dieser Funktion beizohnen, so sind Sie schönstens eingeladen“

Sechs Tage nachher ward die Vorlesung wiederholt; diesmal vor der Herzogin Amalie, Herder, Schillers Frau und Schwägerin u. v. A.

Das war das poetische Fazit des Jahres 1799; im nächsten, welches unter nicht geringeren Störungen verlief, folgte die Uebersetzung von Voltaires Tancred. Damit ist die dichterische Leistung Goethes vor 100 Jahren erschöpft.

In der That sind das aber bisher nur äußerliche Handlangerdienste, nur Beiwerk von Goethes wirklichem Streben. Sein Geist war nichtsdestoweniger rührig, aber in anderen Bezirken, die er sich erst vollends erobern wollte, welche ihm erst später ebenso zu Gebote stehen wie die Dichtkunst. Er spekulirt auf verschiedenen Gebieten der physischen Welt und er sucht sich im Wirrsal aesthetischer Gegensätze zu orientiren.

Durch die Entdeckung des Zwischenknochens im Oberkiefer des Menschen hatte Goethe dessen anatomische Verwandtschaft mit den Wirbelthieren erwiesen; nun forscht er dem Zusammenhang jener mit der übrigen Thierwelt nach. An dem Studium der Insektenentwicklung läßt er Schiller theilnehmen. So gewähren ihm die umfangreichen Arbeiten zur Morphologie, auch der der

Pflanzen, für lange Zeit eine erfreuliche, immer anregende Geistesstheätigkeit.

Weniger Freude hat Goethe an einer zweiten Lieblingsidee auf naturwissenschaftlichem Boden erlebt. Seit Jahren bemüht er sich mit der Sisyphusarbeit an der Farbenlehre. Nun quält ihn unablässig Newtons optische Theorie; zu förmlichem Haß gegen den längstverstorbenen Britten steigert sich seine Abneigung. Man hat neuerdings Goethes Beobachtungen, als scharfsinnig und zuverlässig, Gerechtigkeit widerfahren lassen; seine Theorie hat keinen Glauben gefunden, weil er hartnäckig alle mathematischen Hülfsmittel verabscheut.

Das Farbenspiel, das wir der Sonne verdanken, führte Goethe's Interesse einem anderen leuchtenden Gegenstande zu. „Es war eine Zeit, wo man den Mond empfinden wollte; jetzt will man ihn sehen“ schreibt er an Schiller. Zwanzig Jahre früher hatte er selbst seiner Empfindung freien Lauf gelassen; er hatte von dem milden Auge des nächtlichen Freundes seine Seele lösen lassen. Nun heißt es weiter: „Durch das Spiegelteleskop habe ich einen Besuch im Monde gemacht. Die Klarheit, mit welcher man die Theile sieht, ist unglaublich.“ „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, einen so bedeutenden Gegenstand, von dem man vor kurzer Zeit so gut als garnichts gewußt, um so viel näher und genauer kennen zu lernen.“

Das beschäftigt ihn in Nächten, nachdem ihm am Tage Schloßbau, Theater, Redaktion und Uebersetzung hinreichend zu thun gegeben.

Im Innersten aber bewegen ihn noch weit wichtigere Fragen, von deren Lösung seine ganze weitere Laufbahn als Dichter abhing.

Im zweiten Jahrgang seiner kurzlebigen Zeitschrift „die Propyläen“ steht unter dem Titel: „Der Sammler und die Seinigen“ ein Versuch, die heterogenen Methoden, Manieren, deren die bildende Kunst sich bedient, zu charakterisiren und ihren Werth zu prüfen. Jede Richtung hat ihre Stärke und ihre Schwäche, wie alle Einseitigkeit. Aus der Mischung, aus der Verschmelzung aller Eigenart erst könnte am Ende eine ideale Kunst hervorgehen.

Der Versuch war nicht so scherzhaft gemeint, wie Goethe

gelegentlich vorgiebt. Es war für ihn eine Erlösung, daß er diese Erwägung ebensogut auf die Dichtkunst anwenden konnte. Es wurde ihm klar, daß erst aus der innigen Verbindung individueller Anschauung mit idealer Gestaltung eine vollendete Dichtung entstehen könne.

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst, in abgemessnen Stunden,
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen!

Was Goethe in dem letzten Menschenalter, das ihm noch zu leben beschieden war, geleistet hat — und es ist hinreichend, um einen ganzen Dichter auszustatten — das entspringt dem Programm, welches die letzte Zeile involvirt; vor hundert Jahren hat sich diese Wandlung vorbereitet. Ihr verdanken wir die Vollendung des Faust.

Aber es währte mehrere Jahre, bis dieser Prozeß zur Wirkung gelangt. Auch eine körperliche Reaktion bleibt dem Dichter nicht erspart, die schwere Krankheit des Januar 1801.

An Körper und Geist wie umgeschaffen, kündigt er seine Wiedergeburt durch Lieder an, welche an die schönsten Seseheimer erinnern; Schäfers Klagelied, Trost in Thränen, Nachtgesang, volksthümlich wie das Haidenröslein und das Mailied.

Ohne Schillers belebende Nähe wäre dieser Umschwung nicht möglich gewesen. Doch dürfen wir auch nicht etwa schließen, daß Goethe sich nun ein fertiges aesthetisches System angeeignet hätte. Nichts lag seiner unabhängigen Lebenskraft ferner, als ein beengendes Dogma.

Goethe hat sich nie zu einer philosophischen Schule bekannt. Trotz aller Verehrung Spinozas, des „Heiligen“ der achtziger Jahre, und Kants, trotz aller Werthschätzung der Verdienste Fichtes und Schellings hat er auf keine dieser Autoritäten geschworen. Der Künstler bewahrt sich jene Freiheit, welche zwar Gesetze aufstellt, aber nur verkörpert in lebendigen Gebilden, nicht abstrahirt in vergänglichen Regeln.

Und so sehen wir Goethe im neuen Jahrhundert, unbeschadet seiner klassischen Ueberzeugung, einlenken in die Strömung der jungen Romantik, doch nur insoweit sie berechtigt war und ihm selbst neuen Spielraum gewährte. Obwohl er sich dabei seine volle Selbständigkeit vorbehielt, obwohl er hoch über der Verschommenheit der Schule erhaben war, hat dieselbe doch, bei aller anspruchsvollen Selbstschätzung, Goethe stets als ihren Meister verehrt.

Was Goethe von anderen Dichtern ersten Ranges unterscheidet, von Homer, Sophokles, Dante, Shakespeare, das ist die Vielseitigkeit seiner Dichtungen an Form und Inhalt.

Seit dem Goetz und dem Werther, der Iphigenie, dem Wilhelm Meister, seit Hermann und Dorothea scheint seine Uner-schöpflichkeit am Ziele angelangt; nein, mit dem neuen Jahrhundert, nach scheinbarem Schlummer entfaltet Goethe in überraschender Folge eine neue Welt von Gedanken und Gestalten, welche durchaus den Typus individueller Eigenart tragen und doch die Verwandtschaft mit den älteren Geschwistern nicht verleugnen: die Sonette, der nun vollendete erste Theil des Faust, die Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit, der Westöstliche Divan und zum Schluß das poetische Testament des Dichters, der zweite Theil des Faust. Und um alle diese Kunstwerke schlingt sich als anmuthiges Blumengewinde eine nie versagende Lyrik.

Auch die persönlichen Beziehungen Goethes zu den Nächstehenden, zu Schiller und Meyer, gewinnen erhöhte Bedeutung; ja als wollte das Schicksal für den bevorstehenden Verlust des Einen Ersatz bieten, führt es ihm einen neuen Freund zu, der ihm wie Meyer bis an's Ende der irdischen Laufbahn das Geleit gab, Zelter.

Schiller, welchem Goethe „das stolze Wort“ nachrufen durfte: „Er war unser!“ ward dies im eigentlichen Sinne, als er Ende 1799 ganz nach Weimar übersiedelte.

Früher hatte Goethe den Unentbehrlichen nur in Jena aufsuchen können; damals hieß es in den Tagebüchern regelmäßig: „Mittags, gegen Abend, Abends bei Schiller“ Nun in Weimar erwidert Schiller die Besuche und es lautet dagegen: „Abends kam Schiller“ Natürlich, wie konnte er ausbleiben, wenn Goethe ihn lockte (23./12. Dezember 1799): „Ich dächte, Sie entschloffen

sich auf alle Fälle, um halb neun zu mir zu kommen. Sie finden geheizte und erleuchtete Zimmer, wahrscheinlich einige Freunde, etwas Kaltes und ein Glas Punsch. Alles Dinge, die in diesen kalten Winternächten nicht zu verachten sind“ „Die Abende mit Schiller“ werden ihm Lebensbedürfniß.

Und als den „Lebenswürdigen der Tod erbeutet“, ist bereits seit Jahren ein neuer Verkehr aus der Ferne vorbereitet. Am 26. August 1799 beantwortet Goethe den ersten Brief des Berliner Meisters mit eben so herzlichem Entgegenkommen, wie am selben Tage fünf Jahre vorher den ersten Schillers. Zelter war ihm als Komponist seiner Lieder wohlempföhlen; nach Schillers Tode hat Goethe sich gegen Niemanden rückhaltloser, vertraulicher ausgesprochen, als gegen diesen seinen begeistertsten Anhänger. Auch an persönlichem Verkehr läßt Zelter es nicht fehlen; bei einem seiner häufigen Besuche führt er ihm das Wunderkind in's Haus, mit welchem er die höchste Ehre einlegte, Felix Mendelssohn.

Den Schweizer Maler Heinrich Meyer hatte Goethe in Italien kennen, sein zuverlässiges Wesen schätzen gelernt. Ganz unschätzbar aber wurde ihm derselbe, seit er ihn als Gast bei sich beherbergte. Meyers sicheres Kunstwissen, sein besonnenes Urtheil, sein bequemes Naturell wurden ihm bald unentbehrlich; als demselben endlich die langjährige Gastfreundschaft peinlich wurde, fesselte Goethe ihn — es war im Mai 1799 — auf die lebenswürdigste Weise als Hausgenossen an sich und die Seinen. Was Zelter in der Ferne, das blieb ihm bis an's Ende Heinrich Meyer daheim.

Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, anzudeuten, wie Goethe vor hundert Jahren sich anschickt seiner Existenz als Dichter und als Mensch eine für das übrige Leben entscheidende Wendung zu geben. Jedenfalls hat ihm die Ruhepause dieser Epoche als Kräftigung gedient auf dem Wege zur Vollendung.

Doch darf ich nicht schließen, ohne derer zu gedenken, welche neben dem Dichter selbst „die Unkosten hergegeben“ zu seiner Unsterblichkeit. Die Beneidenswerthen sind noch schön, noch glücklich, nachdem „schon längst der Kreis der Dinge sie mit fortgerissen“.

Ich meine die Frauen, welche Goethe, wie kein Anderer, zu schätzen, zu ehren, zu verklären gewußt hat.

Vor hundert Jahren lebten die Meisten, welche er bejungen

hatte. Noch Manche zu verewigen war ihm vorbehalten. Alle hat der Dichter der Vergänglichkeit entrissen, der sie anheimgefallen.

Nachdem sein Geschlecht ausgestorben, durften wir nur noch Eine bis vor Kurzem als Mitlebende begrüßen, die seinem Kreise angehört hatte; die Edle war es, welche er als die lieblichste der lieblichsten Gestalten in der Elegie von 1823 verherrlicht, seine letzte Liebe.

Damals liebreizend, „jetzt liebespendend“ hat sie im höchsten Alter noch Goethes Gedenktag erlebt; ihr, der einzigen Zeitgenossin, dem Ehrenmitgliede der Goethe = Gesellschaft, konnte an demselben noch im Diesseits Huldigung und Verehrung dargebracht werden.

Am 13. November 1899 ist auch diese Letzte von Allen, welche Goethe nahegestanden haben, Ulrike von Levegow im sechs- undneunzigsten Lebensjahre friedlich zur Ruhe gegangen.



Baltische historische Litteratur.

Sitzungs-Berichte der Bernauer Alterthumsforschenden Gesellschaft. 1897 und 1898. Gedruckt für die Mitglieder. Bernau, 1899. 8°. 56 und CLXVIII Seiten und 2 Photogramme.

Desel einst und jetzt. Von M. Rörber]. Hrsg. auf Verfügung des Vereins zur Kunde Desels. 2. Bd.: Die Kirchspiele Mustel, Kielfond, Anseküll, Zamma, Wolde und Byha. Arensburg, Druck und Verlag d. Arensb. Wochenblatts. 1899. 8°. IV und 321 Seiten.

Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik, 1897. Hrsg. von der kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst. Mitau, 1898. 4^o 99 Seiten, mit 3 Wappen- und Siegel-tafeln und 3 genealog. Tabellen.

In allen Kreisen, die der heimathlichen Geschichtsforschung Gedeihen und Fortschreiten wünschen, hat es in der That die Empfindung froher Genugthuung hervorgerufen, als man vernahm, daß auch in Bernau neuerdings ein historischer Verein zu-

sammengetreten, die Bernauer Alterthumsforschende Gesellschaft, die sich, neben der Mitarbeit an der archäologischen Erforschung insbesondere des Bernauschen Kreises, namentlich das Studium der geschichtlichen Vergangenheit der Stadt Bernau zur Aufgabe gemacht hat, in der richtigen Erkenntniß, „daß bei dem immer mehr beschleunigten Stoffwechsel in dem Personen- und Familienbestande, der sich in der kleinen Stadt besonders fühlbar macht, es wohl die letzte Stunde sei, in der es noch möglich wäre, in größerer Zahl [auch] gegenständliche Zeugnisse für die Lebensart und Weise des alten Bernau zusammenzubringen“ Daß in der verhältnißmäßig kleinen Stadt sich in diesen nivellirenden Zeiten doch soviel patriotisch-historischer Sinn und soviel Initiative gefunden, dies Interesse in die That umzusetzen, das ist ein erfreuliches Zeichen. Die Anregung war von H. Dr. Schneider ausgegangen, der sich schon seit Jahren mit Bernauser Lokalgeschichte beschäftigte; die obrigkeitliche Bestätigung der Statuten der Gesellschaft erfolgte am 17. Juli 1896 und am 3. November desselben Jahres konnte dann die erste allgemeine Versammlung in dem von der Stadt dem Verein zur Verfügung gestellten Lokal stattfinden.

Die nun gedruckt vorliegenden „Sitzungs-Berichte“ der Gesellschaft umfassen die beiden ersten Jahre ihres Bestehens, 1897 und 1898, in deren Verlauf im Ganzen zehn Sitzungen stattgefunden haben. Die Edition zerfällt in zwei Theile: Die eigentlichen Sitzungsberichte, in die auch die Referate über die gehaltenen Vorträge aufgenommen sind, und einen 168 Seiten umfassenden Anhang, der leider mit römischen Ziffern paginirt ist, was die Bequemlichkeit der Benutzung nicht wenig beeinträchtigt und daher vermieden werden sollte; hier sind eine größere Abhandlung und Aktenmaterial zum Abdruck gelangt. Das Bändchen läßt erkennen, daß der junge historische Verein ein reges Leben entwickelt hat. Aus der Zahl der Vorträge über archäologische Gegenstände ist namentlich der Bericht vom Oberlehrer Cosack über Skelett- und Brandgräber im Dorfe Moisküllä des Gutes Pörsäfer hervorzuheben, der vollständig mitgetheilt und durch zwei Tafeln Abbildungen erläutert wird. Diese Tafeln sind Photographien, die eine ganz scharf und deutlich, die andere wenig gelungen, wenigstens in dem mir vorliegenden Exemplar. Erfreulicher Weise kommt nun aber gegenüber der Archäologie auch die eigentliche

Geschichte nicht zu kurz. Oberlehrer Cosack hat über die Rückwirkung des Bothschen Einfalls in Livland 1639 auf Bernau und über die ältesten Akten der St. Michaelis-Kirche in Soontack berichtet; aus letzterem Vortrag hätte man das eine oder andere gerne ausführlicher wiedergegeben gesehen. Im Anhange voröfentlich derselbe Autor Materialien zur Geschichte Bernaus in der Zeit des polnisch-schwedischen Krieges im Anfang des 17. Jahrhunderts; es sind 32 Aktenstücke von 1600—1622, meist in Regestenform, die aus dem Reichsarchiv in Stockholm und dem Bernauer Stadtarchiv stammen. Der Herausgeber spricht dabei die Vermuthung aus, daß die Zahl solcher Materialien sich aus den polnischen und schwedischen Archiven sicher vermehren lassen wird. Darüber kann selbstverständlich gar kein Zweifel sein; hier sei nur darauf hingewiesen, daß Bernau 1617—1630 zum estländischen Verwaltungsgebiet gehörte und daß daher sich mancherlei für diese Epoche auch im Gouvernementsarchiv in Reval finden wird. Oberpastor Kolbe handelte über die Wiederherstellung des Bernauschen Stadtkonfistoriums unter schwedischer Herrschaft und die Streitigkeiten des Raths mit dem Oberkonfistorium wegen der Kompetenzen des Stadtkonfistoriums, ein nach mancher Richtung interessantes Thema aus der Zeit der Neubegründung des livländischen Kirchenwesens. Der Vortrag wird in den Sitzungsberichten eben nur erwähnt, ohne daß über seinen Inhalt referirt würde. Vielleicht ist das um so mehr zu bedauern, als diese Epoche unserer Kirchengeschichte noch in ganz ungenügender Weise erforscht ist, andererseits aber nächst der Reformation und etwa der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu den wichtigsten der kirchlichen Vergangenheit des Landes gehört. — Ausführlicher hätte auch vielleicht manches in der interessanten Abhandlung des Direktors Czernay „Zur Geschichte der älteren estnischen Kirche in Bernau“ wiedergegeben werden können. Der 29-jährige Kampf um die Kirche im 18. Jahrhundert wirft auf die neuen Verhältnisse nach der Kapitulation von 1710 doch sehr charakteristische Streiflichter. Ebenfalls in ziemlicher Kürze macht derselbe auf die Theilnahme Bernaus an den Landtagen während der schwedischen Periode aufmerksam; sehr dankenswerth ist der Abdruck eines ausführlichen Berichts des Bernauschen Notarius J. G. Franck über den Landtag vom J. 1681 (im Anhang). Als Beilage III oder eigentlich

IV, — die Numerirung des Anhangs ist ganz konfus, — wird uns ein aus dem Stockholmer Reichsarchiv stammendes „Inventarium auf Bernau Schloß nach dem alten Romthur Rötger Wulf 1562 Juni 12.“ geboten. — Schließlich muß hier noch auf die umfangreichste Abhandlung, die von Dr. P. Schneider „Aus dem Medicinalleben Bernaus im 17. und 18. Jahrhundert“ aufmerksam gemacht werden. Zu den Arbeiten Dehios über die Nevalischen und Lembkes über Rigasche ärztliche Verhältnisse, sind nun fast gleichzeitig in dankenswerther Weise diese über die Bernauschen und die von Dr. Otto über die furländischen Medicinalverhältnisse (in den Kurl. Sitzungsberichten) hinzugekommen. Die Belege und Anmerkungen zu dieser Arbeit, wie auch zu den übrigen oben erwähnten, sind leider immer ans Ende verwiesen worden, was recht störend und unbequem ist.

Wie aus diesem kurzen Referat zu ersehen, enthalten die Bernauer Sitzungsberichte mancherlei schätzbare Mittheilungen. Bedauerlicher Weise ist über den Druck und die Ausstattung des Bändchens nichts Erfreuliches zu sagen. Es wimmelt von Druckfehlern, Anordnung und Druck sind ganz inkonsequent; alles macht den Eindruck, als sei es überhaupt keiner endgültigen und sorgfältigen Redaktion unterzogen worden. Und das ist doch eigentlich nicht gestattet.

*

*

*

Als der Pastor emer. Martin Körber, seinerzeit 30 Jahre lang Pastor in Anseküll auf Oesel und Verfasser der „Bausteine zu einer Geschichte Oesels“, im J. 1893 starb, hinterließ er fast druckfertig den zweiten Band seines Werkes „Oesel einst und jetzt“, dessen ersten er noch selbst bereits im J. 1887 zum Druck befördert hatte. Es war ein Akt der Pietät, daß der Verein zur Kunde Oesels auf Anregung der Redaktion des Arensburger Wochenblatts sich entschloß, zunächst diesen zweiten Band zu veröffentlichen und, wie es scheint, ihm später auch noch den dritten Band folgen zu lassen. Ein Gefühl der Pietät war es auch, das die mit der Herausgabe beauftragte Kommission bei ihrer Arbeit geleitet und sie veranlaßt hat, so zu verfahren, wie sie es gethan: die Niederschrift des Verfassers thunlichst unverändert zu lassen. Hatte der erste Band Arensburg behandelt, so umfaßt der zweite

die Kirchspiele, Mustel, Kielfond, Anseküll, Zamma, Wolde und Byha. Der Stoff ist also, wie man sieht, nicht nach streng geographischer Ordnung und Reihenfolge gegliedert. Und so ist auch der Inhalt ein überaus mannigfaltiger. Es ist dem Verfasser beim Sammeln des Materials, wie er bemerkt, ergangen „wie dem Fuchsjäger, der falls ihm ein Gase in Schußweite kommt, auch diesen als unverhoffte Beute aufs Korn faßt“ In anspruchslosem und liebenswürdigem Plaudertone erzählt er dem Leser von hundert verschiedenen Dingen, wie er sie in handschriftlichen und gedruckten Quellen und in unmittelbarer mündlicher Ueberlieferung gefunden und der Aufzeichnung für werth erachtet: von Land und Leuten und ihren Sitten, von den Kirchen und ihren Merkwürdigkeiten, von Dertlichkeiten, die von geschichtlichem oder naturwissenschaftlichem oder landschaftlichem Interesse sind; dann von außerordentlichen Naturereignissen und merkwürdigen Vorfällen, der Pest, Prozessen, Kriminalgeschichten, von abergläubischen Gebräuchen und Zauberei, von Familienereignissen und Aufzeichnungen und namentlich auch von zahlreichen Volksjagen. Eine ziemlich bunte Vereinigung der verschiedenartigsten historischen Reminiscenzen, in deren Gewirr man sich nicht immer leicht zurechtfindet, namentlich wo auf eine frühere oder spätere Stelle des Buches verwiesen wird. Ein Register hätte hier nicht unwesentliche Dienste leisten können. Man könnte auch meinen, daß manches von den Herausgebern ohne besonderen Schaden hätte gestrichen werden dürfen. Aber freilich, dadurch wäre vielleicht der eigenartige Charakter des Buches mehr oder weniger beeinträchtigt worden. Man schreibt sonst heutzutage solche Bücher gar nicht mehr. Es ist wie eine Art Anachronismus. Diese liebevolle, anspruchslose Behaglichkeit, mit der auch dem Unbedeutendsten Aufmerksamkeit zugewandt wird, weil man darin doch immer etwas der Erinnerung und des Aufbewahrens Werthes zu finden vermag und alles, nicht immer kritisch, aber stets warmen Gemüths zu betrachten Muße und Lust hat — das muthet einen an, wie ein Zug aus den längst verklungenen Zeiten eines beschaulicheren Daseins. Der Verfasser hat vor Jahren, 1872, ein Büchlein veröffentlicht: Daheimbilder aus der Kindheit eines Livoländers vor 50 Jahren. Hier schildert er altlivländisches Stillleben, wie es jetzt wohl längst nicht mehr zu finden ist, am meisten vielleicht

noch auf der Insel, wo er ein Menschenalter hindurch als Seelsorger im Amte gestanden und ein halbes Jahrhundert gelebt hat. Sein Buch über diese Insel wirkt selbst wie ein Stillleben.

* * *

Im Märzheft 1899 der Balt. Monatschr. ist das Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik für die Jahre 1895 und 1896 angezeigt worden, obgleich damals wohl auch schon das Heft für 1897 vorgelegen hat. Daher sei hier wenigstens in Kürze auf dieses hingewiesen. Damals schon wurde die Gediegenheit und Reichhaltigkeit dieses bei uns einzigen Organs hervorgehoben, das sich die Pflege dreier historischen Hilfswissenschaften zur Aufgabe gemacht hat, nicht so eng freilich, daß nicht gelegentlich auch Quellenmaterial und Aufsätze von weiterem Interesse darin Aufnahme fänden.

Im vorliegenden Heft, dessen ganzer reicher Inhalt hier natürlich nicht aufgezählt werden kann, veröffentlicht L. Arbusow 12 Urkunden zur Geschichte kurländischer Güter. E. v. Firds berichtet über einen bisher unbekanntten kurländischen Hofmaler des 17. Jahrhunderts; A. v. Rahden über einen Brief des Generals W. v. Rahden an den Redakteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom J. 1847, der nicht ohne allgemeineres Interesse ist. E. v. Firds veröffentlicht einige Aktenstücke zur Geschichte der Familie von Grotthuß, über den gewaltthätigen „Eintritt“ des Wilhelm von Grotthuß in Klein-Schwitten 1638, ein Beitrag zur Sittengeschichte der Zeit. Dem Hefte sind beigegeben ein farbiges Wappen der Herren von Plettenberg, eine Siegeltafel (Siegel der Familie Rutenberg und Orgies-Rutenberg) und eine Tafel Abbildungen zur Entwicklungsgeschichte des Wappens der Familie Löwis of Menar.



Neue Belletristik.

Leo Tolstoi. Auferstehung. Nach der einzigen ungefärbten Originalausgabe mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von Wladimir Czumirow, mit Buchschmuck von F. Lippisch. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig. 1900. (3 Bände).

Der Philosoph von Jasnaja Poljana ist noch ein Mal nach längerem Schweigen mit einem größeren Werk als Dichter an die Öffentlichkeit getreten. Wir verdanken dies Hervortreten einem humanitären Zweck, dem der Ertrag des Unternehmens gewidmet ist. Nur ein solcher war im Stande den großen Denker und Menschenbeobachter dazu zu bewegen, uns noch ein zurückgestelltes Werk jener Kunst zu schenken, deren Werth der Künstler selbst in der letzten Periode seines Schaffens so gering anschlägt, während die ganze gebildete Welt von dem Ruhme seiner Kunst erfüllt ist. In freudigster Huldigung bietet sie ihm den vollen Dichterlorbeer, er aber schaut von der Höhe seines selbsterbauten religiös-moralistisch-sozialphilosophischen Postamentes ernst und geringschätzig herab auf die ewig grünen Blätter, nach denen Unzählige in heißem Ringen, in ungestillter, tiefer Sehnsucht streben, als wären sie der Inbegriff des höchsten Erdenglücks, — mit denen Andere, die das Ziel erreicht, — mit Recht und leider allzu oft auch mit gar großem Unrecht — stolz und glücklich ihre Stirnen schmücken. Für diesen erhabenen Greis haben sie keine Bedeutung mehr. Wir aber müssen dennoch den Kranz, den vollen Dichterlorbeerkranz an jenem Postamente niederlegen, wie man es wohl vor den Denkmälern der großen und der größten Todten zu thun gewohnt ist. Wir müssen es, um der Wahrheit willen, — denn er ist ein Dichter, ja, wie ich denke, der größte aller lebenden Dichter. Wie kein Anderer hat er die Welt und das Leben beobachtet, wie kein Anderer das Gesehene, das Gedachte poetisch darzustellen gewußt, — der größte Realist und der größte Idealist zugleich, und immer ein großer Künstler, immer ein echter, im Ewigen lebender, Ewiges schaffender Dichter!

Von dem Interesse, das den Schöpfungen Tolstois in Deutschland entgegengebracht wird, legen die zahlreichen Uebersetzungen beredtes Zeugniß ab, die von seinem Werke bereits erschienen sind, — nicht alle freilich von gleichem Werth. Nun liegt uns hier eine wirklich vollwerthige vor, — aus der berufenen Feder Wladimir

Czumikows, der sich als Uebersetzer russischer Dichtungen schon einen wohlverdienten guten Namen erworben hat, — dem wir als Uebersetzer der prächtigen Tschekow'schen Novellen und Skizzen auch in den Blättern dieser Zeitschrift schon begegnet sind.

Die Fabel des Romans „Auferstehung“ ist schon so oft in den Tagesblättern und sonstigen Journalen erzählt worden, daß ich mir nur eine ganz kurz zusammenfassende Inhaltsangabe gestatten will.

Der junge Fürst Nechljudow hat als idealistischer Student auf dem Gute seiner Tanten ein reizendes junges Mädchen kennen gelernt, — Katjuscha, den Aufzögling der beiden adeligen Fräulein, eine Waise, — und ist in jugendlich-reiner Weise von ihrer Schönheit berührt worden. Offizier und genußsüchtiger Lebemann gewöhnlicher Art geworden, kommt er nach einigen Jahren wieder, verführt das Mädchen und überläßt es in schmachlichster, herzloser Weise seinem Schicksal. Katjuscha, nachdem sie ein Kind geboren, das zum Glück bald stirbt, sinkt von Stufe zu Stufe und führt schließlich Jahre lang das Leben einer öffentlichen Dirne. Als solche wird sie in einen Giftmordprozeß verwickelt. Der junge Fürst, der als Geschworener im Gericht sitzt, sieht die einstige Geliebte auf der Anklagebank wieder. Obwohl unschuldig, wird sie durch eine verhängnißvolle Verkettung von Umständen — Bosheit, Dummheit und Gedankenlosigkeit der handelnden Personen — schuldig gesprochen und zur Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilt. Nechljudow ist tief erschüttert. Die halb vergessene Vergangenheit lebt wieder auf in ihm, er fühlt sich von Reue, von Mitleid, von Schmerz zerrissen, er wendet sich im Gebet zu Gott und er lobt sich selbst, gutzumachen an seinem Theile, so viel noch gutzumachen ist. Das ist der Beginn der Auferstehung des besseren Menschen in ihm. Er sucht Katjuscha im Gefängniß auf, er verspricht Alles für sie zu thun, was in seiner Macht steht, — er will sie heirathen, auch wenn sie als Verbrecherin nach Sibirien gehen muß. Seine Versuche, Kassation des ungerechten Urtheils zu erwirken, schlagen zunächst fehl und obwohl Katjuscha sein Opfer nicht annehmen, in die Heirath unter keinen Umständen willigen mag, begleitet er sie doch auf der traurigen Reise in die Verbannung. Aber auch in Katjuscha, die bei großer natürlicher Gutherzigkeit moralisch furchtbar verwahrlost ist, vollzieht sich langsam und allmählich eine Auferstehung. Nechljudows Verhalten, zunächst ihr unverständlich, ja lästig und ärgerlich, bringt sie allmählich doch zu ernsterem Nachdenken und hebt sie unmerklich

höher und höher. Unter den politischen Gefangenen, in deren Mitte sie durch Nechljudows Verwendung transportirt wird, lernt sie edle, hochachtbare Menschen kennen, die sie weiter heben. Den größten Eindruck aber macht ihr unter diesen der junge Simonson, der als ein Opfer hochfliegender Ideen seine Strafe leidet. Er gewinnt sie lieb und Katjuscha beschließt, ihr Leben mit dem jeinigen zu vereinigen. Dabei bleibt sie auch, als die Nachricht von ihrer Begnadigung eintrifft. Das erklärt sie ganz offen dem jungen Fürsten. Damit ist Nechljudows Opfer definitiv unnütz und gegenstandslos geworden. Er scheidet von der einstigen Geliebten, aber als ein ganz Anderer, ein geläuterter und gebesserter, ein innerlich auferstandener Mensch. Was er während dieser Zeit in sich durchlebt, was er in der Welt der Verbrecher und der Gerichte gesehen und erfahren, das hat ihm eine neue Welt- und Lebensanschauung und ganz veränderte Lebensziele gegeben.

Mit diesen Erfahrungen liest er das 18. Kapitel des Evangelium Matthäi und es geht ihm eine Erleuchtung auf.

Es klärt sich ihm jetzt der Gedanke, daß das einzige sichere Mittel zur Errettung der Menschen von dem furchtbaren Uebel, an dem sie jetzt leiden, bloß darin besteht, daß die Menschen sich vor Gott als schuldig erkennen und damit als unfähig, andere Menschen zu strafen oder zu bessern. — „Jetzt wurde es ihm klar, woher all die Schrecken kamen, die er gesehen, und was zu ihrer Vernichtung geschehen mußte. Die Antwort, die er nicht finden konnte, war dieselbe, die Christus Petrus gegeben: Sie bestand darin, daß man immer und allen verzeihen soll, immer und ohne Ende verzeihen“ (Bd. III. p. 173, 174).

Im Evangelium Matthäi findet er die Wahrheiten ausgesprochen, die Gebote, welche ihm fortan als Lebensrichtschnur dienen sollen, als Wegweiser zu dem Reiche Gottes auf Erden.

„Solcher Gebote waren fünf:

Das erste Gebot (Matth. 5, 21—26) war, daß der Mensch nicht nur nicht tödten, sondern auch nicht seinem Bruder zürnen darf, Niemanden für nichtig, für einen „Racha“ halten darf. Und wenn er sich mit Jemand entzweit, so muß er sich mit ihm versöhnen, ehe er Gott eine Gabe opfert, d. h. betet.

Das zweite Gebot (Matth. 5, 27—32) bestand darin, daß der Mensch nicht nur nicht ehebrechen darf, sondern auch den Genuß der weiblichen Schönheit meiden soll, und wenn er sich einmal mit einem Weibe vereinigt hat, niemals ihr untreu werden darf.

Das dritte Gebot (Matth. 5, 33—37) bestand darin, daß der Mensch nichts bei seinem Eide versprechen soll.

Das vierte Gebot (Matth. 5, 38—42) bestand darin, daß der Mensch nicht nur nicht Auge um Auge vergelten darf, sondern auch die andere Backe darbieten soll, wenn man ihn auf die eine schlägt; daß er Beleidigungen vergeben und mit Demuth ertragen soll, und Niemanden je verweigern, was Einer von ihm wünscht.

Das fünfte Gebot (Matth. 5, 43—48) bestand darin, daß der Mensch seine Feinde nicht nur nicht hassen und sie bekriegen darf, sondern sie lieben, ihnen helfen und dienen soll“ (Bd. III. p. 176).

Bilder von großer poetischer Schönheit entwirft Tolstoi bei der Schilderung des ersten Erwachens der jungen, noch reinen und unschuldigen Liebe zwischen Nechljadow und Katjuscha auf dem Landgut. Eine lange Reihe von Szenen erschütterndster Lebenswahrheit, oft grauenvoll, ja abstoßend, und doch immer wieder fesselnd, entrollt uns der Dichter, indem er uns durch die Gefängnisse und Stappenhäuser der Verbrecher aller Art hindurch führt, diese wirklichen und vermeintlichen Verbrecher nicht nur äußerlich schildert, sondern tief in ihr inneres Leben, ihre Schicksale und Leiden hinein blicken läßt, sie begreifen, sie bemitleiden und — wie oft! — lieben und achten lehrt. Mit schonungsloser Kritik werden die Schwächen und Schäden, ja die tiefe Verderbtheit im Treiben der Gerichte und Behörden aufgedeckt. Meisterhaft sind die Schilderungen aus dem Leben der sogen. höheren Gesellschaft, die Tolstoi so gut kennt und mit all ihrer Hohlheit, Verlogenheit und Selbstsucht so gründlich verachtet. Meisterhaft auch ist die Schilderung der armen Katjuscha in dem tiefsten Zustande verzweifelter moralischer Verkommenheit und ihr allmähliches, langsames Erwachen, ihr schrittweises Auferstehen unter zuerst so vielen Rückfällen. Groß und erhebend muß vor Allem bei beiden Hauptpersonen des Romans der endlich sieghaft sich bahnbrechende Läuterungsprozeß genannt werden, der uns nach all dem Schmutz, dem Jammer, der Erbärmlichkeit, die wir kennen gelernt, den freudigen Glauben an das Gute und seine siegende Kraft in den Menschenherzen wiedergewinnen läßt.

Man mag über die extremen sozialen Ideen Tolstois urtheilen, wie man will, — den großen Dichter, den gewaltigen Seelenkündiger, den edlen Menschen, der mit tiefem Ernst, mit unbeugbarer Energie nach den höchsten Zielen der Wahrheit, der

Liebe, der moralischen Reinheit strebt, wird Niemand verkennen und geringschätzen dürfen.

Und es ist kein Zufall, daß dieser Mann, so fern er auch allem kirchlichen Christenthum steht, doch immer wieder zu Christo und seinen Lehren zurückkehrt, in ihnen die unbezweifelbar höchste Richtschnur, den leuchtenden Leitstern für alles menschliche Leben und Streben erkennt und anerkennt. Es ist ein Zug, den wir ähnlich bei mehr als einem der edelsten Geister um die Wende des Jahrhunderts ausgeprägt finden und der uns mit tröstlicher Zuversicht für die Zukunft erfüllt, inmitten so viel moralischen, religiösen und ästhetischen Wirrwarrs. Ich muß an den geistvollen und originellen *Houston Stewart Chamberlain* denken, der allem kirchlichen Christenthum ebenso fern steht wie *Tolstoi* und doch in seinem Buche über „die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“*) die Erscheinung Christi so wunderbar schön und tief als den großen Wendepunkt aller Menschheitsgeschichte geschildert hat, — tief durchdrungen von der Ueberzeugung, daß in Jesu Christo die höchste, göttliche Wahrheit, für Zeit und Ewigkeit gültig, sich offenbart hat.

Wie kläglich nimmt sich daneben das große Heer der Nietzsche-Verehrer aus mit ihrer brutalen Begeisterung für Macht und Herrschaft, mit ihrer sinnlosen, hirnverbrannten Schwärmerei für die sogen. Umwerthung aller Werthe, die thörichteste und verrückteste Idee, die im Verlaufe der ganzen Menschheitsentwicklung aus einem Menschenhirn entsprungen ist. Steht *Tolstoi* als dem größten Dichter und Denker der Russen in Deutschland heutzutage als beherrschendster Geist, als gefeiertster Denker *Friedrich Nietzsche* gegenüber, so muß man als Deutscher mit Beschämung bekennen, daß Deutschland bei dem Vergleich eine wahrhaft traurige Rolle spielt. Es sind Gegensätze von gewaltigen Dimensionen, — der Christ und der Antichrist, — und nur mit lächerlicher Umdrehung des Thatbestandes kann man *Tolstoi* als einen Vorläufer des Nietzsche'schen Uebermenschen fassen, kann man von seiner Erscheinung sagen, sie weise uns „mit deutendem Finger nach einer fernen Zukunft, da der geistige Mensch in jenem höchsten Sinn, wie ihn uns *Friedrich Nietzsche* ahnen ließ, die Welt wahrhaftig beherrschen wird“ So meint ein Nietzsche-verehrender Beurtheiler von *Tolstoi's* Auferstehung, Herr *Edgar Steiger*, im „Litterarischen Echo“ von 15. Februar 1900. Ich notire dies Urtheil als

*) München, Verlag von F. Bruckmann. 1899.

seltames Zeugniß für die in Nietzsche-Kreisen herrschende hoffnungslose Begriffsverwirrung.

Aber noch einen Andern als Nietzsche liegt es nah im gegenwärtigen Augenblick Tolstoi gegenüber zu stellen, — auch einen alten und weltberühmten Dichter und Denker — ich möchte lieber „Grübler“ sagen — den Norweger Henrik Ibsen mit seinem neuesten dramatischen Werk, das sich selbst als „dramatischer Epilog“ bezeichnet, wie Tolstois „Auferstehung“ wohl des großen Dichters letzte, nur noch halb widerwillig dargebotene dichterische Spende, sein dichterischer Epilog ist:

Henrik Ibsen. Wenn wir Toten erwachen. Ein dramatischer Epilog in drei Akten. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1900.

Seltam, daß der Alte von Christiania fast gleichzeitig mit dem Alten von Jasnaja Poljana mit einer anscheinend seine dichterische Thätigkeit abschließenden Schöpfung hervorgetreten ist, die einen nah verwandten Titel führt, also scheinbar Entsprechendes behandelt. „Wenn wir Toten erwachen“ — das ist ja doch auch eine „Auferstehung“, so möchte man meinen. Aber wie anders sieht die „Auferstehung“ des norwegischen Grüblers und Problemkünstlers aus, als diejenige des russischen Dichters! Wahrhaftig, es ist lehrreich, diese beiden Auferstehungs-Dichtungen der beiden vielgefeierten Alten vergleichend neben einander zu stellen. Die Eigenart dieses Russen und dieses Norwegers, ihr gar verschiedener Werth tritt deutlich dabei zu Tage.

Zunächst wird es nöthig sein, die Fabel des Ibsenschen Dramas kurz zu skizziren.

Der Bildhauer Rubek hat in jungen Jahren ein schönes Mädchen aus guter Familie dazu zu bringen gewußt, daß sie ihm Modell stand für sein großes Kunstwerk „der Auferstehungstag“ Sie hat darüber mit den Ihrigen gebrochen, hat längere Zeit ganz an seiner Seite gelebt und ihm fort und fort ihren nackten Leib zum Beschauen geboten. In ihrem Herzen ist während dieser Zeit eine heiße, ungestüme Liebe zu ihm emporgewachsen; aber obwohl sie sich nicht scheut, fort und fort nackt vor ihm zu erscheinen, scheut sie doch vor dem Geständniß ihrer tiefen, aufrichtigen Liebe zurück. Auch er liebt sie tief und leidenschaftlich, aber er bezwingt sich, er will nur als Künstler ihre Schönheit in sich aufnehmen, nicht als Mann ihrer begehren, — und beim Abschluß seiner Arbeit dankt er ihr und sagt, es sei dies eine „segensreiche Episode“ für ihn gewesen. Dies Wort nimmt sie so gewaltig übel, daß sie verschwindet und nichts mehr von sich hören läßt. Damals

ist sie gestorben, — wie sie später selbst sagt. Thatsächlich streift sie in der Welt umher und bietet ihren nackten Leib in Variétés u. s. w. ungezählten Männern zum Beschauen dar. Sie heirathet einen Südamerikaner und macht sich und ihn ebenso unglücklich wie nachher ihren zweiten Mann, einen russischen Goldwäschereibesitzer. Dann wird sie selbst so weit verrückt, daß sie längere Zeit im Irrenhause, in der Zwangsjacke gefangen gehalten werden muß. Inzwischen hat Bildhauer Rubel ein ganz gewöhnliches, rundes, nettes Weibchen genommen, ist aber ebenfalls kreuzunglücklich mit ihr. Sie versteht ihn nicht, und wenn ihn auch sein „Auferstehungstag“ zum berühmten und reichen Manne und zum Professor gemacht hat, — er vermag nichts Großes weiter zu schaffen, seitdem Irene nicht mehr an seiner Seite ist. Seiner Frau ist er längst überdrüssig, wie auch sie des Herrn Professors. Nun trifft er in einem Badeort Irene wieder, die aus der Anstalt entlassen ist, aber noch immer von einer sie überwachenden Diakonissin begleitet wird. Es folgt eine Erkennungsszene, eine Aussprache. Er nähert sich Irene aufs Neue und giebt seiner Frau erwünschte Gelegenheit und volle Freiheit, dem bärenjagenden Gutsbesitzer Ulsheim in die Arme zu laufen. Irene haßt ihn noch immer wegen jenes Wortes von der „Episode“ und zückt ab und zu den Dolch gegen ihn, den sie zu diesem Zweck beständig bei sich trägt. Sie hat in all diesen Jahren nie aufgehört ihn zu lieben, zu hassen. Nachdem sie sich vollständig ausgesprochen, beschließen sie, eine Auferstehung dessen zu feiern, was sie beide seiner Zeit aus Thorheit und gegenseitigen Mißverstehen unterdrückt und begraben. Um Solches zu erreichen, besteigen sie gemeinsam einen (natürlich symbolischen) Berg, — immer höher und höher, bis eine niederdonnernde Lawine sie beide begräbt.

Die Unnatur, das Geschraubte, Gefünstelte, an den Haaren Herbeigezogene der ganzen Konstruktion, dieses neuen sogen. „Problems“ liegt auf der Hand. Kein Mensch begreift, warum Rubel und Irene, die sich beide leidenschaftlich liebten, sich völlig verstanden und wie selten ein Paar zusammen gehörten, sich nicht in jener Zeit fanden und für immer verbanden, als sie in so intimer Weise am Tauniger See zusammen lebten und jenem Kunstwerk das Leben gaben, welches Irene ihrer beider Kind zu nennen pflegt. Aber freilich, hätten sie sich damals gefunden, dann wäre überhaupt kein Problem dagewesen und kein Drama. Das „Problem“ aber mußte konstruiert werden, sei es auch wider die Natur und wider allen gesunden Verstand, — und daraus allein konnte

dann all das ungesunde, unerquickliche Zeug abgeleitet werden, womit uns Ibsen drei Akte hindurch unterhält, — womit er unzählige Hohlköpfe, aber auch viele sonst sehr verständige Menschen zum Besten hat. Und ist es wohl denkbar, daß diese Irene, die so stolz ist, daß jenes Wort „Episode“ sie tödlich verlegt, — daß dieses Weib, ohne ernstlich verschmäht und mißachtet zu sein, in die weite Welt hinausläuft und das Leben eines ehr- und schamlosen Frauenzimmers führt? Wie anders und wie wahr, wie natürlich ist das bei Katjuscha motivirt! Nein, was Ibsen uns bietet, das ist nicht ein Bild des Lebens, sondern ein Zerrbild, wie die meisten späteren Dramen Ibsens lediglich Zerrbilder sind, ob auch mit vollendeter dramatischer Technik konstruirt. Und hier liegt denn auch der ungeheure, nicht weit genug zu schätzende Abstand, der gewaltige Unterschied zwischen diesen beiden Akten. Tolstois Theorien mögen sein, wie und welche sie wollen, — wenn er den Menschen und seine Schicksale, sein Empfinden, Wollen und Denken schildert, dann ist er immer der große Dichter, dann ist er immer und in allen Stücken (mit sehr seltenen Ausnahmen) klar und wahr. Ibsen dagegen — kein echter, ursprünglicher Dichter, sondern ein Mann der Grübeleien, der logischen und psychologischen Konstruktionen — ist hier, wie so oft, hervorragend unklar und unwahr, — ja, unwahr, — trotz aller entgegengesetzten Verhimmelungen, — auch trotz der Meisterschaft im Dialog, die ihm Niemand absprechen will und wird. Die Dichtungen des russischen Edelmanns werden dauern, die des norwegischen Apothekers wird man mit der Zeit, wenn der Bann der jetzt herrschenden Hypnose gebrochen ist, als Dasjenige erkennen, was sie sind: hervorragend geschickte, nicht selten geniale, in der Technik bewunderungswürdige dramatische Jongleurkunststücke, — aber auch nichts weiter. Und nach hundert Jahren, vielleicht schon früher, werden unsre Nachfahren beim Rückblick auf die Rolle, die Ibsen heutzutage spielt, kopfschüttelnd meinen: Das muß eine verrückte Zeit gewesen sein! — Und sie ist es auch, leider! — aber nicht unheilbar verrückt, das wollen wir hoffen. Ja, hoffen wir, daß sie eine geistige und moralische Auferstehung feiert, die aber mehr Aehnlichkeit mit der Auferstehung bei Tolstoi, als mit derjenigen bei Ibsen hat. Der allzu hoch gestiegene Ruhm Ibsens aber mag von jener Lawine begraben werden, die die arme verrückte Irene und ihren armseligen Rubel in den Abgrund reißt.

Noch ein Wort über einen charakteristischen Zug dieses Stückes.

Besonders unerquicklich erscheint in unserer Zeit neben vielem Andern der oft so verstiegene, oft so verschwommene Symbolismus, der auf dem harten Boden einer meist materialistischen, irreligiösen oder gar antireligiösen, antichristlichen Weltanschauung seine verrückten und verrücktmachenden Kapriolen aufführt. Es ist ja bekannt, — hat man den Glauben, — religiösen Glauben, Wunderglauben, Christenthum —, durch die Vorderthür hinausgeworfen, dann schleicht oft im Handumdrehen durch die Hinterthür der Aberglauben hinein, spiritistischer Unsinn u. a. m., ein unausrottbares Bedürfniß des Menschen auf einem Irrwege befriedigend. Zu diesen Hintertreppenbesuchern der neueren Zeit gehört auch der moderne Symbolismus, der uns wahrhaftig wenig erfreuliche Gaben ins Haus getragen hat. Ibsen erzollert auch auf diesem Gebiete, wie Jedermann weiß. Die symbolischen Bergbesteigungen, abwechselnd mit ebenso symbolischen Thurmbesteigungen fangen aber an, herzlich öde und langweilig zu werden. Schon Ibsens unsympathischer Brand steigt so zum Schluß auf einen Berg hinauf und wird, wie jetzt Irene und Rubek, von einer Lawine verschüttet. Hauptmann lieferte in seiner über alle Gebühr verherrlichten „Versunkenen Glocke“ eine etwas moderirte, ziemlich schaaale Nachahmung Ibsenischer Bergbesteigungen. Ibsen wiederum ließ zur Abwechslung den Baumeister Solneß auf einen hohen Thurm steigen und von da herunter fallen. Borkmann besteigt mit Ella eine mäßigere Höhe. Bildhauer Rubek nun hat einst schon Irene versprochen, sie auf einen hohen Berg zu führen und ihr alle Herrlichkeit der Welt zu zeigen. Es wurde nichts. Dann versprach er dasselbe der kleinen, beschränkten Maja. Es wurde erst recht nichts. Endlich, nach dem Wiederfinden, will er mit Irene zusammen die Bergbesteigung ausführen, kombinirt mit der Thurmbesteigung. Denn droben auf dem Berge wollen sie auf „die Zinne des Thurms“ steigen, „die da leuchtet im Sonnenaufgang“ Ehe sie aber dies Ziel erreichen, kommt die Lawine und reißt sie in den Abgrund, und damit hat denn die Herrlichkeit ein Ende.

Vor einiger Zeit wurde Graf Tolstoi von einem russischen Journalisten, Herrn Orlizki, interviewt. Bei dieser Gelegenheit sprach er sich auch über Ibsen und sein neuestes Drama aus. Ich kann es mir nicht versagen, einige seiner treffenden Worte hier anzuführen. „Man hat viel über Ibsen gesprochen“, sagte Tolstoi. „Ich habe sein letztes Drama „Wenn wir Todten erwachen“ gelesen. Weiß Gott, was das ist! Ein Delirium! — — Ist das Leben? Sind das Charaktere? Wo liegt das Drama in diesem defadentischen Wirrwarr?!

Vor dreißig, vierzig Jahren würde auf ein Drama in der Art der Ibsenschen Phantasmagorie wahrscheinlich irgend ein Feuilletonist eine giftige Parodie geschrieben haben, man würde darüber gelacht haben — und die Sache wäre damit abgemacht gewesen*). Jetzt wird dem Drama Bedeutung verliehen werden, man wird es übersetzen, an verschiedenen Bühnen aufführen. Wie kann man darnach von ernstesten Aufgaben unseres Theaters reden? — Einst gab es ein Theater, gab es Darsteller und Stücke, jetzt ist nur noch die Technik nachgeblieben“

Ja, die Technik, die muß man bei Ibsen bewundern, im Uebrigen — drei Kreuze hinter ihm! —

Inzwischen hat es eine andere moderne Größe zu Wege gebracht, uns mit einer noch ärgeren Mißgeburt zu beschenken:

Gerhart Hauptmann. *Schluck und Jau.* Spiel zu Scherz und Schimpf mit fünf Unterbrechungen. 6. Auflage. Berlin, S. Fischer, Verlag, 1900.

Was soll man zu diesem völlig mißrathenen, kläglichen Machwerk sagen? diesem hervorragend schalen und wiglosen, rohen und widerwärtigen Produkt des großen Helden der sogenannten Poesie im modernen Deutschland! Es gehört wohl eine unglaubliche Selbstgefälligkeit dazu, derartige Dinge drucken zu lassen und auf die Bühne zu bringen. Aber das Publikum ist des Dichters würdig. Schon ist das erst unlängst geborene Kind einer unbesorgten Laune, wie der Verfasser es selbst in Prolog benennt, in der sechsten Auflage erschienen und Niemand weiß, wie viel Auflagen es noch erleben mag, wenn es auch nicht den Reford der „Versunkenen Glocke“ erreichen dürfte, die sich bereits in der achtundvierzigsten Auflage darbietet!

Bei der Aufführung in Berlin ist daß Stück verdientermaßen gründlich durchgefallen und vom Publikum entschiedenst abgelehnt worden, was bei einem Stück von Hauptmann vor dem Berliner Publikum von heutzutage schon etwas sagen will. Die krampfhaften Anstrengungen der Hauptmann-Gemeinde — was es nicht heutzutage Alles für „Gemeinden“ giebt! — den Erfolg des Stückes zu retten, waren durchaus vergeblich. Auch die Kritik hat es ganz überwiegend recht abfällig beurtheilt, wenn es auch nicht an superflug sich dünkenden Leuten fehlt, die allerlei ganz besonders Tiefes und Bedeutendes, was gewöhnlichen Menschenaugen nicht sichtbar ist,

*) Eine Parodie ist inzwischen doch erschienen, unter dem Titel „Wenn wir Lebendigen verrückt werden“ (Münchener „Jugend“ 1900 Nr. 8).

an diesem armseligen Wechselbalg einer heiter sein sollenden Laune entdeckt zu haben vermeinen. Ein solcher ließ sich neulich im „Thürmer“ vernehmen, mit allerlei überraschenden Orakelsprüchen, allerdings nicht ohne daß der Herausgeber, Baron Grotthuß, in einer Anmerkung seinen Dissensus kundgab, da auch er das Stück als ein gänzlich mißlungenes beurtheilt.

Eine Idee von Shakespeare, sehr wohl geeignet, als Einleitung zu dem Lustspiel von der Widerspännstigen Zählung zu dienen, — der betrunkene Vagabund, in die Rolle des Fürsten hineingedrängt —, wird hier von Hauptmann auf 172 Seiten zu Tode geheßt und breit getreten, aufgepußt mit einem Uberschwall von rohen, seichten Späßen, die nur Ekel und Langeweile erregen, nicht aber Heiterkeit zu wecken in Stande sind. Die ernster und würdiger gehaltenen Partien des Dramas, deren Vorhandensein ich gern konstatare, entbehren durchaus der Originalität, wenn auch der Dichter sich als gewandter Sprach- und Verkünstler ausweist. Ueberall Nachahmung von Shakespeare (wie sonst gelegentlich Nachahmung Ibsens), dem Auge des Kundigen so taghell deutlich erkennbar, daß es sich nicht verlohnt, auch nur ein Wort weiter darüber zu verlieren. Keine Spur von Entwicklung, von wirklicher Handlung, über alle die „fünf Unterbrechungen“ hin — um im gesucht-modernen Jargon Hauptmanns zu reden —, nur Breittreten einer von Shakespeare geschaffenen Situation mit allerlei schwächlichen und rohen Variationen. Die Charaktere fast durchweg reine Schatten, die Niemandem ein Interesse erwecken können. Die etwas mehr charakterisirten beiden Vagabunden Schluß und Jau auch recht herzlich uninteressant und öde.

Ein solches Stück verdient es nicht, daß man sich ernstlich mit ihm beschäftigt, — es verdient nicht die unzähligen Feuilletons und Artikel aller Art, die schon über dasselbe geschrieben sind oder noch des Weges vom Tintenfaß bis zum Druckbogen harren. Es ist ein betrübliches Zeugniß von der gewaltigen Macht der Mode und von der Urtheilslosigkeit der Zeitgenossen, wenn ein solches Stück überhaupt wie ein Ereigniß, von dem Jedermann wissen und reden muß, behandelt werden kann, nur weil sein Verfasser der Modedichter Gerhart Hauptmann ist. Darum — habeat sibi! Sprechen wir nicht weiter von diesem Stück.

Welchen Grad die Hypnose erreicht hat, in welche die Welt durch die Moderne versezt ist, das läßt sich an Hauptmann nicht minder deutlich wie an Ibsen studiren. Doch solche Zustände pflegen ein Mal ihr Ende zu erreichen. Dann reibt sich die Mensch-

heit verwundert die Augen und besinnt sich auf das, was echt und wahr und dauernd werthvoll ist. Dann mag es Hauptmann, der heute nicht im Scherz, sondern im Ernst von der jubelnden Menge als Dichtersfürst gefeiert wird und seine schaalten Späße belachen und beklatschen hört, noch ein Mal ergehen, wie den Helden seines Spiels zu Scherz und Schimpf in fünf Unterbrechungen.

Dann sieht er sich vielleicht höchst verwundert vor das Thor des Schlosses gesetzt, in dem er zuvor so stolz kommandirt hat, — und Niemand will seine Fürstengröße noch weiter anerkennen. Nur sein getreuer Schluß, der harrt auch dann gewiß bei ihn aus und sänsftigt den Unmuth des bewunderten Freundes :

Nun freilich, freilich: du bist schon a Kerl!

Wien, im März 1900.

L. v. Schroeder.

*

*

*

Sophus Banditz. Geschichten aus dem Forsthaufe. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1899. — Spuren im Schnee und andre Erzählungen. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1899.

Das sind zwei Bücher, deren Lektüre mir große Freude bereitet hat. Es sind einfache und schlichte Erzählungen, aber von frischem Waldeshauch durchzogen und von sonnigem Humor durchleuchtet. Das Forsthaus mit seinen Bewohnern ist ganz prächtig geschildert; hier finden wir Menschen, die wir wirklich lieb gewinnen können und deren Thun und Treiben uns in die glückliche Zeit zurückversetzt, als wir selbst noch Feld und Wald durchstreifen konnten und Abends die freundliche Lampe den Familienkreis zu gemüthlicher Unterhaltung versammelte. Gewaltige, furchtbare und erschütternde Ereignisse dürfen wir nicht erwarten hier dargestellt zu sehen; die Menschen, die hier handeln, leben, lieben, leiden, sind in gewissem Sinn etwas unmodern — die Frauen sind rein und die Männer ehrlich, und die Ereignisse, die in ihrem Kreise sich begeben, gehen nur selten über das Alltägliche hinaus, ja es fehlt nicht an einem romantischen Schimmer, der sich über manche Erzählung breitet. Wer sich aber noch an frischer Natürlichkeit zu erquicken versteht, der wird immer wieder gerne zu den Büchern des dänischen Erzählers greifen und nach weiteren Gaben seines schönen Talents ausschauen. Die Ausstattung der im bekannten Grunowschen Verlag erschienenen Bücher ist sehr hübsch und geschmackvoll.

H. E.

Druckfehler

S. 243	Zeile 13	von oben	lies daß	statt das.
" 248	" 1	" "	" "	Richter " Richter.
" 263	" 8	" unten	" daß	" das.



Ein Tumult in Dorpat Anno 1641.

Mitgetheilt von Dr. Fr. Biemann jun.

Im Juli 1641 fand in Dorpat eine blutige Rauferei statt, ein „Parlament“, wie man damals sagte. Ein Student blieb auf dem Plage, mehrere andere Personen trugen erhebliche Wunden davon; es war wilder dabei hergegangen, als es gewöhnlich dort bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegte. Der ganze Vorgang entrollt ein so lebendiges und charakteristisches Sittenbild aus dem gesellschaftlichen und studentischen Leben und Treiben jener Zeit, wie es unser verhältnismäßig doch recht dürftiges Quellenmaterial uns nicht allzuhäufig in solcher Anschaulichkeit darbietet. Die dabei hervortretenden schwedisch-deutschen Gegensätze, Gang und Resultat der Untersuchung, nicht zuletzt aber auch, daß eine Persönlichkeit in diesen Tumult verwickelt war, die späterhin eine gewisse Berühmtheit erlangte, Georg Lilje, oder wie er seit seiner Nobilitirung hieß, Georg Stiernhielm, der „Vater der Schwedischen Dichtkunst“, alles das, will mir scheinen, darf unser Interesse wohl soweit in Anspruch nehmen, um eine Schilderung dieses Vorfalls zu rechtfertigen.

Raufereien waren damals überhaupt nichts ungewöhnliches, bei Studenten wie bei anderen Leuten. „Bruder, laß doch den schälmischen Penal auf allen Fall meinen Kaufdegen holen!“ Das könne man alle Tage von den älteren Studenten, den „Burschen“ hören, wenn sie lustig sind. So heißt es sehr bezeichnend in einer Schilderung, die der Danziger Schulprofessor Raue in seinem 1648 geschriebenen „Zwischenspiel“ einen jungen Studenten, ein „Penal“, dem anderen, soeben in der Universitätsstadt angelangten Neuling von dem Treiben der Studenten entwerfen läßt. In den wilden Zeiten des 30-jährigen Krieges eben nahm auch an den

Hochschulen der Brauch, bei jeder Gelegenheit sofort mit dem De-gen zur Hand zu sein, außerordentlich überhand, zumal bei dem Saufen, wie es damals geübt wurde, das, „wenn es überhaupt noch möglich war, die gewiß schon stattlichen Leistungen der Humanisten des 16. Jahrhunderts wohl noch überboten hat“ Und im Philisterleben trieb man es dann nicht viel anders. Es ist das zum großen Theil eine Folge des Soldatenlebens, wie es allenthalben auf den Kreuz- und Quersügen der buntzusammengewürfelten Truppen in die Erscheinung trat. Wie viele deutsche Studenten haben nicht in jenen Jahren ein Doppelleben geführt: während des Sommers als Soldaten einen Feldzug mitgemacht, um sich dann im Wintersemester wieder auf einer Universität durchschlagen zu können.

Besser als auf den deutschen Hochschulen ist es nun damals auch unter den Dorpater Studenten, Deutschen und Schweden, nicht hergegangen; es herrschten hier wie dort die nämlichen Sitten und auch hier werden sich die argen Einflüsse der langen Kriegszeit nicht verkennen lassen. Lag Livland auch weit ab vom Schauplatz des Krieges, so war es doch schwedische Provinz, und außerordentlich groß ist die Zahl der Livländer, die unter den schwedischen Fahnen jahraus jahrein im Felde lagen. Ja, solche Einflüsse konnten hier vielleicht um so eher zur Geltung gelangen, als sie gewissermaßen auf einen wohl vorbereiteten Boden trafen, denn Livland hatte, schon bevor Gustav Adolf in den großen Krieg eingriff, lange Jahre kriegerischer Drangsal und allgemeiner Verwirren durchlebt, die den Geist gewalthätiger Selbsthilfe eingebürgert und die Lebenssitten nicht eben verfeinert hatten.

Der Vorfall, über den hier berichtet werden soll*), trug sich am Abend des 13. Juli 1641 in und bei dem Hause des Dorpater Hofgerichtsassessors Wilhelm Ulrich zu. Die unmittelbare Veranlassung dazu bildete ein gesellschaftlicher Konflikt zwischen Georg Stiernhielm und zwei Söhnen des Statthalters von Dorpat, Fabian Wrangels. Es scheint jedoch, daß die Gereiztheit der letzteren, ebenso wie das spätere Eingreifen der Studenten ihre tiefere Ursache in älterem, noch unverzöhntem Grolle gehabt habe. Stiernhielm, damals 43 Jahre alt und seit 1630 Assessor am Dorpater Hofgericht, stand sich, wir wissen nicht aus welchem Grunde, garnicht gut mit dem Statthalter. Die beiden jungen

*) Es sind etwa 30 Briefe, die uns über diesen Vorgang Auskunft geben. Sie befinden sich 3. Th. im Besitz der Gesellschaft für Geschichte, 3. Th. im schwedischen Archiv im Schlosse zu Riga.

Wrangel, Fabian und Helmich, hatten in Dorpat studirt *) und waren seit kurzem, der erste als Korporal in des Rittmeisters Plater Kompagnie (seit Juni 1640), der zweite als Fähnrich (seit April 1641) in Militärdienste getreten. Nun hatten sie schon im Herbst des vorhergehenden Jahres 1640 ein Renkontre mit Studenten gehabt, bei dem einer von den letzteren verwundet worden war. Die Studenten hatten eine Klage anhängig gemacht, und der Generalgouverneur mit der Untersuchung den damaligen Vizestatthalter Stiernhielm beauftragt. Stiernhielm mußte jedoch melden, daß die beiden jungen Wrangel der Zitation Folge zu leisten sich einfach weigerten. Der Generalgouverneur entschied dann freilich, „ob sie gleich bis zu des H. Statthalters, ihres Vaters, Heimkunft diese Händel zu verschleppen und zu verschieben gemeinet, so kann doch der Vater in seiner Söhne Sache kein Richter sein“ Der alte Wrangel aber wunderte sich, daß die Studenten die Klage so hoch angestrengt hätten, als hätten seine Söhne einen Mord begangen, und suchte diese damit zu entschuldigen, daß Stiernhielm sie auf das Gericht und nicht auf das Schloß, wo sie ihm gerne parirt hätten, zitirt habe; deshalb hätten sie, „in Betrachtung, wie Stiernhielm und ich mit einander stehen“, sich nicht stellen wollen, sondern sich darauf berufen, daß sie unter dem Kriegsgerecht und der Hausdisziplin des abwesenden Vaters stünden.

Wie diese Angelegenheit dann weiter verlief, wissen wir nicht; jedenfalls muß sie bei den Studenten gegen die Wrangels, bei diesen gegen jene und Stiernhielm eine starke Animosität hinterlassen haben, die dann bei der ersten Gelegenheit wieder zum Ausbruch kam. Wir lassen uns den Hergang des Tumults am besten durch einige Briefe schildern, die schon am Tage darauf, am 14. Juli, dem Generalgouverneur Bengt Orenstierna, der sich damals gerade in Rappin befand, über die aufregende Sache Bericht erstatteten. Ziemlich kurz schreibt der akademische Senat:

„Wir können E. erl. hwegb. Gn. abermals aus erheischender Noth nicht verhalten, daß sich gestern Abend leider ein kläglicher Kasus begeben, indem auf H. Wilhelm Ulrichs Kindtaufe sich zwischen H. Georg Sternhelm an einem und des hiesigen H. Statthalters Söhnen am andern Theil Zank und Schlägerei erhoben, worüber etliche schwedische Studiosi zugekommen, deren einer, namens Josephus Paulinus**), der sonst seines Wandels halber ein

*) Sie wurden 15. Oktober 1636 immatriculirt.

**) Josephus Pauli, Ulspeckius Smolandus, immatriculirt 6. September

gutes Zeugniß allhie hat, [durch einen Stich ins Auge] auf dem Platz geblieben, die andere verwundet und zwar ihrer zween, als Simon Döpfen und Laurentius Dalekarl*), fast tödtlich beschädiget worden, auch Sternhelm selbst fast um seine Hand gekommen. Nun haben zwar alsfort wir an den H. Statthalter bittlich begehret, er möchte den Abend und folgenden Tag die Pforten nicht öffnen lassen, bis man den Thäter, so noch ungewiß, erfahren hätte. Es sind auch die Pforten bisher von der Zeit an verschlossen gewesen, aber des H. Statthalters zweene ältesten Söhne sind schon vor der Zeit entwichen und haben sich also, wiewol der H. Vater sie an der That unschuldig zu sein vermeinet, selbst schuldig gegeben.

Wißen also nicht, was hierinnen zu thun sei, wollen aber dennoch an fernerer fleißigen Inquisition nichts ermangeln lassen. Inmittelst gelanget an Ew. Gn. unsere ut. Bitte, dieselbe geruhen doch diesen traurigen Fall reiflich bei sich zu erwegen und dafern möglich, der lieben Gerechtigkeit zu steur sich in Person wiederum anher zu bemühen oder aber etliche unpartheiische Richter zu verordnen, welche die hochwichtige Sache verhören und darinnen sprechen mögen, damit wir kein unschuldig Blut auf uns laden und ferneres besorgliches Unheil verhütet werde. Zweifeln gar nicht 2c.

Ew. erl. hwegb. Gn. 2c.

Pro-Rektor und Senat der Universität daselbst.“

Viel ausführlicher dagegen und wie es scheint in seiner Darstellung der Wahrheit am nächsten kommend berichtet in schwedischer Sprache am selben Tage der Kammerier Harald Bengtson Igelströhm:

„Ew. Exc. kann ich hiermit nicht unvermeldet lassen, wie sich auf Ulrichs Kindtaufe ein großer Tumult zugetragen hat, indem ein Student stracks auf dem Plage geblieben ist, zwei so getroffen sind, daß an ihrem Aufkommen wenig Hoffnung ist, besonders bei dem einen, der 9 Wunden bekommen hat. Georg Stiernhielm hat fast die Hälfte seiner rechten Hand verloren und es soll fraglich sein, ob er in dieser Zeit geheilt werden kann**), und wenn er auch geheilt wird, so wird er die Hand wenig ge-

*) Simon Döpfen, Suecus und Laurentius Norman, Suecus (von späterer Hand in der Matrikel dazugeschrieben: Daal Karl) wurden 20. Okt. 1637 immatrikulirt.

**) Die Wunde war noch im November nicht verheilt.

brauchen können. Uhlstedt*) ist die halbe Hand abgehauen und er hat eine große Schramme auf dem Kopf. Außerdem haben auch viele andere ihr Theil bekommen. Dies Parlament hat sich (:wie mir berichtet wurde, denn ich selbst war Gottlob nicht dort:) so zugetragen: Nachdem die Mahlzeit vorüber und alle ziemlich trunken waren, begannen Statthalter Wrangels und Jost Taubes Söhne nebst mehreren anderen von den jungen Burschen (:wie billig :) zu tanzen und setzten das auch fort. Spät am Ende tanzte nun eine von des Stadthalters Jungfrauen auf Stiernhielm zu, der sie auch, wie billig war, akzeptirte und sogleich mit ihr forttanzte. Als der Tanz zu Ende und die Gratulation geschehen war und Stiernhielm meinte, daß alles wohl bestellt sei, trat der junge Fabian Wrangel vor und fragte Stiernhielm, weshalb er ihm in den Vortanz trete, und gab Stiernhielm dann eine Ohrfeige, die sehr kräftig war. Stiernhielm wollte das nun mit gleichem Maße in puncto bezahlen, wurde aber fortgezogen und Fabian hinausgeführt. Gleich darauf kam Wrangels zweiter Sohn Helmich und fuhr Stiernhielm in die Haare; sie wurden auch getrennt und darauf soll Stiernhielm dem gesagt haben, er sei nunmehr zu alt, um von solchen jungen Kindern Ohrfeigen zu empfangen, und forderte einen von ihnen stracks heraus, wie es auch billig war. Damit ging Stiernhielm hinaus, lief sich einen Stoßdegen suchen und kam damit wieder zurück. Inzwischen erfuhren einige Studenten, daß er auf dem Kindtauffchmaus Schläge erhalten habe, so daß einige und besonders die, welche [nämlich früher] Liebe bekommen hatten, sich ärgerten und zu Stiernhielm bei Ulrichs Haus kamen in der Absicht, wönn Lilje fechten werde, ihm, wie es gewöhnlich war, zu sekundiren. Darüber kam ein Junge oder Diener des Statthalters heraus und brauchte unhöfliche Worte gegen Stiernhielm und die Studenten. Da trat einer von den Studenten heran und stellte ihn zur Rede, was nicht besser ablief, als daß sie zum Schwert griffen und der Student ihm über den Kopf schlug. Darauf als Stiernhielm meinte, daß einer kommen und mit ihm allein fechten werde, kamen beide Wrangelschen Söhne, Jost Taubes Sohn**), Schulmanns Söhne***),

*) Ein Leutnant der Dorpater Garnison, Philipp Uhlstedt.

***) Jost Taube war vor Wrangel Landschöfding in Dorpat gewesen; sein Sohn Jakob Johann T. geb. 1624, war 1647 Kammerjunker des Herzogs Karl Gustav, etwas später, 1648, schwedischer Ob.-Leutnant, nachdem er den Hz. Adolf Johann auf seiner Reise nach Italien begleitet hatte; wurde 1673 Generalgouverneur von Ingermannland, † 1695.

****) Drei Schulmanns, Bernhard, Otto Wilhelm und Heinrich waren 23. Jan. 1639 als Studenten immatriculirt worden.

Uhlstedt und des Statthalters Diener, der den Hieb bekommen hatte, und zudem ein ganzer Theil von ihnen mit gezogenen Degen, und ging es nun so zu, daß nichts anderes galt, als blindlings Hieb und Stich. Mit Stiernhielm waren nicht mehr als vier, die herbeiliefen, als sie hörten, daß er Krakeel habe. Drei von ihnen faßten Stand, der vierte, welcher getötet wurde, war ganz unschuldig; aber wer ihn getötet von den vieren, den 2 Wrangelschen, Taubes oder Schulmanns Söhnen — darüber geht verschiedene Rede, doch meint man Helmich Wrangel sei es gewesen, die Wahrheit ist Gott bekannt. Die andern drei Studenten und Lilje wurden in dieser Furie so traktirt, wie es gewöhnlich nie zu geschehen pflegt.

Als das Unheil geschehen war, wurden die Pforten offen gelassen und beide Söhne Wrangels, welche die Anstifter gewesen waren, hinausgeschleppt; der alte Wrangel, so krank er war, folgte ihnen selbst auf den Weg. Gott ändere doch dieses unschickliche Regiment in Dorpat, ein Mensch ist da ja seines Lebens nicht sicher. Wenn Sw. Exc. hierin keine Aenderung schaffen oder daß die Studenten Satisfaktion erhalten, so wird das wahrscheinlich noch ärger werden. Ich kann in der Eile nicht alle Einzelheiten schreiben, die mir berichtet wurden, welch' höhnische Worte gegen uns Schweden ausgestoßen wurden. Wenn es einmal zu einem Parlamente kommt, so brechen nicht die Garnisonsoffiziere den Frieden, sondern sie bestätigen, was mir immer berichtet wurde und in diesem Fall, wie man sieht, geschehen ist. Dies Sw. Exc. zu berichten hat mich Georg Stiernhielm gebeten, mit der ut. Zuversicht, Sw. Exc. werden ihn und uns Schweden alle schützen. Taubes Sohn hat ihm den Hieb gegeben. Dies in Eile 2c.

Kopkoi, den 14. Juli 1641.

Sw. Exc. 2c.

Harall Bengtson.“

Auch der alte Wrangel erstattete pflichtgemäß am selben Tage Meldung, die allerdings in wesentlichen Punkten von Igelströhms Schilderung abweicht:

„Berge Sw. hvgb. Exc. hiemit nicht, wasmaßen sich (: leider Gott :) auf des H. Affessor Ulrichs Kindtaufe ein unvermuthliches Unglück zugetragen, indeme H. Stiernhielm, als er sowol Diedrich Rigemann *) als meinem Sohne in den Dank getreten, von meinem Sohne endlich, nachdeme er zum öftern ermahnet und er sich nicht dran kehren wollen, angefallen und in die Augen geschlagen

*) Affessor am Hofgericht.

worden, in Betrachtung, daß ihme mit dem Danze der Schimpf öffentlich geschehen und ihme solches zu dulden nicht anstehen wollen. Worauf H. Stiernhielm davon gangen und hernach, wie mir der Assessor Ulrich, Rigemann und Stadelberg *) berichtet, mit eglischen schwedischen Studenten kommen und sich an Ulrichs Pforten gemacht, da dann, als also von ihm an der Pforten gedrungen, dem Schildwache vier Finger aus der Faust gehauen worden. Wie die Gäste darinnen dieses vernommen, sind sie sambtlich, welche wohl bezechet gewesen, ausgefallen und dem Gewalt steuren wollen, worüber ein schwedischer Studiosus umkommen und Todes verfahren. Meine Söhne aber, weil sie schon zuvor mit den schwedischen Studiosis in Parlament gewesen und nun auch, wie wohl sie an den seligen Menschen sich unschuldig bekennen, vor ihnen nicht sicher, sind nebenst Otto Wilhelm Scholmann und meinem Diener Magnus [Grote] alsbald weichhaft worden. Unterdeß aber“, fügte er, man kann kaum anders sagen, mit einer gewissen Unverfrorenheit hinzu, „thun die Herrn Professoren das beste und forschen fleißig nach dem Thäter, welcher auch wohl bald verhoffend an den Tag kommen wird.“

Wie erwähnt, hatte Igelströhm den alten Wrangel beschuldigt, seine Söhne selbst hinausgeleitet zu haben. Hatte der eine von ihnen die Schuld an dem Tode des Studenten, so mochte der Vater sich daran erinnern, daß auch er in seiner Jugend auf einer Hochzeit in Hapsal 1606 das Unglück, wohl in Trunkenheit und Zähzorn, gehabt hatte, einen Diener zu erschlagen**). Hier nun glaubte er wohl an die Unschuld des Sohnes oder, was ebenso gut möglich ist, gab wenigstens vor, daran zu glauben. Freilich hatte Orenstierna ihm umgehend, schon am 15. Juli, den Befehl gesandt, die Söhne nicht entkommen und den Studenten Otto Wilhelm Schulmann, der an dem Todschlage schuld sein solle, — der akademische Senat und andere hielten allerdings den Helmich Wrangel für den Thäter — nicht aus dem Arrest zu lassen, sondern ihn auf ihr Anhalten der Akademie auszuantworten. Inzwischen war aber auch Otto Wilhelm Schulmann aus dem Arrest entkommen und verschwunden, und als der Rektor ihm des Generalgouverneurs Schreiben übergab, erklärte Wrangel einfach, „er wüßte der Entwichenen keinen nicht wieder zu schaffen, es möchte solches thun, wer da könnte und sie wieder haben wollte ***)“ Wäh-

*) Karl v. Stadelberg, Landgerichtsassessor.

**) Geschichte der Familie von Wrangel. II. 677.

***) Der acad. Senat an Orenstierna, 17. Juli.

rend nun der akademische Senat, der auch sonst wohl, seine steife Würde und die exempte Stellung der Universität ängstlich während, leicht in Differenzen mit dem Statthalter gerieth, nicht unterließ, diese Aeußerung sofort dem Generalgouverneur mitzutheilen und darum zu bitten, in Riga und Dünamünde Vorkehrungen treffen zu lassen, auf daß die Flüchtlinge nicht etwa zu Schiffe entkommen mögen, berichtete jetzt auch Wrangel, nicht ohne Seitenhiebe auf den Rektor, ausführlicher und die ganze Frage von seinem Standpunkt aus beleuchtend am 18. Juli wie folgt:

„Wollte von Herzen wünschen, daß Gott der Allmächtige, wenn's sein gnädiger Wille gewesen wäre, solchem großem Unglück gesteuert und gewehret und nicht so plötzlich verhenget hätte, wollte auch Gott, daß ich etwas zu meinen Kräften gewesen wäre, solcher Unheil wohl nachgeblieben sein sollte und hätte H. Stiernhielm die Fürwitzigkeit (: wie man's denn mit Recht nennen mag :) mit dem Vordanz unterwegs gelassen, solches nicht entstanden wäre. Denn dieses der Ursprung, weil er meinem Sohn zum öftern in den Tanz vorgespungen und wiewohl er unterschiedliche Male gewarnet und gebeten worden, er solches nachlassen wollte, weil es sich nicht gebühret, auch nicht zu dulden, dennoch sich nicht daran gefehret, sondern als mein Sohn ihn darüber im Tanze zu Rede gesetzt, wie er dazu käme, daß er ihn so schimpfete, noch geantwortet, was das vor Bärnhäuterei wäre, welches mein Sohn als ein jung Kerl, in dem zu der Zeit auch der Trunk gewesen, nicht länger dulden wollen, sondern auf H. Stiernhielm zugeschlagen, jedoch durch gute Leute alsbald wieder von einander bracht, wobei es denn auch verblieben wäre, wenn H. Stiernhielm, nachdem er schon einmal weggegangen, nebenst eglischen gewapneten Studiosis nicht wiederkommen und die Bursch ausgefordert hätte, dadurch er soviel zuwege gebracht, daß der eine entleibet und eglische verwundet sein. Daß man aber Sw. Exc., wie ich erfahren, berichtet, als sollte ein Haufen Soldaten auf der einen Seiten im Winkel gestellet sein, sie also in der Mitte zu befallen, daran ist sehr übel berichtet worden; sondern nachdem ich auf des H. Prorektors Ansuchen denen vom Abel, der H. Prorektor aber hingegen den Studiosis, welche nach dem Parlament häufig auf S. Marienkirchhof versammelt gewesen, hinsüro Friede zu halten und kein ferner Unheil anzufangen ernstlich geboten, zu mehrer Sicherheit eine Korporalschaft Soldaten aufs Schloß kommen und die Nacht da wachen lassen; daß aber Soldaten zur Zeit des Tumults auf die Studenten sollten gestellet sein, ist nicht geschehen.

Meine Söhne betreffend, so wollte Ew. Exc. gn. Befehl [zufolge] ich dieselbe, ungeachtet ich mit dem ganzen Gelage bezeugen kann, daß sie unschuldig, gerne mit dem Arrest belegen; selbige sind aber, wie ich in meinem jüngstem Schreiben gemeldet, alsbald, weil sie des vorigen Tumults halber für die Studenten nicht sicher, weichhaft worden und weiß ich auch nicht, maßen ichs vor Gott und der Welt mit meinem reinen Gewissen darthun kann, wo sie hingezogen und geblieben sein. Schulmann ist zwar denselben Abend aufm Schlosse gewesen, nicht aber daß er sich alda salviret, sondern dem H. Jobst Tauben das Geleit hinaufgegeben und alsbald wieder hinunterspazieret, auch nachdem nicht wieder hinaufkommen, daß ich ihn seit der Zeit nicht vernommen habe; wor er geblieben ist, kann man nicht wissen. Hätte der H. Prorektor den Abend einen Arrest auf jenige begehret, so hätte man ihm gerne gewillfahret, maßen des folgenden Tages auf dessen Anhalten Claus Brakel nebenst H. Jost Tauben Sohn im Arrest behalten, Taube auch anjezo noch hie, Brakel aber auf des H. Prorektoris Begehren, weil er unschuldig, des Arrests wieder erlassen worden, solches aber zu der Zeit nicht geschehen, als ist der Schulmann durch ihre eigene Negligenz davon kommen.

Bereichet demnach an Ew. Exc. mein ganz unterdienstliches Bitten, dieselbe keinen Unmuth auf mich, als der ich solches Unglücks halber mich nicht wenig gräme, und daß meine Söhne nimmermehr dagewesen wären, wünschen möchte, zu fassen, auch jedem unverhofften Bericht keinen Glauben zuzustellen, sondern mir mit ideo hohen Gnaden nach als vor gewogen zu bleiben geruhen wollen. Womit 2c. Ew. Exc. 2c.

Jabian Wrangell.

P. S. Unterdessen aber, sofern mir Gott ein wenig zu Kräften hilft, will ich nachzuforschen an meinem Fleiß nichts erwinden lassen und mit nächstem den Zustand ferner berichten.“

Darnach betonte also Wrangel die Unschuld seiner Söhne ebenso sehr, wie die anderen an deren Schuld festzuhalten geneigt waren, und bezichtigte die Herren von der Universität geradezu, an Schulmanns Entkommen schuld zu sein. Die Schwedischen Kreise in Dorpat waren allerdings ganz anderer Ansicht und hielten damit auch nicht zurück. „Hier in Dorpat“, schrieb bald darauf Igelströhm, „passirt jetzt nichts besonderes, nur daß Jost Taubes Sohn, der Stiernhielm verwundet hat und in Arrest war, vorgestern auch entkommen ist, so daß nun alle gut aufgehoben sind, die Schaden angerichtet haben. Ob das alles nun dem Statt-

halter frommen wird, will man nicht vermuthen. Stiernhielm ist sehr schwach und matt, daß man fast an seiner Genesung zweifelt. Gott helfe und tröste ihn. Er hofft, daß Ev. Erc. ihm zu seinem Recht verhelfen werden; sonst sieht er keinen Ausweg, da sie nun alle durch des Statthalters Beihilfe, zweifelsohne, entkommen sind.“ Stiernhielm dagegen meinte, Taube sei aus dem Hause seines Schwagers, des Assessors Wilhelm Ulrich entkommen. Dieser hat dagegen allerdings protestirt: er habe zusammen mit seinem Schwiegervater Jost Taube für seinen Schwager Kaution stellen wollen, aber Stiernhielm habe ihn „des Kummers“ (Arrestes) nicht entlassen wollen; so sei er dann aus dem Schlosse entwichen, nicht aber aus seinem Hause.

Es ist nun merkwürdig zu sehen, mit welcher augenscheinlichen Nachsicht der Generalgouverneur Orenstierna hier verfährt, wie er sich bemüht, die verworrene und in ihren Einzelheiten, wie das ja oft in solchen Fällen zu sein pflegt, schwer festzustellende Sache mit einer gewissen Schonung der Betheiligten zu behandeln. Die Erklärung dafür, scheint es, ist nicht gar so weit zu suchen.

Die Wrangels waren ein angesehenes, einflußreiches und weitverbreitetes Geschlecht in Est- und Livland, das in ungewöhnlich zahlreichen Gliedern auch im schwedischen Heere vertreten war. Fabian Wrangel war ein Vetter des Feldmarschalls und Reichsraths Hermann Wrangel, der zwei Jahre später auch livländischer Generalgouverneur wurde. Nun trat doch noch mitunter, auch im Heere, recht deutlich ein gewisser animoser Gegensatz zwischen Livländern und Schweden hervor; Hermann Wrangel hatte sich vor kurzem noch im Felde einmal bei solcher Gelegenheit schwer geärgert und sich schroff darüber ausgelassen. Es lag natürlich nicht im Interesse der schwedischen Regierung, solche Gegensätze zu nähren, Verstimmungen sich festsetzen zu lassen und es läßt sich unschwer nachweisen, daß sie, wenn es irgend möglich war, die Livländer mit Schonung und Vorsicht zu behandeln bemüht war. Wir gehen nicht fehl, meine ich, wenn wir auch in der Behandlung dieses Falles eine Art schonender Nachsicht gegenüber den Wrangels, Schulmanns, Taubes zu erkennen glauben; es konnte dem Generalgouverneur nicht passen, wenn diese Sache mehr Staub aufwirbelte, als nöthig schien. Andererseits kamen dabei ja auch die Schweden, neben den Studenten und Professoren auch ein Mann, wie Stiernhielm, in Betracht, deren Rechte und Gefühle irgend wie zu verletzen, nicht angebracht war. Geschehen mußte

also selbstverständlich etwas, dem Rechte sein Lauf gelassen werden — es fragte sich nur, mit welchem Nachdruck man dabei verfuhr.

In Stockholm wird man natürlich von der ganzen Sache wenig erbaut gewesen sein, namentlich auch von der Rolle, die der Statthalter selbst dabei gespielt. Von einer Reise nach Schweden zurückgekehrt, wußte der Hofgerichtsaffessor Martin Hendesius zu berichten, die Regierung habe den verübten Todschlag „sehr übel aufgenommen, insonderheit, daß der Vater selber die Söhne davongeholten“ Und als der Statthalter Wrangel Anfang Dezember starb, erzählte man sich in Dorpat, daß er, wenn der Tod ihn dem nicht entzogen hätte, removirt und noch in diesem Winter einer aus Schweden an seine Stelle gesetzt worden wäre*). Inbessen — die Regierung hat doch keinerlei Anstalten zu einer solchen Maßregel gemacht und Wrangels Nachfolger wurde wieder ein Lvländer, Andreas Koskull.

Auch der Generalgouverneur hatte an ein schärferes Vorgehen nicht gedacht. Er antwortete zunächst dem alten Wrangel auf seinen Brief, er sei ihm nicht gram, habe vielmehr Mitleid mit ihm, daß ihm dies Unglück durch seine Söhne zugestoßen, zumal er ja schon ohnehin krank sei. Doch, wiederholt er, solle er den Schulmann, „den man für den Thäter halten will“, in Gewahrksam halten und ebenso seine Söhne, weil sie „mit bei dem Parlament gewesen“ So heißt es in offiziellem Schreiben vom 24. Juli, als ob Orenstierna nicht schon genau gewußt hätte, daß alle drei bereits über alle Berge waren! Er hat jedoch darüber weder jetzt noch später ein Wort verloren, sondern es augenscheinlich ignorirt. Den Professoren aber bedeutete er, daß er glaube, die Flüchtlinge würden eher in Desel oder in Neval zu Schiffe gehen, inzwischen sollten sie die Studenten anhalten, „daß sie sich an die Soldatesque noch was vom Schloß dependiren möchte, nicht vergreifen, sondern sich friedlich und schieblich halten“, bis die Sache untersucht werde; zugleich erging ein entsprechender Befehl wegen der Soldaten an den Statthalter, denn Orenstierna befürchtete, wie wir sehen werden nicht mit Unrecht, daß die Erbitterung der Studenten sich in unliebsamer Weise Luft machen könnte. Sodann ernannte er den Hofgerichtsaffessor Fabian Plater, den Professor Laurentius Lubenius, den Landgerichtsaffessor Karl Stadelberg und den Dorpater Bürgermeister Joachim Warnecke zu Kommissorialrichtern, welche die Sache untersuchen und auch etliche der

*) Der Kriegsath Engelbrecht v. Mengden an den Generalgouverneur 9. Dez. 1641.

estnischen und finnischen Sprache kundige Leute hinzuziehen sollten. Letzteres, um die Soldaten zu verhören.

Es war nämlich, wie auch in Wrangels Brief angedeutet war, die Beschuldigung erhoben worden, daß Leutnant Uhlstedt beim Tumult zwei Soldaten habe kommen lassen, die dann die Studenten auch angefallen hätten. Uhlstedt verwahrte sich allerdings dagegen beim Generalgouverneur; er habe ja, schrieb er, „mit der Universität sein Tag kein Feindschaft und Krakeel gehabt“; unschuldigermaßen sei er in das „Parlament“ gerathen, indem er die Streitenden habe beruhigen wollen, und sei von den Studenten, wo er doch keinen Degen gezogen, ohne Ursache verwundet worden. Orenstierna ließ „nun des Herrn Excuse gut sein“, er beschuldige niemand; aber unter den Studenten gährte eine wahre Erbitterung gegen die Militairs und namentlich gegen Uhlstedt. Sei es, daß dieser nun wirklich hatte Soldaten an dem Kampfe sich theilnehmen lassen, an einem ursprünglich beabsichtigten ehrlichen Gang auf blanke Degen also, sei es, daß in dieser Hinsicht ein Mißverständnis vorlag — jedenfalls suchten die Studenten nun fortwährend Händel und unternahmen gar förmliche Hegen und Rachezüge.

Schon am 29. Juli berichtete Wrangel dem Generalgouverneur, nicht ohne dabei in einen etwas lamentirenden Ton zu verfallen:

„Habe bei Schließung meines vorigen Briefes Sw. Exc. ferner zu molestiren nicht unterlassen können, weil die Studenten, nachdem das vorige Parlament in etwas stille worden, abermal zu tumultuiren angefangen, indem sie einen meiner Unteroffizirer, als selbiger die Wache abgeführt gehabt und sich nach Hause verfügen wollen, mit bloßen Degen überfallen, daß wo nicht so eilends gute Leute dazwischen kommen wären, sie ihn greulich zugerichtet, wo nicht gar niedergemacht hätten. Und obgleich diejenigen wegen des vorigen Wesendes, darinnen sie sich auch haben finden lassen und meinen Oberoffizirer gefährlich verwundet, vom Magnifico Rectore arrestiret und angemahnet worden, so achten sie hier weder ihren Magnificum und andere Obrigkeit, sondern gehen täglich aus saufen und des Nachts grassaten und beginnen schon mit den Soldaten einen Tumult nach dem andern anzurichten, also daß die Soldaten, die dennoch in guter Disziplin halte, auch dermaleins, wann's mit den Studenten nicht geändert werden sollte, verbittert werden, sich zusammenrottiren und ein größeres Unheil als das vorige draus entstehen möchte, und ich's auch auf

die Lengde gegen der hohen Obrigkeit, das hochrühmliche kgl. Kriegskollegium nicht verantworten würde, daß die Soldaten, sonderlich die Unteroffizirer täglich von den Studenten lazeffiret und überfallen werden, sintemal die Offizirer kaum sicher die Runde gehen können und ich auch wegen solcher Unsicherheit keinen mächtig werden kann. Und würde mir also zur Zeit der Noth sehr übel gehen, wann ich keinen bei der Hand haben sollte, wozu gleichwohl die Studenten Ursache sein.

Gereicht demnach an Sw. Exc. mein ganz ut. Bitten, weil ich mich nicht drin richten kann, wie und unter was Leuten ich hie lebe, dieselbe mein gnädiger Hort zu sein, hierin eine Aenderung zu verordnen und dem Magnifico Rectori und Professoribus bessere Disziplin und Regiment, damit ferner Unheil verhütet werde, unter ihren Studenten zu halten, schriftlich anzubefehlen geruhen wollen "

Und wenige Tage später abermals: „Wegen des vorigen Tumults wäre es auch wohl stille, wenn nur die Studenten Ruhe halten und ihres Rechtes, bis der Thäter an den Tag käme, erwarten möchten, sie aber nichts desto weniger den Offiziren täglich nachstellen und selbige verfolgen " Die gereizte Stimmung der Studenten hörte indessen nicht so bald auf und brach immer wieder durch. Anfang September sieht sich der Leutnant Uhlstedt veranlaßt, den Generalgouverneur förmlich um Schutz zu bitten.

„Die Studenten“, schreibt er, „suchen aufs neue groß Ursach und bedrauen wieder einen von uns niederzumachen, wie sie dann meiner Person insonderheit gedacht, auch an meinem Feldwebel schon ein guten Anfang gemacht, ihn auf freier Straße bei Tag überfallen und des Nachts für meine Fensterladen gekommen, mit Stein und Degen darin gehauen und mich ausgerufen, also daß ich meine kgl. Dienste nicht ohne Gefahr abwarten und sicher auf der Straße gehen kann. Derowegen bei Sw. Exc. ich mich hiemit bestermaßen will bewahret haben, im Fall ich von ihnen wie mein Feldwebel überfallen und gezwungen würde, eine Nothwehr zu thun, ich hernacher deswegen nicht möchte beschuldiget werden. Bitte auch Sw. Exc. mir einen Soldaten 2 oder 3, weilen ich nicht sicher, auf mich zu warten zu vergönnen. Ich begehre ihnen schon kein Ursach zu geben, wann sie es nur nicht an mir suchen.“

Zu, noch im Oktober hatten die Studenten sich nicht beruhigt und wiederum meldet Uhlstedt: „An Sw. Exc. ich zu schrei-

ben gleichsam gedrungen werde, weiln mir gestern Nacht von den Studenten hinwiederum großer Gewalt und Uebermuth geschehen, indem sie mit Macht in meine Haushür gedrungen, hinein gewollt, weiln aber solches ihnen von meinen Völkern ist behindert worden und ich nicht zu Haus, sondern beim H. Statthaltern, welcher in Todsnöthen gelegen, gewachtet, sein sie vor die Fenster gekommen und mit Hauen, Steinwerfen und Schelten so gerumoret, daß unmöglich ist, solches länger zu gedulden“ Ehe er unschuldig hier ins Unglück gerathe, wolle er lieber versezt sein. Orenstierna ließ dem Rektor ansagen, daß den Studenten dergleichen verboten werde, mit Anzeigung, daß ihnen Recht und Satisfaktion geschehen solle. „Will hoffen“, fügte er hinzu, „sie werden solchen Muthwillen*) hinführo einstellen.“

Die beiden jungen Wrangel scheinen sich unterdessen wieder in Dorpat eingefunden zu haben, wenigstens bedankt sich der Vater**), daß der Generalgouverneur „ihnen mit seiner hohen Protektion erschienen“ sei und ihn auch wegen seines Sohnes Fabian „gratifiziret“ (woburch ist nicht gesagt) und bittet, beide aus dem Dienste zu entlassen, weil sie vor den Studenten nicht sicher seien. Bald darauf bedauert er allerdings wieder, voreilig um Dimission gebeten zu haben und sucht darum nach, seinen Sohn Helmich bei der Fähnrichschaft zu erhalten. Bis ins Frühjahr 1642 scheinen sie dann noch im Lande geblieben zu sein.

Inzwischen hatte die Untersuchungskommission ihre Arbeit beendet. Auch hierbei war wiederum ein scharfer Gegensatz gegen Wrangel zu Tage getreten. Alle, die Professoren, Stiernhielm, sogar die Studenten waren über den Gang der Sache orientirt, nur Wrangel erfuhr nichts über die Verhandlungen. Er sah sich, klagte er***), von allen verlassen, hatte niemand, der seinetwegen etwas reden oder eine Schrift eingeben wollte, als nur den Schloßschreiber, der es so gut er konnte that, aber deshalb verhaßt sei. So war er, bezeichnend genug, in der Lage, um Uebersendung der Zeugenaussage zu eigener Information von Riga aus bitten zu müssen.

Am 29. August wurden die Akten geschlossen und dem Generalgouverneur übermittelt. Orenstierna sah sie durch und eröffnete am 22. September den Professoren:

*) Dieser Ausdruck ist allerdings nicht ganz in seiner heutigen Bedeutung aufzufassen.

**) Durch den Schloßvogt Hans Raspe, 12. Oktober.

***) An den Generalgouverneur, 2. Sept.

„Ew. Hochgel. 2c. lasse ich zur Antwort hiemit ohnverhalten sein, daß mir das Zeugenverhör, den zu Dorpat jüngst (: leider :) ergangenen Todschlag betreffend, wohl überreicht worden, welches ich selber mit Fleiß durchgesehen, auch fleißig durch den Oberfiskaln und andere durchsehen lassen, in selbigem aber den eigentlichen Thäter nicht finden können, ohn daß von einem und andern einige Muthmaßungen darin zu befinden. Weiln nun bei solcher Beschaffenheit man nicht weiß, wie darin ferner zu prozediren und gegen wem man die Aktion anstrengen soll: Als will uf Ew. Hochgel. 2c. Begehren ich ihnen förderlichst Copiam vorgangenen Examinis mittheilen lassen, damit Ew. Hochgel. 2c. sich darin ersehen und mir dero Gemüthsmeinung und Gutdenken, wie darin weiter zu verfahren, entdenken können.“

Wir wissen nicht, was die gelehrten Herren für einen Rathschlag zu geben gewußt. Indessen wurde doch gegen alle fünf, die beiden Wrangels, Taube, Schulmann und den Diener Magnus Grote beim Hofgericht eine fiskalische Aktion eingeleitet, während Stiernhielm gegen die Wrangels und Taube eine Injurienklage anstrebte. Da aber zum Termin, Februar 1642, keiner der Angeklagten erschienen war, indem sie einwandten, nicht rechtzeitig zitirt zu sein, so verabschiedete *) das Hofgericht am 3. März, daß sie deshalb nochmals zum nächsten Termin zitirt werden sollten. Stiernhielm seinerseits bat um eine Ediktalcitation.

Nun wandte sich die Wittve des inzwischen am 6. Dezember 1641 gestorbenen Statthalters Fabian Wrangel an den Generalgouverneur in einem Schreiben, das nach mancher Richtung in die Stimmung der Parten, wie auch das Verhalten Orenstierna's interessanten Einblick gewährt.

„Ew. Gn.“ schreibt sie, „kann ich wehmüthig klagende anzubringen nicht unterlassen, welchergestalt von Georg Lilia wegen des in zurückgesetzten 1641 Jahr am 13. Juli vorgelaufenen Tumults bei denen alhie Residirenden [im Hofgericht] nun zum andern Mal, zuwider dem am 3. Martii vom egl. Hofgericht gesprochenen Interlokut, so hier beiliegend, Citation wider meine beide Söhne Fabian und Helmich als Mörder und Feldflüchtige, wie sie Lilia in der eingereichten Supplikation tituliret, begehret wird, welche auch bis auf Ihr Gn. des Präsidenten Konsens nachgegeben worden. Wann dann solch sein Beginnen nicht allein Ew. Gn., als mit dessen Rath, Wissen und Willen sie sich hinausbe-

*) Protoc. votorum des Hofgerichts 1642 S. 145.

geben, sondern auch dem kgl. Hofgericht, als dessen Interlokut von ihrem eigenen Membrum so vergeßlich hintangesezt wird, zu merklichem Schimpf und Despekt gereicht, mir auch meiner Kinder wegen solcher groben Kalumnien zeitig (: weil sie so viel Monat nach Publizirung des Dekrets, welches doch in besserer Observanz von ihm, Silia, als der sonst für ein vornehm Glied des Gerichts will angesehen sein, zu halten gebühret hätte, allhie verharret und auf Zitation gewartet:) vorzubeugen obliegen will: Als ist und gelanget an Ew. Gn. mein ut. Bitten, dieselbe wie vor also auch noch, bevorab in dieser Sachen ihre gnädige Affektion mit Ertheilung einer Attestation, daß meine Söhne mit dero Gn. Konsens und Beliebung und nicht als wenn sie das Gericht gescheuet, sich von hinnen in 3. Mt. Dienst nacher Deutschland zu dero Armee begeben, gn. zu ertheilen geruhen wollen, damit ich wider Silien, als welcher mit einer ganzen Rott aufgewiegelter Studenten das Haus, darin das Konvivium damals gewesen, in Meinung meine Söhne gar aufzureiben, gestürmet und große Ursach sowohl zu seiner eigenen Ungesundheit, als Ableibung des seligen Menschen gegeben, dadurch er dann vielmehr als ein Mörder und Gewaltthäter angeklagt werden könnte, meine Konvention-Klage der aus seinem skorpiongiftigen Herzen und Gemüthe wider meine Söhne ausgegossener Injurien halber anstrengen könne. Solches weil es zu Beförderung der heil. Justiz und der Wahrheit zu Steuer gereicht, wird Gott der Allmächtige als ein Vater der Wittwen und Waisen mit glücklichem Wohlergehen und langen Leben reichlich ersegen und ich 2c. Dorpat, d. 25. Juli 1641.

Ew. Gn. ehrenwillige

Dorothea Hastfer,

Sel. H. Fabian Wrangels weiland Statthalters
allhie nachgelassene hochbetrübte Wittibe."

Stiernhielm wurde nun die erbetene Ediktalzititation, weil dem am 3. März gesprochenen Interlokut zuwiderlaufend, nicht gewährt; dagegen strengte später Dorothea Wrangel in der That auch ihrerseits eine Injurienklage gegen Stiernhielm an.

Bei der nächsten Juridik im Januar 1643 waren die Angeklagten wieder nicht erschienen; das Hofgericht verabschiedet, daß sie durch den Oberfiskal nochmals rechtzeitig zitirt werden und dann in Person erscheinen sollen, um „autorem criminis unter sich zu machen“, widrigen Falls dessen ungeachtet das Urtheil gefällt werden soll. Der Rechtsanwalt der Beklagten erreichte es

aber trotzdem beim folgenden Termin im Febr. 1644, daß der Abschied vom J. 1643 aufgehoben und ihm gestattet wird, in Abwesenheit der Beklagten schriftlich auf die Klage zu replizieren, dem Fiscal dagegen, trotz seines Protestes, aufgegeben wird, darauf zu antworten. Im Sept. 1644 erging dann endlich die dritte Citation, sich bei Strafe von Acht und Bann zum Januar 1646 persönlich einzustellen*). Und diesmal, nach fast 5 Jahren, erschienen nun auch wirklich wenigstens Helmich Wrangel, Taube und Schulmanns Vater vor den Schranken des Gerichts. Das Ausbleiben Fabian Wrangels wurde durch ein spezielles königliches Schreiben genügend entschuldigt.

Jetzt endlich konnte die Sache zu Ende geführt werden; am 28. Februar 1646 fällt das Hofgericht folgendes Urtheil **):

„In angefallter peinlichen Aktion fgl. Oberfiskalis Klägern an einem, gegen und wider Fabian und Helmich Wrangel, Jakob Johann Tauben, Otto Wilhelm Schulmann und Magnum Groten Beklagte am andern Theil, wegen des in ao. 1641 in tumultu et rixa entleibten Studiosi Josephi Ulsbecii, erkennet das fgl. Hofgericht 2c. für Recht: demnach ex actis und dem gerichtlich aufgenommenen scrutinio man autorem caedis nicht haben, vom Actore derselbe auch, wie fleißig er sich deswegen bemühet, nicht nominiret werden können, und Beklagte als complices tumultus et rixae, obgleich ihnen solches per sententiam auferleget, denselben zu laudiren mit der Unmöglichkeit sich erkusiret, dennoch aber das corpus delicti offenbar und Menschenblut vergossen worden, welche That ohngestrafet nicht bleiben mag: Als sollen nach Verordnung der Rechte, nachdem in solcher zweifelhaften That die complices poena ordinaria Cornelii nicht belegt und angesehen werden können, Beklagte und complices tumultus et rixae dieses mit einem Wehrgeld, so ad pios et publicos usus verwandt, auch ein Theil des Entleibeten Eltern oder Freunden zugekehret werden solle, zu büßen und ein jedweder derselben 200 Rthl. dem fgl. Hofgericht zu erlegen und gegen künftige Sommerjuridika einzusenden schuldig sein. Daseru aber solche Gelder von einem oder andern alsdann nicht eingeliefert würden, soll der Ungehorsame temporalis relegatione ohnfehlbar belegt werden. Magnus Groten belangend, weiln Bericht einkompt, daß derselbe in einem Treffen geblieben, wird die bannisatio uf

*) Prot. votorum des Hofgerichts 1644 S. 64.

**) Prot. votorum des Hofgerichts 1646 S. 109.

desselben Person, bis gewisse Nachricht von ihm eingebracht, ob er lebendig oder tot, hiemit suspendiret. Compensatis expensis. B. R. W.“

Ob alle Betheiligten die Straffsumme wirklich erlegten, weiß ich nicht anzugeben. Jedenfalls gingen die Taubes sehr ungern ans Bezahlen und wollten immer wieder Aufschub haben, ja schließlich erreichten sie, daß durch ein königliches Schreiben *) das Hofgericht angewiesen wurde, dem Kammerjunker H. Karl Gustavs Jakob Johann Taube den der Krone zukommenden Theil der 200 Rthl. zu erlassen.

Die Privataktionen Stiernhielms fanden nun ebenfalls ihren Abschluß. Mit Taube war durch Vermittlung ein Vergleich zu Stande gekommen. Auch Dorothea Wrangel scheint auf ein weiteres Vorgehen ihrerseits gegen Stiernhielm verzichtet zu haben, nachdem sie ihn einmal zum Februar 1644, aber nicht rechtzeitig, hatte zitiren lassen. Helmich Wrangel hatte sich zwar mit Handschlag erboten, zum Februartermin 1647 vor Gericht zu erscheinen. Er stellte sich jedoch nicht ein. Statt dessen lag ein kgl. Schreiben vor und das Hofgericht verabschiedete: „Weil auf Beklagten's Frau Mutter ungleichen Bericht S. kgl. Mt. diese Sache zu suspendiren an das kgl. Hofgericht reskribiret“, so müsse darüber der kgl. Mt. berichtet werden und der Kläger sich bis dahin gedulden. Es scheint, daß es dann dabei auch sein Bewenden gehabt hat.

*

*

*

Der junge Fabian Wrangel soll, wie hier zum Schluß erwähnt werden mag, 1651 vor dem Feinde gefallen sein; Helmich, Besitzer von Uchten bei Wesenberg und Rojel und Zensel bei Dorpat, war 1655 Hafenrichter in Bierland und fiel 1657 als Oberst-Wachtmeister bei Wask-Narva gegen die Russen. Sein Sohn Fabian (seit 1709 Graf) Wrangel (geb. 1651), von dem berühmten Feldmarschall Karl Gustav Wrangel erzogen, wurde kaiserlicher und spanischer General-Feldmarschall und starb 1737 als Gouverneur von Brüssel.

Georg Stiernhielm endlich wurde einige Jahre nach den geschilderten Ereignissen 1646 Mitglied der Gesetzkommision, dann Vizepräsident des Hofgerichts, 1649 Reichsarchivar, später Kriegsrath endlich 1666 Präsident des Antiquitätskollegiums in Upsala. Seine große Gelehrsamkeit machte ihn passend für jede Stellung. Er

*) Vom 18. Aug. 1647. Hofgericht's Archiv.

erhielt vom Staate den Auftrag Maß und Gewicht auf neuer Grundlage festzustellen, und große Verdienste erwarb er sich auch um die schwedische Sprache. Am bekanntesten waren seine Gedichte, und viel ist später über ihren Werth und Einfluß auf die schwedische Litteratur gestritten worden. Er starb 1672 in Stockholm. In Livland besaß er das Gut Wasula bei Dorpat, das sich noch heute in den Händen seiner Nachkommen befindet.



Zur Geschichte der livländischen Privilegien*).

Aus der folgenden Zusammenstellung der unter der Bezeichnung „Privilegien“ verstandenen Rechte sind diejenigen weggelassen, die bloß von vorübergehender Bedeutung waren oder durch Verzicht seitens der Ritterschaft ihre Bedeutung verloren haben. Hierher gehört die ganze Reihe der Privilegien über das Güterbesitzrecht. Sie sind einerseits durch das Gesetz v. 1783 Mai 3 über die Modifikation der Lehen und andererseits durch den Verzicht der Ritterschaft auf das ausschließliche Güterbesitzrecht, sanktionirt durch den Allerhöchsten Befehl von 1866 Nov. 5., gegenstandslos geworden. Damit hängen mancherlei Gesetze über Pfandbesitz und Näherrechte, Vorzugsrechte in Kronsarrenden und dgl. zusammen. Ohnehin gehörten alle diese Rechte keineswegs zu den althergebrachten, sondern waren erst während der russischen Regierungszeit, insolge des Pkt. 19 der Kapitulationen von 1710, den Mitständen abgewonnen worden.

*) Vgl. der Aprilheft des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift S. 236 ff. Nachträglich sei hier bemerkt, daß die auf S. 239 erwähnte Supplik der livländischen Ritterschaft, ebenso wie die „petition of rights“ der estländischen Ritterschaft vom 11. März 1870, in extenso abgedruckt ist in Schultze's Euro-päischem Geschichtskalender für das Jahr 1870, S. 465 ff.

Der danach verbleibende Rest ist, soweit der spröde Stoff es gestattete, gruppirt worden. Obgleich hier zunächst nur auf die Anerkennung der einzelnen Rechte durch die russ. Regierung Gewicht gelegt werden soll, so erwies es sich doch als nothwendig, in kurzen Hinweisen gelegentlich auf eine frühere Zeit zurückzugehen, wobei fast überall die schwedische Gesetzgebung in Betracht kommt, die nahezu auf sämmtlichen Gebieten das geschaffen hat, was den gesunden Kern der späteren Entwicklung bilden sollte. Des Werthes dieser Erbschaft waren sich die livländischen Stände so wohl bewußt, daß sie beim Uebergang unter die russische Botmäßigkeit im Großen und Ganzen nur um das baten und zu bitten wußten, was sie zu schwedischer Zeit, vor der Regierungszeit Karls XI., an Rechten und Einrichtungen gehabt hatten. Sogar die Regierung Karls XI. hatte gar vieles von bleibend guter Folge geschaffen, indem sie für das Kirchen- und Schulwesen auf dem flachen Lande die ersten festen Grundlagen schuf und ebenso für das Agrarwesen. Bei einem Rückblick auf jene Zeit wird man sich auch dessen zu erinnern haben, daß die schwedische Regierung ihre letzte Schuld an Livland abgetragen hatte, indem sie im Nystädter Frieden namentlich auch die Wiederherstellung des Landesstaates und die Restitution der von der Reduktion betroffenen Güter den Livländern auswirkte, nachdem Karl XII., nicht etwa erst in den Zeiten der Noth, sondern auf seinem glänzenden Siegeszuge in den Jahren 1700 und 1701, den Livländern die Restitution aller unrecht eingezogenen Güter zugesagt hatte.

Der Pkt. 1 der Kapitulation v. 1710 Juli 4 bestimmt, daß „im Lande sowohl, als auch in allen Städten die bis hierzu in Livland exerzirte evangelische Religion nach dem Augsburgerischen Bekenntniß“ — „ohne einigen Eindrang, unter was Vorwand er auch könnte bewirkt werden“, konservirt und „sämmliche Einwohner im Lande dabei kräftig und unverrückt erhalten“ werden sollen. Der Art. 9 des Nystädter Friedens schränkte diese in ihrem Wortlaute die übrigen Konfessionen nahezu ausschließende Bestimmung dahin ein, daß die „griechische Religion ebenfalls frei und ungehindert exerzirt“ werden soll. Jeglicher Gewissenszwang wurde

verboten. Damit war, sofern die konfessionelle Freiheit in Betracht kommt, die vollkommene Parität der Kirchen hergestellt. Die Geschichte der neuesten, vom Anfang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts an zu datirenden gründlichen Durchbrechung der konfessionellen Freiheit, gekennzeichnet u. A. durch die Einführung des sog. Reversalzwanges, kann als bekannt gelten und braucht daher an dieser Stelle nicht recapitulirt zu werden.

Durch die Königliche Verordnung v. 1634 Aug. 13 wurde zur Verwaltung der externa und interna ecclesiae das livl. Oberkonsistorium errichtet, (bestehend aus einem weltlichen Direktor, einen geistlichen Präses, 3 weltlichen und 3 geistlichen Gliedern) dem in der Folge 4 Landkonsistorien untergeordnet waren, doch wurde 1692 dieses Konsistorium mixtum in ein Konsistorium mere ecclesiasticum umgewandelt. Ein großer Theil der externa ecclesiae wurde 1671 Sept. 21, nach Begründung der Ober-Kirchen-vorsteherämter, auf diese übertragen. Der Pkt. 1 der Kapitulation v. 1710 Juli 4 garantierte die Belassung der „von Altersher gewöhnlichen Konsistorien bei der Administration der externa und interna ecclesiae.“ Durch Befehl der Kaiserin Katharina I. v. 1725 Sept. 23 wurde das Konsistorium mixtum wiederhergestellt, die Unabhängigkeit des Oberkonsistoriums aber war nicht respektirt worden, denn schon 1713 war es quoad externa und interna ecclesiae dem Reichsjustizkollegium untergeordnet worden und mußte sich seit 1714 für die externa das Hofgericht als Zwischeninstanz gefallen lassen, als welche während der Statthalterschaftszeit das Rigasche Oberlandgericht, Departement für bürgerliche Rechtsfachen, fungirte. Anlangend die Unterordnung unter das Reichsjustizkollegium, so ist indessen im Auge zu behalten, daß dessen Abtheilung, das „Justizkollegium liv- und estländischer Sachen“, von Deutschen, meist Livländern und Lutheranern besetzt war und seine Geschäfte in deutscher Sprache führte. Die schon erwähnten, für die Geschichte Livlands höchst ungünstigen Folgen der Speranskischen Reformen, namentlich der Begründung der Ministerien*), äußerten sich alsbald auch in Beziehung auf die Oberleitung der luth. Kirche. Nachdem zunächst 1810 in St. Petersburg eine besondere Direktion der „fremden Konfessionen“ unter

*) Siehe S. 241.

dem Vorſitze des Fürſten Golizyn errichtet worden war, wurde zwar einſtweilen das Juſtizkollegium, in Anſehung der livl. Konſiſtorialſachen bei ſeiner Kompetenz beſaſſen, 1817 Oktober 24 wurde aber das Juſtizkollegium dieſen Miniſterien untergeordnet, und ſobann ward 1832 Dez. 28 das Kollegium ganz aufgehoben und an deſſen Stelle trat für die Angelegenheiten der lutheriſchen Kirche von ganz Rußland das Generalkonſiſtorium, das wiederum dem Departement des Miniſteriums des Innern für geiſtliche Angelegenheiten fremder Konfeſſionen untergeordnet wurde. Gleichzeitige war das Geſetz für die evang.-luth. Kirche Rußlands, als Theil des Swods der Reichsgeſetze, promulgirt und deſſen Wirksamkeit auch auf Livland ausgedehnt worden.

Dieſe drei Umſtände ſind auf die Verwaltung der externa und interna der Livländiſchen Kirche von dem verhängnißvollſten Einfluß geweſen. Durchaus nicht in letzter Linie kommt hierbei auch das Generalkonſiſtorium in Frage, das für die beſondere Stellung der Livländiſchen Kirche das rechte Verſtändniß nie gehabt hat.

Anlangend die Beſetzung des Konſiſtoriums, ſo hat der Allerhöchſte Befehl v. 1891 März 4., wodurch der livländiſchen Ritterschaft die Kandidatenwahl zu dem Amte eines Präſidenten des Konſiſtoriums entzogen wurde, der Ritterschaft ein vom Anfang der ruſſ. Regierungszeit beſtanden habendes Recht genommen, doch iſt zu bemerken, daß dieſes Präſentationsrecht zu den kapitulationsmäßigen nicht gerechnet werden kann, ebenſowenig wie die Wahl des Generalsuperintendenten.

Während die Livländiſchen Kirche ſchon früh auf das Niveau einer bloß geduldeten Kirche herabgedrückt worden iſt *), durfte ſie in Anſehung ihrer materiellen Grundlagen, ihre Stellung gegenüber der griechiſchen Kirche bis in die neueſte Zeit behaupten.

*) Im „Toleranzedikt“ von 1725 wurde allen nicht griechiſchen Geiſtlichen das Polemiſiren wider „andere“ Konfeſſionen bei Lebensſtrafe verboten. Im Edikt v. 1735 wurde den Predigern bei Androhung der Amtſuſpenſion verboten, Mitglieder der „Nationalkirche“ zu ihrer Kirche „anzulocken.“ Im Jahre 1747 mußten auf Befehl des heil. Synods ſämmtliche livl. Prediger einen Revers unterſchreiben, worin ſie ſich verpflichteten, Kinder aus griechiſchen Ehen nicht zu taufen.

Hierbei kommen namentlich in Betracht: das System der kirchlichen Reallasten, das Eigenthum an den Pastoratsländereien und die von der Krone zum Unterhalt der Kirche gewährten Mittel.

I. Das System der kirchlichen Reallasten ist in dem ausführlichen Memorial des Landrathskollegiums v. J. 1885 *) historisch entwickelt und in rechtlicher Beziehung analysirt worden. Aus dieser Denkschrift sei daher an dieser Stelle nur kurz referirt, daß die Reallasten, als Gerechtigkeitsabgaben und kirchliche Baulast, schon in ältester Zeit bestanden hatten und in schwedischer Zeit geregelt wurden. In dieser Beziehung sind zu nennen: das Priesterprivilegium v. 1675 Nov. 1 § 4, der Landlagh, (Noten der Ausgabe v. 1709 für Livland) und die königlichen Verordnungen v. 1696 März 21 und v. 1697 Dezember 9. Ganz besonders aber kommt die von 1683—1687 ausgeführte Katastrirung in Betracht, indem hier, wie in allen folgenden, auf ihr beruhenden Katastrirungen, die kirchlichen Realleistungen mit veranschlagt waren.

Der Art. 2 der Kapitulationen setzte fest, daß die Kirchen, und Schulen zu „retabliren“ seien „in dem Zustande, als sie zu ruhigsten, besten Zeiten eingerichtet und erbaut gewesen“, und der Art. 10 des Nystädter Friedens bestimmte, daß das Kirchenwesen auf dem Fuße, wie es unter der letzten schwedischen Regierung gewesen, erhalten werden soll. Diese Traktatpunkte bezog die russische Regierung auch auf die Unterhaltungsmittel der Kirche, der Senats-Ukas v. 1723 November 28 verpflichtete namentlich die griechischen Kronsarrendatoren, und die Entscheidung des Generalgouverneurs von 1738 April 7 ferner die griechischen Bauern die kirchlichen Reallasten zum Besten der lutherischen Kirche zu prästiren, und danach haben ohne Widerrede fortan alle griechischen Klein- und Großgrundbesitzer (unter den letzteren auch die Krone, ratione ihrer sämmtlichen Güter) die Reallasten geleistet.

Zuerst wurde dieser Rechtszustand vom Generalgouverneur Golomin durch die Publikation von 1845 Oktober 29 durchbrochen, worin die Griechen von allen Leistungen zum Besten der lutherischen Kirche befreit wurden, sodann durch eine Anzahl Interpreta-

*) In deutscher und russ. Sprache gedruckt 1885 in Riga bei W. F. Häder.

tionen und Allerhöchster Befehle, bis daß schließlich die veränderte Fassung des Art. 588 der Bauerverordnung von 1860, die eine künftige Regelung der Frage über den Unterhalt der griechischen sowohl, als der lutherischen Kirche und eine Ablösung der kirchlichen Reallasten anordnete, jenen transitorischen Zustand schuf, der unter der Bezeichnung „Reallastenfrage“ schon seit Jahrzehnten in der Schwebe ist und dessen Lösung durch den Allerhöchsten Befehl v. 1886 Juni 14 in einem für die lutherische Kirche ungünstigen Sinne präjudiziert zu sein scheint.

II. Es ist bekannt, wie die luth. Kirche durchaus nicht vermöge eines an der katholischen Kirche begangenen „Raubes“ in den Besitz der ehemals katholischen Widmen gelangt war, sondern recht- und vertragsmäßig, namentlich auf Grund der Einigung der livländischen Stände v. 1532 April 1, der Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens v. 1555 und des westfälischen Friedens von 1648, — wie ferner die russische Regierung den von der schwedischen Regierung geregelten Pastoratsbesitz anerkannt hatte und wie schließlich gegenüber den Versuchen der Domänenverwaltung, das Rechtsverhältniß der sog. „Kronspastorate“ als einen bloßen Mißbrauch der Kirche und die Krone als Eigenthümerin hinzustellen, durch die Allerhöchsten Befehle von 1840 Dezember 26 und 1842 Oktober 27 diese Frage dahin entschieden wurde, daß auch diese Pastorate als Kircheneigenthum zu gelten haben.

Ferner läßt sich vorzugsweise auf Grund des Theils III des Provinzialrechts nachweisen, daß die Pastorate im Eigenthum der betreffenden Kirchengemeinden, nicht aber der Gesamtkirche stehen.

III. Schließlich ist darauf hinzuweisen, daß die russische Staatsregierung auf Grund der mehrfach zitierten Artikel 1 und 2 der Kapitulation von 1710 und des Art. 10 des Nystädter Friedens die Verpflichtung anerkannte dem Konsistorium (damals Oberkonsistorium), wie solches bis heute geschieht, ein Behördenlokal anzuweisen, dieser Behörde ferner denselben Etat, den sie von der schwedischen Krone bezogen hatte, aus Kronsmitteln zu gewähren, und endlich zum Bau lutherischer Kirchen dieselben Mittel zu zahlen, die die schwedische Regierung für diesen Zweck, als ständige Subvention in das aus Kronsmitteln zu bestreitende Landesbudget — den sog. „Landesstaat“ — aufgenommen hatte. Nach

anfänglicher Weigerung der lokalen Administration, die zuletzt erwähnte Zahlung in der Höhe von 1200 Thalern zu leisten, wurde durch Allerhöchsten Befehl von 1725 Juli 10. (Pkt. 8) diese Verpflichtung anerkannt. Die betreffende Zahlung ist bis auf den heutigen Tag unbeanstandet geleistet worden.

In schwedischer Regierungszeit waren Kirche und Schule eng vereinigt gewesen, die Schulen waren durchweg streng konfessionelle Schulen. Durch das schwedische Priesterprivilegium von 1575, den Landtagsbeschluss von 1687, die königlichen Befehle von 1694 September 30 und Dezember 20, sowie durch das Plakat von 1689 April 27 war dieses Verhältnis in Ansehung der Bauerschulen geregelt worden. Auch in dem Punkte 2 der Kapitulation gelangt der konfessionelle Charakter klar zum Ausdruck. In thesi besteht dieses Verhältnis auch noch gegenwärtig zu Recht, nachdem aber durch den Allerhöchsten Befehl von 1885 November 28 die lutherische Volksschulverwaltung dem Ministerium der Volksaufklärung unterstellt und durch die temporären Regeln vom Jahre 1887 Mai 17 daraus weitere Konsequenzen gezogen worden sind, erscheint die Vereinigung von Kirche und Schule und der konfessionelle Charakter der Volksschule fast beseitigt.

In demselben Verhältnis wie die Volksschulen standen auch die städtischen „Trivialschulen“, sowie die höheren Lehranstalten in den Städten, deren es nur drei gab: das von Gustav Adolf gestiftete Gymnasium in Dorpat, das von Karl XI. gestiftete Lyzeum (nachmaliges Kronsgymnasium) in Riga und die Domschule (nachmaliges Stadtgymnasium) daselbst. Diese Schulen, die unter direkter Aufsicht der Konsistorien standen, sollten, laut Art. 2 der Kapitulation, „bei der evangelisch-lutherischen Konfession“ und auch sonst in statu quo bleiben, ferner sollten überall in den „Trivialschulen in den Landstädten“ Lehrer angestellt und „aus der Krone und publikten Mitteln“ reichlich salarirt werden. Die Errichtung des Ministeriums der Volksaufklärung hatte die Folge, daß dem Oberkonsistorium jeglicher Einfluß auf die Gymnasien und Trivialschulen (die nachmaligen Kreisschulen) entzogen und alle diese Schulen jenem Ministerium unterstellt wurden, bei vollständiger Beseitigung ihres konfessionellen Charakters.

In keinem anderen Verhältnis zur Kirche als die Volks-

und die Mittelschulen, stand auch die Landesuniversität. Schon zur Zeit der Ordensherrschaft geplant, von Karl IX. der livländischen Ritterschaft zugesagt, von Gustav Adolf 1632 errichtet, von Karl XI. 1696 erneuert, — stand die Universität zum Oberkonsistorium in den engsten Beziehungen und hatte in erster Linie den Zweck, lutherische Prediger heranzubilden. Im Punkt 4 der Kapitulationen wurde die Wiederherstellung der Universität versprochen, unter der Zusicherung, daß ihre privilegia und beneficia beibehalten werden sollen. Gegenüber der ritterschaftlichen Forderung, daß die Universität „allezeit mit tüchtigen Professoren der evangelisch-lutherischen Religion“ besetzt werde, wurde von der anderen Seite nur ausbedungen, daß dem Zaren „vorbehalten wird, liberum exercitium seiner Religion zu exerziren“, damit der Zar die Jugend „auch aus dero eigenen Ländern und Reichern“ dorthin senden könne. Daß aber der Zusammenhang der Universität mit dem Konsistorium nicht beseitigt, daß namentlich auch der Ritterschaft der ihr gebührende Einfluß zugestanden werden sollte, geht aus dem Punkt 4 der zarischen Resolution von 1710 Oktober 12 hervor, worin gesagt ist, daß fortan die „Ritterschaft mit dem Oberkonsistorio geschickte Professoren benennen und vorschlagen“ möge, für deren Vokation sodann der Zar sorgen werde. Als endlich unter Alexander I. die Universität wiederhergestellt wurde, da war einerseits das Oberkonsistorium in seiner Stellung und Bedeutung bereits so tief herabgedrückt und andererseits auch im westlichen Europa das Universitätswesen soweit emanzipirt, daß eine Abhängigkeit der Universität von dem Konsistorium füglich nicht mehr in Frage kommen konnte.

Da aber die neu errichtete Universität Dorpat im eigentlichen Sinne des Wortes als Landesuniversität begründet war, oder wie es gar im Universitätsplane von 1799 Mai 4 heißt, „für das ganze russische Reich, vorzüglich aber für die Ritterschaften Liv- und Estland“, — da namentlich diese Ritterschaften um die Universität seit Jahrhunderten bemüht gewesen waren, — da ihnen die Universität kapitulationsmäßig zugesichert war und von den für die Zeit sehr beträchtlichen für ihre Errichtung dargebrachten Summen im Betrage von etwa 100,000 Rbl., mehr als die Hälfte von der livländischen Ritterschaft aufgebracht worden war, — so lag es nah und war den Anschauungen Kaiser

Pauls I. vollkommen konform, nunmehr den Ritterschaften von Liv- und Estland durch den Universitätsplan von 1799 einen weitgehenden Einfluß einzuräumen. Auch die spätere förmliche Stiftungsurkunde von 1802 Januar 5 erkannte solches an, indem das Kuratorium, dem die Wahl und Berufung aller Professoren und Beamten völlig anheimgegeben war, von den Ritterschaften Liv- und Estlands aus ihrer Mitte eingesetzt werden sollte. Nur in gewissen Angelegenheiten war die Universität dem Dirigirenden Senate unterstellt.

Mit dem Tage der Begründung des Ministeriums der Volksaufklärung und der Begründung des Dorpater Lehrbezirks, am 24. Januar 1803, hatte das ritterschaftliche Kuratorium ein Ende, der Ritterschaft wurde, nicht ohne Zuthun des Rektors Parrot, jeder Einfluß entzogen und die Universität wurde in unmittelbare Abhängigkeit vom Ministerium gesetzt. Diese Notizen werden zum Nachweise dessen genügen, daß die Ritterschaft an der Universität, die auch noch nach den Worten des Statuts von 1820 Juni 4 „besonders für die Gouvernements Livland, Estland und Kurland errichtet“ und somit in gewissem Sinne Landesuniversität geblieben ist, ein thätiges Interesse zu nehmen berechtigt ist.



700 Jahre baltischer Kunst.

Von Dr. Wilhelm Neumann.

— — auch muß man den Muth haben zuweilen Unbekanntes zu wiederholen; denn will der Historiker immer neu sein, so wird er unwahr.

v. Treitschke an G. Freitag.

Es gab eine Zeit — und sie liegt noch nicht sehr fern — während welcher der Ausdruck „baltische Kunst“ nur einem spöttischen Lächeln begegnete. Was war auch an den rauhen verwitterten Außenseiten unserer Kirchen, an den fahlen weißgetünchten Wänden ihres Innern, was an den Trümmern der alten

Ritterschlösser Künstlerisches zu erspähen! Höchstens, daß sie einem romantisch angehauchten Gemüth als ein malerisch nicht übel wirkender Punkt in der Landschaft erschienen. Was war von der Skulptur, was von der Malerei bis in die jüngste Zeit hinein hier geleistet worden, das sich auf ein höheres Niveau erhoben hätte und zu vergleichen gewesen wäre dem, was jenseits der Westgrenze in so reichem Maße geboten schien? Freilich, wer oberflächlichen Blicks dieses Gebiet streifte, der mochte mit mitleidigem Lächeln behaupten, daß es eine baltische Kunst nie gegeben habe. Aber wer etwas näher zusah, wer sich durch das rauhe unscheinbare Aeußere und die Trümmer nicht irre machen ließ, wer liebevoll und ohne Voreingenommenheit den geringen Spuren folgte, dem zeigte sich auch bald ein anderes Bild. Verglichen allerdings mit den Wunderwerken höchsten Kunstschaffens im einstigen Mutterlande, erscheint die Kunst hier bescheiden, bescheiden wie Feldblumen am Rain des Weges, der an dem Rosengarten des Nachbars vorüberführt. Aber auch Feldblumen haben ihren Reiz.

Es ist nicht außer Acht zu lassen, daß die Bedingungen, unter denen die Kunst sich in den baltischen Provinzen entwickelte, völlig andere waren, als jenseits der Westgrenze. Dort sind es die alteingewohnten deutschen Stämme, die sich ihre Kunst schaffen, die sie durch neue, ihnen von innen und von außen zufließende Ideen ausgestalten und erweitern. Hier ist es ein aus verschiedenen deutschen Gauen stammendes Volk von Kolonisten, das sich in den eroberten Gebieten ansiedelt, das die Eingeborenen in strenger Abhängigkeit von sich erhält und sich nicht mit ihnen zu einer einzigen großen Familie vereinigt. Der koloniale Charakter der deutschen Besiedlung bleibt daher überwiegend und der Zusammenhang mit dem Mutterlande wird, wenn auch zuweilen durch Kriege unterbrochen, doch nie aufgegeben. Die dort sich auf politischem, literarischem und künstlerischem Gebiet abspielenden Vorgänge finden hier stets ihren mehr oder minder starken Widerhall, und völlig naturgemäß greift die hiesige Kunstübung auf die heimathliche Tradition zurück, oder schließt sich der allgemeinen Bewegung unmittelbar an. —

Auch bei einer Abhandlung über die baltische Kunst wird man den Namen des Bischofs Albert, des Begründers des livländischen Staates und der Stadt Riga, an die Spitze zu stellen

haben. Schuf er doch mit diesen Gründungen das Fundament für eine kräftige politische und kulturelle Entwicklung. Im Gefolge der damaligen christlichen Kulturträger, der Mönche, die auf seinen Ruf ihre deutschen Klöster verließen, um in dem neu erschlossenen Lande, in der neu gegründeten Stadt sich niederzulassen, sehen wir auch die Kunst ihren Einzug halten. Was diese in ihrer westlichen Heimath erreicht hatte, verpflanzten sie in den jungfräulichen Boden Livlands und blieben dabei im engen Anschluß an die Kunstbestrebungen ihrer Heimath.

Dieser Zug nach Westen ist der baltischen Kunst geblieben bis auf unsere Tage, er mußte ihr bleiben, wohnte doch nur jenseits der Westgrenze die Kultur. Livlands Kunst blieb vorwiegend eine empfangende. Um zu einer gebenden zu werden mangelten ihr die nöthigen Vorbedingungen. Es fehlte vor Allem an einer örtlichen Tradition, an die sich hätte anknüpfen lassen und das Volk der Eingeborenen besaß keine Kunst, durch deren Verschmelzung mit dem in's Land Hineingetragenen eine neue Formsprache hätte hervorgerufen werden können, deren Zurückfluthen in die Gebiete jenseits der Landesgrenze wiederum neue Kunstwerthe erzeugt hätte. Mit dem Vordringen der Kultur geht die Kunst parallel, zunächst die kirchliche Kunst und als erste die kirchliche Baukunst. Mochte man sich anfänglich auch mit hölzernen Provisorien behelfen, als der Ausdruck völligen Sieges der Kirche folgte bald darauf auch der Steinbau. — Und blieb man auch den Vorbildern des Westens getreu, so bilden sich doch mit der Zeit, wenigstens im nördlichen Theil des Landes gewisse charakteristische Eigenthümlichkeiten aus, weil die Baukunst schon an sich enger als Malerei und Skulptur an den Boden gefesselt ist, auf dem sie sich zu bethätigen hat. Diese Eigenthümlichkeiten resultiren zunächst aus dem Baumaterial, jenem besonders in den nördlichen Landstrichen und am Meer vorhandenen Kalkflies.

Dann aber sind es aus der kulturellen Entwicklung des Landes hervorgehende Eigenthümlichkeiten, die allmählich ihren Einfluß geltend machen, und die man nicht zum geringsten Theil auf die Einwirkung der Cisterziensermönche zurückzuführen haben wird. Sie äußern sich, dem Bauton dieses Ordens entsprechend, vornehmlich in einer gewissen Weiträumigkeit der Kirchen, in der Massenvertheilung und in der Beschränkung der äußeren Schmuck-

formen, weniger dagegen in der Formbildung. Diese ist mannigfaltig wechselnd. Sie wechselt in demselben Maße wie die aus verschiedenen deutschen Gauen stammenden Vertreter der Kunst in Livland ihre Thätigkeit entfalten. Die Besiedlung Livlands sowohl, wie des unter dänischer Führung eroberten Estlands erfolgte aus den Ostseegebieten, aus Westfalen und vom Niederrhein her. Diese Gebiete besaßen am Beginn des 13. Jahrhunderts bereits eine eigne Kunstichtung, jede merklich von der anderen unterschieden, je nachdem äußere Einflüsse, Baumaterial, Lebensgewohnheit und Charakter der Bevölkerung bestimmend auf die Stilbildung gewirkt hatten. Die Klöster bildeten überall den Hort, von wo die Kultur ihren Ausgang nahm, wo Kunst und Wissenschaft sich zur Blüthe entfalteten. Die Mönche sind auch die Schöpfer baukünstlerischer Ideen, die sich von Kloster zu Kloster fortspannen und auf diesem Wege neue Nahrung, neue Durchbildung empfangen.— Für die Christianisirung des Nordens ist in hervorragender Weise der Orden der Cisterzienser thätig. Zwar beschränkten ihn seine Regeln nach der Richtung künstlerischer und wissenschaftlicher Bethätigung, dagegen ist er der Förderer niederer Kulturaufgaben, des Ackerbaues, der Viehzucht u. s. w.; mit einem Worte der Lehrer des niederen Volkes. Nicht zu den geringsten Verdiensten des großen Bischofs mag es daher gezählt werden, daß er diesen Orden ins Land rief und im Jahre 1205 in Dünamünde den Bau eines Klosters für ihn begann. Obgleich die Cisterzienser vornehmlich der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens zu dienen berufen sein mochten (auch in Falkenau bei Dorpat, später in Padis in Estland, dieses anstelle von Dünamünde, entstanden Cisterzienserklöster) wird auch ihre künstlerische Thätigkeit nicht ganz gering anzuschlagen sein und mit Recht darf man vermuthen, daß beim Bau des bischöflichen „Münsters und Klosters“ in Riga, neben anderen, die Dünamündischen Cisterzienser und von diesen ausgebildete Laienbrüder ausreichend beschäftigt wurden. Der Kreuzgang des Klosters bietet in seinen Kapitellen und Konsolen eine Reihe von Formen und Bildungen, die sich von anderen wesentlich unterscheiden und sich direkt als Cisterzienserarbeiten ansprechen lassen. Den Grundgedanken des Bauplanes zum Rigaer Dom wird man dagegen auf einen Meister zurückzuführen haben, der unter dem Einflusse der sächsisch-thüringischen Bauweise stand, wie die älteren

zum Theil noch aus Haufstein aufgeführten Bautheile des Chores und des Querschiffes erkennen lassen. Vielleicht, daß der Albert befreundete und längere Zeit in Riga anwesende Bischof Philipp von Rageburg als der geistige Urheber zu betrachten ist, dessen Dom in Rageburg nach dem Muster des Domes in Braunschweig errichtet worden war. Aus Ursachen, die sich nur vermuthungsweise erklären lassen, ging man beim Weiterbau zum System der westfälischen Hallenkirche über. In der weiten Stellung der Arkadenpfeiler, der Weiträumigkeit des Langhauses, das allerdings von einer gewissen Nüchternheit nicht freizusprechen ist, liegt die Vermuthung nach einem vermehrten Einfluß der Cisterzienser sehr nahe. — Kriegsnoth, Brand, Unduldsamkeit und Neuerungssucht haben die Spuren des mittelalterlichen Kunstschaffens vielfach verwischt; es läßt sich daher auch nicht überall mit absoluter Sicherheit der bestimmende Einfluß grade dieses Ordens auf die künstlerische Gestaltung des baltischen mittelalterlichen Kirchenbaues nachweisen. Noch weit weniger sind wir in der Lage die Thätigkeit einzelner Künstler zu verfolgen, oder gar ihre Namen festzustellen. Doch die allgemeine Provenienz einzelner Gruppen und einzelner größerer Werke läßt sich immerhin noch nachweisen. Der Versuch dazu ist bisher nur im geringem Maße gemacht worden. Wo wir das Bild eines siebenhundertjährigen Kunstschaffens skizziren wollen, dürfte er geboten erscheinen, wenn auch dem Zwecke dieser Betrachtung entsprechend, nur in allgemeinen Zügen.

Die westfälische Bauweise mochte in ihrer anspruchlosen, nur auf Massenwirkung ausgehenden Form, den hiesigen Verhältnissen am nächsten kommen. Stammesverwandtschaft, Baumaterial und Zweckdienlichkeit forderten dazu auf. Wir sehen sie daher während der spätromanischen Periode, die sich hier fast bis zum Ausgang des 13. Jahrh. erhält und auch noch in der gothischen Zeit, namentlich beim Bau kleinerer Landkirchen fast ausschließlich in Uebung.

Die Grundrißform erhält ein fast stereotypes Gepräge: an das meist einschiffige, seltener zweischiffig, häufiger schon dreischiffig gestaltete Langhaus lehnt sich nach Osten ein gradlinig abschließender, zuweilen in der Breite des Schiffes fortgeführter Chorbau mit seitlicher, selten rückseitlicher Beleuchtung. Thurmbauten scheinen anfänglich selten zu sein, werden aber später oft hinzugefügt.

Das Querschiff fehlt stets. Das Aeußere wird sehr schlicht behandelt, die schweren Massen sind nur spärlich von Fenstern unterbrochen, keine Lisenen zergliedern sie und selbst auf den schmückenden Bogenfries ist fast immer verzichtet. Reich dagegen sind oft, wie an den westfälischen Kirchen, die Portalbauten, an denen ein lebhaftes Wechselspiel von graden und runden Formen beliebt ist, und eine besondere Vorliebe zeigt sich oft für die Ausschmückung des trennenden Triumphbogens zwischen Chor und Schiff. Der Gewölbebau ist Regel. Am vortrefflichsten in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten sind mehrere Kirchen auf der Insel Oesel; so die zu *Peude*, ein einfacher langgestreckter Bau ohne äußere Scheidung zwischen Chor und Schiff, doch mit interessanten Portalbildungen, die allerdings schon gothischen Charakter tragen. Eine spezifisch nordbaltische Konstruktionsweise, die wir hier mit großer Feinheit durchgeführt sehen, ist die Unterstüßung der Gurtbögen, die sich in ähnlicher Weise in den Revalschen Kirchen findet, in diesen jedoch sehr ärmlich zum Ausdruck kommt, wogegen hier sich kräftige Formbildung mit zierlichem Ornament und figürlichen Darstellungen verbindet. Aehnlichen Charakter zeigen die Kirchen zu *Kielkond*, die Kirche auf der Insel *Mohn* und die zu *Karris*. Die letzgenannte besitzt sogar eine mit reichem statuarischem Schmuck belebte Triumphbogenskulptur. Unter zierlichen Baldachinen rechts eine Krönung Mariä durch Engel, daneben Petrus und Paulus; links der heil. Nikolaus; zu seinen Seiten die drei von ihm geretteten Mädchen, ein Almosen spendender Mönch und der Heilige als Beschützer der Armen. — Ein Kreuzifixus mit Maria und Johannes zwischen den Schwächern, deren Seelen in Gestalt kleiner Kinder ihrem Munde entfliehen und von je einem Engel und einem Teufel entgegengenommen werden, zeigt dagegen sehr unbehilfliche Formen. — Westfälischer Einfluß, doch hier schon untermischt mit Einflüssen aus den Hansestädten an der Ostsee kennzeichnet die Revalschen Bauten. Bei späteren Bauausführungen treten hier auch Einflüsse der preußischen Ordensbaukunst auf, wie im Chor von *St. Olai*.

Abweichend und auf völlig andere Provenienz hinweisend, erscheint eine Gruppe von spätromanischen Kirchenbauten des Ferenwenschen Gebiets in Estland, wie die Kirche zu *Ampel*, die etwas spätere zu *Maria-Magdalenen*, die Kirche zu

Turgel und die zu St. Petri. Zwar ist die Grundrißanordnung auch hier die sonst übliche, doch der innere Aufbau mit schlank gebildeten runden Säulen, anstelle der sonst gebräuchlichen Pfeiler, weist auf die Rheinlande und Süddeutschland. Die Kapitele der Ampelschen Kirche sind mit feinen Bandverschlingungen decorirt, aus denen stilisirte Blätter hervornachsen, wie eine ähnliche Dekorationsweise in den um den Bodensee gruppirten romanischen Kirchenbauten vielfach auftritt, so z. B. in der Klosterkirche zu St. Gallen. In demselben Charakter, doch schon mehr verflacht, erscheint das Ornament in der Kirche zu Maria-Magdalena. — Auf sächsischen Ursprung deutet die feine Ornamentation an den Diensten und Wandpfeilern der Schloßkirche zu Hapsal. — Ein bedeutendes Werk nordischer Backsteingothik besaß Livland im Dom zu St. Peter und Paul in Dorpat, dessen eigenartige Pfeilerstellung im Chor — ein Arkadenpfeiler in der Mittelachse — sich in der St. Barbarakirche zu Kuttenberg in Oesterreich und in der Franziskanerkirche zu Salzburg wiederfindet. Eine Ableitung von hier kann aber kaum vermuthet werden, da die Entstehung der Kathedrale des Bisthums Dorpat in den Ausgang des 14. Jahrh. zu verlegen, im Hinblick auf die Formbildung nicht gut möglich ist. Aus einem Guß ist der Bau allerdings nicht. Der ältere Chor steht in der Formbildung gegen das Langhaus zurück und dieses ist offenbar das Werk eines geschulteren Meisters, der in den Traditionen der nordischen Backsteingothik aufgewachsen, die Motive des Chores mit Geschick wieder verwendet, ohne jedoch die Verhältnisse des Baues zu jener Schwindel erregenden Kolossalität zu steigern, die den Werken des 15. Jahrhunderts in den Hansestädten an der Ostsee eigen ist. Schon aus diesem Grunde wird man die Vollendung der Dorpater Episkopalkirche in das Ende des 14. Jahrhunderts zu datiren haben. — Als die unmittelbare Kopie des Chores der Marienkirche zu Rostock erscheint der 1408 von dem Rostocker Baumeister Johann Rumeschottel begonnene Chor von St. Peter in Riga. Der Umbau des Domes in Riga aus einer Hallenkirche zur Basilika folgt in den Hauptzügen der traditionellen Backsteinbauweise, doch erhält das erhöhte Mittelschiff in den Rundfenstern zwischen begleitenden dekorativen Nischen eine Ausbildung, die auf italienischem Boden erwachsen ist. St. Jo-

h a n n in Riga lehnt sich an die in den preußischen Ordenslanden beliebte Bauweise, und zu dem prächtigen Westgiebel holt der Erbauer sich Motive von der St. Trinitatiskirche zu Danzig. Wie auf mecklenburgischem Boden erstanden erscheinen der Thurm von St. Nikolai zu Bernau und die ehemalige Dominikanerkirche zu St. Johann in Dorpat; der Einfluß der Ordensbaukunst dagegen spricht aus der, dem Anfang des 14. Jahrhunderts entstammenden Kirche zu Wolmar.

Aus allen diesen Bauten aber läßt sich erkennen, daß die Kunst auf keiner niederen Stufe stand, daß man sein Bestes gab, wenn auch mit Anlehnung an bereits Vorhandenes. Von der mittelalterlichen Profankunst läßt sich dasselbe behaupten, obgleich wir kaum Nennenswerthes von ihr besitzen. Aber man braucht nur die wieder ausgegrabenen Reste von Bautheilen und Skulpturen der Burg zu Fellin anzusehen, und wird es verstehen, was der Chronist Joh. Renner andeuten wollte, wenn er sie „eine kaiserliche Burg“ nennt. Zwar wird nicht jede Burg in so reicher Weise dekorirt gewesen sein und ebenso wenig wird man sich jedes bürgerliche Wohnhaus als ein Kunstwerk zu denken haben, immerhin aber ist mit dem Wenigen ein Beweis gegeben, daß die mittelalterliche Kunst Livlands auch nach dieser Richtung hin eine Achtung gebietende war.

Der S k u l p t u r war schon während der Herrschaft der romanischen Periode nur ein geringes Thätigkeitsfeld eingeräumt gewesen, noch mehr wurde sie von der Architektur abhängig während der Herrschaft der gothischen Kunst. Ihre Hauptaufgabe blieb die Portal- und Grabsteinskulptur. — Größeren Antheil hat die Malerei an der Ausschmückung der Kirchen während der romanischen Zeit, und es wird auch an Schöpfungen dieser Art im Lande nicht gefehlt haben. Wurde ihr doch die hohe Aufgabe zu theil in großartiger Bilderschrift den Analphabeten die Erzählungen der Bibel und die Legenden der Heiligen vorzuführen. — Einen dürftigen Rest aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts besitzen wir in den Lünettenbildern der Nordportalhalle am Dom zu Riga. — Auch die ehemaligen Bildnisse der Erzbischöfe, Bischöfe und Ordensmeister in den Schlössern zu Konneburg, Pilten und Wenden wird man als Wandmalereien anzusprechen haben. Man darf dieses schließen aus den bezüglichen Mittheilungen in der Chronik des

Dionysius Fabricius (Ss. rer. Livon. II S. 437) und aus dem Wortlaut eines im Konzept erhaltenen Schreibens des königlichen Statthalters Johann Behr an den König Friedrich II. von Dänemark vom 20. Januar 1584, worin es heißt, daß alle Bischöfe des Stiftes Bilten bis auf Johann von Münchhausen „abgemalet gestanden“ hätten, aber „ungefer fur 9 oder 10 Jahren in renovation beß gemaches ausgeleschet worden“ Die Vertilgung be-
trauert der Statthalter mit den Worten: „Woran nicht wol geschehen“ und fügt hinzu: „Wie wol dennoch durch einen Maler dieselben abgeriffen und zur gedechtnuß behalten“ Leider hat sich über den Verbleib dieser Kopien nichts ermitteln lassen. — (Mittheilg. a. d. livl. Geschichte XIII. S. 245 ff.).

Von Werken der mittelalterlichen Buchmalerei hat sich in unseren Archiven und Sammlungen das Eine oder Andere erhalten, doch wieviel davon den Künstlern des eignen Landes zuzuschreiben ist, wieviel aus den Schreibstuben auswärtiger Klöster und Laienwerkstätten hierher Eingang fand, läßt sich schwer bemessen. Daß auch nach dieser Richtung Schätzenswerthes geleistet sein muß, läßt sich schon annehmen, wenn man nur die wenigen erhaltenen, aus unseren ehemaligen Klöstern stammenden wissenschaftlichen Werke des 12. und 13. Jahrhunderts als Gradmesser für die Höhe der Bildung der livländischen Klosterinsassen jener Zeit in Betracht ziehen will. Neben einem Chronisten wie Heinrich von Lettland oder dem Dichter der Reimchronik werden auch tüchtige Illuminatoren gestanden haben. Die in der Stadtbibliothek zu Riga aufbewahrte saubere Pergamenthandschrift der Parabolae Salomonis mit ihren schön ausgeführten Initialen ist nach dem Vermerk am untern Rande der ersten Seite: *Quinque libri Salomonis in glossa Fratrum Minorum in Ryga* vielleicht im Rigaschen Franziskaner Kloster selbst entstanden, und ein ebenfalls dort aufbewahrtes Missale aus dem 15. Jahrh. mit seinen in rother, grüner und blauer Farbe ausgeführten Initialen und der Darstellung des Gekreuzigten zwischen Maria und Johannes wird unzweifelhaft seine Entstehung der Kunst eines Rigaschen Mönches verdanken. Die Inschrift auf einem Vorblatte: „*Istud missale pertinet ad altare sancte crucis in [nostra?] ecclesia ante pedem chori [super] anbonem ubi evangelium cum epistola leguntur*“, sowie die Eintragung der Sterbedaten der Erzbischöfe

und verschiedener Domherren weisen auf die Domkirche zu Riga als die Eigenthümerin des Buches. — Wie mit den Schnitzaltären und Andachtsbildern räumte die Bilderstürmerei der Reformation auch mit den Klosterbibliotheken unbarmherzig auf.

Daß neben der Kunstausübung im eignen Lande manch bedeutendes Kunstwerk auch aus dem Westen her Eingang fand, braucht noch nicht als Beweis für das Unvermögen der einheimischen Künstler angesehen zu werden. Es kann mit weit mehr Recht als ein Beweis für das gesteigerte Kunstbedürfniß im Lande dienen. Einen prächtigen Lübecker Altarschrein oder ein Werk der gefeierten niederländischen Künstler des 15. Jahrhunderts zu besitzen, deren Ruhm über die Grenzen ihrer engen Heimath hinaus-erstrahlte, spricht ebenso für das Kunstverständniß, wie für die Wohlhabenheit der mittelalterlichen livländischen Bürger.

Nicht gering waren die Anforderungen, die an die Kunst der Goldschmiede gestellt wurden. Aber das meiste haben die schweren Kriegsbedrängnisse in die Münze wandern heißen und nur aus erhaltenen gelegentlichen Aufzeichnungen läßt sich die Größe des ehemaligen Besitzes ahnen. Lediglich dem Zufall danken wir die Erhaltung eines Werks von vollendeter Kunstfertigkeit, das jetzt zu den Zierden der Petersburger Eremitage gehört: die herrliche Monstranz der St. Nikolai Kirche in Reval, 1474 von dem dortigen Goldschmiede Hans Nyssenbarch gearbeitet. —

Das Morgenroth des 16. Jahrhunderts, das im Süden Europas eine Kunst von ungeahnter Größe beschien, leuchtete auch in den baltischen Provinzen nach einem fröhlichen genußreichen Treiben, das von einem unserer Chronisten, Balthasar Ruffow, allerdings in strenger Weise gegeißelt wird. Doch um die Mitte des Jahrhunderts nahte das Verhängniß vom Osten her mit dem Ausbruche der Rußenkriege. Die Schließung des deutschen Kaufhofes in Nowgorod hatte dem nördlichen und dem nördöstlichen Theile des Landes den ersten herben Stoß durch die Unterbindung des Handels versetzt. Nun folgte bald Schlag auf Schlag. Die Entdeckung neuer Erdtheile begann daneben dem Handel andere Richtungen zu geben, durch den Sturz des deutschen Ordens in Preußen erwuchs dem Lande außer dem östlichen auch in Polen ein gefährlicher Nachbar; die Zwistigkeiten zwischen den Macht-

habern im Innern erschöpften die eignen Kräfte und die bereits bedenklich gelockerten kirchlichen Zustände wurden durch die Reformationsbewegung völlig zu Boden getreten. Das Land wurde der Schauplatz wilder Kämpfe gegen Rußen und Polen, die es schließlich dem mächtig erstarkten Polen in die Hände lieferten. — Am 15. März 1562 löste der Orden sich auf. Kurland erhielt in der Person des letzten Ordensmeisters Gotthard Kettler einen Herzog unter polnischer Lehnshoheit, Reval flüchtete sich in die Arme Schwedens, und Riga suchte während eines Zeitraumes von zwanzig Jahren als freie Stadt seine Selbständigkeit zu bewahren.

Wie mochte bei solchen Zuständen völliger Zerrüttung noch nach Kunst Verlangen getragen werden? Der von Polen gewaltsam durchgeführte Versuch einer Gegenreformation hatte zwar einzelne Kunstbestrebungen auf kirchlichem Gebiet im Gefolge. Dem Lande aber, das der Reformation völlig ergeben war, waren diese ein Gräucl und mit der Verjagung der Jesuiten wurde auch, was sie an Kunst ins Land getragen hatten, vernichtet. Nur das Grabdenkmal des Bischofs Patrizius und eine Gedenktafel für seinen Nachfolger Otto Schöming, beide an der Kirche zu Wenden, sind die Reste dieses vorübergehenden Kunstschaffens.

Mit dem Sturze der Ordensregierung schließt auch die letzte Regung der mittelalterlichen Kunst in Livland ab.

Die Zeit der Renaissance brach an, doch was sie auch Großes in ihrem Gefolge hatte, das aus tiefen Wunden blutende Livland konnte sich nur langsam erholen; aus ihrem reichen Born zu schöpfen, blieb ihr versagt. Kaum ein Menschenalter ging ins Land und wiederum erklang die Kriegstrompete. Das erste Drittel des 17. Jahrhunderts ist erfüllt von den Kämpfen der Schweden gegen Rußland und Polen. 1621 zog Gustav Adolf in Riga ein, und wenn auch damit der Krieg nicht sein Ende fand, vorläufig wenigstens kehrte doch in Livland die Ruhe wieder. — Unter der anfänglich maßvollen Regierung des schwedischen Königshauses begann das Land allmählich wieder zu erstarren; Adel und Bürgerschaft konnten sich ihres Besitzes wieder erfreuen und ihn auszubauen trachten. Mit dem wachsenden Wohlstande erheben auch Wissenschaft und Kunst wieder das Haupt.

Man fand wieder Muße sich der Geschichte des Landes und den Aufzeichnungen der vorübergegangenen erschütternden Ereignisse

zu widmen; auch die Dichtkunst sandte wieder neue Schöplinge zum Licht empor. Das Thätigkeitsfeld der Kunst aber bleibt beschränkt. Den ausübenden Künstler umschloß die Fessel des Handwerks und zog ihn zu Boden. Kein mit dem Lande verwachsenes kunstliebendes Fürstengeschlecht, kein Mäcenatenthum gab es, das wie auf dem glücklichen Boden Italiens, es sich zur Ehre gerechnet hätte, der Kunst die Wege zu ebnen. Ihre Aufgabe blieb, dem einfachen bürgerlichen Leben zu dienen und dieses zeichnete ihr den Pfad, den sie zu wandeln hatte. Den Schöpfungen der baltischen Künstler dieser Zeit fehlt es daher im Allgemeinen an jenem höhern idealen Flug, den nur die Freiheit des Individuums gewähren kann. — Durch deutsche Künstler und Handwerker, die den Greueln des in ihrer Heimath seit 1618 wüthenden Religionskrieges zu entgehen, nach Livland kamen, erhält die Kunst wohl frische Elemente zugeführt, aber auch sie hindert der Zunftzwang an freier Entwicklung, und der Kampf gegen diesen wird durch die sog. Freimeister, vulgariter Bönhasen, oft in erbittertster Weise geführt. In Holland, an vielen Orten in Deutschland, namentlich im Süden und in Oesterreich standen die Künstler als freie Leute da und waren nicht dem Zwange des zünftigen Handwerks untergeordnet, wenn sie sich auch zu Genossenschaften zusammenschlossen, wie das nun einmal im Zuge der Zeit lag. Aber die Mehrzahl dieser Genossenschaften, die St. Lukasbruderschaften und die Lukasgilden waren weniger in dem auf den materiellen Nutzen gerichteten Sinne der Zünfte geschaffen, sondern nahmen ihren Ausgang von einem religiösen Grundgedanken. Ihren Mitgliedern blieb fast immer die vollste persönliche Freiheit gewahrt. In Riga und Reval war das nicht der Fall. Hier waren den Künstlern keine Ausnahmestände gestattet. In Riga gehörten sie mit den Glasern zu einer Zunft, und der Schragen, den diese besaßen, war auch bindend für sie. — Es ist daher sehr wohl erklärlich, wenn nicht nur aus dem Auslande einwandernde Künstler, sondern auch solche einheimische, die auf ihren Wanderungen im Reiche idealere Zustände kennen gelernt hatten, die strengen Zunftschranken zu durchbrechen versuchten. — Christian Kelsch, in seiner 1695 erschienenen „Livländischen Historia“, sieht den Mangel tüchtiger Künstler in Livland mit gutem Recht in folgenden Gründen:

„Erstlich, daß wenig Städte im Lande, wo sich solche Leute

können niederlassen. Zum andern, daß man bisher bey den meisten Künsten und Handthierungen geschlossene Nembter gehabt, in welchen man über die von Alters her gewohnte Anzahl keine mehr annehmen wollen. Zum dritten, daß man die Kosten, die Meister- und Bruderschaft zu gewinnen so hoch gesetzt, daß mancher guter Künstler aus Mangel der Mittel wieder von dannen ziehen müssen. Viertens, daß Künstler- und Handwerksleute, von ihren Mit-Bürgern, aus einer thöricht eingebil deten Hochheit, von langen Zeiten her allzeit so verächtlich gehalten worden, daß man ihnen und den ihrigen so viel möglich den Weg zu Ehren versperrtet, weshalb auch hier zu Lande fast niemand gerne seine Kinder Künste und Handwerke lernen läßet, woraus dann dem Lande dieser Schade erwächst, daß die wenigsten gegenwärtiger Künstler und Handwerks-Leute ihr erlernte Künste (wie sie wohl könnten) exerciren, sondern verdroffen worden, und ihre Sachen überhin machen, selbige sich aber dennoch rechtschaffen bezahlen lassen. Zum andern, daß man das Geld zum Lande aus, und nichtswürdige Sachen, die man hier ebenso gut machen könnte, wieder einführen muß“ — Der kirchlichen Baukunst werden keine außergewöhnlichen Aufgaben mehr zu theil; der Katholizismus hatte in reichlichem Maße für Kirchenbauten gesorgt, und war auch mancher Bau während der verheerenden Kriegszüge in Trümmer gesunken, die neue Lehre begnügte sich mit den vorhandenen, richtete die zerstörten wieder auf, erweiterte sie wo die Nothwendigkeit dieses erheischte und entfernte geflissentlich alles, was an den Katholizismus erinnernd in ihnen noch vorhanden sein mochte. — Kurland war nach dieser Seite hin ärmlich bestellt. Der neue Herzog ordnete wohl durch einen Befehl vom 28. Februar 1567 den Bau von 57 Kirchen an, doch die wenigsten von ihnen gingen über die Forderungen des einfachen Bedürfnisses hinaus. — Eine Ausnahme macht nur die 1592 von der Herzogin Anna von Mecklenburg, der Gemahlin des Herzogs Gotthard Kettler gegründete, 1610 vollendete Trinitatiskirche in der herzoglichen Residenz Mitau. Eigenartig berührt in ihrem Innern der Widerstreit zwischen der Antike in den Unterbauten und dem gothisirenden Sternengewölbe. — In Narwa entsteht zwischen 1636 und 1648 die ehemals schwedische Domkirche. Reval schmückt einzelne Thürme seiner alten Kirchenbauten mit neuen Helmen, die nun mit schwungvoll

profilirten, von Säulen getragenen Kuppeln aufragen, und in Riga erhält der Thurm der Petrikirche nach seinem 1666 erfolgten Einsturze durch den aus Straßburg stammenden Baumeister Rubbert Bindenschu einen Helm, dessen heutige, seit 1721 bestehende Kopie, entschieden zu dem Hervorragendsten gehört, was die Baukunst auf diesem Gebiet geschaffen hat. — Von Holland her kam die neue Weise. Nach der Abwerfung des spanischen Jochs hatte hier die Kunst zum mächtigem Schwunge ausgeholt und ihr Einfluß erstreckte sich bald über den ganzen Norden Europas. Wie die deutsche Kunst bereitwillig die der stammesverwandten Holländer aufnahm, so auch Livland. Am Hause der Schwarzhäupter in Riga, wo das alte gothische Gerüst einfach mit Renaissanceformen umkleidet ist, an manchen noch erhaltenen Portalen in Reval, Riga und Narwa lassen sich ihre Einwirkungen verfolgen.

Wie die Architektur nimmt auch die Malerei den Einfluß Hollands willig auf. Sind es auch keine Arbeiten monumentaler Art, die sie zu beschäftigen hat, so wird doch das Porträt und die Ausschmückung kunstvoll in Holz geschnitzter Epitaphe ein Gebiet, auf dem sie es nicht selten zu wirklich Anerkennenswerthem zu bringen weiß.

Als einen sog. Freimeister lernen wir Ernst Wilhelm Londicer kennen (1655—1697), einen Sohn des aus Schottland stammenden Kommandanten von Reval, Georg L. Er hatte eine gute Schulbildung erhalten, um sich dem Studium widmen zu können, vertauschte aber dieses später mit der Kunst, die er vermuthlich in Deutschland und Holland erlernte. Er wurde in Reval zum Maler der Ritterschaft ernannt. Von seiner Hand gab es viele Bildnisse; das des livl. Generalsuperintendenten Fischer, um 1686 gemalt, befindet sich im Dommuseum. Nach ihm gestochen ist das Porträt des Revalschen Superintendenten Mag. Joh. Salemann. Für den Dom in Reval schuf er zwei Altargemälde, die erst in neuerer Zeit durch ein Bild von Ed. v. Gebhardt ersetzt sind. Auch das Titelblatt zu Chr. Kelchs Chronik ist von ihm. Sein Porträt hat sich in einem Stich von Jacob v. Sandrart erhalten. — Ein Freimeister war auch der aus Lübeck stammende, um 1637 nach Reval eingewanderte und dort 1673 gestorbene Hans von Hembsen. Arbeiten seiner Hand haben sich hier mit Sicherheit noch nicht nachweisen lassen, doch bezeugen zwei in

Lübeck erhaltene, eine Ansicht des Audienzsaales im Lübecker Rathhause und das Epitaph des Bürgermeisters Lorenz Müller in der Marienkirche, daß er ein in seiner Kunst wohlverfahrener Mann gewesen sein muß. Zugeschrieben werden könnten ihm, im Vergleich mit dem erwähnten Lübecker Epitaph, die Malereien an dem prächtigen Epitaph des Statthalters Bogislaus v. Rosen in der Nikolaikirche zu Reval. — Die Mehrzahl aber aller aus dieser Zeit stammenden Arbeiten verleugnet den handwerklichen Charakter nicht, wie die Malereien an den Brüstungen der Orgelempore in der Heil. Geistkirche in Reval, die Passionszenen an der Kanzel der St. Nikolaikirche von Daniel Blome, die Lünettenbilder aus der biblischen Geschichte im Rathhause zu Reval, 1667 von Johann Aken ausgeführt, das Epitaph des Rigaschen Rathsherrn Johann Roden v. Grünbladt (ehemals im Rigaer Dom, jetzt im Dommuseum), 1653 von S. Faujadut gemalt, und die große Reihe der Epitaphmalereien überhaupt. Bedeutender als diese Meister erscheint der Rigasche Maler Cord Meyer, der 1679 die Petrikirche mit Passionszzenen schmückt und zehn Jahre später zur Ausmalung der Domkirche berufen wird. Von seinem im Dom an den Chorgewölben ausgeführten „jüngsten Gericht“, das zu Anfang des 19. Jahrh. übertüncht wurde, sind bei den 1895 unternommenen Restaurierungsarbeiten Reste wieder zum Vorschein gekommen. Sie zeigen, daß der Maler jener Richtung der holländischen Kunst folgte, die in der Anlehnung an die italienischen Cinquecentisten ihr Ideal sah.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß auch die Glasmalerei geschickte Vertreter fand. Daß während des Mittelalters selbst kleinere Kirchen dieses Schmuckes nicht entbehrten, bezeugt der Ordenschronist Hermann von Wartberge (Ss. rer. Prussic. II. 150), der um 1329 die gemalten Fenster in den Kirchen zu Paistel und Helmet erwähnt. Während des 17. Jahrh. sind es freilich weniger biblische Szenen — die Darstellung von Heiligengestalten war bei den Anhängern der Lehre Luthers selbstverständlich ausgeschlossen — als ornamentale Verzierungen und hauptsächlich Wappenmalereien, die den Hauptgegenstand der Glasmalerei bilden.

Ueberhaupt spielt das Wappen während des 17. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle und die Holzskulptur findet in der Wappenschnitzerei, die allmählich die Skulptur der Stein-

epitaphe ganz verdrängt, eine umfangreiche Thätigkeit. — Die Steinskulptur bleibt fast völlig auf das Grabmal beschränkt und in ihrem handwerklichen Theil auf den Grabstein und die Portal-
skulptur. Das bedeutendste Grabdenkmal aus dieser Zeit ist das des Feldherrn Pontus de la Gardie und seiner Gemahlin Gulde-
helm im Dom zu Reval, das auf Befehl des Königs Johann III.
von Schweden der Bildhauer *Arnold Passer* in Reval schuf.

Hervorragendes leistet im Verein mit der Holzskulptur die
Kunstschlerei. Eine stattliche Anzahl von Kanzeln, Altären und
Epitaphen giebt davon Zeugniß, so die von dem Rigaschen Rathsh-
herrn Dr. jur. Ludwig Hintelmann für den Dom in Riga ge-
stiftete, 1641 aufgestellte Kanzel, die Kanzel der Nikolaikirche in
Reval, 1624 von dem Statthalter zu Raporje in Ingermannland
Bogislaus v. Rosen gestiftet, das Prachtepitaph von demselben
Stifter, ebenfalls in der St. Nikolaikirche, die Kanzel der Heil.
Geistkirche daselbst, eine Stiftung des Revaler Bürgermeisters
Heinrich v. Lohm vom Jahre 1597, und andere mehr. Ein be-
deutender Holzbildhauer aus den letzten Jahren des 17. Jahrh. ist
der 1662 in Windau geborene, 1710 daselbst gestorbene herzogliche
Bildhauer *Nikolaus Söffrens*, zu dessen Hauptwerken der
prächtige Altar der St. Annenkirche zu Libau vom Jahre 1697,
die Kanzel und der Altar in der Kirche zu Landsen in Kurland,
beide 1701 vollendet, gehören. Sein Vater gleichen Namens war
bereits herzoglicher Gallionbildschnitzer.

Auf anerkannter Höhe steht auch in dieser Epoche die
Goldschmiedekunst in Riga und Reval. Eine große Zahl prächtiger
Kannen und Trinkgefäße aller Art bezeugt uns, daß man einem
herzhaften Trunk nicht nur nicht abhold war, sondern ihn auch
aus einem wohlgebildeten Geräth zu nehmen liebte.

Die Goldschmiede gehörten daher auch zu den angesehensten
Künstlern im Lande, und in Riga werden sie sogar im Jahre 1624
als „frenhe Künstler“ in die große Gilde aufgenommen. —
Arbeiten, wie die eines Lambert Goldenstedt, eines Matthies Ko-
lowes, eines Jürgen Linden, eines Andreas Becker, eines Johann
Georg Eben werden stets als mustergiltig zu bezeichnen sein.

Dieses kaum erblühte Kunstleben knickte mit rauher Hand
der nordische Krieg.

(Schluß folgt.)

Aus der Schweiz.

Eine Plauderei.

Im Sommer 1897 verbrachte ich einige Wochen in Kagaz, in Gesellschaft meines Veters St., mit Baden und Spazieren beschäftigt. Eines Tages waren wir auf der Höhe des rechten Taminaufers hin über Dorf Pfäfers auf der schönen Landstraße ein paar Stunden weit gewandert, bis wir an eine einsame kleine Wirthschaft gelangten, in der wir beschlossen zu rasten und uns zu stärken für den Rückweg. Das einfache Bauerhaus liegt nahe an der schroffen südlichen Wand des Taminathales, das hier etwa 1 1/2 Kilometer breit sein mag, tief unten das schäumende Gebirgswasser, dann drüben wieder eine hohe senkrechte Felswand und auf der Matte des Ufers das alte, hübsche Städtchen Valenz. Wir saßen am Tisch, schlürften sauren Landwein und schwatzten mit dem einzigen Bewohner des Hauses, der 62 Jahre alten Frau, die das Hauswesen besorgte, während der Bauer, dem es gehörte, irgendwo höher hinauf seine Wiesen zu mähen beschäftigt war. Die Alte erzählte, wie sie, in Kagaz geboren, als junges Ding lange Jahre dort und in Pfäfers Blumen verkauft habe und nun hier seit vielen Jahren still sitze. Mein Vetter wollte von ihr Allerlei wissen, aber sie konnte nicht viel Auskunft geben. Frage sie doch einmal, sagte ich zu St., ob sie je in Valenz gewesen. St. schien das eine fast verletzende Frage zu sein, aber er that sie doch, und die Alte erklärte einfach, sie sei nie dort gewesen. Also 62 Jahre lang hatte sie in diesem Thal oder auf dem Ufer desselben gelebt, in Entfernung von ein paar Kilometern von Valenz, seit Jahren sah sie die Häuser des hübschen Ortes vor sich liegen, weiß und braun glänzend in der Mittagssonne, durch eine schöne neue Straße mit Kagaz verbunden — und nie hatte sie das Bedürfniß empfunden, nach Valenz zu gehen.

Wollte man die Alte für eine Trottel, oder auch nur für besonders beschränkt im Denken und Wünschen halten, so thäte man ihr unrecht; sie ist oder war nicht anders als die Mehrzahl dieser Bergbewohner sind, deren Leben in engem Kreise, zwischen ein paar Felswänden, oder zwischen ein paar Dörfern sich abspielt. Ein Thal, vielleicht recht tief aber nur schmal, genügt, um das Land drüben als die Fremde erscheinen zu lassen, um den Verkehr zu verhindern. Um so fester steht man aber hüben auf seinem engen Grunde, um so fester hängt man an Sitte und Recht und an altgewohnter Selbstbestimmung. Giebt es doch Thäler in Wallis, die noch heute nichts von Bundesverfassung, selbst von Kantonalregierung nichts wissen wollen, die keine Streitsache vom Dorfgericht an höhere Instanzen ziehen lassen, die lieber mehr durch Selbstbesteuerung für die Kantonalkasse aufbringen als sie zahlen müßten, nur um keine Beamten zu sich ins Thal herein zu lassen. Das ist Freiheit, da ist Charakter, da ist die Kraft, die sich selbst hilft. Und wer könnte verkennen, daß hier der Boden dem Menschen so gut Form und Inhalt zum großen Theil verleiht, wie dem Baum, dem Thier, der Blume, die dieser Boden nährt. Eng wie das Thal ist der Gesichtskreis seiner Bewohner auch auf geistigem Gebiet; wer aber, in der Ebene wohnend, sich mit seinem weiteren Blick erhaben dünkt in seinem Gesamtwert über jene Alpen, wäre im Irrthum. In der Beschränkung wächst die Kraft und in der Freiheit trägt sie ihre besten Früchte.

Wenig Stunden Wegs sind es von Valenz oder Aargau hinüber in das Bündner Land, gleich Wallis rauh in seinen äußeren Formen, wild zerrissen in Schluchten und Schroffen, und ebenso zerrissen in hundert kleine Gemeinwesen, zerrissen von dem Selbstbewußtsein, dem Trotz des Bergbewohners. Graubünden ist nun vor bald hundert Jahren zum Schweizer Bunde gekommen, aber noch heute hört man den Bauer, der nach Aargau oder weiter hin sich auf den Weg begiebt, er gehe in die Schweiz. In seinem Gefühl ist das Bündner Land noch immer ein freier Staat, oder gar der Bund dreier selbständiger Staaten, wie sie vor Zeiten bestanden haben. Vor ein paar Jahrzehnten noch gab es in diesem Lande, das damals vielleicht 80,000 Einwohner zählte, 18 verschiedene Erbrechte, und schwer nur beugt sich der Bündner unter die Nothwendigkeit einer einheitlichen Rechtsordnung. Auch in

anderen Verhältnissen, z. B. dem Geldwesen, herrschte eine Zersplitterung, die ärger war, als im alten deutschen Reiche; der Bündner Gulden hatte hier 4, dort 5 Bagen, und einen leibhaftigen Bündner Gulden hatte noch nie Jemand gesehen noch geprägt. Was jenseits der Grenzen von Graubünden vor sich ging, war höchst gleichgültig, wenn nur die Vertreter im Nationalrath die Freiheit von Graubünden ordentlich wahrten. Am schärfsten war die Abgeschiedenheit nach Westen, dort, wo der St. Gotthard die Welt abschloß. Hüly, der durch sein Buch über das Glück jetzt weithin bekannte Professor und Bundesrath, erzählte mir Folgendes:

Im Jahre 1842 war zu Chur das erste Schützenfest in Graubünden, und von allen Kantonen strömten die Schützen herbei. Am nächsten Tage sollten die Schützen von Ober-Wallis kommen, die wie die Andern mit einer Ansprache empfangen werden mußten, und es fragte sich, wer die Ansprache halten werde, und in welcher Sprache. Natürlich mußte es in der Sprache geschehen, die die Walliser verstanden, also fragte sich zuletzt: was spricht man in Ober-Wallis? Nun ist Graubünden von Ober-Wallis nur durch den Gebirgsstoß des St. Gotthard getrennt und trotzdem fand sich Niemand, der genau angeben konnte, ob man dort deutsch oder französisch oder italienisch rede. Man beschloß also, vorläufig keinen Redner zu bestimmen, sondern in Masse ihnen entgegenzuziehen und zu sehen, welche Sprache die Nachbarn bevorzugten. Man zog hinaus und war recht verwundert und erfreut, zu vernehmen, wie die Eidgenossen von Ober-Wallis ein gutes, verständliches Deutsch im Munde führten, was die Begrüßung erleichterte. Das könnte freilich anderwärts, in der Ebene, nicht vorkommen; man stelle sich vor, daß vor 60 Jahren die Mitauer nicht gewußt hätten, welche Sprache man in Riga rede! Aber der St. Gotthard ist eben auch nicht zwischen Mitau und Riga, sonst

?

Man darf deshalb nicht glauben, daß dieses Völkchen nun nichts that, als daheim den dürftigen, kleinen Acker bebauen, sauren Wein trinken und Rüche melken. Das uralt ehrwürdige Chur war und ist ein gewerbefleißiger Ort mit lebhaften Handelsbeziehungen nach Italien und Rhein abwärts. Wer etwa aus Riga dorthin kommt, der wird sich den Dom und den alten

Bischofsitz ansehen, wird ehrfurchtsvoll sich eine Urkunde zeigen lassen, unter die der sehr große, aber des Schreibens unkundige Kaiser Karl sein zitteriges Kreuz statt des Namens gesetzt hat; er wird — vielleicht mit noch größerem Interesse vor dem Hause stehen bleiben, über dessen Thür zu lesen steht: „Zur Stadt Riga“ und darinnen der alte Caviezel noch heute lebt, der einst bis an die Düna hinauszog, obwohl er Graubündner war, und also besser wußte, was man in Riga für eine Sprache redete, als in Brieg hinter dem St. Gotthard. *) Und der alte Caviezel ist nicht der Einzige gewesen, der damals von Chur nach Riga kam. Da war zu Beginn der vierziger Jahre der Fuhrmann Rügg, der — ob aus Geschäftssinn oder aus Wanderlust, weiß ich nicht — auf die Idee gekommen war, einen regelmäßigen Verkehr zwischen Chur am Rhein und Riga an der Düna herzustellen. Vielleicht hatte ihn auch der damals noch junge Caviezel selbst auf diese Idee gebracht, deren Ausführung ihn jahrelang in Verbindung mit der Heimath erhalten hat. Denn Fuhrmann Rügg führte wirklich die Idee aus. Alljährlich im Frühling spannte er zwei kräftige Gäule vor seine Kutsche, nahm eine Menge Briefe, Packete, auch viele wunderliche Aufträge und Grüße in Empfang, etwaige Reisende stiegen in den hochbepackten Wagen, und fort ging es nordwärts, zunächst nach Basel, dann Frankfurt, Halle, Berlin, Königsberg, Mitau und endlich Riga. Ueberall waren Aufträge auszuführen, Briefe abzugeben und neue zu empfangen, und so dauerte es leicht drei Monate, ehe Rügg sich von Riga wieder auf die Rückfahrt machen konnte. Fünf bis sechs Monate lang war er fort und kehrte er dann endlich heim, so wußte es bald die ganze Stadt: „Der Rügg ist wieder da!“ Und in Riga bei Caviezel wird man ebenso erfreut gerufen haben: „Rügg ist wieder da!“ Vielleicht erinnert sich seiner noch der Eine oder Andere in Riga.

Da ich nun grade am oberen Rhein bin, und damit die Leser der Balt. Monatschrift auch ein wenig Politik hier finden, will ich noch erzählen, wie der Friede zwischen dem deutschen Reich und dem Fürstenthum Liechtenstein zu Stande kam, welche Staaten bekanntlich seit 1866 im Kriege mit einander lagen, weil man zu

*) Es wird manchen Rigenfer freuen zu hören, daß Caviezel trotz seiner 95 Jahre noch körperlich und geistig frisch, in hohem Ansehen bei seinen Mitbürgern zu Chur lebt.

Baduz nicht daran gedacht hatte, am Prager Frieden theilzunehmen. Zehn oder mehr Jahre nach diesem Frieden erschien einmal L. Bucher zu Besuch bei seinem Freunde Hilty, der damals noch in Chur lebte. Hilty schlug ihm eines Tages einen Ausflug ins Gebirge vor, aber Bucher erklärte, er wolle lieber nach Baduz, um sich dieses Ländchen doch anzusehen, das keinen Frieden mit Deutschland gemacht habe, weshalb Bismarck ihm auch den Baduz zukommenden Antheil aus irgend einer deutschen Kasse im Betrage von 70 Thl. nicht ausbezahlen erlaube. Man nahm also einen Wagen und fuhr in dem schönen Rheinthal hinunter, an der gegen das gefahrdrohende Baduz gefehrten schweizer Feste Luziensteig vorüber — die man, denke ich, mit 50 Mann Soldaten wohl erobern könnte — bis man endlich am Schloß zu Baduz anlangte. Die beiden Herren hielten am einzigen Gasthof der Stadt an und wurden von der Wirthin zum Löwen freundlich ins Speisezimmer geführt. Bei einer Umschau fielen Hilty drei an der Wand hängende Bilder auf: der Fürst von Liechtenstein als Landesherr in der Mitte, und daneben rechts der Kaiser Franz Josef, links Bismarck. Bismarck im feindlichen Lande — das war doch arg, und Hilty wandte sich denn auch vormurfsvoll an die Wirthin, wie sie diesen Feind des Landes neben ihren Fürsten hinhängen könne. Die Wirthin aber erklärte, Bismarck sei ein rechter Mann, den sie verehere, und hänge da ganz an rechter Stelle. Nun kam auch Bucher herbei, stimmte Hilty zu und forderte die Wirthin auf, doch dieses Bild fortzuthun, das den Fürsten sehr in Zorn versetzen werde, wenn er einmal aus Wien herkomme. „Nein, das Bild bleibt da“, war die Antwort, „und der Fürst mag zürnen oder nicht, der Bismarck ist doch ein rechter Mann, den ich mir nicht von der Wand nehmen lasse.“ Alles Zureden half nicht, die Wirthin blieb dabei: das Bild lasse sie nicht fortnehmen und der Bismarck sei ein rechter Mann.

Am selbigen Abend schrieb Bucher einen Bericht über Baduz und die Wirthin zum Löwen daselbst an den Reichskanzler, wovon die Folge war, daß Baduz seine 70 Thl. ausgezahlt bekam und daß ein paar Jahre darauf mit diesem Staate ein deutsch-liechtensteinscher Postvertrag geschlossen wurde. Ist aber einmal ein Postvertrag zwischen feindlichen Staaten geschlossen, so heißt das so viel, als daß der Kriegszustand als beendet anzusehen sei. Und

so hat die Wirthin zum Löwen gewissermaßen der Feindschaft ein Ende gemacht, was sie selbst vielleicht bis heute nicht weiß. Ueberhaupt hat ja über diesen Friedensschluß noch keine politische Weltgeschichte bisher berichtet, welche Lücke hiermit ergänzt sein soll.

In Vaduz wie in Graubünden hat man zwar wenig Geld, aber dafür Charakter und Selbstgefühl. Und um auch zu Gelde zu kommen, hat das Volk von Vaduz seinen Herrn allmählich dazu gebracht, alle Beamten (ich glaube es sind ihrer drei), das ganze Heer (ein paar Hofsäger) und alle sonstigen Staatsausgaben auf die fürstliche Privatschatulle zu übernehmen, so daß die Vaduzer keinerlei Staatssteuern zahlen; ja es ist in seinem Gerechtigkeitsgefühl so weit gegangen, dem Fürsten in Wien darüber Vorstellung zu machen, daß er durch seinen Aufenthalt in der Fremde dem Lande große Vortheile entziehe, die er ihm ersetzen müsse. Und nun zahlt dieser musterhafte Fürst, wie man sagt, seinem Volke auch noch dafür, daß er statt im Schlosse zu Vaduz in seinem Palaste zu Wien wohnt. Zuletzt ist auch das den Vaduzern noch nicht genug, denn sie planen jetzt ernstlich, in Vaduz eine Spielbank zu eröffnen. Da sie selbst dabei nichts zu verlieren hoffen, weil sie nichts zu verlieren haben, so lockt sie eine glänzende Zukunft in den Farben von Monte Carlo. Leider ist wenig Aussicht vorhanden, daß ihre Wünsche in Erfüllung gehen.

Das ist freilich arge Kleinstaaterei, aber die Menschen darin leben trotz Allem zufrieden und glücklich, was denn doch wichtiger ist, als Größe und Macht des Staates.

E. v. d. Brüggen.



Mein nordisch Heimathland.

Das ist mein nordisch Heimathland —
Es wogt das gelbe Korn,
Der Kuckuck lacht am Waldesrand
Im wilden Hagedorn!
Die Quelle rauscht, die Wiesen blühen,
Es weht der Tannen Duft —
Hier athm' ich auf im Waldesgrün,
Hier schlürf' ich Heimathluft!

Und alte Träume grüßen leif'
Im duftigen Versteck
Mein Baltenland, mein Heimathkreis,
Du kleiner Erdenfleck:
So eingedämmt, so engbegrenzt
Dein thatenreich Gebiet,
Von Wog' umblaut, von Wald umkränzt,
Durchtönt von Sag' und Lied.

Mir ist, als sei ich wunderbar
Zu Bergeshöhn entrückt,
Als wär' mein Auge sonnenklar,
Und hielte dich entzückt
Sammt Burgen, See'n und Dünenstrand
Mit e i n e m Blick umspannt,
Mein Liven-Kuren-Estenland,
Mein baltisch Heimathland!

Wo thut mein Herz so vollen Schlag,
Wo spricht's so heiß, so laut,
Als hier, wo schon vor Thau und Tag
Der Väter Heerd gebaut?
Wo still, in langen Schlaf gesenkt,
Viel theure Nische ruht,
Und jeder Fußbreit einst getränkt
Von deutschem Heldenblut!

Das ist die Scholle, treu und stark,
 Aus der auch ich entsproß,
 Die ihrer Kräfte nährend Markt
 In meine Adern goß;
 Die meiner Jugend Kränze trug,
 Mir Ideale wies,
 Und mir zu manchem stolzen Flug
 Die Schwingen wachsen ließ.

Ich hab' dem freien Vogel gleich
 Durchmessen Bahn um Bahn,
 Und in der Ideale Reich
 Manch kühnen Griff gethan.
 Doch bin ich treu zurückgekehrt
 Zum Land so heimischtraut,
 Wo meine Väter sich den Heerd
 Vor Thau und Tag gebaut.

Jetzt feiert still mein Wanderzelt —
 Grüß' Gott, du heim'scher Tann!
 Wie schaut mich deine Sagenwelt
 Aus goldnen Augen an.
 Jetzt tönt, von deinem Hauch gebannt,
 Die Harf' in meiner Hand:
 Mein Eiven-Kuren-Estenland,
 Mein baltisch Heimathland!

Im Embachthal.

Ich weiß ein Heim im Embachthal,
 Da bau'n so gern die Schwalben, —
 Da säufelt's sacht im Waldessaal
 Sonst Friede allenthalben.

Wenn auf den Garten dustumhaucht
 Die Dämm'ung niederdunkelt,
 Und hell in Abendglanz getaucht
 Der Strom noch blitzt und funkelt;

Wenn in des Spätroths satter Gluth
 Die Kiefernstämm' erglimmen,
 Und still vorüber auf der Fluth
 Die weißen Segel schwimmen ;

Dann schwebt in Abenddämm' rung kühl
 Auf thauigem Gefieder
 Ein wundersüchliches Heimgefühl
 Auf deine Seele nieder.

Dann sind wie Freunde, traut und lind,
 Die Kiefern dir erschienen :
 Du bist desselben Bodens Kind
 Und fühlst dich eins mit ihnen.

Ein Schwalbennest ein Lindendach
 Ein Kasten friedetrunken
 Du schaust den weißen Segeln nach,
 Bis tief die Nacht gesunken !

Helene von Engelhardt.



Litterarische Streiflichter.

F. W. Kampfschulte. Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf. Bd. II, herausgegeben von Walter Goetz. Leipzig, Verlag von Dunder u. Humblot. 8 M.

Dreißig Jahre nach dem ersten ist jetzt endlich der zweite Band des bedeutenden Werkes ans Licht getreten. Professor Kampfschulte ist schon 1872, zu früh für die Wissenschaft aus dem Leben geschieden und lange trug sich sein Freund und Gefinnungs- genosse C. A. Cornelius mit der Absicht, das Werk des Ver- ewigten zu ergänzen und zum Abschluß zu bringen. Hohes Alter und schwere Krankheit haben ihn davon abzustehen genöthigt und so ist denn Kampfschultes Werk von einem jüngeren Historiker

wesentlich so, wie es der Verfasser hinterlassen hat, nur mit Hinzufügung einiger Anmerkungen, jetzt herausgegeben worden. Der vorliegende Band umfaßt die Jahre 1546—1558 und ist ein höchst wichtiger Beitrag zur Kenntniß Calvins und der Genfer Kirche zu seiner Zeit. Ohne Frage hätte der Verfasser diesen zweiten Band vor der Herausgabe noch überarbeitet und an manchen Stellen erweitert, aber auch so, wie er vorliegt, ist darin der reiche Stoff vollkommen durchgearbeitet und durchsichtig dargestellt; es ist ein Beweis für die Gediegenheit von Kampfschultes Forschung, daß durch die neueren Untersuchungen im Verlauf der letzten Jahrzehnte im Einzelnen wohl manches zu berichtigen und zu ergänzen wäre, in der Hauptsache aber seine Auffassung und Behandlung des Gegenstandes sich behauptet und ihren vollen Werth behält. Von den drei Büchern, in welche der zweite Band getheilt ist, behandelt das fünfte den schweren Kampf des Reformators mit der Oppositionspartei gegen seine Ordnungen, in welchem die Gegner zuletzt das Uebergewicht erlangten und nicht nur seine Stellung in der Stadt, sondern auch seine ganze Kirchenverfassung mit dem Untergange bedrohten. Wie dann durch den Konflikt mit Michel Servet und dessen Prozeß und Hinrichtung Calvins Stellung sich neu befestigte und der Kampf wider die Gegner zuletzt mit der völligen Niederlage und der Vernichtung der Opposition endigte, schildert eingehend das sechste Buch. In dem siebenten wird dann die Befestigung und Vervollständigung des Reformationswerkes in Genf, die höchst merkwürdige Gestaltung des öffentlichen Lebens nach dem Siege Calvins und die Gründung der Akademie durch Calvins Einfluß behandelt. Kampfschulte war Katholik, aber er strebt in seiner Auffassung und Darstellung nach größter Unparteilichkeit und voller historischer Gerechtigkeit. Daß er keine innere Sympathie für Calvin und die Genfer Reformation hegte, daß er mit scharfem Blicke die Schattenseiten der Persönlichkeit des Reformators und seines Werkes bemerkt und hervorhebt, das kann ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden, da er sich von absichtlicher Tendenz stets fern hält. Kampfschultes Buch bildet eine wesentliche und nothwendige Ergänzung zu den Biographien Calvins von Henry und Staehelin, deren begeisterte Auffassung und bewundernde Schilderung des Reformators in einem starken Gegensatz zu Kampfschultes kühler Objektivität steht. Sein Buch bietet

nicht das vollkommen getreue und wahre Bild des Genfer Reformators, denn ohne innere Sympathie läßt sich nun einmal bei allem Streben nach Gerechtigkeit eine außerordentliche Persönlichkeit in ihrem ganzen Wesen und ihrer Individualität nicht erfassen und zur Darstellung bringen, aber nicht wenige Seiten seines Charakters hat Kampfschulte richtig erkannt und erst eine Verbindung seiner kritisch nüchternen und Staehelins verehrungsvoller Auffassung und Beurtheilung ergiebt das volle, lebenswahre Bild von Calvins Wesen und Charakter nach seinen Vorzügen wie nach seinen Schattenseiten. Calvin ist der echt französische Reformator mit seiner scharfen Logik und unerbittlichen Konsequenz, er ist ganz Geist und Verstand, das Gemüth tritt völlig bei ihm zurück; bewundert, verehrt, als einen Propheten hochgehalten und gefeiert haben ihn Viele, geliebt kaum Jemand. Am Schlusse des sechsten Buches entwirft Kampfschulte eine tiefeindringende und anziehende Charakteristik der Persönlichkeit und der Stellung Calvins in Genf, er vergleicht ihn darin sehr geistreich und treffend mit Gregor VII.; er hebt seine Herrschsucht nachdrücklich hervor, betont aber zugleich, daß Calvin gewöhnlicher Ehrgeiz oder gar Eitelkeit völlig fernlag, was sich allein schon darin zeigte, daß er, der ganz Genf beherrschte, in seinem häuslichen Leben höchst einfach, ja ärmlich war. Aber wie er von der Ueberzeugung durchdrungen war, ein auserwähltes Rüstzeug des Höchsten zu sein, so sah er in jedem Gegner einen Widersacher Gottes und einen Frevler. Einer der anziehendsten und zugleich für Calvins Verhalten seinen kirchlichen Gegnern gegenüber außerordentlich charakteristischer Abschnitt des Buches ist die Schilderung des Auftretens und des Prozesses Servets, sowie von dessen tragischem Untergange; hier würden allerdings H. Tollins umfangreiche Forschungen manche Ergänzungen und Berichtigungen geboten haben. H. Bolsec, dessen Prozeß neben dem gegen Ami Perrin eine bedeutende Rolle in dem Kampfe der Genfer Opposition gegen Calvin bildet, beurtheilt Kampfschulte wohl zu günstig; dieser Mann, der lange nach des Reformators Tode eine giftige Schmähschrift gegen Calvin veröffentlichte, war sicher kein edler Mensch. Doch wie oft man auch im Einzelnen und bisweilen auch in wichtigen Fragen anderer Ansicht als Kampfschulte ist, man wird sein Buch nicht ohne reiche Belehrung aus der Hand legen, die lichtvolle und stilistisch sorg-

fältig durchgearbeitete Darstellung verleiht ihm einen besonderen Reiz. Es bleibt in hohem Grade zu bedauern, daß Kampschultes Werk ein Torso geblieben ist, aber auch in seiner unvollendeten Gestalt ist es ein Ehrendenkmal für den Verfasser.

Hans v. Krosigk. General-Feldmarschall von Steinmex, aus Familienpapieren dargestellt. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 7 M.

General Steinmex ist einer der bekanntesten und verdientesten Heerführer der preussischen Armee aus den Kriegen von 1866 bis 1870 und hat eine biographische Darstellung durchaus verdient. Die Lebensschilderung des Feldmarschalls vom General E. v. Conrady ist nur bis zum Jahre 1866 geführt und, so viel wir wissen, nicht weiter fortgeführt worden, um so erwünschter ist das vorliegende, von einem Unverwandten des verewigten Feldmarschalls herausgegebene Buch. Es ist seinem wesentlichen Bestandtheile nach aus Tagebüchern und Schreiben des Generals, sowie an ihn gerichteten Briefen zusammengestellt, die durch kurze Bemerkungen und Angaben des Herausgebers verbunden sind. So ist es denn der alte Held selbst, der in dem Buche zum Leser spricht und neben ihm hören wir die Stimmen seiner Kriegskameraden und anderer hochgestellter Militärs sowie König Wilhelm selbst. Tritt uns so der Lebensgang des Feldmarschalls in unmittelbarer Lebendigkeit entgegen, so hat doch diese Art biographischer Darstellung auch den Nachtheil, daß da, wo Briefe von ihm fehlen, über wichtige Ereignisse in seinem militärischen Leben nur kurz hinweggegangen wird, das gilt namentlich von seinen großen Ruhmesthaten beim Beginn des böhmischen Feldzuges von 1866.

Karl von Steinmex, geboren 1796, entstammt einer alten Soldatenfamilie; sein Vater war Militär, sein Oheim zeichnete sich als General in den Befreiungskriegen aus. Der Vater starb frühe, die Mutter in völliger Mittellosigkeit zurücklassend; so trat denn der junge Karl ins Kadettenkorps zu Kulm und dann zu Berlin ein und machte dann als Sekondeleutnant im Yorkschen Korps alle Kämpfe und Schlachten der Jahre 1813 und 1814 mit; oft verwundet, kehrte er zuletzt doch wohlbehalten aus Frankreich zurück. Sein von Krosigk mitgetheiltes Tagebuch ist sehr interessant und charakteristisch für den jungen Kriegsmann. Starke Willenskraft und energisches, fest auf das Ziel gerichtetes Streben treten schon frühe bei ihm hervor; er stellte an sich die höchsten

Anforderungen und verlangte dasselbe auch von Andern. Er führte nach dem Kriege ein spartanisch einfaches Leben; ganz auf sein geringes Dienst Einkommen angewiesen, von dem er doch noch einen Theil seiner Mutter zukommen ließ, konnte er an den jugendlichen Vergnügungen und Freuden seiner Altersgenossen keinen Antheil nehmen. Er hatte keinen Freund und keinen Gönner und war für sein Fortkommen ganz auf sich allein angewiesen. In diesen entbehrungsreichen Jahren hat sich die unbeugsame Festigkeit seines Charakters und seine eiserne Energie herausgebildet. Er besaß einen scharfen Verstand und bedeutende militärische Begabung und lebte nur für den Dienst und seine geistige Ausbildung; da er seine Kenntnisse und seine Fortschritte auf der militärischen Laufbahn allein sich selbst und seinem unerschütterlichen Willen verdankte, so entwickelte sich in ihm ein nicht geringes Selbstgefühl. Viele seiner liebsten Wünsche blieben ihm unerfüllt, so die heißersehnte Aufnahme in den Generalstab, er mußte sich von Charge zu Charge langsam heraufarbeiten. 1825 verheirathete er sich mit Julie von Steinmeyer, seiner Base, und die Verbindung mit dieser klugen, lebenswürdigen, gebildeten, wahrhaft frommen Frau gab ihm zum ersten Mal das Gefühl wirklichen Glückes; sie hat großen Einfluß auf sein inneres Leben ausgeübt. Steinmeyer's Grundsatz war: Das Können ist mehr als das Wissen, und er hat ihn in seinem ganzen militärischen Leben bewährt. Seine kriegerische Tüchtigkeit zu beweisen hat er erst 1848 im Feldzuge gegen die Dänen Gelegenheit gehabt, die Einnahme Schlesiens war sein Verdienst. Er wurde seitdem in wechselnden Stellungen verwendet, immer da, wo es schwierige Aufgaben zu lösen galt. Wie nahe ihm die Märzereignisse in Berlin gingen, kann man sich denken. Steinmeyer war kein bequemer Untergebener und ein schwer zu befriedigender Vorgesetzter, da er streng im Dienste war und stets das Höchste von seinen Offizieren und Soldaten verlangte. Am Feldzuge gegen den badischen Aufstand 1849 nahm er ebenso theil, wie an dem Einmarsch in Hessen im Jahre 1850. Sehr bemerkenswerth sind seine scharfen Urtheile über die schwankende, widerspruchsvolle Politik der preussischen Regierung in der damaligen Zeit, wie denn überhaupt seine nicht zahlreichen politischen Aeußerungen von seiner richtigen Einsicht zeugen. 1851 wurde Steinmeyer Kommandeur

des Kadettenkorps in Berlin und damit auf ein ganz neues Feld des Wirkens verlegt. Auch hier zeigte Steinmeß seine gewohnte Energie und führte rücksichtslos die nöthigen Reformen durch. Es ist höchst charakteristisch für seine Art, daß er in seinen vorgerückten Jahren noch Lateinisch und Englisch lernte, um selbst über die Fortschritte der Kadetten urtheilen zu können; er bekümmerte sich gewissenhaft um die Erziehung der Zöglinge und sah streng auf Zucht, sorgte aber auch wie ein Vater für die Kadetten. Sehr lesenswerth sind Steinmeßs Tagebuchaufzeichnungen über einen Besuch in Petersburg und die dortigen Kadettenhäuser, sowie über seinen Verkehr mit Kaiser Nikolaus I. In seinem häuslichen Leben wurde er von schweren Prüfungen heimgesucht: seine drei Kinder starben ihm; besonders der Tod seiner Tochter Selma, die er fast mehr als seine Gattin liebte, erschütterte den eisernen Mann aufs Tiefste und übte sehr merkwürdige psychische Wirkungen auf ihn aus. Er, bei dem der scharfe Verstand überwog und die Phantasie nur eine untergeordnete Rolle spielte, hatte jetzt Visionen, in denen er nicht nur seine Tochter zu sehen, sondern auch ihre Stimme zu hören glaubte und mit ihr förmliche Unterhaltungen führte. Dieser seltsame Zustand, den Steinmeß selbst genau beschrieben hat, währte längere Zeit. 1863 entriß der Tod ihm auch die geliebte Gattin und als der König ihn bald darauf zum kommandirenden General des V Armeekorps in Posen ernannte, sagte der in seinem Alter ganz vereinsamte General: „Jetzt habe ich nur noch Gott und den Dienst.“ Gerade jetzt aber sollte es dem greisen Kriegsmann vergönnt sein, seine rücksichtslose Entschlossenheit und seine militärische Befähigung aufs Glänzendste zu bewähren: die siegreichen Kämpfe bei Nahod, Skalitz und Schweinschädel am 27.—29. Juni 1866, durch die er sich großes Verdienst um das Gelingen des böhmischen Feldzuges erwarb, gehören zu den Ruhmesthaten der preußischen Armee und sichern seinem Namen ein unvergängliches Gedächtniß. Die damals und später im Kriege gegen Frankreich wider Steinmeß erhobenen Vorwürfe, daß er das Leben seiner Soldaten zu wenig geschont habe, sind nach dem Urtheil der Sachverständigen völlig unberechtigt; er hat nur gehandelt, wie er mußte, um den Sieg zu erringen. Durch die ihm nach dem Frieden gewährte Dotation zu Wohlstand gelangt, gründete der 70-jährige Heerführer sich noch

einmal eine Häuslichkeit, indem er ein junges, ihm verehrungsvoll zugethanes Fräulein, Else v. Krosigk, als Gattin heimführte. Als der Krieg mit Frankreich ausbrach, erhielt Steinmeyer durch die Ernennung zum Oberkommandirenden der ersten Armee einen außerordentlichen Beweis des Vertrauens seines Königs. Sehr bemerkenswerth sind nun die Mittheilungen Krosigks, daß diese Ernennung, die den General einige Jahre früher mit stolzer Freude und Genugthuung erfüllt hätte, jetzt überwiegend Bedenken und Unruhe in ihm erweckte. Mochte auch das vorgerückte Alter etwas dabei mitwirken, so waren doch besonders seine starke Schwerhörigkeit und das daraus entspringende Mißtrauen, sowie der Unmuth, nicht von allen Kriegsplänen genau unterrichtet zu sein, die Hauptursachen davon; die Sorge, den auf ihn gesetzten Erwartungen vielleicht nicht entsprechen zu können, spielte wohl auch mit. Daß er auch in diesem Kriege seine erprobte Tüchtigkeit bewährt hat, ist bekannt; die Erstürmung der Spicherer Höhen, die ihm so oft als zwecklose Aufopferung der Truppen vorgeworfen ist, hatte er garnicht angeordnet, auch die blutige Schlacht bei Colombey am 14. August 1870 wurde nicht auf seinen Befehl begonnen. An der blutigen Schlacht bei Gravelotte hat er bedeutsamen Antheil genommen und in der Schlacht bei Noisseville am 31. August schlug er Bazaines letzten Versuch durchzubrechen, erfolgreich zurück. Die unter seinem Befehl stehende erste Armee war dazu bestimmt worden, zugleich mit der des Prinzen Friedrich Karl Mez eingeschlossen zu halten. Da der Prinz den eigentlichen Oberbefehl über beide Armeen führte, kam es zwischen ihm und Steinmeyer zu beständigen Konflikten. Dieser wollte sich dem Prinzen nicht unterordnen, keine Befehle von ihm annehmen und beachtete die Befehle aus dem Hauptquartier auch nicht immer. Prinz Friedrich Karl und Steinmeyer waren in der rücksichtslosen Entschlossenheit ihres Wesens zu ähnliche Naturen, als daß sie in dem bestehenden, etwas unklaren Verhältnisse auf die Dauer mit einander hätten auskommen können. Der König entschied zuletzt, wie er nicht anders konnte, schweren Herzens gegen seinen alten Waffengeführten; er ernannte Steinmeyer am 13. September 1870 zum Generalgouverneur von Posen. Steinmeyer hat diese Entscheidung stets als die tiefste Kränkung empfunden, die er niemals verwunden hat. Es war für ihn der bitterste Schmerz, am Kriege

nicht weiter theilnehmen zu dürfen; man kann seine Briefe aus dieser Zeit nicht ohne Theilnahme lesen. So fand dieses Heldenleben nicht ohne eigene Schuld einen tragischen Abschluß. Nach dem Ende des Krieges bat er um seinen Abschied in einem Schreiben, dessen Ton und Form ein beredtes Zeugniß von seinem Selbstbewußtsein und seinem männlichen Charakter giebt. Die Antwort des Königs bekundet so recht die Milde und Güte seines edlen Herzens. Gleich darauf gewährte er Steinmeyer durch Ernennung zum Generalfeldmarschall die wohlverdiente Anerkennung. 1877 ist der Feldmarschall, trotz seines hohen Alters immer noch frisch und rüstig, von einem raschen Tode ereilt worden. Er war ein echter Held und hatte das beneidenswerthe Glück, an den Befreiungskämpfen von 1813, wie an den die deutsche Einheit herbeiführenden großen Kriegen von 1866 und 1870 thätig theilzunehmen; der Geist der Kämpfer der Freiheitskriege ragte in ihm verkörpert in eine ganz anders geartete Zeit hinein. In der Schroffheit seines Wesens, in der rücksichtslosen Entschlossenheit seines Charakters, in der unerschütterlichen Durchführung der von ihm begonnenen Kämpfe erinnert Steinmeyer auffallend an General York; er war wie dieser ein Mann von Eisen. Die Zukunft Deutschlands beruht nicht zum wenigsten darauf, daß auch künftig in seinem Heere sich Männer finden, wie Generalfeldmarschall Steinmeyer einer war. Dem inhaltreichen Buche Krosigks ist ein gutes Bild von Steinmeyer beigegeben; leider fehlt ein Register.

Friedrich Teutsch. Bilder aus der vaterländischen Geschichte. Zweiter Band. Hermannstadt, Verlag von W. Kraft. 5 M. 10 Pf.

Dem vor einigen Jahren erschienenen ersten Bande dieser trefflichen Sammlung ist unlängst der zweite, umfangreichere gefolgt; wie jener in einer Reihe von Aufsätzen verschiedener Verfasser die äußere politische Geschichte des Sachsenvolkes zur Darstellung brachte, so ist der zweite ganz der Schilderung der inneren Entwicklung der siebenbürgischen Sachsen, ihrer Kulturgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart gewidmet. Er ist ganz dazu angethan, lebhaftes Interesse für den wackeren, treuen Volksstamm zu erwecken. Die hier vereinigten Aufsätze von den besten einheimischen Kennern, zu denen in erster Reihe der Herausgeber selbst, der würdige Sohn und geistige Erbe des um das Sachsenvolk so hochverdienten, trefflichen Vaters gehört, verfaßt

und populär gehalten, sind an Umfang verschieden, aber fast alle von gleichem Interesse; sie geben in ihrer Gesammtheit ein vorzügliches Bild von dem innern wirthschaftlichen, geistigen und kirchlichen Leben des Sachsenvolkes in seiner Jahrhunderte langen Entwicklung. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die Kultur der Sachsen eine durchaus bürgerlich-bäuerliche ist, ein Adelsstand existirt bei ihnen nicht; die früher vorhandenen vornehmen Familien, die hier geschilderten Grafen, sind frühe untergegangen. In dieser Einheitlichkeit seines gesellschaftlichen Lebens und seiner Kultur liegt die Stärke des Sachsenvolkes nach innen, liegt seine Stärke, aber auch eine gewisse Schwäche den stolzen magnarischen Großen und dem Hofe gegenüber. Wir werden mit der Besiedelung des Landes durch die Sachsen im 12. Jahrhundert bekannt gemacht und lernen die landwirthschaftliche Entwicklung des Landes kennen, die nur sehr langsam fortschreitet; mit echter Bauernzähigkeit hat die Landbevölkerung an dem mitgebrachten Ackerbaubetriebe festgehalten und ist äußerst schwer zugänglich für jede Reform. Die alte deutsche Wertgenossenschaft besteht bei den Sachsen Siebenbürgens noch heute, eine Art Gemeindebesitz existirt dort bis auf diesen Tag. Vom nationalökonomischen Standpunkte ist dieser Zustand nicht mit Unrecht oft im Interesse des Sachsenvolkes beklagt worden, aber G. A. Schuller weist in treffender Ausführung nach, wie andererseits in diesem festen Zusammenhalten der Gemeindegossen eine große Kraft und Widerstandsfähigkeit liegt. Sehr anziehend ist der Abschnitt über die Baukunst und das Kunsthandwerk im Sachsenlande, der vieles dem Fernerstehenden ganz Neue enthält. An die anschauliche Beschreibung von Haus und Hof schließt sich die Schilderung der sächsischen Frau in der Vergangenheit und das sehr interessante Bild der sächsischen Familie des 18. Jahrhunderts. Das Kunstleben der Vergangenheit wird einsichtig dargestellt und gewürdigt, die Wehrhaftigkeit des Sachsenvolkes in der Vergangenheit belehrend geschildert und dabei die Burgen des Landes sachkundig beschrieben. In weiteren Abschnitten werden die Einwirkungen des Humanismus und der Renaissance auch auf diese weit entlegenen Stätten deutschen Lebens behandelt und lehrreiche Einblicke in das Schulleben vergangener Tage gewährt. Die sächsische Kirche vor der Reformation wird dem Leser vorgeführt

und durch die Schilderung von zwei Kirchenvisitationen lernen wir den Zustand der sächsischen Landeskirche in alter und neuer Zeit kennen. Vermißt haben wir eine eingehende Würdigung der Wirksamkeit des kirchlichen Reformators des Sachsenvolkes, des Johannes Honterus. In die Thätigkeit der sächsischen Nationsuniversität führt uns Fr. Teutsch sachkundig ein und die rücksichtslose Zertrümmerung des Sachsenlandes im Jahre 1876 wird mit zurückgedrängtem Schmerze beschrieben. Trostreich schließen sich die inhaltreichen Betrachtungen über die Entwicklung des nationalen Bewußtseins bei den Sachsen daran. Die trefflichen Aufsätze über die sächsische Volkstracht, über Sitte und Brauch bei den Sachsen, über die eigenartige Institution der Nachbarschaft und den deutschen Jugendbund, sowie über die sächsischen Vereine führen uns die zäh festgehaltenen alten Institutionen des Sachsenvolkes und die Kräfte des Zusammenhaltes in der Gegenwart vor. Der festeste Hort des Sachsenvolkes, die evangelische Landeskirche seit der Reformation erfährt eine ebenso sachkundige wie lehrreiche Behandlung. Die Aufsätze über die Sprache des sächsischen Volkes, die Volksdichtung der Sachsen und die Litteratur der Gegenwart sind von hohem Interesse, sie machen uns mit manchen außerhalb Siebenbürgens kaum genannten poetischen Talenten bekannt und zeigen, daß das geistige Leben des Sachsenvolkes auch heute noch in frischer Lebendigkeit pulst.

Diese vortrefflichen Bilder aus der vaterländischen Geschichte sind so recht dazu angethan, bei den Landes- und Stammesgenossen, für die sie zunächst bestimmt sind, das Gedächtniß einer ruhmvollen Vergangenheit, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, sowie der eigenen, durch viele schwere Prüfungen erprobten Kraft zu beleben, zu stärken und zu erhalten; Fernerstehenden aber geben sie zusammen mit G. D. Teutschs vorzüglicher Geschichte der Sachsen die beste und zuverlässigste Belehrung über die Schicksale, die Zustände und das innere Leben des mühsam um seine Existenz kämpfenden, unverzagt in die Zukunft blickenden Volksstammes.

Wilhelm Herz. Spielmannsbuch. Novellen in Versen aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 6 M. 50 Pf.

In dem oben bezeichneten Buche hat W. Herz einen schönen

Beitrag zur Kenntniß der altfranzösischen erzählenden Dichtung des Mittelalters, deren Stoffe zum Theil auch in Deutschland und in Skandinavien bearbeitet worden sind, gegeben. Diese Novellen in Versen, *Lays* genannt, haben ihre ursprüngliche Heimath unter der keltischen Bevölkerung der Bretagne und Normandie; zu ihnen gehören auch die *Fabliaux*, die Schwänke und die *Dits*, die Erzählungen mit moralischer Tendenz, von welchen letztern die eigentlichen Legenden eine Unterabtheilung bilden. An den Höfen der Fürsten, in den Häusern der vornehmen Herren, auf den Burgen der Ritter wurden diese verschiedenen Arten erzählender Poesie von wandernden Spielleuten vorgetragen und gern gehört; sie brachten den Rezipitoren mehr oder weniger reichen Lohn ein. Ueber diese Spielleute, die in Frankreich und Deutschland für die Verbreitung der Poesie in den verschiedenen Gegenden von nicht geringer Bedeutung gewesen sind, eigene Zünfte bildeten und in verschiedene Klassen zerfielen, handelt W. Herz im ersten Kapitel der Einleitung ebenso belehrend wie anziehend; es ist ein ganz eigenartiges Kulturbild aus dem Mittelalter, das er uns da entrollt. Weiter bespricht er dann die ältesten französischen Novellen und ihre keltische Grundlage. Zuletzt giebt Herz eine ansprechende Auseinandersetzung über die in den *Lays* oft vorkommenden bretonischen Feen, die bei allen Kelten ein Gegenstand festen Glaubens und großer Verehrung waren und in Irland z. B. noch bis auf diesen Tag sind. Die von Herz hier übertragenen Novellen sollen in ihrer Zusammenstellung einem Buche entsprechen, wie es etwa ein normanischer Spielmann im 13. Jahrhundert bei sich führte, daher der Titel. Alle Gattungen der Novellenpoesie sind hier in einzelnen Stücken vertreten. Eröffnet wird die Sammlung mit der Erzählung von Herrn Orfeo, worin die altgriechische Mythe von Orpheus und Eurydike in ganz mittelalterlich romantischer Weise behandelt wird. Eine schöne Feensage ist die Erzählung von Tyndorel. Die Novelle vom „armen Schüler“ und von „St. Peter und dem Spielmann“ sind ergötzliche Schwänke, während „der Ritter mit dem Fäßlein“ und „der Tänzer unserer lieben Frau“ anmuthige Proben von Legenden bieten. Aristoteles, der im Mittelalter als Meister höchster irdischer Weisheit galt, wird häufig als der Frauenlist doch nicht gewachsen dargestellt, so auch hier in einer Erzählung. Eine nicht geringe Anzahl der hier übertragenen

Lays haben Marie de France, die berühmteste Novellendichterin des 12. Jahrhunderts zur Verfasserin. Den Schluß der Sammlung bildet die schöne altfranzösische Novelle von Aucassin und Nicolette, in Prosa mit eingestreuten Liedern verfaßt, die Geschichte zweier Liebenden, die durch Gewalt und Mißgeschick aller Art von einander getrennt, zuletzt doch vereinigt werden. Daß die Uebersetzungen vortrefflich sind und die Erzählungen sich wie Originaldichtungen lesen, braucht bei einem Uebersetzer von der Meisterschaft Wilhelm Herz' kaum noch gesagt zu werden. Den Schluß des Buches bilden höchst lehrreiche, werthvolle Anmerkungen. Freunden mittelalterlicher Poesie wird das Spielmannsbuch sicherlich viel Vergnügen bereiten. Möge Wilhelm Herz uns recht bald mit einer ähnlichen Gabe erfreuen.

John Ruskin. Aphorismen zur Lebensweisheit, eine Gedankenlese aus seinen Werken. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jacob Feis. Straßburg, J. S. C. Feis. Geb. 2 M. 50 Pf.

John Ruskin, in England als Kunsthistoriker, Kunstkritiker und ästhetischer Schriftsteller hochgeschätzt und bewundert, ist bisher in Deutschland nur wenig bekannt geworden. 1810 zu London geboren, hat er zu Oxford studirt und die gelehrten Würden erlangt. Durch sein Werk „Moderne Maler“, dessen erster Theil 1843 erschien, erregte er zuerst großes Aufsehen und übte seitdem einen großen Einfluß auf die englische Kunst aus. Von diesem Werke sind bis zum Jahre 1860 noch 4 weitere Bände erschienen. Sehr originell und geistreich ist sein Buch: „Die Steine von Venedig“, das 1851—1853 in drei Theilen ans Licht trat. 1869 erhielt er endlich die längstverdiente Stellung eines Professors der Kunst an der Universität Oxford; die geistvollen Vorlesungen über die Kunst, mit denen er seine Universitätsthätigkeit begann, hat er 1870 veröffentlicht. Ruskin hat auch nachher noch mehrere Werke über Kunst und Aesthetik herausgegeben, alle durch Geist und Originalität ausgezeichnet. Daneben hat er auch mehrere national-ökonomische Schriften verfaßt, die wegen ihrer theils radikalen, theils das Manchesterthum heftig bekämpfenden Richtung bei seinen Landsleuten wenig Anklang fanden. In späteren Jahren hat Ruskin auch eine sehr anziehende Selbstbiographie veröffentlicht. Die letzte Zeit seines Lebens verbrachte er in Zurückgezogenheit, meist auf dem Lande, und ist 1899 hochbetagt aus dem Leben ge-

schieden. J. Feis erwirbt sich das Verdienst, durch Uebersetzung von Auszügen aus Ruskins Werken und durch Uebertragung einzelner seiner Schriften die Kenntniß dieses originellen, sehr anregenden Schriftstellers in Deutschland zu verbreiten. Das oben bezeichnete Buch ist sehr geeignet, in die eigenthümliche Gedankenwelt und die Anschauungen des Autors einzuführen. Vieles von dem hier Mitgetheilten erinnert an Carlyle, Anderes an Emerson, aber im Wesentlichen ist es doch eine ganz eigenartige Persönlichkeit, welche uns aus dem Büchlein entgegentritt. Ruskin ist ein Vorkämpfer der idealen Weltanschauung, er ist ein Mann von tiefreligiösem Sinne, seine Stellung zum Christenthum scheint der seiner obengenannten Geistesverwandten ähnlich zu sein. Er ist ein Schriftsteller von ganz selbständigem Denken und Urtheil, er sieht die Schäden der Zeit mit scharfem Blicke und betont immer von Neuem: nicht Wissen, sondern Thun ist die eigentliche Aufgabe des Menschen. Eine kraftvolle, männliche, ernste, von keiner Modeanschauung oder Zeitverkehrtheit sich beirrenlassende, den höchsten Zielen der Menschheit nachdenkende Persönlichkeit spricht aus jedem dieser Aphorismen; viele sind von geradezu packender Wahrheit. Daß ein solcher Mann Gegner des Darwinismus und der Frauenemanzipation ist, versteht sich von selbst. Vortrefflich sind weiter z. B. die Gedanken über das Lesen und die Bücher, über das Lernen der Neuzeit, höchst geistreich die Vergleichung von Mittelalter und Gegenwart, die Bemerkungen über Kunst und Didaktik, über das Genie, ganz besonders originell die Ausführungen über Frieden und Krieg, worin Ruskin, gewiß zum Entsetzen aller Friedensschwärmer, den Krieg als die Grundlage aller Kultur und menschlichen Tugenden erklärt, außerordentlich anregend die politischen Aphorismen, sehr lesenswerth, gerade jetzt, sind die Gedanken über Englands Zukunft. Daß auch Manches sich findet, womit wir nicht übereinstimmen, liegt in der Natur der Sache. Aber wozu weiter Einzelnes hervorheben, wir können unsern Lesern nur sagen: Nehmt das Büchlein und lest es, ihr werdet es nicht bereuen und euch freuen, die Bekanntschaft eines ungewöhnlichen, tiefen Geistes gemacht zu haben. H. D.

Fr. W. Robertson. Reden über die Korintherbriefe. Zweite verbesserte Auflage. Göttingen Vandenhoeck und Ruprecht, 1900. — 4 M.

Auch wo man nicht ganz den Robertson'schen Ausführungen

zu folgen vermag, weil man es als Mangel empfindet, daß er doch nicht in das Innerste der christlichen Wahrheit eingedrungen ist, auch wo man sich oft nicht der Thatsache verschließen kann, daß Robertson die Gedanken des Paulus in modernem Sinne umdeutet, auch dort wird man sich aufrichtig freuen können, daß die deutsche Ausgabe seiner Reden über die Korintherbriefe eine zweite Auflage erreicht hat. Wer mit eigenem Urtheil dies Buch zu lesen versteht, wird eine außerordentliche Fülle von Anregung finden und manches als dankenswerthen Gewinn für sein Verständniß verzeichnen können.

Christian Rogge, Marinestationspfarrer in Kiel. Nimm und lies!
Biblische Streifzüge und Charakterbilder. Stuttgart. Greiner und Pfeiffer. 1899. — 195 S.

Ein ganz vortreffliches Buch, das viel gelesen zu werden verdient. Es ist kein Erbauungsbuch im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber sehr geeignet, „die innere Welt moderner Leser den Gedankenkreisen der Bibel, und die Gestalten der Bibel dem Empfinden moderner Menschen näherzurücken.“ Der Verfasser versteht es meisterhaft, einzelne biblische Charakterbilder zu entwerfen, auch solche alt-testamentliche Gestalten, wie Jephtha und Saul in ihrer zum Theil düsteren Größe uns menschlich nahe treten zu lassen. Rogge hat ein feines Gefühl für die Poesie der Bibel; wer sich von ihm auf die reichen Schätze wahrhafter dichterischer Kraft, die in der Bibel enthalten sind, aufmerksam machen läßt, wird dann selbst immer weiter forschend finden, wie in der Bibel die Höhen und Tiefen des Menschenlebens berührt und erleuchtet werden. Und so wird das Buch, das zunächst die menschliche Seite der Bibel nachdrücklich hervorhebt und lebendig schildert, doch im besten Sinne des Wortes erbaulich wirken. Den Abschnitt über den „Humor der Bibel“, der sonst sehr ansprechend ist, hätte ich tiefer durchgearbeitet gewünscht. Verwunderlich war mir, daß Rogge annimmt, die Tochter Jephtha's sei wirklich als Opfer geschlachtet worden.

H. E.





Der Schutz Zoll und seine Berechtigung. *)

Von F. v. Löwenthal.

Vor zwanzig und dreißig Jahren war die Welt freihändlerisch gesinnt, und es schien nur eine Frage der Zeit zu sein, wann auch die letzten Zollschranken in denjenigen Ländern fallen würden, die bis dahin — nach damaliger Auffassung — wie ein Anachronismus in die „neue“ Zeit der freihändlerischen Ära hineinragten. Es ist aber ganz anders gekommen, dieselbe Welt von damals besteht heute nur noch aus Ländern und Staaten, von denen jedes und jeder sich mit hohen und immer höheren Zollschranken umgiebt, mit alleiniger Ausnahme der brittischen Inseln, denn die Kolonien des großbritannischen Reichs sind auch schutzöllnerisch. Daß es so kam, scheint um so merkwürdiger, als gerade in demselben Zeitraum der zwei bis drei letzten Dezennien, in denen dieser Umschwung vom Freihandel zum Schutz Zoll sich vollzog, die Vervollkommnung der Verkehrsmittel einen früher kaum geahnten Höhepunkt erreicht hatte. Die ganze Welt wurde mit einem Netz von Schienenwegen und Dampferstraßen umspannt, doch nicht etwa um spazieren zu fahren, sondern um den Güter- und Waarenaustausch von und nach allen Ecken und Enden der Welt zu vermitteln. Und gleichsam wie zum Hohn gegenüber allen Erfolgen der modernen Verkehrstechnik überzog dieselbe Welt sich mit Schlagbäumen und Tariffschranken, die den Waaren- und Güteraustausch nach Möglichkeit behindern sollten. Diese Schlagbäume sind in fast allen Ländern zu unübersteigbaren Schranken ausgewachsen. Wie ist nun dieser Umschwung in der handelspolitischen Richtung zu erklären?

*) Nach einem im Kaufmännischen Verein zu Riga im Februar 1900 vom Verfasser gehaltenen Vortrage.

Zwischen den beiden Polen: Freihandel und Schutzzoll giebt es ein vermittelndes System, das der sogenannten Finanzzölle. Einen mäßigen Finanzzoll verwirft auch der Freihandel nicht, soweit es sich nämlich um eine finanzielle Einnahme für den Staat handelt. Man kann nicht sagen, daß der Staat bei allen Zöllen nur *seine* rein fiskalischen Interessen im Auge habe und es sonach eigentlich gar keinen Unterschied zwischen Schutzzöllen und Finanzzöllen giebt. Es läßt sich sehr leicht der verschiedenartige Charakter beider Zollarten feststellen. Der Finanzzoll hat den Zweck, dem Staate eine Einnahme zu schaffen, folglich muß er in seiner Höhe begrenzt sein, denn sobald er so hoch gesteigert wird, daß die von ihm getroffene Einfuhrwaare im Preise für den Konsum zu theuer wird und die Nachfrage zurückgeht, soweit zurückgeht, daß die Zollerträge trotz erhöhter Tarife weniger betragen, als zur Zeit der niedrigeren Tarife, ist der Bogen offenbar überspannt und es muß eine Ermäßigung der Zollhöhe stattfinden, um wieder möglichst viel von der betreffenden Waare aus dem Auslande einführen zu können. Gerade das Umgekehrte findet beim Schutzzoll statt. Hier werden die Tarifsätze so hoch geschraubt, als es nur sonst irgend zulässig ist, weil man eben die Einfuhr der betreffenden Artikel auf ein Minimum beschränken, ja unter Umständen ganz und gar unterbinden will. In letzterem Falle redet man von Prohibitivzöllen. Der Finanzzoll wird daher immer ein mäßiger sein müssen, während der Schutzzoll nicht hoch genug bemessen werden kann. Der Finanzzoll soll die Waareneinfuhr nicht hemmen, der Schutzzoll soll sie womöglich unterbinden. Größere Gegensätze kann es garnicht geben! Etwas Anderes ist aber wahr, daß ein Schutzzoll unter Umständen auch ein ganz angenehmer Finanzzoll sein kann, wie auch umgekehrt ein hoher Finanzzoll wie ein mäßiger Schutzzoll zu wirken vermag. Der erstere Fall ist z. B. in Deutschland eingetreten, wo der Schutzzoll auf Getreide die erkleckliche Summe von ca. 50 Millionen Mark jährlich in der letzten Zeit eingebracht hat. Das ist aber nur eine Nebenwirkung. Die Hauptwirkung liegt in dem Schutz, der dem inländischen deutschen Getreide dadurch gewährt wird, daß sein Preis auf der Höhe des Inlandsmarktes gehalten wird. Wenn die Gegner des Schutzzolles je durchdringen und der Schutzzoll aufgehoben werden sollte, müßte der Staat eine empfindliche Einbuße an seinen Ein-

nahmen hinnehmen. Ganz ebenso haben die früheren russischen hohen Finanzzölle, ohne die Einfuhr gewisser von ihnen getroffener Artikel zu unterbinden, doch wie Schutzzölle gewirkt, weil die ausländischen Sachen immerhin so theuer zu stehen kamen, daß der Konsum allmählich doch zu den billigeren, wenn auch allen Ansprüchen noch nicht genügenden Artikeln des Inlandes überging. Endlich giebt es zahllose Einfuhrartikel, die gerade nach den russischen Tariffzügen prohibitivähnlich behandelt werden, und doch ist dabei nur an den Fiskus gedacht worden, das sind fremdländische Kolonialwaaren, Luxusartikel und ähnliche Gegenstände, deren Schutz garnicht beabsichtigt wurde, weil ihre Erzeugung im Inlande eben unmöglich ist und daher von vorneherein ausgeschlossen war.

Ursprünglich waren alle Zölle nur Finanzzölle. Aus diesen haben die Schutzzölle sich entwickelt. Der Schutz der einheimischen Produktion oder der Gewerbethätigkeit überhaupt lag zuerst in dem einfachen **V e r b o t** der Konkurrenz. Die Begründung und Entwicklung des Monopols, der Abschließung, fällt den Städten im Mittelalter zu. Jede Produktion innerhalb der Stadtmauern war nur auf den lokalen Konsum zugeschnitten, der höchstens bis auf die Bannmeile erweitert werden konnte. Jede fremde Zufuhr mußte daher den einheimischen Produzenten schädigen, die gegebenen inneren Marktverhältnisse stören. Dies trat besonders durch die Entwicklung des Verkehrs ein. Der einheimische Bürger wurde mit der Entwicklung von Schifffahrt und Handel im Mittelalter, mit der zunehmenden Sicherheit und Verbesserung der Landstraßen seines Lebens nicht mehr froh, denn er war in seiner „Nahrung“ bedroht. Täglich eröffneten sich neue Bezugsquellen für seine Erzeugnisse. Darum sehen wir gerade mit dem beginnenden wirtschaftlichen Aufschwung in unseren baltischen, wie besonders in allen **d e u t s c h e n** Städten des Mittelalters die erbittertsten Kämpfe gegen die auswärtige Konkurrenz auftreten. Gast mit Gast durfte in Riga nicht handeln und die Witauschen Handwerker beklagen sich bitter beim Herzog von Kurland, daß der Adel seine Möbel aus England kommen läßt, während in Kurland nachweislich mindestens ebenso schöne Möbel gemacht würden; dasselbe bezieht sich auf Sattlerarbeiten, die man aus Deutschland kommen ließ, während die Händler alles Leder in Kurland zu Spottpreisen

aufkauften und in's Ausland schickten, so daß die einheimischen Gerber kein gutes Fell mehr zu kaufen bekamen. Das waren die Schattenseiten der sonst so wohlthätig wirkenden Verkehrsentwicklung. Man wird aber verstehen, daß es nicht engherziger Egoismus war, sondern der Trieb wirtschaftlicher Nothwendigkeit und Nützlichkeit, wenn der Tendenz des Verkehrs, durch die Entfesselung des Handels alle bestehenden Produktionsverhältnisse auf den Kopf zu stellen, wirksame Hemmschuhe angelegt wurden. Man wird in diesen alten stadtwirtschaftlichen Verhältnissen — die wissenschaftliche National-Ökonomie bezeichnet diese ganze Entwicklungsperiode des Mittelalters, in welcher die Städte autonom ihre wirtschaftlichen Verhältnisse regelten, als die Periode der „Stadtwirtschaft“ im Gegensatz zur späteren „Volkswirtschaft“ — die Vorläufer zu denjenigen Anschauungen finden, die in der beginnenden Staatswirtschaft zu den Schutzzöllen führten. Dieselben Ursachen zeitigten dieselben Wirkungen.

Die im 17. und 18. Jahrhundert sich bildenden Monarchien und Einheitsstaaten hatten das dringende Bedürfnis, die widerstrebende Macht der Einzelterritorien und Städte durch Herstellung einer wirtschaftlichen Staatseinheit zu brechen. Dazu diente, ebenso wie seiner Zeit in der Stadtwirtschaft, der wirtschaftliche Abschluß. Der erste Schritt dazu war das Verbot der fremden Einfuhr, der zweite das Monopol, so gelangte man zur modernen Auffassung des Zollabschlusses durch einen hohen Finanzzoll, aus dem sich schließlich der Schutzzoll entwickelte. Die Lehre von der Staatshoheit beförderte diesen Vorgang. Wir sehen also an der Wiege unseres modernen Schutzzolles die Staatsmacht stehen. Die politische Macht bedurfte der wirtschaftlichen, anders konnte der Staat nicht bestehen, der wirtschaftliche Einheitsstaat verbürgte den politischen. Es handelte sich dabei um möglichste Unabhängigkeit vom Auslande, also nicht nur um die Einheit in der Staatswirtschaft, d. h. der finanzwirtschaftlichen Verwaltung, sondern um die Produktion und Konsumtion im ganzen Staatsgebiete, um die gesammte Volkswirtschaft. Erst jetzt konnte von einer Volkswirtschaft überhaupt die Rede sein, vorher war nur eine Stadtwirtschaft bekannt gewesen. Der moderne Staat zerstörte alle Spuren der Stadtwirtschaft in diesem historischen Sinne.

Neben der M a c h t f r a g e kam aber noch ein anderer Umstand hinzu, der die Monopolisirungs- und Absperrungsbestrebungen des Staates wesentlich unterstützte, das waren die Anschauungen, die zu jener Zeit allgemein über wirthschaftliche Verhältnisse herrschten.

Man hielt nicht nur den Besitz von Edelmetall allein für Reichthum, sondern auch das aus Edelmetall gemachte Geld, und man beurtheilte ferner den Nationalwohlstand eines Volkes darnach, ob dasselbe mehr Geld oder Gold und Silber ein- als ausführte. Man übertrug diese der Privatwirthschaft entnommenen Begriffe auch auf die Volkswirthschaft. So kam man zur Theorie von der H a n d e l s b i l a n z. Man sagte sich, die Erzeugnisse, die ein Staat ausführt, würden in ihrer Gesammtheit mit denjenigen Waaren bezahlt, die derselbe Staat aus dem Auslande einführt. Würden nun mehr Waaren aus- als eingeführt, so müßte der Ueberschuß oder die Differenz zu Gunsten des mehr ausgeführt habenden Staates in letzter Reihe durch Gold oder Silber ausgeglichen werden müssen. Um diesen Betrag mußte nun der betreffende Staat reicher geworden sein, und man sprach von einer g ü n s t i g e n Handelsbilanz. Im umgekehrten Falle natürlich von einer ungünstigen. Es ist erklärlich, daß bei dieser Auffassung die Staaten danach trachteten, die Ausfuhr zu heben oder werthvoller zu machen, letzteres durch Verarbeitung von Rohstoffen, um so wenig wie möglich dem Auslande zahlen zu müssen. Ja, man griff auch kurzer Hand zum Verbot, Edelmetalle überhaupt auszuführen. Was war nun daran richtig, was falsch? Sprechen wir doch auch noch heute von einer günstigen oder ungünstigen Handelsbilanz, je nachdem z. B. unser Staat mehr oder weniger vom Auslande baar eingenommen hat. Es war falsch, in der all- g e m e i n e n Bedeutung den Satz von der Handelsbilanz aufzustellen und es war falsch, das Geld a l l e i n als den werthvollen Faktor des Ausgleiches der Handelsbilanz zu betrachten. Abgesehen davon, daß es sehr schwer ist und bis jetzt noch nirgend vollständig gelungen ist, den Werth aller die wirkliche Handelsbilanz bildenden Faktoren zu ermitteln, woraus hervorgeht, daß die Ausweise, die jetzt über Ein- und Ausfuhr vorliegen, noch gar keinen richtigen Anhalt zu bieten vermögen, weil beispielsweise das baare Geld, das Reisende ins Ausland fortbringen, oder der Aus-

gleich verschiedener privater Forderungen garnicht zu ermitteln sind — kann eine Handelsbilanz ungünstig oder günstig nur genannt werden mit Rücksicht auf ganz b e s t i m m t e Verhältnisse und Bedingungen des wirtschaftlichen Lebens, unter denen der betreffende Staat gerade steht. Gewiß wird ein Staat, wie z. B. Rußland, der zur Zeit noch auf die Ausfuhr von Rohstoffen (Getreide, Holz) angewiesen ist, es als eine ungünstige Handelsbilanz betrachten müssen, wenn seine Einfuhr an Industrieartikeln plötzlich mehr betragen würde, als die Ausfuhr an Rohstoffen. An sich brauchte ja das auch nicht schlimm zu sein, aber man würde wohl berechtigt sein, daraus schließen zu können, daß Rußland in der gleichen Zeit an das Ausland keine Forderungen gehabt hat, durch die es seine Einfuhr oder entsprechende M e h r e i n f u h r hätte begleichen können, daß es zu dem Zweck also entweder angesammeltes Nationalvermögen hat angreifen oder Schulden an das Ausland hat machen müssen. Man wäre um so mehr zu einer solchen Annahme berechtigt, als der russische Staat thatsächlich auch Zinsen für ausländische Anleihen zu zahlen hat, die, wenn und insofern sie nicht durch Waarenausfuhr beglichen werden können, durch Goldausfuhr ausgeglichen werden müßten. Um nun ein entgegengesetztes Beispiel zu wählen, so hat England bekanntlich eine sehr „ungünstige“ Handelsbilanz. England ist aber so reich, daß es sich den Luxus einer ungünstigen Handelsbilanz erlauben kann. England besitzt nämlich in seinen ausstehenden Forderungen im Auslande (Staatsanleihen) und in den Gewinnanteilen des englischen Unternehmertkapitals im Auslande, so enorme Gegenwerthe, daß es mit ihrer Hülfe nicht nur die Mehreinfuhr bezahlt, sondern noch erkleckliche Handelsbilanzüberschüsse, die garnicht zu ermitteln sind, nachbehält. Man sieht, daß die Handelsbilanz eigentlich gar keinen bestimmten Anhalt bietet, höchstens insofern, als man etwa, wie im Privatleben, Jemand für einen reichen Mann hält, wenn er gute Kleider trägt und in einer feinen Equipage fährt.

Die Ueberschätzung des baaren Geldes und der Edelmetalle war hauptsächlich auf deren s e l t e n e s V o r k o m m e n zu damaliger Zeit zurückzuführen. Die Länder und Völker steckten zum größten Theil noch tief in der Naturalwirthschaft. Wie die halb-zivilisirten Völker Asiens noch heute alles Gold- und Silbergeld

in ihren Kasten verstecken und selbst der Bauer in Lithauen noch heute den Strumpf zu demselben Zweck als Aufbewahrungsort gebraucht; wie wir in den Märchen des Orients gelesen und in unserer eigenen Kinderstube von Gold, Silber und Edelsteinen als den begehrenswerthen Schätzen der Welt gehört haben und Keiner uns von Aktien, Pfandbriefen, Wechseln und Cheks was erzählt hat, so war man früher auch im volks- und staatswirthschaftlichen Leben vollständig befangen in dem Wahn, daß nur das Edelmetall und das daraus geprägte Geld wirklicher Reichthum sei. Nun begriff man zwar, wie im privatwirthschaftlichen Leben das Gold und Silber durch Aufspeichern und Sparen zu Reichthum führen könne, konnte sich aber das Verschwinden von Gold- und Silbergeld aus dem Verkehr und das Hinausströmen desselben ins Ausland nicht erklären, weil man keine Ahnung von den wirthschaftlichen Vorgängen hatte, die solches zu Wege brachten. Man wußte nichts davon, daß das Gold- und Silbergeld ebenso seinen Preis hatte, wie jede andere Waare, und daß dieser Preis Schwankungen ausgesetzt war, die sowohl hinsichtlich des Verhältnisses der beiden gebräuchlichen Edelmetalle zu einander, als im Verhältniß zu anderen Waaren seinen Ausdruck fand in der verschiedenen Werthschätzung desselben Geldes. Stieg der Preis des Geldes in einem Lande so, daß man dort mehr Waaren dafür eintauschen konnte, wie in einem anderen, wo die Waaren *re vera*, also theurer waren, so strömte das Geld dorthin ab, wo die Waare billiger, bezw. das Geld theurer war. Dasselbe fand bei einem höheren Zinsfuße statt. Das Gold und Silber verschwand selbst aus den Kasten und Strümpfen, wenn ein Gewinn damit verbunden war. Die damaligen Finanzmänner glaubten jedoch auf die einfachste Weise diesem Abfluß des Geldes steuern zu können, indem sie seine Ausfuhr **verboten**. Das half aber gar nichts, sondern verschlimmerte in der Regel noch das Uebel, weil der Handel im Geheimen mit Gold und Silber einen eigenen Reiz erhielt und man den Gewinn aus demselben noch viel höher veranschlagte. Freilich sind die Staaten auch heute bestrebt, den Vorrath an Edelmetall festzuhalten, aber man weiß, daß dazu eine eigene komplizirte **Banckpolitik** gehört und daß selbst diese nur bis zu einer gewissen Grenze wirksam sich erweist. Denn der Ab- und Zufluß von Edelmetall gehört zu denjenigen Vorgängen,

die mit der Lebenskraft von Naturvorgängen sich vollziehen, weil sie in lebendigen Wirthschaftsbeziehungen der Völker ihren Ursprung haben und daher nicht durch gewaltsame Eingriffe geregelt werden können.

Die geschilderten Anschauungen über Geld und Edelmetall führten zu der weiteren Vorstellung, daß nur der auswärtige Handel die Quelle des Volksreichthums sei. Die Staaten machten daher oft nicht nur selbst Handelsgeschäfte, sondern begünstigten wiederum besonders den *Ausfuhrhandel*, suchten ihn jedoch für eine günstige Handelsbilanz insofern zweckentsprechender zu gestalten, als sie die Ausfuhr von Fabrikaten und Halbfabrikaten begünstigten. Damit waren schon frühzeitig Beeinflussungen des Verkehrs im Interesse des *Schutzes* der einheimischen Produktion gegeben. Auch der Erwerb von *Kolonien* gehörte mit zu dieser Politik, und zwar nicht, wie das heute der Fall ist, um Absatzgebiete zu gewinnen, sondern um für tropische Produkte, wie Kaffee, Thee, Tabak, Gewürze, Farbstoffe, Zucker u. s. w. kein Geld ins Ausland fließen zu lassen. Fremde Händler und ausländische Schiffe sollten den Gewinn beim Handel und Transport nicht in ihre Taschen stecken. Ein jeder Staat versuchte sich in Besitz *eigener Kolonien* zu setzen, und wo das nicht gelang, stellte man kostspielige Versuche mit dem Anbau von Kaffee und anderen tropischen Gewächsen an. Man nennt dieses ganze System den *Merkantilismus*, der aber nicht in einem System von Lehrsätzen bestand, wie spätere volkswirthschaftliche Anschauungen, sondern in der *praktischen Politik*, die seit Jahrhunderten von den Staaten beobachtet wurde. Die Lehrsätze wurden erst in neuerer Zeit aus den feststehenden Anschauungen, die der Politik des Merkantilismus zu Grunde lagen, abgeleitet. Es wandelt einen heute komisch an, wenn man sich erinnert, wie verlegert jene merkantilistischen Anschauungen um die Mitte unseres Jahrhunderts etwa waren, wie man auf sie zurückblickte, wie auf Verirrungen eines kindischen Zeitalters und wie man heute doch zu derselben Politik dieses Merkantilismus zurückgekehrt ist. Freilich ohne dieselben fehlerhaften Grundanschauungen zu theilen. Ein Beweis, daß alle Theorie grau bleibt. Darum ist die *historische Methode* der volkswirthschaftlichen Lehre, wie sie heute besonders von Gustav Schmoller vertreten wird, die einzig richtige.

Aus der thatsächlichen Entwicklung der Dinge sollen wir die wissenschaftliche Werthschätzung derselben hernehmen. Es ist nach dem Beispiel, das der Merkantilismus gewährt, lehrreich zu sehen, wie umgekehrt die folgenden volkswirtschaftlichen Systeme, trotz richtigerer und überzeugend formulirter Lehrsätze, in der praktischen Politik nicht zur Herrschaft kamen.

Der Merkantilismus, obgleich vielfach von irrigen Voraussetzungen und übertriebenen Vorstellungen ausgehend, hat jedoch wesentlich zur Machtentwicklung der absolutistischen Staaten beigetragen. In Frankreich, Preußen und Schweden waren es kraftvolle Regenten, die ihre Staaten ganz nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen „bewirtschafteten“, wie etwa ein Großgrundbesitzer. Die Volkswirtschaft empfand viele wirtschaftliche Maßregeln als unerträglichen Druck, aber die Einheitsstaaten wurden durch solche wirtschaftliche Maßnahmen begründet und ihre Machtentwicklung befördert. Jedenfalls war den Staaten durch die wirtschaftliche Macht auch eine gewaltige politische Handhabe geboten. Man braucht nur an die Handelsperren des Mittelalters, an die Abgaben Gustav Adolfs auf den Ostseehandel und an die Kontinentalsperre Napoleon I. zu erinnern. Man kann also sagen: daß die größte Konzentration der politischen Macht stets Hand in Hand gegangen ist mit der Konzentration der wirtschaftlichen Kräfte, selbst wenn letzteres unter Anwendung falscher Grundsätze stattfand.

Die merkantilistischen Grundanschauungen wurden durch die französische Revolution über den Haufen geworfen. In Frankreich waren schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Physiokraten oder Oekonomisten aufgetaucht. Diese lehrten: nicht der Handel ist die ausschließliche Quelle des Volksreichthums, sondern die Natur, und forderten darum Freiebung des Handelsverkehrs. Durch ihre Verquickung mit der Aufklärungs-Philosophie Frankreichs, und in Verbindung mit den Enzyklopädisten, Kommunisten und anderen Schulen, trugen die Physiokraten nicht wenig zu der Ideen-Umwälzung bei, die der Revolution vorausgegangen war. Die Physiokraten oder Oekonomisten hielten nur die Land- und Forstwirtschaft und den Bergbau für produktiv und forderten vom Staat Unterstützung dieser Erwerbsarten, freilich auch ihre

ausschließliche Besteuerung; um alle anderen Erwerbsarten sollte der Staat sich gar nicht kümmern, weil die „steril“ seien. Diese als „natürliche“, im Gegensatz zu der „positiven“ von Menschen gemachten, Ordnung (daher auch „Physiokratie“) bezeichnete Anschauung kann schon in gewissem Sinne als die Vorläuferin des späteren *laissez passer, laissez faire* der Manchester Schule angesehen werden. Indes forderten die Physiokraten nur die Handelsfreiheit im Interesse der Landwirthschaft und nicht um des Handelszweckes willen. Auch war unter jener von ihnen geforderten Handelsfreiheit keineswegs schon die der späteren Manchester Schule zu verstehen, sondern nur die Aufhebung der *Getreideausfuhrverbote*, die damals überall und besonders in Frankreich an der Tagesordnung waren, und auf der Landwirthschaft schwer lasteten. In dieser Beziehung war die Lehre der Physiokraten jedoch ganz der der Merkantilisten entgegengesetzt, sie meinten, die Ausfuhr solle sich auf Bodenprodukte beschränken und durchaus nicht darauf ausgehen, auch Fabrikate auszuführen. Fabrikate könne man aus dem Auslande beziehen, denn es sei nicht gut, das inländische Kapital durch Industrie und Luxushandel der Landwirthschaft zu entziehen. Man wird durch diese Forderung an unsere heutigen Agrarier in gewisser Beziehung erinnert. Und wenn damals die Physiokraten einen Fortschritt gegen den Merkantilismus bildeten, so dürfte es schwer sein, den heutigen Schutzollstaat nicht als Fortschritt gegenüber dem Freihandelstaat zu bezeichnen.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts bildete Adam Smith, der große schottische Philosoph und Nationalökonom, seine *Freihandelslehre* aus. Sie mochte ja angeregt sein durch die Anschauungen der Physiokraten, die nirgend zu einem praktischen System geworden waren, und daher auch der weiteren Ausbildung bedurften. Aber Adam Smith beseitigte zunächst die falschen Voraussetzungen, von denen die Physiokraten ausgegangen waren und formulirte seine, mit packender Logik wirkenden Lehrsätze: nicht die Natur sei die ausschließliche Quelle des Volksreichthums, auch nicht — wie die Merkantilisten behaupteten, der Handel — sondern die Arbeit im Verein mit der Natur und dem Kapital. Das ist eine Anschauung die uns heute allen geläufig ist. Indes auch die richtigsten Lehrsätze können mit allen ihren Konsequenzen nicht immer Anwendung in der Praxis

finden. Adam Smith forderte auf Grund seiner Lehrsätze vollständig freie Bethätigung der Arbeit in jeder Gestalt und des Kapitals sowohl als der Naturkräfte. Keinerlei Beschränkung, keinerlei Zwang sollte stattfinden, kein Monopol und keine Grenzsperrre. Nicht der Staat sollte Lehrmeister und Erzieher sein, sondern die freie Konkurrenz. Jedes Land sollte das produziren, was am vortheilhaftesten war mit Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit und sonstige Verhältnisse. Was ein Staat nicht selbst herstellen konnte, sollte durch freien Handelsverkehr eingetauscht werden. Die Freiheit auf wirthschaftlichem Gebiet wurde damals zum modernen Postulat und man wird wohl nicht fehlgreifen, wenn man auch diese Erscheinung mit der auf anderen Gebieten geforderten Schrankenlosigkeit in Zusammenhang bringt. Es war die Zeit der Auflösung und Erschütterung der alten Machtverhältnisse, die Zeit der Dezentralisation und Zersplitterung aller Kräfte. So entwickelte sich die Freihandelschule, deren Lehrsätze wohl der innersten Natur der wirthschaftlichen Vorgänge entnommen waren, und sie richtig widerspiegelten, aber nur soweit die menschliche Thätigkeit in der Gesellschaft als Ganzes gedacht war, also als vollständig abstrakter Begriff. Denn es gab keine Menschheit, die als solche zu einer wirthschaftlichen Gemeinschaft gehörte. Es gab Staaten, Länder und Völker, die die Eigenart ihrer Entwicklung und die besondere Beschaffenheit ihrer natürlichen Verhältnisse am besten in eigenen geschlossenen Wirthschaftskörpern berücksichtigt fanden und denen das Gedeihen der fremden Völker ganz gleichgültig war; man mußte eben mit dem Völkeregoismus rechnen. Auch hier bewährte sich die an allen nationalökonomischen Systemen gemachte Erfahrung, daß die wirthschaftliche Organisation der Völker den politischen und nationalen Machtzwecken untergeordnet ist, ihnen zu dienen hat, wenngleich diese von jenen auch mehr oder minder beeinflußt werden.

Indeß blieb der Freihandel auch in England bis in die Mitte dieses Jahrhunderts nur als Lehrsystem bestehen, er fand nirgends praktische Anwendung, obgleich der alte Merkantilismus im Wesentlichen als überwunden auch in der praktischen Handelspolitik galt. Ein zufälliges Zusammentreffen von Um-

ständen hatte zu derselben Zeit, wo die Freihandels-Theorien den begeistertsten Anklang fanden, in der Kontinentalssperre eine schutzzöllnerische Richtung wieder emporkommen lassen. Zur Zeit der Kontinentalssperre waren nämlich zahlreiche Industrien auf dem Festlande entstanden und die bedurften auch des ferneren Schutzes, nachdem die Kontinentalssperre wieder aufgehoben war. So war Napoleon I., obgleich Freihändler, wie auch Napoleon III. es später war, — die Veranlassung zur Befestigung der Schutzzollpolitik auf dem Festlande gewesen. Er hatte die Sperre gegen England ja nur aus politischen Gründen verhängt. Indes wirkte in England die von A. Smith ausgestreute Saat weiter. Man war in England bis in die 40-er Jahre dieses Jahrhunderts noch allgemein schutzzöllnerisch. Aber eine kleine Gruppe von Theoretikern ging unverdrossen vor und griff zunächst die Getreidezölle an. In Manchester hatte sich unter Führung Richard Cobdens ein Agitations-Verein gegen die Kornzölle gebildet. Von diesem Verein, der die extremsten freihändlerischen Grundsätze proklamirte, hat der äußerste Flügel der freihändlerischen Partei seinen Namen erhalten. Man spricht heute von einer *Manchester school*, die überhaupt nicht von staatlicher Einmischung, nicht nur auf wirtschaftlichem, sondern auch auf anderen Gebieten wissen will. Spottend wurden diese Bestrebungen als solche gekennzeichnet, die den Staat auf den „Nachtwächterdienst“ beschränken wollten. Es waren allerdings meist Fabrikanten, die dem Freihandel in England huldigten, weil sie hofften, die anderen Staaten würden ihre Industriezölle aufheben und Englands Erzeugnisse frei hereinlassen, wenn England erst seine Kornzölle aufgehoben habe. R. Cobden sprach: „Ich bin überzeugt, daß in 10 Jahren dieser ganze Mechanismus von Beschränkungen diesseits wie jenseits des Ozeans nur noch für die Geschichte existiren wird.“ Was würde er heute sagen! Bezeichnender Weise waren gerade die Arbeiter gegen die Aufhebung der Kornzölle, weil sie wußten, daß billigeres Getreide nur eine Herabsetzung der Lohnsätze zur Folge haben würde. Auch viele Fabrikanten, die ihre Industrie noch nicht so gefestigt hatten, wie die Baumwollenindustrie von Manchester es war, sträubten sich gegen die Aufhebung der Zölle. Erst in der Zeit von 1850—60 wurden zahlreiche englische Zölle allmählich erniedrigt oder aufgehoben.

Auf Grund des 1860 mit Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrages wurden nur noch reine Finanzzölle beibehalten. Da aber in England sehr hohe Finanzzölle als Verbrauchsabgabe (Akzise) bestanden und heute noch bestehen, so weist der Gesamtbetrag der Zölle eine ganz merkwürdige Stabilität auf trotz Aufhebung der eigentlichen Schutzzölle, wie die nachstehende Tabelle zeigt.

Die Zölle brachten Reinertrag in Millionen Pfund Sterling:	
Vor Aufhebung der Schutzzölle:	1815—20 — 23,488.
	1826—30 — 22,855.
	1836—40 — 23,046.
	1846—50 — 22,278.
	1856—60 — 23,612.
Nach Aufhebung der Schutzzölle:	1866—70 — 21,302.
	1881—85 — 19,210.
	1892—93 — 19,715.
	1894—95 — 20,600.
	1895—96 — 21,239.
	1896—97 — 21,254.
	1897—98 — 21,798.
	1898—99 — 22,200.

Jedenfalls hat hier nur eine unbedeutende Einbuße an Einnahmen durch Aufhebung der Schutzzölle stattgefunden. Da indeß die Bevölkerung und der Verbrauch in dieser Zeit sich vermehrt haben, so muß allerdings eine entsprechende Zollermäßigung, theilweise jedenfalls, eingetreten sein, um die Einkünfte nicht höher steigen zu lassen, als das geschehen ist. Am wichtigsten war die Aufhebung des Getreidezolles. Die Schutzzölle auf Industrieartikel konnten ohne Schaden aufgehoben werden, weil damals Niemand in der Welt in der Lage war, der englischen Baumwollindustrie in England Konkurrenz zu machen. Man verstand in England daher eigentlich unter Freihandel nur die Aufhebung der Getreidezölle, die bekanntlich auch als ein wichtiger historischer Akt gefeiert wurde. Mit Aufhebung der Getreidezölle war die Landwirtschaft preisgegeben. Aber nachdem die Bevölkerung zum größten Theil schon von der Industrie absorbiert worden und auf den Import von Getreide zu ihrer Ernährung schon damals angewiesen war, gab es keine andere Lösung mehr. Der Anbau

von Weizen lohnte nicht mehr und der Acker wurde zum Jagdgrund. Nur die Viehzucht konnte auf fetten Weiden und bei mäßigem Felderbau noch gedeihen, weil die entsprechenden Produkte, wie Milch und frisches Mastfleisch, vom Auslande nicht geliefert werden konnten. Daß in England nicht der Theorie zu Liebe die Schutzzölle fielen, wie in Deutschland, liegt auf der Hand. Die Engländer folgten nur der durch ihre ganz erzeptionelle Lage — gebotenen Nothwendigkeit. Dieselben Engländer hätten sonst auch nicht in ihren eigenen Kolonien gegenüber dem Mutterlande Schutzzölle aufrichten lassen.

In Deutschland war natürlich Preußen der einzige Staat, der bewußt eine selbständige Wirthschafts- und Zollpolitik verfolgte. Der Tarif von 1818 enthielt mehr Finanz- als Schutzzölle, dennoch wirkte er in vielfacher Beziehung mäßig schützend. An der russischen Grenze wurde auch ein geringer Getreidezoll erhoben. Kaiser Nikolai I. hat dem damals kleinen Preußen das sehr verdacht. Als Rußland in den 70-er Jahren einen hohen Zolltarif einführte, benutzte Friedrich Wilhelm IV seine Anwesenheit als Gast seines kaiserlichen Schwagers und Freundes in Petersburg, um persönlich mit Rußland eine Zollkonvention zu vereinbaren. Indes blieben beide Monarchen, trotz ihrer persönlichen Freundschaftsgefühle für einander, fest in Vertretung ihrer staatlichen Interessen. Und die Zollkonvention kam in dem angestrebten Sinne nicht zu stande. Preußens Politik war nun auch vielmehr darauf gerichtet, sowohl im Innern des engern Staates als in ganz Deutschland die Grundlagen für eine nationale Wirthschaftspolitik zu schaffen. Es bestanden tausende von Schlagbäumen und tausende von Tarifen in ganz Deutschland mit Einschluß Preußens*). Hier mußte erst Wandel geschaffen werden. Preußen fiel naturgemäß die Aufgabe zu, aber es stieß auch auf den größten Widerstand, weil die kleinen Staaten in Allem eine von Preußen ausgeübte Bergewaltigung sahen. Der hervorragendste deutsche Nationalökonom jener Zeit, Friedrich List, ein Mann, der ein halbes Jahrhundert zu früh gelebt hat, indem er den absolutesten Schutzzoll für Deutschland schon damals gefordert und seine Nothwendigkeit überzeugend nachgewiesen hat — war

*) 1800 gab es in Preußen allein 57 Tarife mit 2775 Waarenklassen.

aber ein glühender Gegner Preußens, und wollte wohl eine wirthschaftliche Einigung, forderte sie aber vom Bundestage, weil man allgemein die von Preußen erstrebte, als einen ersten, aber verhängnißvollen Schritt zur Aufhebung der kleinstaatlichen Souveränitätsrechte ansah. Friedrich List gründete darum einen mitteldeutschen Handelsverein, der dem preußischen Zollverein entgegen arbeitete. Durch die kluge und nachhaltige Politik Preußens gelang es doch den kurzfristigen Widerstand zu überwinden. Es wurden allmählich mit den einzelnen Staaten Handelsverträge geschlossen, so daß aus dem preußischen ein deutscher Zollverein entstand. In der Nacht zum 1. Januar 1834 fielen die meisten Schlagbäume in Deutschlands Börsenverkehr. So war endlich ein geschlossenes deutsches Wirthschaftsgebiet geschaffen, das mit dem Auslande Verträge schließen, überhaupt eine wirksame Zollpolitik betreiben konnte. War doch das alte deutsche Reich zu Grunde gegangen, weil es zu keiner wirthschaftlichen Einheit gelangen konnte.

Obgleich selbst schutzöllnerisch gesinnt, fügten die süddeutschen Staaten auch im deutschen Zollverein sich nur ungern der immer mehr hervortretenden preußischen Schutzollpolitik. Man fürchtete eine Verschiebung der Machtverhältnisse zu Gunsten Preußens. Aber das Aufblühen der Industrie, besonders gerade in Süddeutschland, in Folge des Schutzzolles und die englische Konkurrenz drängten die Bedenken gegen die „preußischen“ Schutzölle immer mehr zurück. Im Anfang der 40-er Jahren erfolgten wesentliche Erhöhungen des Zolles auf alle Artikel der Textilwaarenindustrie, in denen England besonders überlegen war, und zum ersten Mal die Einführung eines Zolles auf Roheisen. Während man in Süddeutschland immer schutzöllnerischer wurde, fing im Norden der Freihandel an, Wurzel zu schlagen; und merkwürdigerweise, was man im Süden von Preußen „fürchtete“, die Machterweiterung mit Hülfe des Schutzolles, das fing man an im Norden zu hoffen, die Machterweiterung mit Hülfe des Freihandels! In der wirthschaftlichen Einigung sahen die nationalen und liberalen Elemente Norddeutschlands den großen Erfolg der preußischen Politik, und da diese Einigung in der That, die viel mehr als etwas mehr oder minder hohe Zollsätze die in die Augen fallende Wirkung ausübte, daß der Verkehr von unerträglichen Fesseln be-

freit wurde, die Schlagbäume fielen, die Flußschiffahrt freigegeben wurde, so sah man in Preußen bereits den Vorkämpfer der Freiheit auf wirthschaftlichem Gebiet. Dazu kam allerdings, daß die Industrie in Norddeutschland viel weniger verbreitet war wie in Süddeutschland, und daher weniger ins Gewicht fiel, während im Norden die großen See- und Handelsstädte naturgemäß zum freien Waarenaustausch hinneigten. Unter diesen Verhältnissen mußten die freihändlerischen Ideen, aus England importirt, immer mehr Eingang in Deutschland finden. Ohne politische Machtstellung, die Preußens nur widerwillig duldbend, schien Deutschland des Zollschutzes nicht zu bedürfen. Das Volk der „Dichter und Denker“ warf sich denn auch mit besonderer Leidenschaftlichkeit der Theorie des Freihandels in die Arme und feierte seine größten Triumphe in schrankenloser Ausspinnung der Freihandelsideen. In Schrift und Wort wurden diese Ideen von Nord nach Süd und in die ganze Welt getragen. Die von Leuten ohne Ahnung vom praktischen Leben und den Erfordernissen einer praktischen Wirthschafts-Politik, besetzten Katheder strömten ihre Weisheit aus und befruchteten mit denselben die politischen Parteien, die von nun ab kein anderes Ziel hatten, als dem Staat durch Entkleidung seiner wirthschaftlichen Selbständigkeit die politischen Machtbefugnisse zu nehmen. Dieser Staat war ja nicht einmal Deutschland, sondern nur Preußen, dem man den „Großmachtigel“ herausschleppen mußte! Es gehörte bald zum guten Ton, daß alles, was in Deutschland nur politische Bildung besaß, auf den Freihandel schwor. Merkwürdigerweise voran auch die deutschen Landwirthe, damals in ihrer Harmlosigkeit noch Freihändler. Böse Agrarier gab es noch nicht! Die freihändlerische Kathederweisheit wurde von Prince Smith, Michaelis, Faucher, Braun, M. Wirth u. A. vertreten. Selbstverständlich fanden sich unter ihnen zahlreiche Juden, die kein Interesse an einer deutschen sondern höchstens ein solches an einer jüdisch-nationalen Handelspolitik haben konnten und die daher mit der rücksichtslosesten Brutalität die preußische Handelspolitik bekämpften. Berlin war seit dem „tollen“ Jahr auch die Hochburg des Freihandels!

Wie sehr das preußische Handelsamt sich gegen die Freihandelspolitik auch sträubte, die Freihändler beherrschten in kurzer Zeit so sehr das ganze geistige Leben der Nation, ja übten auch

außerhalb desselben einen solchen Einfluß auf Wissenschaft und Litteratur aus, daß sie über kurz oder lang den Sieg davon tragen mußten. Im Jahre 1858 wurde zu Gotha der volkswirtschaftliche Kongreß gegründet, an dessen Spitze Max Birtb stand und von Frankfurt a./M., woher zwei Jahrzehnte früher Friedrich List's gewaltiger Ruf für den Schutzzoll erklang, überbot man sich in einer wahren Schwärmerei für den Freihandel. Das früher als schutzöllnerisch verkegerte Preußen blieb auch der Hort der Freihändler: man mußte nur verstehen, Stimmung zu machen. Als im Jahre 1860 Louis Napoleon mit England einen Handelsvertrag abschloß und in demselben Jahre mit dem Prinzregenten Wilhelm von Preußen einen solchen verabredete, der aber erst 1862 zu Stande kam, sah man die freihändlerische Aera bereits angebrochen. In diesen Handelsverträgen kam dann auch die *M e i s t b e g ü n s t i g u n g s k l a u s e l* wieder auf, die darin besteht, daß zwei mit einander kontrahirende Staaten sich gegenseitig diejenigen Tarife zugestehen, welche anderen Staaten früher bewilligt waren oder später noch zugestanden werden mochten. Man vermied dadurch freilich die heillose Verwirrung, die durch verschiedene Tariffätze mit verschiedenen Staaten entstehen mußte. Aber man glitt auch immer tiefer herab auf der Bahn der Schutzzollbeseitigung, denn man war Dritten gegenüber schutzlos, und nicht ohne Grund wurde die Meistbegünstigungsklausel als die „Freihandelsklausel“ gefeiert.

In den Tagen der deutschen Schützen-, Turn- und Sängerverbände wurde Preußen immer mehr von der Aufgabe erfaßt, durch den deutschen Zollverein zur nationalen Einheit zu gelangen und begegnete dafür einem sympathischen Entgegenkommen des größten Theiles der Nation. Daß dabei gar nicht freihändlerische Absichten obwalteten, war wahrscheinlich, aber der dominirende freihändlerische Geist legte doch die preussische Handelsvertragspolitik so aus und bezeichnete sie als einen ruhmvollen Sieg des Freihandels. Thatsächlich war aber auch nicht einmal der Schutzzoll, was man etwa fürchtete, sondern die Rückkehr zu der alten Misère der kleinstaatlichen *G r e n z z o l l w i r t s c h a f t*. Man verband nur diese beiden Begriffe mit einander. Die Zollvereinsstaaten dagegen wollten vom preussisch-französischen Handelsvertrage nichts wissen, obgleich die Industrie dieser Staaten ein offenes

Auge für den französischen Markt hatte, der ihr eröffnet wurde. Während in dieser verzwickten Lage noch die Meinungen in den Klein- und Mittelstaaten darüber hin- und herschwankten, ob es rathsam sei, in den deutschen Schutz Zoll eine Bresche durch den Handelsvertrag mit Frankreich zu legen, erklärte Preußen Angesichts der mit dem Jahre 1865 ablaufenden Zollvereinsverträge, daß es nur mit denjenigen Staaten in den neuen Zollvertrag treten werde, die sich dem Handelsvertrage mit Frankreich anschließen. Durch diesen kühnen Zug erreichte Preußen, was es wollte. Alle Staaten beeilten sich, ihre Zustimmung zu erklären. Das Schreckgespenst der Wiederaufrichtung der Schlagbäume war zu groß gewesen. Der Freihandel legte das in seinem Sinne aus, während Preußen darum zu thun war, eine Tarifreform auf dem kürzesten Wege, ohne Zollverein, zu erlangen und Oesterreich vom Zollverein fernzuhalten. Je mehr das schutzzöllnerische Oesterreich den Bestrebungen Preußens entgegenarbeitete, desto größer mußte der Erfolg Preußens veranschlagt werden. So gestalteten sich die Gegensätze auf politischem Gebiete auch zu solchen auf wirthschaftlichem und drängten Preußen und Deutschland immer weiter auf der Bahn des Freihandels. Die Siege Preußens von 1864 und 1866 schienen die Verschmelzung nationaler mit freihändlerischen Idealen zu begünstigen. In dem gährenden und werdenden Zustande, in dem ganz Deutschland sich damals befand, war für Einführung einer geschlossenenen Wirthschaftspolitik auch keine Zeit. Zu der nationalen Gemüthsstimmung paßte sehr gut auch die freihändlerische, je unklarer und allgemeiner die Ideale, desto größer war die Begeisterung. Und damals lebte man nur von Begeisterung! So kam es denn, daß die Begründung zuerst des norddeutschen Bundes und nachher des deutschen Reiches den Freihandel bereits zum nationalen Handelssystem erhob. Der wirthschaftliche Egoismus des Staatsganzen kam noch nicht zum Durchbruch gegenüber dem wirthschaftlichen Egoismus des Einzelnen. In den Jahren 1870 und 1873 wurden die Schutzzölle ganz ohne zwingenden Grund auf den Werth von Finanzzöllen ermäßigt. Und der deutsche Freihandel proklamirte laut den Andbruch des „ewigen Weltfriedens“, weil mit Ausbreitung des Freihandels über die ganze Erde der Grund zu allen Kriegen schwinden würde, denn mit „einem guten Kunden oder Lieferanten lebt Jedermann

gern auf gutem Fuß“ So wurden Handelsinteressen allein zum ausschlaggebenden Faktor der Völkerbeziehungen gestempelt in demselben Augenblick, wo die Deutschen ihr Blut auf den Schlachtfeldern Frankreichs vergossen hatten. Ein Beweis von der politischen Unzurechnungsfähigkeit des Freihandels und des manchesterlichen Freisinnes. Und ein weiterer Beweis dafür, wess Geistes Kinder das öffentliche Leben in Deutschland beherrschten.

Aber schon nahte die rächende Nemesis in Gestalt der großen Krache. Die schrankenlose Konkurrenz hatte eine Produktion ohne Grenzen hervorgerufen. Keiner fragte mehr, wer die Waaren verbrauchen wird, der einzige Zweck war nur zu „gründen“ und zu „produziren“, so „billig“ wie möglich, so „schlecht“ wie möglich, wenn sich nur für den Augenblick dabei was verdienen ließ. Die französischen Milliarden und die Einführung der Goldwährung begünstigten diesen rasenden Taumel um das goldene Kalb. Gold! Gold! Gold! Man erstickte in Gold und wollte immer mehr haben, darum erzeugte man Schundwaaren, schickte sie über's Meer, nahm das schlechte Silber- oder Papiergeld dafür in Zahlung und rechnete es natürlich möglichst niedrig in Gold um. Ebenso kaufte man schlechtes Geld anderer Länder und kaufte dort auch Getreide, wo man das Geld zum Nominalwerth wieder an den Mann bringen konnte. So gewann man doppelt und dreifach, das Gold häufte sich trotz aller Krache in Berlin, Hamburg, Frankfurt zu Bergen an. Aber weil das Gold so werthvoll war, bekam man im Inlande mehr Waare dafür, wie für das frühere Silber, das immer niedriger im Preise sank, so daß man sagte, es ist Alles billig; auch das Getreide wurde billig, spottbillig, je mehr damit an der Börse spekulirt wurde und je mehr davon aus dem Auslande gegen schlechtes Geld gekauft wurde. So wuchs allmählich der Freihandel zum Fluch aus, nicht nur für die überproduzirende Industrie, sondern auch für die Landwirthschaft. Würde das ganze deutsche Volk nur aus konsumirenden Börsianern bestanden haben, so hätte es das Paradies auf Erden beseffen.

Schon die Verhandlungen mit Oesterreich wegen Abschlusses eines Handelsvertrages zerschlugen sich, weil Bismarck ein richtiges Empfinden dafür hatte, daß die österreichische Freundschaft, durch wirthschaftliche Konzessionen erkaufte, von keinem dauernden Werth sein konnte. Auch sträubte sich schon die Industrie in beiden

Staaten. Schutz vor der Ueberfluthung wurde verlangt. Und als eben ein entscheidender Schlag auf die letzten Schutzzölle geführt und vom 1. Januar 1877 der Zoll auf Eisenwaaren ganz aufhören sollte, legte Bismarck sein Veto ein. Am 17. Oktober 1878 gaben 204 Mitglieder des deutschen Reichstages eine schutzöllnerische Erklärung ab. Die Tarife sollten revidirt werden und Bismarck zeichnete den Weg: autonome Zollgesetzgebung und Schutz der nationalen Produktion! Durch den Tarif von 1879 erfolgte, statt der erwarteten Aufhebung, eine Erhöhung fast aller Zölle und die Einführung des Getreidezolles. Die weitere Entwicklung des Schutzzolles fand für die Industrie durch die Tarife von 1881 und 1888 statt, und für die Landwirthschaft durch die von 1885 und 1887. Ein solcher Wandel hatte in der Politik und in der öffentlichen Meinung noch nie stattgefunden. Von den Kathedern waren die Freihändler wie mit einem Zauberschlage verschwunden. Nur der, wenn auch stark zusammengesmolzene, politische Fortschritt und die Sozialdemokratie bekämpften die Schutzzollpolitik, und zwar keineswegs aus reinem Doktrinarismus, sondern aus der richtigen Erkenntniß heraus, daß die schutzöllnerische Politik in der Hand geschickter Staatslenker die Staatsmachstellung befestigen und ausdehnen muß. Die Volkswirthschaft als politischer Machtfaktor ist aber nicht nach dem Sinne der Demokratie, die nur in einem schwachen und ohnmächtigen Staat gedeihen kann.

Mit diesem großen und überraschenden Wandel der Dinge in Deutschland war ein Wendepunkt in der modernen Wirthschaftsgeschichte eingetreten. In allen Staaten der Welt entstand ein wahrer Wettlauf nach demselben Ziel: Schutz der nationalen Produktion. Was war aus den zuversichtlichen Voraussetzungen der Freihändler geworden! Ein Staat überbot den andern in Erhöhung seiner Zolltarife, sogar die kleine, früher so freihändlerische Schweiz. War dabei auch meist beabsichtigt, Kompensationsobjekte zu schaffen, um bei Abschluß künftiger Handelsverträge Gegenleistungen verlangen zu können, so war immerhin das Prinzip des gegenseitigen Schutzes anerkannt. Ließen doch die meisten europäischen Handelsverträge mit dem Jahre 1892 ab und man mußte sich darauf einrichten, entweder neue zu vereinbaren oder

sich zu schützen. Deutschland schloß denn auch folgende Handelsverträge auf 12 Jahre: 1892 mit Oesterreich = Ungarn, Italien, Schweiz und Belgien, 1893 mit Serbien und Rumänien. Mit Spanien wurde der Vertrag zwar vereinbart, aber von den Cortes nicht angenommen, so daß Spanien mit Deutschland bis 1896 sich im Zollkriege befand. Auch mit Rußland kam es 1893 zum Zollkriege, bei welchem Deutschland den Getreidezoll auf 7,50 Mark pro 100 Kilogramm erhöhte, während Rußland entsprechende Repressiverhöhungen seines Tarifs eintreten ließ, so daß die Grenze so gut wie gesperrt war. Erst 1894 kam der auf 12 Jahre geschlossene deutsch-russische Handelsvertrag zu stande, den Deutschland mit einer wesentlichen Herabsetzung seiner Zollsätze, bei Getreide von 5 Mark vor dem Zollkriege, auf 3,50 Mark, erkaufte. Rußland dagegen war durch seine in den letzten Jahren, von 1881 an, fortwährend gesteigerten Tarife, in der bevorzugten Lage, nur vom Kompensationstarif von 1891 Ermäßigungen eintreten lassen zu können. In Folge dieses Vertrages trat in Deutschland eine starke Spannung der politischen Parteien ein. Man fand die geringen Zollermäßigungen für zu theuer erkaufte, zumal die anderen Staaten, wie Amerika, Argentinien und Indien die Meistbegünstigung besaßen d. h. zu dem in den Handelsverträgen stipulirten Tariffatz für Getreide auch ihr Getreide nach Deutschland versenden konnten. Der Differentialtarif, der Rußland gegenüber in Folge der Zollermäßigung gegenüber Oesterreich = Ungarn und Rumänien entstanden war, verfehlte zwar seine Wirkung nicht, weil er gerade das russische Getreide um den Betrag von 1 Mark 50 pro 100 Kg. unter den Weltmarktpreis, der sich unter dem ermäßigten Zoll von 3,50 Mark gebildet hatte — herunterdrückte, aber er war nicht aufrechtzuerhalten, weil Rußland darin eine besonders gegen sich gerichtete feindliche Maßregel gesehen hätte. Auch verstand man in Deutschland nicht, die Handhabe, die einmal in dem Differentialzoll gegeben war, so zu benutzen, daß man werthvollere Zugeständnisse erlangt hätte. In Folge dessen entwickelte sich die agrarpolitische Partei zu einer großen Macht, die in offene Opposition zur Regierung trat. Die Industrie, namentlich die Großindustrie, begriff die Lage und war am wenigsten geneigt, die landwirthschaftlichen Interessen zu schädigen. Hauptsächlich war es der Handel, auch der jüdische Börsenhandel,

der in russischem Getreidehandel große Gewinne erzielte, und der durch die von ihm abhängige Presse mit einer rücksichtslosen Brutalität die Preisgebung der landwirthschaftlichen Interessen forderte. Der politische Freisinn, als letzte Zufluchtstätte des manchesterlichen Doktrinarismus, machte sich zum Werkzeug der Börseninteressen, und nur die Sozialdemokratie war sich darüber klar, welche Schädigung sie der vaterländischen Landwirthschaft zufügte, indem sie gegen die Schutzzölle stimmte, die sozialdemokratischen Schriftsteller David und Rautsky haben später die Nothwendigkeit der Agrarzölle zugegeben — aber man wollte durch Zerrüttung der Landwirthschaft die Machtstellung der Großgrundbesitzer brechen und der Proletarisirung der ländlichen Arbeiter vorarbeiten. Diese inneren Kämpfe Deutschlands um den Schutzzoll beweisen am besten seine hohe Bedeutung für die fernere wirthschaftliche und damit auch staatliche Entwicklung des deutschen Volkes.

Ganz anders verhielt sich Frankreich. Es hatte sich freilich weder durch innere Parteiungen noch durch äußere Rücksichten jemals irre machen lassen in Verfolgung seiner egoistischen Wirthschaftspolitik. Aber die napoleonischen Freihandelstendenzen lebten noch fort in den Handelsverträgen, die Frankreich mit den meisten Ländern abgeschlossen hatte, deren Ende jedoch 1892 herannahte. Frankreich zog sich auf den autonomen Tarif zurück, erhöhte schon 1885 und 1887 seine Agrarzölle, und erklärte 1892 keine besonderen Tarife mehr zu vereinbaren, sondern seinen autonomen Tarif a l l e i n für maßgebend. Derselbe besitz sehr hohe und niedrigere Sätze (Maximal- und Minimal-Tarif). Die letzteren finden dort Anwendung, wo Frankreich vertragsmäßig das Recht der Meistbegünstigung zusteht d. h. das Recht zu denselben Zollsätzen seine Erzeugnisse einführen zu können, zu denen der betreffende ausländische Staat aus anderen Staaten vertragsmäßig die Waaren hereinläßt. Hört ein solches Verhältniß in einem bestimmten Staat auf, so findet eo ipso der Maximaltarif Anwendung. In Deutschland genießt Frankreich auf Grund des Art. 11 des Frankfurter Friedens das Meistbegünstigungsrecht. Da dieser Artikel des Friedensinstruments nicht gekündigt werden kann, so sind beide Staaten an denselben so lange gebunden, bis sie nicht eine andere Abmachung treffen. Die französische Handelspolitik ist im Uebrigen eine durchaus selbständige. Sie überläßt es dem Ausland, sich

nach den französischen Tarifen zu richten. Nie hat man im französischen Parlament Angst vor dem Ausland gezeigt, wie im deutschen Reichstag, wo wie auch jetzt bei den letzten Verhandlungen über die Fleischschau, als Argument gegen die Vorlage das Bangemachen vor Amerika herhalten mußte. Auch ist in Frankreich nie Opposition gegen die hohen Agrarzölle, selbst dem befreundeten Rußland gegenüber, gemacht worden. Auch von den Sozialdemokraten nicht, theils weil in Frankreich keine mit solchem Haß verfolgten Großgrundbesitzer vorhanden sind, wie in Deutschland, theils aber auch weil die Sozialdemokratie in Frankreich von nationalem Geist sich ebenso leiten läßt, wie die anderen Parteien und es ihr daher nie beikommen wird, den eigenen „Bourgeois“, was der französische Kleinlandwirth doch ist, mit Hülfe der ausländischen Konkurrenz zu vernichten. In dem schutzöllnerischen Frankreich ist heute sogar ein Sozialdemokrat Handelsminister. Die Machtbefugniß des wirthschaftlichen Einheitsstaates wird also von der Demokratie nur an ihren Gegnern nicht geduldet.

Zwei Länder sind es jedoch, die durch unentwegte Verfolgung ihrer hochschutzöllnerischen Politik die glänzendsten Erfolge aufzuweisen haben, das sind Rußland und Amerika. Beiden Staaten ist es gelungen, in wenigen Jahrzehnten aus reinen Agrarstaaten zu mächtig emporstrebenden Industriestaaten zu werden. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika waren die sklavenhaltenden Südstaaten freihändlerisch, weil sie keine Industrie besaßen und der Norden stets schutzöllnerisch, weil er eine Industrie zu schützen hatte. So deckte sich der Kampf zwischen Freihandel und Schutzzoll auch mit dem Kampf zwischen Demokraten und Republikaner, Föderalisten und Zentralisten. Immer und überall dieselbe Erscheinung, wie die wirthschaftliche Abgeschlossenheit Hand in Hand geht mit der Entwicklung der politischen Macht. Während des Bürgerkrieges und nach dem Siege des Nordens wurden die Zölle wiederholt erhöht, zuerst 37% und dann 47% vom Werth. Im Anfang der 70-er Jahre fanden einige Ermäßigungen statt, 1875 kehrte man zu den früheren Sägen wieder zurück. Der Mac-Kinley Tarif von 1890 ist dadurch bemerkenswerth, daß er zum ersten Male praktisch Schutzzölle von Finanzzöllen unterschied, indem er die ersteren erhöhte, die anderen ermäßigte. Amerika suchte sich gegen Europa immer mehr

abzusperrern, auch durch Erschwerung der Zollabfertigung, während es die anderen unabhängigen Staaten Amerikas durch freie Einfuhr von Zucker, Kaffee u. s. w. zum Zollanschluß zu bewegen suchte. Gegen Kanada führten die Vereinigten Staaten Agrarzölle ein. Der Wilson-Tarif, als Folge des Sieges der demokratischen Partei von 1894, schaffte nach schweren Kämpfen einige Ermäßigungen, führte aber den Zuckerzoll wieder ein mit einem Zuschlag für solchen Zucker, der aus Ländern mit Ausfuhrprämien kommt. Mac Kinsley hat sich aber durch seinen hochschutzzöllnerischen Tarif die Wahl zum Präsidenten verschafft und als er 1897 gewählt wurde, traten abermals bedeutende Erhöhungen der Zölle ein, die bis auf 60% vom Werthe stiegen, eine Höhe übrigens, die schon früher bestanden hatte. Dieser letzte Tarif ist auch unter dem Namen Dingley-Tarif bekannt. Er hob alle freie Einfuhr, die für einzelne Artikel noch bestand, auf und führte die Reziprozität ein d. h. das Recht des Präsidenten, die Zölle nach seinem Belieben noch weiter zu erhöhen oder zu ermäßigen, je nachdem andere Länder die amerikanische Ausfuhr begünstigen. Damit war die Waffe scharf gemacht, die besonders in Deutschland in so wenig würdevoller Weise gefürchtet wird, wie das beim Fleischbeschaugesetz zu Tage trat, weil als Antwort auf das Verbot amerikanischen Büchsenfleisches hohe Zölle auf deutsche Einfuhrartikel gelegt werden könnten. Auch der deutsche Prämienzucker ist schon in solcher Weise bedacht worden, ohne daß Deutschland mit Amerika sich zu verständigen vermocht hätte. Der Handelsvertrag mit Deutschland ist nämlich von Amerika nicht mehr erneuert worden, obgleich Deutschland dazu bereit war, weil Amerika, auf Grund der Meistbegünstigungsklausel, die in den Verträgen enthalten ist, die Deutschland mit anderen Staaten geschlossen hat, dieselben Zollvergünstigungen wie jene Staaten genießt. Deshalb verlangt man von schutzzöllnerischer Seite in Deutschland Zwangsmaßregeln gegen Amerika oder Außerkraftsetzung der Meistbegünstigungsklausel. Unter dem gegenwärtigen Regime in Deutschland ist daran aber garnicht zu denken. Wie weit es auf dieser schiefen Bahn abwärts gehen wird, ist schwer zu sagen. Jedenfalls ist bei dem heutigen Stande der wirthschaftlichen Interessenkämpfe die äußerste Rücksichtslosigkeit das einzige Mittel, durch das überhaupt etwas erreicht werden kann. Amerika

hat mit bestem Erfolge sein Schutzollsystem zu einem weltumfassenden Imperialismus ausgebildet. Kuba wurde auf Veranlassung der Zuckerinteressenten erobert, die Philippinen dienen als Station für die Herrschaftsgelüste auf der anderen Weltkugel. Die politische Monroe-Doktrin wird überall, wo Amerika Fuß faßt, auch zur wirtschaftlichen.

In Rußland ist erst in den 20-er Jahren unter dem Finanzminister Cancrin eine systematische Schutzollpolitik eingeführt worden. In den 30-er Jahren fanden bedeutende Erhöhungen statt. Nicht ohne Einfluß blieben wohl die Freihandelsbewegungen im Auslande, denn in den Jahren 1856 und 1868 erfolgten einige Ermäßigungen. Indes kam man dem Umschwung zum Schutzoll in Deutschland zuvor, indem vom 1. Januar 1877 die Erhebung des Zolles in Gold eingeführt wurde, was einer Zollerhöhung von etwa 30 % entsprach. Diese vielfach falsch beurtheilte Maßregel war geradezu zur Nothwendigkeit geworden, nachdem der Zoll in Deutschland nach Einführung der Goldwährung in Gold erhoben wurde und der russische Papierrubel in Folge des Krieges mit der Türkei so stark im Kurse gesunken war, daß der in Papier bezahlte Schutzoll nicht mehr die entsprechende Wirkung ausüben konnte. Nachdem auf diese Weise die Werthigkeit der russischen Zölle zunächst wiederhergestellt war, erfolgte von 1881 bis 1891 eine fast jährliche Erhöhung der Schutzzölle, die schließlich zu einer Art Sperre führte. Obgleich damals viele Bedenken gegenüber diesem Schutzsystem laut wurden, namentlich die Landwirtschaft klagte, weil ihr Maschinen und Düngemittel vertheuert wurden, so hat dasselbe doch seine Wirkung ausgeübt. Zweierlei war für die russische gewerbliche und industrielle Entwicklung jedenfalls erreicht: der Schutz und der Zufluß ausländischen Kapitals. Unter diesen Bedingungen hat denn die Industrie Rußlands auch einen ganz ungeahnten Aufschwung genommen. War in mancher Beziehung auch über die Schnur gehauen worden, wie bei der Prohibition von im Auslande gebauten Schiffen und Schiffstheilen, wodurch der ohnehin noch unentwickelten eigenen Schifffahrt ein schweres Hinderniß in den Weg gelegt worden war, so ließen sich solche Fehlgriffe angesichts der geringen Erfahrungen, die man noch hatte, schwer bei einer so umfangreichen Materie, wie die Zolltarife, vermeiden. Manches wurde dann auch in der Folge

wieder zurechtgestellt. Die hohen Tariffäge von 1891 hatten jedenfalls dazu gedient, Rußland Kompensationsobjekte in die Hand zu geben, die, nachdem die Zugeständnisse des Auslandes durch sie erkaufte waren, immer noch in solcher Höhe nachblieben, daß sie einen außerordentlichen Schutz ausübten. Das Ausland, ängstlich geworden durch die rasch hintereinander erfolgten Zollerhöhungen in der Zeit von 1881—91, und durch den Zollkrieg, war dagegen froh, daß Rußland seine Tarife für 12 Jahre überhaupt gebunden hatte. Wie weit das Ausland Vortheil aus den Handelsverträgen mit Rußland gezogen hat, ist schwer nachzuweisen, da man in Deutschland beispielsweise diese Vortheile auf der einen Seite in ein außerordentlich günstiges Licht zu stellen bemüht ist, um für künftige Handelsverträge Stimmung zu machen, auf der andern Seite aus entgegengesetztem Grunde das Gegentheil thut. Betrug die deutsche Ausfuhr nach Rußland 1889: 196,9 Millionen Mark und 1896: 364,1 M. M. so kann daraus auf eine gewisse Steigerung geschlossen werden. Da aber die Ermäßigungen des Zolltarifs von 91 kaum unter den Tarif von 89—der auch schon ein sehr hoher war, und die Einfuhr offenbar beeinflusst hat — in allen Positionen herunterging, so muß angenommen werden, daß die Einfuhr sich nicht in Folge der Tarifiermäßigung, sondern trotz der Steigerung des Tarifs erhöht hat. Was ganz erklärlich ist aus dem steigenden russischen Bedarf einerseits und aus der Möglichkeit, bis zu einer gewissen Grenze die Preise der deutschen Ausfuhrartikel dem erhöhten Zoll anzupassen. Dem sei nun auch, wie ihm wolle. Jedenfalls hat Rußland nach Abschluß seiner letzten Handelsverträge erst den ungeheuren industriellen Aufschwung genommen, was am besten beweist, daß Rußland als gewinnender Theil aus diesen Verträgen hervorgegangen ist. Die ausländische Industrie war nicht in der Lage, mit der russischen Industrie, nachdem die Tarife vereinbart waren, zu konkurriren und war gezwungen, nach Rußland selbst überzusiedeln und ausländisches Kapital nach sich zu ziehen. Das war der große Erfolg der konsequent durchgeführten russischen Zollpolitik. Die Tariffäge, die mit dem Ausland vereinbart waren, dienten dazu, „a u s l ä n d i s c h e“ industrielle Unternehmungen im großen Umfange zu schützen, aber nicht im Auslande, sondern auf r u s s i s c h e m Boden. Daß die Zölle auf 12 Jahre

gebunden waren, hat der jungen aufstrebenden russischen Industrie einen nicht zu unterschätzenden festen Halt gegeben, diese Bindung hat Rußland selbst also viel größeren Vortheil gebracht als dem Ausland, das sich mit dem Wahn schmeichelte, einen großen Sieg über Rußland errungen zu haben durch Bindung der Zölle. Uebrigens sind diese Zölle vielfach modifizirt, d. h. herabgesetzt worden. Es gehörte die Naivität der ausländischen Zollpolitiker dazu, zu glauben, Rußland würde das Ausland nur chikaniren wollen, durch Zollsteigerungen in infinitum, und nicht im Interesse seiner eigenen Wirtschaft, zu stabilen und, wo erforderlich, sogar zu freiwillig ermäßigten Zöllen zurückkehren.

Allem Anschein nach wird das System der autonomen Tarife in allen Staaten mehr ausgebildet werden und zur Herrschaft gelangen. Je größer und mächtiger die Staaten werden, welche die Weltherrschaft anstreben, desto sicherer wird die Schutzzollpolitik ihnen als Mittel zur Verwirklichung ihrer Bestrebungen dienen. Und man darf gewiß die Worte Richard Cobden's umkehren und fragen: Wie lange wird es noch dauern, daß England wieder schutzöllnerisch wird? Die englischen Kolonien haben bereits alle den Schutzzoll, und die imperialistische Politik Englands ist nicht zum Geringsten aus der Absicht hervorgegangen, alle Kolonien mit dem Mutterlande zu einem Zollverein zu umfassen. Es gilt nur die etwas schwierige Frage, manche Gegenstände, die in der Konkurrenz des Mutterlandes gegenüber seinen Kolonien bestehen, zu überwinden. Die Kolonien wollen eine Bevorzugung ihres Getreides auf dem englischen Markt haben gegenüber fremdem Getreide, also einen Zoll auf die Einfuhr von Getreide nach England, welches nicht aus den Kolonien kommt. Darauf wird England vermuthlich bereitwilligst eingehen. Dagegen werden die Kolonien eher Schwierigkeiten machen gegenüber der Einfuhr englischer Industrieerzeugnisse. Indien ist z. B. selbst Produzent von Baumwollenartikeln geworden und verlangt Schutz. England kann auch für die Dauer gar nicht seine isolirte Stellung als Freihandelsstaat aufrechterhalten. Die Industrie ist bereits in allen Ländern soweit erstarkt, daß man nirgend auf die englischen Erzeugnisse angewiesen ist. England kann daher immer ausgesperrt werden, und es hat um Handelsverträge abzuschließen, keine Kompensationsobjekte, so lange es keine Schutzzölle besitzt. Die Wirksamkeit der fremden

Schutzzölle kann England darum nur durch eigene Schutzzölle pariren.

Wenn darum England ein schutzöllnerisches Kaiserreich mit seinen Kolonien bildet, so wird die ganze weitere Entwicklung der schutzöllnerischen Staaten sich wohl in derselben Richtung bewegen, größere zollpolitische Territorien zu umfassen, um innerhalb derselben einen Ausgleich zwischen Agrar- und Industrieprodukten zu ermöglichen — und sich dann gegen das Ausland vollständig abzuschließen. So wird in Deutschland der mitteleuropäische Zollbund geplant, der die heutigen Dreibundmächte umfassen soll und für den man auch Frankreich zu gewinnen sucht. Die Oesterreicher sträuben sich vielleicht noch ein Weilchen, aber die österreichische Industrie besitzt überhaupt wenig Leben, sie stagnirt, weil sie wohl Schutz, aber keinen Absatz hat. Ihr einziges Absatzgebiet sind die Balkanstaaten und Ungarn. In den ersteren ist die Bedürfnislosigkeit so groß, daß aus dem dortigen Verbrauch an Industrieerzeugnissen keine Seide zu spinnen sein dürfte. Ungarn aber will selbst Schutzzölle gegen Oesterreich errichten, weil es auch den unwiderstehlichen Drang in sich fühlt, Industriestaat zu werden. Alsdann ist die österreichische Industrie vollständig lahm gelegt und ihr bleibt nur übrig, das deutsche Absatzgebiet wieder aufzusuchen. Aber sie kann sich mit der Gewinnung des deutschen Marktes gleichzeitig auch den Ungarns erhalten und so zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, denn Ungarn ist und bleibt einstweilen noch Agrarstaat und wird es vortheilhafter finden, seinem Weizen freien Absatz nach Deutschland zu verschaffen, als sich gegen die deutsche Industrie abzusperrern. Anders könnte eine ungarische Industrie aber niemals aufkommen. Somit liegen die Verhältnisse für Oesterreich-Ungarn sehr günstig. Wahrscheinlich wird man auch Rumänien hineinziehen in den mitteleuropäischen Zollbund, während die Liebesmühe um Frankreich wohl vergebens sein wird, die beiden größten Weltmächte dagegen mit ihrer riesigen Territorien, Rußland und Amerika werden sich selbst genügende Zollstaaten bilden. Auf diese Weise wird man dazu kommen, an Stelle des sogenannten Weltmarktes, — der, wenn er überhaupt wo auf der Landkarte zu finden ist, nur London wäre — Inlandsmärkte zu schaffen, auf denen Produktion und Konsumtion im Innern einer jeden solchen Zoll-

staaten-Gruppe sich ausgleichen können, weil sie sich übersehen und regeln lassen. Damit wäre ein nationalökonomisches Problem gelöst, denn so lange Produktion und Konsum sich nicht decken, und so lange man es nicht in der Hand hat, die Beziehungen dieser beiden nationalwirthschaftlichen Faktoren zu einander zu regeln, müssen Preisschwankungen, Ueberproduktion und Ueberspekulation, die zu Krisen führen, die Folge davon sein.

Der auswärtige Handel würde dann allerdings beschränkt bleiben auf Ausgleichung desjenigen, viel leichter übersehbaren Ueberschlusses oder Mangels, der thatächlich in einem oder dem andern Land sich ergeben würde. In erster Reihe kämen hier Qualitätserzeugnisse in Betracht, zu denen Kunst- und Luxusartikel einerseits gehören würden, die nicht überall hervorgebracht werden können, und andererseits solche natürlichen Ursprungs, wie tropische oder sonst an ein bestimmtes Klima gebundene Artikel. Der Handel würde sich aber auch unter diesen Bedingungen immer noch ausdehnen und wachsen können, er würde aber in ein ruhigeres Tempo kommen und weniger auf Spekulation als auf Berechnung basirt sein. Es ist eine der großen Funktionen des Schutzzolles in der modernen wirthschaftlichen Entwicklung, den Handelsverkehr einzudämmen und zu zügeln. Das ist eine Funktion, die dem Schutzzoll innewohnt, die vielleicht garnicht erkannt und garnicht gewollt ist, die ihm eine gewisse ethische Bedeutung verleiht. Man kann sich garnicht ausmalen die Zustände, die da eingetreten wären, wenn wir keine Schutzzölle gehabt hätten. Nichts würde heute mehr fest stehen. Ein jedes neue Musterstück, das ein Konfektionär irgend wo ausgeheckt hätte, eine jede neue Eisenbahn, die irgendwo gebaut wäre, wäre im Stande gewesen, wo anders gewerbliche und industrielle Anlagen über den Haufen zu werfen. Und morgen käme wieder was anderes, jeder Tag brächte Untergang dem Einen und neues Leben dem Andern. Die wirthschaftlichen Zustände eines jeden Landes könnten jeden Augenblick auf den Kopf gestellt werden, was heute oben war, müßte morgen unten liegen. Das würde die soziale Revolution in Permanenz bedeuten. Natürlich würde ein Land das andere, ein Volk das andere in dieser chaotischen Entfesselung aller Kräfte der Natur und Kunst überbieten, schlagen, unterdrücken, vergewaltigen! Es würden einige wenige Zentral-

punkte der Industrie ertstehen, die die anderen Völker mit ihren Erzeugnissen versorgen, überfluthen würden, und wir würden nur konsumirende und nur produzirende Länder und Völker unterscheiden müssen. Es scheint demnach ein wirthschaftliches Gesetz zu sein, daß in Zeiten außerordentlichen Aufschwunges im Verkehr dem Handelsverkehr ein Gegengewicht im Schutzzoll entgegen gehalten werden kann, der den schädlichen Wirkungen desselben vorbeugt. Wir haben gesehen, daß man in der stadtwirthschaftlichen Periode sich aus demselben Grunde abschloß. Wenn die großen und kleinen Handelsunternehmungen über den Schutzzoll schreien, weil sie in ihrer Thätigkeit sich gehemmt sehen, so kann man ihnen das nicht übel nehmen. Die großen Kapitalien, die die modernen Verkehrswege geschaffen haben, wollten dem Handel dienen und sehen sich darin mehr oder minder getäuscht. Man hat geglaubt, den Waarenaustausch nun in der ganzen Welt in's Großartige steigern zu können. Statt dessen erfolgte der Abschluß, weil auf den Schienen in die entferntesten Winkel der Erde nicht nur Waaren getragen wurden, sondern auch Ideen, Erfindungen, Muster, Maschinen und endlich auch Ingenieure, Arbeiter und Kapital. In die entferntesten Winkel der Erde wurde die Kultur hingebraht und jedes Land erhielt die Mittel, selbst Industriestaat zu werden. Ein ungeheurer unerwarteter Aufschwung steht bevor, den man heute noch garnicht ermessen kann. Aber auch eine ganz andere Vertheilung von Industrie und Landwirthschaft steht zu erwarten, womit der Kampf, der z. B. in Deutschland jetzt zwischen Industrie und Landwirthschaft mit solcher Erbitterung ausgetragen wird, in nicht zu ferner Zukunft vielleicht schon gegenstandslos sein wird. Deutschland wird nicht mehr zum reinen Industriestaat „aufrücken“, mit der Aufgabe, den Agrarstaat zu vernichten. Deutschland wird Agrarstaat und Industriestaat zugleich bleiben müssen, weil es keinen Absatz für seine Produkte über lang oder kurz mehr finden wird, denn alle Länder werden ihre eigene Industrie haben. Japan ist schon heute Industriestaat, und China wird aufgetheilt um die Kohlen- und Eisenlager zu erschließen, um mit Hülfe europäischen Kapitals eine chinesische Industrie zu begründen. Es bleibt nur noch der schwarze Erdtheil, aber den haben schon die Engländer umspannt und bis die Schwarzen überhaupt konsumfähig werden, wird auch Afrika seine eigene Industrie haben, die in Südafrika

ja übrigens schon in voller Blüthe steht, wenn zur Zeit auch blutbeseckt.

Beim Schutzzoll würde vielleicht einer noch zu berücksichtigen sein, der *K o n s u m e n t*, von dem der Feuilletonist einer Münchener Zeitung anlässlich der Fleischschauvorlage im deutschen Reichstage neulich schrieb: „an den armen Kerl“ — den Konsumenten nämlich — „denkt Niemand“ Das mag wahr sein. Aber die größte Anzahl der Konsumenten sind selbst Produzenten, und die Minderheit, die keinen ausgleichenden Ersatz durch ihre eigene wirtschaftliche Thätigkeit findet, falls wirklich etwas vertheuert wird — ist eben die Minderheit. Aber die Vertheuerung durch den Schutzzoll ist meist nur eine vorübergehende, so lange nämlich die einheimische Produktion noch nicht soweit erstarbt ist, daß sie durch eigene Konkurrenz die Preise herunterdrückt. Bleibende Preiserhöhungen durch den Schutzzoll finden in der Regel nur da statt, wo es sich um ausländische Kunst- oder Luxusartikel oder um tropische Produkte handelt. Aber da diese Artikel im Inlande überhaupt nicht erzeugt werden können, so handelt es sich eigentlich garnicht um einen Schutzzoll, sondern um einen reinen Finanzzoll, der wie eine Steuer wirkt. Uebrigens sind diese Artikel auch nicht mit einem Massenkonsum verbunden, und es ist niemand zu ihrem Verbrauch gezwungen, dem sie zu theuer sind. Endlich liegt die Erfahrung vor, daß die Preise im Allgemeinen das Bestreben haben, sich solchen Zuschlägen, wie die Zölle es sind, mit der Zeit zu akkomodiren. Etwas Aehnliches findet bis zu einem gewissen Grade hinsichtlich des Werthes einer Münzeinheit statt. Gewisse Dinge kosten 10 Kopeken, 10 Pfennige, oder 10 Centimes, andere 1 Rubel, 1 Mark oder 1 Franc ganz abgesehen von dem verschiedenen Werth dieser Münzen. Schließlich brauchen auch nicht allemal die inländischen Konsumenten den Zoll zu tragen, sondern ebenso oft müssen ihn auch die ausländischen Produzenten tragen. Das richtet sich darnach, auf welcher Seite die Nachfrage oder das Angebot intensiver auftritt. Findet eine ausländische Maschinenfabrik wegen Ueberfüllung des eigenen Marktes es vortheilhaft, so nimmt sie den Zoll auf sich, um ihr Fabrikat nur abzusetzen. Ebenso müssen wir den deutschen Getreidezoll tragen, d. h. zu einem Preise nach Abzug des Zolles verkaufen, wenn bei

uns die Nothwendigkeit zum Verkaufen dringender ist, als beim deutschen Konsumenten die Nothwendigkeit zum Kaufen.

Man spricht ferner auch von einer künstlichen Industriezucht durch den Schutzzoll. Allein wir hätten heute überhaupt noch keine Industrie, wenn sie nicht künstlich groß gezogen wäre. In England besteht die Industrie auch nicht seit Erschaffung der Welt. Sie ist auch dort durch den Schutzzoll groß gezogen worden, obgleich England gar nicht solch' einer Konkurrenz damals ausgesetzt war, wie die ist, die es jetzt anderen Ländern macht. Man gewöhnt sich aber zu leicht daran, wenn man lange Zeit gewisse Erzeugnisse nur aus einem Lande kommen sah, dasselbe so anzusehen, als sei es allein vom Schicksal ausersehen, solche Erzeugnisse hervorzubringen. Und dann werden zuweilen auch verunglückte Versuche mit dem Anbau von tropischen Produkten angeführt, um zu beweisen, daß ein jedes Land seine ihm eigenthümlichen Produkte erzeugen müßte. Das ist gewiß richtig, soweit die Natur in Betracht kommt. Aber es fällt auch heute keinem ein, Kaffee und Tabak bauen zu wollen, wie Friedrich d. Gr. es noch versuchte. Diese Versuche fallen garnicht unter die Rubrik der Schutzzölle. Uebrigens sind auch auf diesem Gebiet merkwürdige Wandlungen vorgegangen. Wer kannte vor 30 Jahren noch russischen Wein, russisches Petroleum, russische Steinkohle. Es handelt sich aber vorwiegend um Industrieerzeugnisse, die nicht an bestimmte Naturverhältnisse gebunden sind, und da ist doch unfraglich nur Menschenkraft, Intelligenz und Kapital erforderlich, um überall eine Industrie aufzurichten, die früher unbekannt war.

Es darf auch nicht übersehen werden, daß jeder Schutzzoll zunächst doch nur eine erziehende Wirkung hat, und es in der Natur der Sache liegt, ihn aufhören zu lassen, wenn er seine Aufgabe erfüllt, eine Industrie stark und konkurrenzfähig gemacht hat. Ausnahmsweise wird der Schutzzoll dann nur da bestehen bleiben dürfen, wo es sich um den Ausgleich natürlicher Produktionsbedingungen handelt. In Deutschland trägt z. B. die Industrie an den Lasten der sozialen Gesetzgebung, während die ausländische Industrie davon frei ist. Es erscheint daher auch aus diesem Grunde besonders ein Schutzzoll um den Betrag dieser Kosten nothwendig, um die eigene Industrie konkurrenzfähig zu

erhalten. In anderen Fällen kann solch' ein Schutz freilich auch fragwürdig erscheinen. Nehmen wir an, eine schlechte Kohle wird auf weite Entfernungen transportirt und verursacht mehr Kosten wie eine billiger zu beschaffende fremde Kohle. Bei einem solchen Schutz wäre die Ausgleichung der verschiedenen Produktionsbedingungen zu theuer erkauft, nämlich durch Belastung der eigenen Industrie mit einer theuren und schlechten Kohle. Die Frage, wann ein Schutzzoll als sich überlebt betrachtet werden muß und aufgehoben werden kann, hängt ja natürlich von sehr vielen Verhältnissen ab und nicht zum wenigsten von der Richtung der Handelspolitik. Im Allgemeinen kann man jedoch sagen, daß sobald der Schutzzoll dazu dient, um die hergestellte Waare im Auslande zu Schleuderpreisen, also unter dem Inlandspreise zu verkaufen, wie das in Deutschland beispielsweise mit der Spielwaarenindustrie aber auch mit anderen Artikeln der Fall ist — dann es ist Zeit, den Schutzzoll aufzuheben. Dasselbe bezieht sich auf solche Verhältnisse, wie die durch Exportprämien erzeugten. England konsumirt jahrzehntelang einen billigen Zucker auf Kosten der kontinentalen Zuckerkonsumenten, die die Exportprämie bezahlen müssen. Das sind unnatürliche Zustände, die nur beseitigt werden können durch Einschränkung der inländischen Produktion. Aber keiner der über die Aufhebung der Exportprämie seit Jahren mit einander verhandelnden Staaten will mit der Einschränkung der Produktion den Anfang machen. Auch widerstreben dem die „Zuckerkönige“, die den ganzen Handel in ihren Händen konzentriert haben. Vorgeschießt werden natürlich die Interessen der Arbeiter. Aber die Arbeiter werden auch anderweitige Arbeit finden und jedenfalls kann keiner Bevölkerung zugemuthet werden, aus ihrer Tasche solche Industriezweige lebensfähig zu erhalten. Das sind die Schattenseiten des Schutzzolles, die aber durch eine verständige Handelspolitik vermieden werden können.

So ist denn der alte Merkantilismus, wenn auch in veränderter Gestalt und auf gesunderer Grundlage wiedererstand. Dieser *moderne* Merkantilismus bewegt sich vollständig auf dem Boden, der durch Adam Smith zur Anerkennung gebrachten Anschauungen über die Freiheit der Arbeit. Der moderne Merkantilismus versteht aber darunter die *nationale* Arbeit. Auf *sittlich* begrenzten Territorien, genau wie beim alten Merkan-

tilismus, soll die freie wirthschaftliche Bewegung nach Möglichkeit gefördert werden durch den Staat und seine Hülfsmittel. Und gegenüber den heutigen staatlichen Machtmitteln sind diejenigen des alten Merkantilismus ein reines Kinderspielzeug. Die Grundsätze von Adam Smith für den Freihandel verwerthen zu wollen, ist thörichtes Beginnen, so lange einzelne Völker um ihre „Futterplätze“ noch kämpfen und ringen müssen. Noch besteht die sogenannte „Weltwirthschaft“ nur aus den Handelsbeziehungen der verschiedenen Staaten zueinander, denn es giebt keine einheitliche Wirthschaft, welche die ganze Welt umfaßt, und die Handelspolitik der Staaten ablösen könnte. Und nur in solch' einer Wirthschaft könnte von absolutem Freihandel von Land zu Land und von Volk zu Volk die Rede sein. Aber das Streben kann nicht geleugnet werden, das vorhanden ist, immer größere Wirthschaftskomplexe an die Stelle der Staaten, oder doch der mittleren Staaten — von den kleinen ist schon vollends nicht mehr die Rede — zu setzen. So mag denn der Freihandel als wirthschaftliches Ideal den Völkern vorschweben, als Norm für ihr sittliches Verhalten, etwa wie der allgemeine Weltfriede als politisches Ideal eine gewisse sittliche Bedeutung behält, wenn seine praktische Verwirklichung auch zu den Unmöglichkeiten gehört.



Corrigenda:

- S. 368 Z. 20 von oben lies: nichts statt nicht.
 „ 370 „ 3 „ „ „ mastigem Futterbau statt mäßigem Felderbau.
 „ 370 „ 17 „ „ „ 30-er statt 70-er.
 „ 371 „ 12 „ „ „ Binnenverkehr statt Börsenverkehr.
 „ 372 „ 19 „ „ „ derselben statt denselben.
 „ 372 „ 13 „ unten „ waren statt voran.

Zur Geschichte der livländischen Privilegien*).

Im Punkt 2 der Kapitulationen hatte die russische Regierung der Ritterschaft die Erhaltung des status quo, namentlich auch in Ansehung des Schulwesens zugesichert. Es war aber bis dahin in den Volksschulen nur lettisch und estnisch, in den städtischen Schulen, den Trivial- und höheren Schulen ausnahmslos deutsch oder lateinisch gelehrt worden. In Beziehung auf die Unterrichtssprache kommt subsidiär die Kapitulation der Stadt Riga von 1710, Juli 4 insofern in Betracht, als es darin heißt, „daß die Bediente des Gymnasii und sowohl der lateinischen, als auch deutschen Schulen in der Stadt und auf dem Lande bei ihrer bisherigen Lehre, Zeremonien, Information und Einkommen, so wie sie bisher, ohne Interruption, von Einem Edlen Rathe gewählt und darauf ordinirt worden, beibehalten werden.“

Hinsichtlich der Universität konnte naturgemäß die deutsche Unterrichtssprache nicht besonders ausbedungen werden, weil an ihr nur lateinisch doziert wurde und auch der akademische Senat sich derselben Sprache bediente. Lediglich der Umstand, daß sich die Ritterschaft ausdrücklich die Anstellung von Sprach- und Exerzitiemeistern an der Universität ausbedungen hatte, gab dem Zaren Veranlassung, sich in der Resolution von 1710, Oktober 12, die Anstellung eines Professors auszubedingen, „welcher in der slavonischen Sprache profitiren und dieselbe alliborten mitintrodüziren könnte.“

Als unter dem Ministerium Uwarow, von 1836 an, die ersten Versuche gemacht wurden, die Schulen zu russifiziren und die Universität den russischen Universitäten gleichzustellen — nachdem

*) Vgl. April- und Maiheft des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift S. 236 ff. und 311 ff.

zuvor der eigenthümliche Fonds der Universität im Betrage von 400,000 Rbl. eingezogen und dem allrussischen Universitätsfonds einverleibt worden war! — konnte die Ritterschaft nicht wirksamer opponiren, als indem sie sich auf die Kapitulationen berief. Die Legitimation zur Sache wurde der Ritterschaft nicht abgesprochen, und die Russifizierung von Schule und Universität ward erst nach einem halben Jahrhundert wieder in Angriff genommen. Die wenigen Gesetze und Verordnungen, die dem deutschen Unterricht in den Schulen und an der Universität ein Ende bereiteten, seien hier registriert:

Die Verfügung des Ministeriums der Volksaufklärung von 1885, Januar 30 über die Umwandlung der Kreisschulen in Stadtschulen; der Allerhöchst bestätigte Ministerkomiteébeschuß von 1887, April 10 über die Russifizierung der Gymnasien; das Allerhöchst bestätigte Reichsrathsgutachten von 1889, Mai 23 über die Russifizierung der Privatschulen; das Allerhöchst bestätigte Reichsrathsgutachten von 1891, Januar 8 über die Anwendung des allgemeinen Statuts auf den Dorpater Lehrbezirk, und der Allerhöchste Befehl von 1892, November 30, betreffend die Aufsicht des Ministeriums der Volksaufklärung über alle Lehranstalten, in denen Kinder im Alter von mehr als 8 Jahren unterrichtet werden. *)

* * *

Schon im Punkt 4 des Privilegiums Sigismund Augusts, auf das, mit Rücksicht auf die mehrfachen ausdrücklichen Bestätigungen durch die russische Regierung, die Berufung statthaft ist, war die Beibehaltung des „deutschen Magistrats“ zugesichert worden. Im engsten Zusammenhang damit stand die Zusicherung des Punkt 5, daß die „Dignitäten, Aemter und Hauptmannschaften nur allein denen Einheimischen und Wohlbesitzlichen im Lande“ gegeben werden sollen. Die schwedische Regierung hielt solches insoweit ein, als während der ganzen Dauer dieser Regierung die Geschäftssprache nicht nur in allen Landes-, Justiz- und Verwaltungsbehörden die deutsche blieb, sondern ebenso auch in den

*) Nähere Daten zur Geschichte der Russifizierung der Universität Dorpat (Jurjew) nebst einer Reihe von Aktenstücken werden wir demnächst in dieser Zeitschrift publiziren. D. Hed.

Regierungsbehörden. Der Punkt 6 der Kapitulationen von 1710 bestimmte, daß in Livland „die Ober- und Unterinstanzen aus der Noblesse des Landes und theils aus anderen wohlgeschickten Eingeborenen, auch sonst meritirten Personen teutscher Nation, allzeit ergänzt und bestellet werden“

Die Ritterschaft war der Anschauung, daß „der teutsche Magistrat“ auch auf die Oberverwaltung des Landes zu beziehen sei, denn als sich die Ritterschaft im Memorial von 1712 dafür bedankte, daß der Zar „einen Deutschen“, den Baron G. J. Löwenwolbe, zu seinem Bevollmächtigten für Livland ernannt habe, bat sie zugleich, daß die Regierung sie einen solchen Vorzug auf Grund des Privilegiums Sigismund Augusts auch fernerhin genießen lassen möge. Namens des Zaren gab Menschikow im Pkt. 6 der Resolution von 1712, März 1 die Erklärung ab, daß „diese livländische Provinz bei diesem Privilegium Sigismund Augusts werde erhalten werden“ Indessen waren nicht nur die nächstfolgenden Generalgouverneure, Gouverneure und Vizegouverneure Russen, sondern die Mehrzahl dieser höchsten Beamten bestand auch in der Folgezeit aus solchen. Andererseits aber war und blieb die Geschäftssprache in allen Landes- wie auch Kronsbehörden die deutsche, in der Justiz wie in der Verwaltung. Die erste, aber doch nur theilweise Durchbrechung der seitherigen Verhältnisse erfolgte durch den Allerhöchsten Befehl von 1783, Juli 3 über die Einführung der Statthalterschaft, dessen Punkt 8 also lautet :

Die Gouvernements-Regierung der Rigischen Statthalterschaft, bestehend aus Gliedern, die in den Verordnungen bestimmt sind, hat 2 Expeditionen, eine russische und eine deutsche, wie denn auch den übrigen Behörden erlaubt wird, ihre Geschäfte in deutscher Sprache zu führen, ausgenommen die Kameralhöfe, welche schuldig sind, bei Einwendung der Vorschläge an den Reichsschatzmeister und an die unter seiner Aufsicht stehenden Expeditionen, wie auch bei der Rechenschaftsablegung nach den für alle Gouvernements hierüber herausgegebenen Vorschriften und Urfasen zu verfahren und alles das, was den Reichsschatzmeister oder die unter seiner Aufsicht stehenden Expeditionen betrifft, in russischer Sprache zu behandeln.

Darnach trat eine längere Ruhepause in der Sprachenfrage ein, bis daß der Allerhöchste Befehl von 1850, Januar 3 (Fortsetzung des Provinzialrechts, Zusatz zum § 121, Th. I) eine theilweise Russifizierung der Kronsbeförden anordnete und deren vollständige Russifizierung in Aussicht nahm. Der Sprachenukas von 1885, September 14 schuf schließlich den gegenwärtigen Zustand.

* * *

Das Privilegium Sigismund Augusts hatte den Ständen die Beibehaltung des einheimischen deutschen Rechts und die Abfassung eines Landrechts zugesagt. Weder von Polen noch von Schweden ist die Anwendung des einheimischen Rechts behindert worden. Was aus dem Landlagh in Livland Eingang fand, ist auf dem Wege der Praxis eingedrungen, theilweise erst nach Schluß der schwedischen Regierungszeit. Der Art. 10 der Kapitulationen von 1710 bestimmte in Beziehung auf die anzuwendenden Rechtsnormen: „In allen Gerichten wird nach livländischen Privilegien, wohlgeführten alten Gewohnheiten, auch nach dem bekannten alten livländischen Ritterrechte und, wo diese defiziren möchten, nach gemeinen teutschen Rechten, der landesüblichen Prozeßform gemäß, so lange bezidirt und gesprochen, bis unter Genießung weiterer Huld und Gnade ein vollständiges jus provinciale in Livland kolligirt und edirt werden könne“ Die Resolution auf den also gestäubten Kapitulationspunkt hatte in Ansehung des anzuwendenden Rechts den status quo anerkannt und damit dem Gesuche entsprochen, eine Kodifikation in Aussicht stellend. Der den Th. I. des Provinzialrechts einleitende Allerhöchste Befehl von 1845, Juli 1, der die Kodifikation der Behördenverfassung und des Ständerrechts promulgirte, womit der Anfang zum „jus provinciale“ gemacht war, hatte ferner die Herausgabe des Privatrechts, des Zivil- und des Kriminalprozesses angeordnet. Das Bauer- und Agrarrecht war bereits kodifizirt und kam daher nicht weiter in Frage. Nur in Ansehung des Privatrechts ist dieser Allerhöchste Befehl ausgeführt worden. Der einheimische Zivilprozeß ist, ebenso wie der einheimische Kriminalprozeß, durch das Gesetz von 1889, Juli 9 völlig beseitigt worden.

Das einheimische Kriminalrecht war schon von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, namentlich seit Aufhebung der Todes-

strafe, von einzelnen Strafbestimmungen des russischen Rechts durchlöchert worden, erhielt sich aber bis zur Emanation des russischen Strafkodex von 1845, von wann an das russische Strafrecht in vollem Umfange zur Anwendung kommen mußte.

Das auf den schwedischen Gesetzen und Verordnungen beruhende einheimische Kirchenrecht hatte, wie bereits erwähnt worden ist,*) 1832 dem reichsrechtlichen „Gesetz für die evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland“ weichen müssen.

Gesetze und Verordnungen lokaler Natur, die weder in den erwähnten Kodifikationen des einheimischen Rechts enthalten, noch durch die Reichsgesetze verdrängt worden sind, sind auf dem Gebiete des Verwaltungsrechts in nicht geringer Zahl auch noch gegenwärtig wirksam, namentlich in Beziehung auf das Prästandenwesen, die Oberkirchenvorsteherämter und die Organe der Kirchspielverwaltung.

*

*

*

Um den ehemaligen Landes-, Justiz- und Polizeibehörden in der Landesverfassung die richtige Stelle anzuweisen, muß man davon ausgehen, daß sie einen integrierenden Theil des sogenannten „Landesstaates“ bildeten, dessen „Reetablirung auf dem Fuße, wie er vor 1694 bestanden hatte“, im Punkt 5 der Kapitulation von 1710 zugesichert worden war. Nur die durch die Bauerverordnungen von 1804 und 1819 ins Leben gerufenen Kreis-, Kirchspiels- und Gemeindeggerichte, sowie durch die Landgemeindevorordnung von 1866 ins Leben gerufenen Gemeindeverwaltungen, können gewissermaßen als eine freiwillige Gabe der russischen Regierung gelten. Alle anderen Behörden beruhten auf dem aus schwedischer Regierungszeit überkommenen und somit kapitulationsmäßig garantirten Verfassungsrechte. Die 1630 und 1632 von Gustav Adolf reformirten Landgerichte, das 1632 von demselben gegründete livl. Hofgericht, die 1648 gegründeten und 1694 mit den Landgerichten vereinigten Landwaisengerichte, endlich auch die 1671 geschaffenen Ordnungsgerichte, hatten, bei im Wesentlichen unveränderten Kompetenzen, Bestand und Aufgaben, abgesehen von der Suspension der Verfassung durch Karl XI. und Katharina II., sämmtlich über zwei Jahrhunderte bestanden.

*) S. 314.

Bei einem Ueberblick über die der Ritterschaft als solcher zugeeigneten Rechte muß im Auge behalten werden, daß die Begriffe Ritter- und Landschaft, Landsassen, livländischer Adel u. s. w. im Laufe der Zeit ihre Bedeutung stark verändert haben. Es muß namentlich daran erinnert werden, daß eine geschlossene Ritterschaft, in dem Sinne wie sie heute besteht, erst von dem Zeitpunkte an datirt werden kann, wo in Folge der Generalgouverneurs-Resolution von 1729, August 22, mittelbar in Folge des die Bürgerlichen aus dem Güterbesitze verdrängendem Punkt 19 der Kapitulationen, die „Matrikel“ geschlossen wurde. Eine dergartig geschlossene Ritterschaft war allen früheren Jahrhunderten völlig fremd gewesen, nicht einmal der Versuch zur Gewinnung einer solchen Ausschließlichkeit ist aus früherer Zeit bekannt.

Von einer Aufzählung der einzelnen Organe der ritterschaftlichen Selbstverwaltung kann füglich Abstand genommen werden. Die einzelnen Aemter und Verwaltungen, ihre Gliederung und Kompetenzen, führen fast überall in die schwedische Regierungszeit zurück, nur der beschließende Adelskonvent in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung, Kompetenz und Bedeutung, reicht bloß in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinauf. Die allmähliche Ausbildung des Amtes der Kreisdeputirten zu einem ständigen Amte war hierfür bedingend.

Aus der nachfolgenden Punktation der von der Ritterschaft ausgeübten Rechte empfahl es sich, alle diejenigen auszuscheiden, die reichsrechtlichen Ursprunges sind. Da diese allen Adelsinstitutionen gemein sind, gehören sie in die Reihe der livländischen Landesrechte und Privilegien nicht hinein, mögen sie an sich immerhin werthvoll sein, so das Petitionsrecht (Prov.-Recht II § 34), das Deputationsrecht (Prov.-Recht II § 35), die Freiheit der Adelsversammlung von gerichtlicher Belangung und Verhaftung (l. c. § 46—48), die Portofreiheit der Korrespondenz (§ 40) u. s. w.

1. Das Recht, sich zur Berathung in ihren (der Ritterschaft) gemeinsamen Angelegenheiten zu versammeln. Prov.-Recht II, 32. Dieses einigermaßen eingeschränkte Berathungsrecht wird in umfassendster Weise ausgedehnt durch den Art. 83, Th. II, wonach dem Landtage freisteht, auch über alles das zu berathen, „was das Wohl des ganzen Landes“ betrifft. In

dieser Ausdehnung ist das ritterschaftliche Berathungsrecht wahrhaft „landesstaatlich“ Auch der Art. 84, Pkt. 5 bestätigt dasselbe, indem er „Petitionen und Anträge über Gegenstände, welche das ganze Land oder die ganze Ritterschaft betreffen“, unter die speziellen Landtagsvorlagen rechnet.

2. Das Recht, die Geschäftsordnung festzustellen und zu ändern, welche in den Versammlungen der Ritterschaften und bei der Verwaltung der von den Ritterschaften abhängigen Anstalten zu beobachten ist (Prov.-Recht II, 32, 10).

3. Das Recht (der Ritterschaft), ihr eigenes Verzeichniß der ritterschaftlichen Geschlechter oder Matrikel zu haben, neue Mitglieder in diese Matrikel aufzunehmen und diejenigen davon auszuschließen, welche sich des Rechts, zur Adelskorporation zu gehören, unwürdig gemacht haben (Prov.-Recht 32, 2).

Es ist bereits angedeutet worden, daß eine geschlossene Adelsmatrikel dem älteren Landesstaate unbekannt war. Die früheren Bestrebungen der Ritterschaft zur Begründung einer „Adelsmatrikel“ bezweckten nur eine Feststellung der Adelsrechte derjenigen Personen und Familien, die sich, mit oder ohne Grund, in Folge ihrer Landäffigkeit zum livländischen Adel zählten. Die königliche Resolution von 1650, November 14 ist im Provinzialrecht durchaus unrichtig zitiert.

4. Das Recht der Wahl zu sämtlichen Aemtern, deren Besetzung dem Adel gebührt (Prov.-Recht II, 32, 3). Diese Festsetzung des Provinzialrechts trifft in Ansehung der Ritterschaftsrepräsentation nur hinsichtlich der Kreisdeputirten und der Kassadeputirten zu, indem der Ritterschaft hinsichtlich der Landrathsämter und des Landmarschallamtes nur ein Präsentationsrecht zu steht.

5. Das Recht, ohne besondere obrigkeitliche Bestätigung nicht nur zum Besten der Ritterschaftskasse, sondern auch zum Behufe der Erfüllung gemeinsamer Leistungen, sowie zu Lieferungen und zu anderen gemeinnützigen Zwecken, Bewilligungen zu machen (Prov.-Recht II, 32, 4). Dieses durch die königliche Resolution von 1642, Oktober 12 und 1648, August 17 begründete werthvolle Recht hat im Laufe der Zeit starke Wandlungen durchgemacht und hatte eine kritische Zeit zu bestehen, als, in Folge der Weigerung der Gouvernementsregierung, die Reallastennatur der

Willigungen anzuerkennen, diese die Natur einer auf dem Hofeslande fundirten Grundsteuer einbüßten.

6. Das Recht, die auf die Güter des Adels in Geld und in Natur fallenden Landesprästanden nach den vom Adel selbst zu bestimmenden Normen zu vertheilen (Prov.-Recht II, 32, 5). Die fortgesetzte Nichtanwendung der Reichsprästandenordnung ist zurückzuführen auf wiederholentliche Kaiserliche Erlasse. Namentlich wurde diese Exemption durch Allerhöchsten namentlichen Befehl von 1816, Dezember 14, der Ritterschaft als besondere Gnadenbezeugung zu theil und zwar in Anerkennung „der freiwilligen Beiträge und Darbringungen des Adels“. Es wurde dem Adel „freigestellt, bei dieser Gelegenheit das frühere, in seinen Privilegien begründete Recht in Anwendung zu bringen“ Auch 1828 erfolgte ein Allerhöchster Befehl, wonach „die wegen Leistung der Prästanden, sowie wegen darüber geführter Verrechnung, zeither stattgefundene Ordnung auch ferner beizubehalten sei“ (Schreiben der Gouvernements-Verwaltung von 1828, Januar 3, Nr. 77). Je mehr aber die Ritterschaft sich für das Wohl des Landes verantwortlich fühlte und zur Befriedigung der Landesbedürfnisse keine andere Quelle offen blieb, als die Landesprästanden oder die Willigungen, hat sich gewohnheitsmäßig in neuester Zeit hinsichtlich der Prästanden ein nur noch von der Bestätigung der Gouvernementsverwaltung abhängiges Bewilligungsrecht herausgebildet. Die Domänenverwaltung, die bis etwa vor 20 Jahren von Fall zu Fall ein Zustimmungsrecht beanspruchte und ausübte, hat sich nunmehr damit begnügt, die Jahresrepartition zu adstipuliren, was nachgerade auch zur bloßen Formalität geworden ist. Mit Rücksicht auf die vollständig veränderte Bedeutung der Landesprästanden im Landeshaushalt ist die von der Ritterschaft im Streite gegen den Generalgouverneur mühsam erwirkte Allerhöchst bestätigte Entscheidung des Ministerkomitès von 1823, Januar 27 obsolet geworden, wonach „durch eine bloße Lokalanordnung die Landesleistungen, welche nicht anders als nach hierüber emanirten Grundsätzen und mit Allerhöchster Bestätigung zulässig sein dürften, nicht erhöht werden können“ In Betreff der einzelnen damals streitigen Leistungen wurde besonders hervorgehoben, daß sie „nicht eher als bis der Adel würde zugezogen und dazu bewogen werden“, erhoben werden dürfen.

Die erwähnte Nothwendigkeit, in Folge des auf allen Gebieten des Landeswohles sich fühlbar machenden Mangels staatlicher Hülfe, immer wieder mit den Präständen oder Willigungen helfend einzutreten, ist nicht in letzter Linie die Folge der Nichterhaltung eines Privilegienpunktes. Die Ritterschaft hatte sich nämlich im Punkt 14 der Kapitulationen ausbedungen, daß die Kronsgüter „ad sustinenda status onera“ bestimmt und daher unveräußerlich sein sollten. Solches wurde in der zarischen Resolution von 1710, Oktober 12 bündig bestätigt. Die Ritterschaft konnte aber in der Folge gegen die Nichterfüllung dieser Zusage schwer remonstriren, weil die massenhaft vorgenommenen Donationen meist Würdenträgern zu gute kamen, mit deren Wohlwollen die Ritterschaft rechnen mußte. Nachdem jedoch die Donationen längst ganz eingestellt worden sind, liegt kein Grund vor, jenen Privilegienpunkt so sehr in sein Gegentheil umzuwandeln, daß bei gewissen Landesleistungen, namentlich zum Besten der Doctorate und Hospitäler, gerade die Kronsgüter das Hinderniß bilden, woran eine Regelung bisher regelmäßig scheiterte.

Aus den zahlreichen Gruppen der von der Ritterschaft verwalteten Präständen muß an dieser Stelle die Verwaltung des Postprästandums hervorgehoben werden, weil diese im Provinzialrecht zu den Sonderrechten gezählt wird.

7. Das Recht, auf Grund des Gesetzes für die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland von 1832, Dezember 28 und auf die darin angeordnete Weise an der Verwaltung der Angelegenheiten dieser Kirche theilzunehmen (Prov.-Recht II, 32, 6). Das Verhältniß der Ritterschaft zur Kirchenverwaltung ist in den einleitenden Abschnitten dargelegt worden (S. 312 ff.) und braucht daher an dieser Stelle nicht weiter berührt zu werden. Im engsten Zusammenhang mit diesem Punkt steht:

8. Das Recht, an der Errichtung, Erhaltung und Verwaltung der Landvolkschulen theilzunehmen (Prov.-Recht Theil II, § 32, Punkt 9).*)

*) Die baltischen Volksschulen stehen gegenwärtig unter der Wirksamkeit der temporären Regeln vom 17. Mai 1887. Eine Antwort auf die Fragen, sollen die baltischen Volksschulen ihren lutherisch-konfessionellen Charakter verlieren und sollen die Selbstverwaltungsorgane, die sie geschaffen und zur Blüthe entwickelt haben, fortan von jeder wirksamen Arbeit an ihnen ausgeschlossen

9. Das Recht, an der Errichtung, Erhaltung und Verwaltung verschiedener Lehranstalten und milder Stiftungen, den in den Verordnungen, Statuten und Reglements über diese Anstalten enthaltenen Bestimmungen gemäß, theilzunehmen (Prov.-Recht Th. II, Pkt. 7).

Hierher gehört die Verwaltung des adeligen Fräuleinsstifts, auf Grund der Allerhöchsten Befehle von 1797, September 26, 1797, Oktober 27 und Oktober 30.

10. Das Recht zur Verwaltung der ritterschaftlichen Kreditinstitute auf Grund der Reglements (Prov.-Recht Theil II, 36).

11. Das Recht zum „Besitze“ der Ritterschaftsgüter „auf ewige Zeiten“, — „zum Unterhalt der Ritterschaftsbeamten und zu allgemeinen Bedürfnissen“ (Prov.-Recht Th. II, § 45).

Durch die Resolution von 1710, Oktober 12, Pkt. 5 war die von der schwedischen Regierung bereits zugesagt gewesene Verleihung eines Gutes der Ritterschaft in Aussicht gestellt worden. Durch die Allerhöchsten Befehle von 1725, September 25 und 1726, Januar 12, erfolgte sodann die Verleihung der Trikatenschen Güter zum „ewigen Besitze“ (владѣніе). Mehrere kaiserliche Befehle von 1729, März 21, 1730, August 23 u. s. w. bestätigten diese Verleihung, die indessen stets mit der einschränkenden Bestimmung versehen blieb, daß die Güter „zum Unterhalt der wirklichen (residirenden) Landräthe“ verliehen seien. Der Allerhöchste Befehl von 1803, Juni 17 stellte durch die Einweisung von Wiezemhof den gegenwärtigen Besitzstand her. Durch Allerhöchsten namentlichen Ukas von 1810, Januar 7 wurde schießlich festgestellt, daß diese Güter nicht zu den Kronsgütern zu rechnen seien, wobei gleichzeitig anerkannt wurde, daß dieselben zu den „allgemeinen Bedürfnissen des Adels verliehen wären“ Das

bleiben — eine Antwort auf diese Fragen enthält das Projekt eines definitiven Volksschulgesetzes, das eine beim Ministerium der Volksaufklärung niedergesetzte Kommission 1895 fertiggestellt hat und das zu begutachten die baltischen Ritterschaften seinerzeit aufgefordert wurden. Es beseitigt den evangelisch-lutherischen Charakter der Schulen vollständig, indem in seinen Bestimmungen alles vermieden ist, was auf einen solchen Charakter hinweisen könnte. — Die Organisation der Verwaltung entspricht im Projekt so ziemlich dem Zustande, der bereits gegenwärtig durch die Praxis nach den temporären Regeln hervorgerufen ist. Die Organe der alten Selbstverwaltung bleiben nominell bestehen, alle tatsächliche Gewalt wird aber in die Hände der Regierungsbeamten gelegt.

Rechtsverhältniß kann darnach als ein durch Zweckbestimmung und Veräußerungsverbot (Prov.-Recht Th. III, § 887) beschränktes Eigenthum gelten. Der Allerhöchste Befehl von 1886, März 3 hat aber das gesammte Rechtsverhältniß wieder in Frage gestellt.



Zur Charakteristik Kaiser Alexanders I.

Von Prof. Dr. Friedr. Bienemann zu Freiburg i. B.

In seiner „Agrargesetzgebung Livlands im 19. Jahrhundert“, Bd. I, S. 345 hat Alex. Tobien ein sehr bemerkenswerthes Zeugniß der Verfassungstreue und Regierungsweisheit des großherzigen Monarchen aus dem J. 1819 ans Licht gezogen. Eine ebenso kennzeichnende Bewährung dieser Eigenschaften nicht minderen Belanges und Interesses läßt sich bereits aus dem J. 1805 von dem noch jugendlichen Herrscher erbringen. Der Erweis ist dem geschichtlichen Forschereifer des im Dezember 1872 verstorbenen Revaler Advokaten Edmund Jorfen zu danken, der ihn im J. 1869 veranlaßte von der damals in der Wiemsschen Brieflade vorhandenen Korrespondenz des Grafen Burghövdén mit dem Kaiser Alexander und anderen hochgestellten Personen jetzt im Archiv der Estländischen Ritterschaft befindliche Abschriften zu nehmen, auf die ich im Herbst 1895 vom damaligen Ritterschaftssekretär Harald Baron Toll gütigst aufmerksam gemacht wurde. Unter diesen Dokumenten erschien mir eines, Nr. 3 der Abschriften, als für die Geschichte der Ostseeprovinzen besonders bedeutsam, und ich ermangelte nicht, späterhin im livländischen Ritterschaftsarchiv mich über die Veranlassung des durch die obengenannten Eigenschaften hervorragenden kaiserlichen Schreibens näher zu unterrichten. Die Hergänge,

deren Wiederholung diese Willenskundgebung auf ein Menschenalter ein Ziel setzte, seien hier auf aktenmäßiger Grundlage berichtet.

Unterm 13. Februar 1804 hatte Friedrich Wilhelm Graf Buzhövden, seit dem 1. September des verfloffenen Jahres Generalgouverneur von Liv-, Est- und Kurland, vom livländischen Landrathskollegium Nachrichten und Beweise für eine vom Landrath Reinhold von Anrep Namens der livländischen Ritterschaft eingereichte Beschwerde über ukafenwidrige Repartition der Naturalieferungen gefordert und diese Forderung sowie die Abschrift der ihm unterlegten Darstellung des Gouverneurs in russischer Sprache abgehen lassen. Der gerade anwesende Landmarschall Karl Gustav von Samson ließ im Residierungsrezeß verschreiben, wie er sich verpflichtet halte darauf anzutragen, daß Seine Erlaucht der Herr Generalgouverneur durch gehörige Vorstellung bewogen werde, in deutscher, nicht aber in russischer Sprache als privilegien- und verfassungswidrig, anher zu rekrubiren. Auch der residirende Landrath hatte sich gleich nach Eingang jenes Reskripts zum Generalgouverneur begeben und unter Darstellung der Berechtigung der Ritterschaft, daß alles mit derselben in deutscher Sprache verhandelt werde, um die Aufrechterhaltung dieses ausdrücklichen Privilegs gebeten, worauf ihm von Sr. Erlaucht erwidert worden, „daß Sie keineswegs eine Verletzung des ritterschaftlichen Privilegs beabsichtigten und daher hiefür in allen Angelegenheiten, die nicht direkt auf Befehl oder Anfragen des Senats sich bezögen, mit dem Landrathskolleg in deutscher Sprache korrespondiren würden“

Die dem Versprechen beigefügte Klausel bot im Juni des Jahres dem Landrath Friedrich Wilhelm von Taube wohl die Veranlassung, gelegentlich der üblichen persönlichen Anzeige des Wechsels der Residirung an den Generalgouverneur sich vom Landrath Otto von Pistohtkns begleiten zu lassen. Denn bei ihrer Rückkehr ließen beide Landräthe verschreiben, „daß sie abermals Gelegenheit genommen Seine Erlaucht zu ersuchen, sich in den dem Landrathskollegium zu ertheilenden Aufträgen jederzeit der deutschen Sprache bedienen zu wollen, indem auch die Ritterschaftskanzlei mit keinem Translateur versehen sei und daher die für

Bezahlung zu veranstaltenden Translaten der Ritterkasse bedeutende Ausgaben veranlaßten, worauf Seine Erlaucht versprochen, künftig entweder in deutscher Sprache selbst mit dem Landrathskollegium zu korrespondiren oder wenigstens dem etwa russisch abgefaßten Reskript jederzeit das deutsche Translat beifügen zu lassen.“

Nichtsdestoweniger theilte die livländische Gouvernementsregierung am 3. November dem Landrathskollegium mit, daß der Generalgouverneur ihr aufgetragen bekannt zu geben, daß sämtliche Behörden, die von Sr. Erlaucht in russischer Sprache an sie gelangten Aufträge, besonders wenn nach selbigen an S. Kais. Majestät, an den Dirigirenden Senat oder an einen der Herren Minister Vorstellungen zu machen seien, auch in russischer Sprache zu beantworten hätten.

Das Schriftstück wurde, vermuthlich in der Meinung, die Zusendung an das Landrathskollegium beruhe auf einem Kanzlei-versehen der Gouvernementsregierung, ad acta gelegt. Da aber am 19. Dezember ein russisches Reskript vom Generalgouverneur einlief, das die Verlegung des Fräuleinstiftes von Dorpat nach Fellin auf Allerhöchsten Befehl anordnete, wurde dem Befehl zwar sofort Folge geleistet, auch dem Generalgouverneur darüber berichtet, zugleich aber an ihn vom residirenden Landrath Baron Wilhelm Friedrich von Ungern-Sternberg, dem geschichtskundigen und opferfreudigen Wegweiser zum Königsberger Ordensarchiv, bereits unterm 20. Dezember Folgendes geschrieben:

„— Es hat die livländische Ritterschaft sich bisher jederzeit des ihr landesherrlich zugestandenen Rechtes ungestört zu erfreuen gehabt, alle gerichtlichen Verhandlungen und die selbige betrefsenden Schriften und Akten in deutscher Sprache abgefaßt und ausgegeben zu erhalten, ein Recht, das sowohl durch die ältesten Urkunden früherer Zeiten als auch deren Allergnädigste Bestätigung von sämtlichen nachherigen Beherrschern des Reichs stets aufrecht erhalten ist.

„Auf diese Berechtigung sich stützend hat dieses Landrathskollegium bereits verschiedentlich sich von Ew. Erlaucht die Gnade erbeten, alles mit demselben in deutscher Sprache verhandeln zu wollen und auch sich bisher mit der Hoffnung geschmeichelt, eine gewierige Zusage dieser Bitte erlangt zu haben. Gleichwohl ist von Ew. Erlaucht eine Predloschenie, in russischer Sprache

verfaßt, jetzt hieselbst eingegangen, und es sieht sich daher dieses Landrathskollegium, dem die Aufrechterhaltung der Gerechtfame des Adels Allerhöchst aufgetragen ist, gemüthigt Ew. Erlaucht abermals mit der gehorsamsten Bitte anzugehen, die an dieses Landrathskollegium zu ertheilenden Befehle und Aufträge gewogentlichst jederzeit in deutscher Sprache ausfertigen zu lassen.

„Zur überzeugenden Begründung der Rechtllichkeit dieser Bitte ermangelt Ein Landrathskollegium nicht, in den hier angehängten Beilagen vidimirte Extrakte aus den auch von unserem jetzigen erhabenen Monarchen Allergnädigst bestätigten Landesprivilegien Ew. Erlaucht zur Beprüfung zu unterlegen *), und dies mit der gehorsamsten Anzeige, daß, da bei hiesiger Kanzlei kein Translateur sich angestellt befindet, die etwa in russischer Sprache hier eingehenden Aufträge jederzeit mit beträchtlichen Kosten translirt werden müssen und auch die Richtigkeit des Translats hieselbst nicht gehörig beprüft werden kann.

„In der schmeichelhaften Hoffnung, daß Ew. Erlaucht vorangeführte Gründe für rechtlich anzunehmen geruhen werden, erbittet sich dieses Landrathskollegium die schriftliche Zusicherung und hat im Namen desselben mit der vollkommensten Hochachtung die Ehre zu sein

Ew. Erlaucht ganz gehorsamer Diener

Bar. Ungern-Sternberg.“

20. Dezember 1804.

*) Angeführt sind: Pacta subiectionis, Vilnae 28. Nov. 1561, § 8: Praeterea recepimus, prout praesentibus recipimus, subditos provinciae illius penes Magistratum suum Germanicum relicturos esse, Proinde officia, praefecturas, praesidiatus, iudicatus, burggraviatus et id genus, non alios quam nationis ac linguae germanicae hominibus, ac adeo indigenis, collaturos esse, quemadmodum in terris Prussiae conferre soliti sumus.

Diploma Sigismundi Augusti Regis, Grodnae 26. Dec. 1566, § 13: Acta etiam omnia idiomate germanico concepta literis mandabuntur atque edentur sub eodem sigillo per secretarios et notarios Domini administratoris latinae et germanicae linguae peritos.

Accordpunkte im Lager unter Riga 3./14. Juli 1710, Pkt. 53: So sollen auch weder in der Stadt, noch in derselben Gebiethe einige Richter oder Rechte, alsß bißshero gewesen, eingeführet und aufgebracht, noch bey der Cantzeley und Correspondenze einige andere mehr alsß bißsher gebrauchte Teutsche Sprache introduciret werden.

Resolution Zarischer Majestät, Petersburg, 12. Oct. 1710.

Die vom 11. Februar 1805 datirte Erwiderung des Generalgouverneurs auf diese Unterlegung lag am 13. Februar dem residirenden Landrath Gustav von Buddenbrock vor. Sie lautete nach dem Eingang: „Ich kann nicht umhin dem livländischen Landrathskollegium zu eröffnen, daß der Inhalt der erwähnten Unterlegung mir äußerst auffallend und befremdend war und daß ich von den Einsichten der Glieder des beregten Kollegii derartige Anforderungen nicht erwartete — Anforderungen, die dem ersten Anschein nach zwar auf Abmachungen beruhen sollen, die aber durch veränderte Zeitumstände ebenso umgeändert sind und in ihr Nichts zurückkehren als die Anforderung selbst. Denn wenn nach der vom Landrathskollegium angeführten, zwischen Sigismund August König in Polen und Gotthard Kettler Meister des deutschen Ordens getroffenen Abmachung jede Landesstelle, Justizbehörde, Festungsbefehlshaberstelle u. s. w. nur mit eingeborenen Männern deutscher Nation besetzt werden sollte, so hätten ja alle diese Abmachungen schon wenigstens 95 Jahre als der Dauer der Unterwerfung dieser Provinzen an Rußland Eindrang erlitten, indem während dieser Zeit alle diese Stellen gewiß nur von wenigen oder gar keinen Eingeborenen der Provinz bekleidet gewesen, also während dieser ganzen geraumen Zeit hindurch wäre der Unterwerfungsvertrag im wesentlichen nicht erfüllt worden, und nun verlangt das Landrathskollegium, welches gar keine Behörde ausmacht und sich blos mit den wirthschaftlichen Angelegenheiten der Provinz zu beschäftigen braucht, daß weil demselben die Aufrechterhaltung der Gerechtfame des Adels aufgetragen ist — auch alle zu ertheilenden Befehle und Aufträge jederzeit in deutscher Sprache ausgefertigt werden.

„Ebenso wenig findet auch der Vorwand, daß bei der Kanzlei kein Translateur sich angestellt befindet und auch die Richtigkeit des Translats nicht gehörig bepruft werden könnte, statt. Denn als das jezige Landrathskollegium wiederhergestellt ward, erhielt es aus Kaiserlicher Gnade mehrere Güter, deren Ertrag gewiß auch noch soviel abwerfen wird, daß ein Translateur besoldet werden kann; und was die Beprufung der Richtigkeit des Translats betrifft, so weiß ich nicht, ob es dem Landrathskollegio zum Ruhme gereicht, daß es, nachdem Liesland beinahe Ein Jahrhundert unter russischem Szepter steht, noch Glieder unter sich

zählt, denen die russische Sprache, da selbige doch als Landessprache anzusehen ist, bisher fremd geblieben.

„Indem ich nun das liesländische Landrathskollegium ersuche mich in Zukunft nicht mit derartigen Anforderungen, die unter dem Scheine eines gewissen Rechts gemacht werden, zu behelligen, habe ich selbigem hiermit eröffnen wollen, daß falls ich demselben Allerhöchste Befehle oder Ukasen eines Dirigirenden Senats bekannt zu machen habe, solches immer in russischer Sprache als der Landessprache geschehen wird; sollte ich aber von mir aus Aufträge an selbiges erlassen, so kann es sich wol treffen, daß diese in deutscher Sprache abgefaßt und so zur Nachachtung des Landrathskollegii gebracht werden.

Riga, 11. Febr. 1805.

Burhoenden“

Landrath von Buddenbrock, gewiß nicht weniger geschichts- und rechtskundig als sein Kollege von Ungern-Sternberg, doch geschmeidigeren Sinnes, verzichtete dem Generalgouverneur gegenüber auf den Nachweis seiner historischen und staatsrechtlichen Irrthümer und suchte eine Vereinbarung über den modus vivendi durch persönliche Aussprache zu erzielen. Diese fand am 16. Februar statt und am 24. d. M., während des vier Tage zuvor eröffneten Landtages, ließ er an den obersten Verwalter der Provinz die überaus entgegenkommende offizielle Erwiderung ergehen, in der er seinem politischen Gewissen nur das eine Zugeständniß der richtigen Begriffsaufstellung der Landessprache machte:

„Ew. Erlaucht wollen hochgeneigtest geruhen sich von Einem Landesrathskollegium in fernerer Erwägung der seitherigen Verhandlungen wegen der Korrespondenz in russischer Sprache annoch Nachstehendes vortragen zu lassen.

„Wenn zwar der livländische Adel und in dessen Namen dieses Landrathskollegium sich von Ew. Erlaucht die Gnade erbeten hat, die etwaigen Aufträge und Befehle an dasselbe in deutscher Sprache erlassen zu wollen, so ist doch nie die Meinung gewesen, diese Bitte auch auf die in der Reichssprache emanirten Allerhöchsten Befehle Sr. Majestät oder Eines Dirigirenden Senats, welche etwa zur Nachachtung abschriftlich mitgetheilt werden, ausgedehnt zu wissen, sondern es hat dasselbe durch jenes Ansuchen bloß den nicht ungegründeten Wunsch beabsichtigt, die unter Ew.

Erlaucht Unterschrift diesem Landrathskollegium zu ertheilenden Aufträge und Befehle in der Landes- d. i. in deutscher Sprache ausgefertigt zu erhalten.

„Sollte dies dermaßen sich verhaltende petitum etwa nicht dem entsprechend ausgedrückt gewesen sein und daher vielleicht zu Mißverständnissen Anlaß gegeben haben, so wollen Hochdieselben solches nachsichtsvoll zu verzeihen geruhen, zugleich aber auch dem livländischen Adel, der in Ew. Erlaucht nicht allein den Stellvertreter des von uns angebeteten Monarchen, sondern auch ein durch ausgezeichnete Verdienste erhabenes Mitglied dieses ritterschaftlichen Corps zu verehren das Glück hat, das erfreuliche Bewußtsein vergönnen, in Gewährung obiger Bitte Ew. Erlaucht wie bei so vielfältigen anderen Angelegenheiten auch für die Aufrechterhaltung eines wohlhergebrachten Rechtes Dank wissen zu müssen. Es schmeichelt sich dieses Kollegium mit der Hoffnung, die hinfür unter Ew. Erlaucht Unterschrift anhero zu ertheilenden Aufträge und Befehle gewogentlichst in deutscher Sprache zu erhalten und auch dergestalt alle Unterlegungen an Hochdieselben erlassen zu dürfen 2c.“

Tags darauf entgegnete der Generalgouverneur im wesentlichen: — — „Das liefländische Landrathskollegium sagt mir in der Unterredung vom 16. d. M., wie es in der Beschwerde über die Korrespondenz in russischer Sprache nur den Wunsch beabsichtigt habe, daß es die unter meiner Unterschrift zu ertheilenden Aufträge in deutscher Sprache ausgefertigt erhalten möge. Dieses, wie um auch den Gliedern des Landrathskollegii als Repräsentanten des hiesigen Adels einen Beweis meiner Achtung und Bereitwilligkeit gefällig zu werden geben zu können, werde ich, wenn nicht besondere Umstände mich davon abhalten, [den Wunsch desselben] in Erfüllung setzen und meine Aufträge demselben in deutscher Sprache zugehen lassen.

Riga, 25. Februar 1805.

Burhoerden“

Diese Art des Friedensschlusses konnte nach Inhalt und Form vom Landrathskollegium nicht wohl gebilligt werden, und da Landrath Friedrich von Sivers im folgenden Monat die Residirung hatte, trug er am 18. März am Stabe vor, welchergestalt von Sr. Erlaucht dem Generalgouverneur der Bitte des Land-

rathskollegiums begegnet worden sei. Der Landtag beschloß an S. Kais. Majestät eine Vorstellung durch das Landrathskollegium im Namen des Saales gelangen zu lassen.

Am 20. März beantragte General von Günzel, die ganze Korrespondenz dem Saale vorzulegen. Es geschah und wurde beliebt: „daß hinfür in solchen Schriften des Ausdrucks *Gnade*, der sich von einem ganzen Corps nur gegen seinen Monarchen geziemt, zu enthalten sei.“

Die Frage wurde angeregt, ob die Sache nicht als abgethan anzusehen wäre, mithin auch der Beschluß einer Vorstellung an Kais. Majestät als aufgehoben betrachtet werden müsse. Die entschiedene Mehrheit war dagegen und nach langen Debatten wurde mit 49 gegen 37 Stimmen die Aufrechterhaltung des vorgestrigen Beschlusses festgesetzt.

Gleich darauf ward der vikarirende Landmarschall von Samson (er war am 10. März auch zum Landrath erwählt) zum Generalgouverneur geladen und berichtete nach seiner Rückkehr: „Seine Erlaucht habe ihn beauftragt dem versammelten Adel zu declariren, daß desselben (des Generalgouverneurs) Antwort auf das vom Landrath Baron Ungern-Sternberg an ihn erlassene Schreiben nur deswegen so gestellt gewesen, weil in letzterem eine gar nicht hingehörige Belegung eines Privilegs über die nur der deutschen Nation zu konferirenden Chargen enthalten und dadurch ein Eingriff in die Kaiserlicher Majestät ausschließlich gehörenden Rechte gefolgert werden müsse, so wie solches bekanntermaßen nie beobachtet worden. Nächstdem wäre gar nicht die Rede von Aufhebung eines Privilegs, sondern Seine Erlaucht würden ihre Verwendung für das Beste der Ritterschaft ebenso wenig wie bisher versagen, sowie gedachtes Schreiben keineswegs die Ritterschaft, sondern nur eine dem Landrathskollegio gemachte Anmerkung beträfe. Ferner hätten Seine Erlaucht geglaubt, daß diese Sache bereits der Vergessenheit übergeben sei, weil der Herr Landrath von Buddenbrock eine gänzliche Beilegung und Aufhebung des ersten Reskripts gebeten, die auch in der letzteren Antwort enthalten sei. Zuletzt verlangten Seine Erlaucht den Rezeß des jetzt zu fassenden Beschlusses“

Die Mehrheit blieb indeß bei dem bereits gefaßten Beschluß, der dem Generalgouverneur nicht vorenthalten sein wird. Die

Bittschrift an Kaij. Majestät wurde unter getreuer und genauer Darstellung des Sachverhalts am 23. März verfaßt und ab-
gesandt.

Im lioländischen Ritterschaftsarchiv hat sich weder eine Kai-
serliche Entschließung auf diese Eingabe, noch irgend welche Nach-
richt über deren Erfolg finden lassen.

Dagegen enthielt die Wiemsche Brieflade im J. 1869 ein
Allerhöchstes Reskript an den Grafen Burghöwden vom 25. April
1805, das nach dem russischen Original von Iversen kopirt worden
und in meiner Uebertragung lautet:

Dem Herrn Nigaschen Kriegsgouverneur
Grafen Burghöwden.

Aus Ihrem Bericht über die Vorstellungen des Landraths-
kollegiums betreffend die Aufrechterhaltung der deutschen Sprache
im schriftlichen Verkehr mit ihm und aus Ihren erteilten Ant-
worten ersehe Ich Ihr nütliches Bestreben die vaterländische
russische Sprache zu größerer Anwendung zu bringen und den
Verlegenheiten zu entgehen, die aus unrichtigen Uebersetzungen
nicht selten sich ergeben. Aber da das Privileg, auf welches das
Kollegium sich stützt, ihm einigermaßen Recht zum Widerspruche
gibt, so war es zur Vorbeugung desselben für Sie erforderlich*),
vorher Meine Entschließung zu erbitten und in solchem Falle durch
die Erklärung Meines Einverständnisses jenen Forderungen eine
Grenze zu setzen.

Was den zweiten Punkt der vom Kollegium angeführten
Privilegien betrifft, welchen es jedoch in seiner Vorstellung durch-
aus nicht erwähnt, so bin Ich, wenn schon seine Aufnahme in
das Schriftstück (выпускъ) vielleicht nicht schicklich ist, doch völlig
überzeugt, daß das Landrathskollegium, das die Verpflichtungen
treuer Unterthanen untadelhaft erfüllt, nicht die Absicht gehabt
hat, der Obrigkeit irgend welchen Widerstand zu leisten, und
indem Ich dies noch mehr aus seiner zweiten Vorstellung ersehe,
kann Ich es auf keine vorsätzliche Absicht seinerseits beziehen.

*) Durch fast unbegreifliche Flüchtigkeit der Kanzlei steht im Original:
то въ предупреждение онаго не нужно было вамъ предварительно испра-
сить моего разрѣшенія. Da das ne offenbar sinnlos ist, habe ich es in der
Uebersetzung nicht berücksichtigt.

In Entscheidung aber des Antrags des Landraths Sivers über die Bitte einer Bestätigung der Landräthe durch Mich im Gegensatz zur festgesetzten Ordnung, nach welcher die Bestätigung jener dem Oberverwalter des Gouvernements vorgelegt wird, billige Ich das Verhalten der Adels, der diesen Antrag abgelehnt hat, und Ihre Weigerung, jenen Antrag von Sivers entgegenzunehmen, vollständig, wie Ihnen das bereits aus meiner früheren Erklärung, die Ihnen durch den Minister des Inneren mitgetheilt worden, bekannt ist*).

Ich vertraue übrigens fest, daß das vorgefallene Mißverständnis vergehen wird und daß Ihre Klugheit und Erfahrung das frühere gute Einverständnis zum allgemeinen und wechselseitigen Wohl wiederherstellen werde.

St. Petersburg, 25. April 1805.

Alexander.
Graf B. Kotschubei.



700 Jahre baltischer Kunst.

Von Dr. Wilhelm Neumann.

(Schluß).

Schon durch die von Karl XI. von Schweden unternommene gewaltfame Güterreduktion war der größte Theil des Adels verarmt und der unter seinem Nachfolger Karl XII. ausbrechende große Krieg schlug zu den alten neue Wunden. Der Handel lag darnieder. Und als nach jahrelangen Kämpfen der Friede wiederkehrte, glich das Land einer riesigen Trümmer-

*) Vgl. über diese Angelegenheit Tobien, S. 197 flg.

stätte. — Der 1721 geschlossene Friede von Nystädt setzte Rußland in den Besitz von Liv- und Estland. 1795 unterwarf sich Kurland, bei der dritten Theilung Polens, dem russischen Szepter. Es dauerte aber lange, bis man sich von den Schlägen des Krieges erholt und an das neue Regiment gewöhnt hatte. Wie ein Alp lag die allgemeine Noth auf Land und Stadt. Riga erholte sich verhältnißmäßig am schnellsten; doch erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts läßt sich ein neuer, frischer Luftzug verspüren, den die wieder erwachende Litteratur über das Land treibt. — Der während der Kriegszeiten vielfach unterbrochene geistige Verkehr mit Deutschland erwacht aufs Neue. Deutsche Gelehrte, die als Lehrer und Prediger ins Land berufen werden, helfen dazu, frisches Leben in die stagnirenden Verhältnisse zu bringen, und der Zug der baltischen Jugend auf die deutschen Universitäten wird bald reger denn je. — Während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts steht das geistige Leben in Riga und in der herzoglichen Residenz Mitau schon wieder in Blüthe. — In Riga findet sich in dem gastlichen Hause des feinsinnigen Rathsherrn Johann Christoph Berens ein Kreis bedeutender Männer zusammen, dessen Hauptzierden Joh. Gottfried Herder und Johann Georg Hamann sind. Nach Mitau führte die Gründung des akademischen Gymnasiums durch Herzog Peter, eine Reihe namhafter Gelehrter, die zum größten Theil durch den berühmten Aesthetiker Johann Georg Sulzer hierher empfohlen waren. Und neben diesen Leuten glänzten andere, wie Joh. Gottfried Arndt, der Historiker, Karl Ludwig Tetsch in Libau als Kirchenhistoriker, der gelehrte Dorpater Bürgermeister Fr. Konr. Gadebusch, ferner Aug. Wilhelm Hupel, Joh. Christ. Broge, Karl Gottl. Sonntag und der hochgebildete Buchhändler Hartknoch in Riga, der Verleger der Werke Kant's, Herder's und Hamann's. — Nahm in diesen Kreisen auch die aufblühende Litteratur den ersten Rang ein, so wurde die Kunst darum doch nicht minder hoch geschätzt. Der Rathsherr Berens besaß eine nicht unbedeutende Sammlung von Gemälden und Kupferstichen, die er später, bis auf zwei von Notari gemalte Köpfe, dem Herzoge von Kurland verkaufte, und im herzoglichen Schlosse zu Schwethof in Kurland befand sich eine auserlesene Gemäldeammlung, aus der der Berliner Akademiker Joh. Bernoulli in seiner Reisebeschreibung (1771)

die hervorragendsten Stücke aufzählt. — Der Sammeleifer begann weitere Kreise zu ziehen, ebenso die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Kunst, die in Deutschland durch Lessing, Hagedorn und besonders durch Joh. Joach. Winkelmann gefördert worden war. Zu jenen Balten, die neben anderen Studien im Auslande auch dem Studium der Kunstwissenschaft oblagen, gehörte der spätere Landrath Friedrich Reinhold v. Berg (1736—1809), der zu Winkelmann in das freundschaftlichste Verhältniß trat und von diesem mit fast überschwänglicher Liebe verehrt wurde. Winkelmann widmete ihm seine Schrift „Von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst“ und arbeitete ihm einen Führer durch die Kunstschätze Roms aus. Auf seinem Gute Kadfer hatte v. Berg eine ansehnliche Sammlung von Gemälden, Stichen und Gemmen zur Aufstellung gebracht. — Die schöngeistige Liebhaberei blieb allerdings die Hauptsache bei diesen Bestrebungen; praktische Folgen zeigten sich nur in geringem Maße und die Ausübung der Kunst blieb vorwiegend in den Händen deutscher und italienischer Künstler, die zum Theil auf eigenen Antrieb ins Land kamen, zum Theil an den kaiserlichen Hof nach Petersburg berufen, auch in den baltischen Provinzen vorübergehend thätig waren. — Der fast allmächtige russische Kammerherr und spätere Herzog von Kurland, Biron, zog den am kaiserlichen Hofe thätigen Architekten Grafen Bartolomeo Francesco Castelli nach Mitau, um dort an die Stelle der alten Ordensburg das prächtige Herzogschloß zu setzen; 1738 wurde der Grundstein dazu gelegt. Bereits zwei Jahre früher war von demselben Architekten der Bau des Schlosses Ruhenthal für den Herzog unternommen worden. In den Händen der Maler Graf Pietro Rotari und Francesco Fontebasso lag die künstlerische Ausstattung des Innern. — Biron's Sohn und Nachfolger hatte den aus Dänemark gebürtigen und in Italien gebildeten Architekten Severin Jensen zu seinem Hofbaumeister gemacht. Das Anfangs der siebziger Jahre von diesem begonnene reizende herzogliche Sommerschloß zu Schwethof konnte noch vor wenigen Jahrzehnten, bis es zur Ruine entwürdigt wurde, als ein Meisterwerk des Rocaille gelten. Von Jensen wurde auch das Gymnasium in Mitau erbaut, dessen prunkvoller Fassade man die Herkunft von der spätflorentinischen Kunst auf den ersten Blick an-

sieht; auch die Trinitatiskirche zu Libau könnte auf ihn zurückgeführt werden, wengleich auch in dieser deutsche Elemente vorwiegen. Bernoulli, der in seiner Reisebeschreibung auch die Trinitatiskirche in Libau erwähnt, nennt den Namen des Künstlers nicht, läßt diesen aber aus Königsberg berufen sein. — In Riga war außer dem von Peter I. angelegten, architektonisch ziemlich unbedeutenden Palais und dem neuen Rathhause, zu dessen Einweihung Herder eine Rede hielt, kaum Nennenswerthes erbaut worden. Dorpat, das im nordischen Kriege schwer gelitten hatte, erholte sich nur sehr langsam. Der 1782 begonnene Rathhausbau ist auch hier das vornehmste Bauunternehmen. In diesen Bauten, sowie in den aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammenden, in Riga durch den Baumeister Christoph Haberlandt, dem bedeutendsten einheimischen Baumeister jener Zeit, ausgeführten Privatbauten verkörpert sich schon jene klassizirende Richtung, die das Rococo abzulösen berufen war. — Reval hatte in dem 1718 von Peter I. für seine Gemahlin durch den Architekten Michetti erbauten Schlößchen Katharinenthal eine kleine freundliche Anlage erhalten, die mit ihren jetzt verödeten zierlichen künstlichen Wasserfällen, Weihern und Springbrunnen ein Abbild der modernen französischen Königsschlösser zu geben versuchte. Interessant ist es, daß bei der künstlerischen Ausschmückung dieses Schlößchens auch ein deutscher Bildhauer thätig war, Heinrich von Bergen, der für die Petrikirche in Riga den Orgelprospekt schuf. Diese Arbeit wurde ihm mit 233 Thlr. Ab. bezahlt. Der Prospekt bestand noch bis vor ungefähr zehn Jahren und wurde dann durch einen neuen, nach einem Entwurfe des Stadtarchitekten R. Schmaehling ausgeführten ersetzt.

Aus der Zahl der Maler dieser Zeit, die größtentheils aus Deutschland einwandernd, sich hier niederließen und fast ausschließlich der Porträtkunst dienten, sind als die bedeutendsten zu nennen: Friedrich Hartmann Barisien (geb. 1724 in Koburg, † 1796 zu Mitau), Leonhard Schorer (geb. 1715 zu Königsberg, † 1777 zu Mitau), der Kupferstecher Samuel Gottlieb Rütner (geb. 1747 in der Oberlausitz, † 1828 in Mitau) und Johann Peter Fatt, der seit 1771 in Riga nachweisbar ist. In den Porträts Barisiens klingt noch die Kunst, wie sie durch Antoine Pesne am preußischen Königshofe geübt

wurde, nach; ein Stück Rococo ist ihr geblieben; dagegen kommt in den Bildnissen Schorer's schon jene auf die Charakterisirung des Geistigen abzielende Richtung zum Durchbruch, wie sie durch Meister Anton Graff wieder angestrebt worden war.

Der Zäsurenstil des Empire trieb auch in den baltischen Provinzen seine Blüten und fand seine Vertretung zum größten Theil an den vom Staat errichteten Gebäuden, wie beispielsweise an den Gebäuden der Universität in Dorpat. Petersburg stand völlig unter französischem Einfluß. Doch auch auf den Privatbau gewann diese Kunstrichtung Einfluß und hier namentlich durch die Baugesetzgebung, die eine Reihe von Musterfassaden für alle erdenklichen Wohnhausbauten veröffentlichte, deren Anwendung zur Pflicht gemacht wurde. Zwar wurde dieser Kunstzwang von der Künstlerschaft schon früh durchbrochen, in der Baugesetzgebung aber blieben die Vorschriften, nach diesen Musterkarten zu bauen, doch noch bis zur Einführung der neuen Städteordnung bestehen.

Als die letzte Konsequenz der Renaissancebaukunst ist jene hellenistische Bauweise anzusehen, wie sie durch ihre beiden Hauptvertreter Leo von Klenze in München und Karl Friedr. Schinkel in Berlin zum Ausdruck gebracht wurde. Klenze, als der mehr zum Eklektizismus Neigende, hat geringere Nachfolge gefunden, als sein Zeitgenosse. Der Schinkelschule begegnen wir auch hier bis in die sechsziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein.

Die Wiederbelebung des klassischen Alterthums war das Zauberwort gewesen, dem seit Winkelmann's Tagen die litterarische und künstlerische Welt gehuldigt hatte. Um zu sagen, wie die gelehrte Welt der Ostseeprovinzen an diesen Bestrebungen sich theilte, genügt es, außer den schon genannten, noch auf die Namen eines Lenz, Stackelberg, Merkel und Graß hinzuweisen. Jakob Michael Reinhold Lenz (1751—1792) durfte mit Göthe um die Siegespalme ringen, Magnus von Stackelberg (1787—1837) gewann als Archäolog, Schriftsteller und Maler eine Bedeutung, die ihn neben Winkelmann rückte; ihm nicht zum geringsten Theil verdankt die kunstliebende Welt u. A. die Ausgrabung der berühmten Siebelgruppen vom Tempel zu Megina, die jetzt die Hauptzierde der Münchener Glyptothek bilden. Gottlieb Merkel (1769—1850), der Freund Herder's und Wieland's und der Antipode Göthe's, begründete

seinen Ruf als gewandter Publizist und dem Maler Carl Graß (1767—1814), dem treuen Freunde Schiller's, wird als Dichter wenigstens in der Geschichte der klassischen Litteratur der Ostseeprovinzen immerhin ein erster Platz eingeräumt werden müssen, wenn auch seine Landschaftsbilder, die er im Stil seines Lehrers Ludwig Heß malte, in ihrer Glätte und Süßlichkeit dem heutigen Geschmacke kaum noch zusagen werden.

Die Idee, das Antike in allen Lebensanschauungen, in den Staatsformen, in der Litteratur und in der Kunst wiederzuerwecken, mochte sie an sich irrthümlich sein, für die Kunst hatte sie jedenfalls den großen Nutzen geschaffen, sie vom Eklektizismus zu befreien und ihre Rückkehr zur Natur anzubahnen. Aber auch auf dem Gebiete der Litteratur erkannte man mit der Zeit, daß die modernen Dinge durch die Brille der Antike gesehen, der Wirklichkeit nicht entsprachen. Am wenigsten hatten die antiken Anschauungen innere religiöse Befriedigung gewähren können. Herz und Gemüth suchten daher nach neuer Nahrung und machten ihre Ansprüche mit Macht geltend. Göthe und Schiller hatten wohl Anfangs im Werther und in den Räufern den Impuls auch hierzu gegeben. Waren sie in der Folge auch wieder zu dem klassischen Ideal zurückgekehrt, die einmal geübte Wirkung ließ sich nicht mehr völlig zurückdämmen und die Revolution des Geistes gegen die Antike blieb nicht aus. Johann Ludwig Tieck ist der erste, der den Stoß gegen sie führt. Neben ihm stehen Wackenroder, die Gebrüder Schlegel, Schleiermacher, Schelling u. A. Tieck und Wackenroder richten den Blick auf die großen Zeugen der älteren heimathlichen Kunst; in ihren poetischen Werken erinnern sie an die großen Dome, an die hehre Kunst, die aus ihren himmelanstrebenden Gewölben und Thürmen spricht; die Romantik der alten Ritterburgen erwacht in ihnen und erfüllt ihre Phantasie mit neuen Idealen. Waren die litterarischen Fehden gegen die Antike vorläufig auch auf die Kunst ohne Einfluß geblieben, so brachten doch Wilhelm Schlegel's ästhetische Vorlesungen in Berlin Methode in den Streit und die Wiederherausgabe mittelalterlicher Dichtungen, wie der Minnesängerklieder und des Nibelungenliedes führte auch der Kunst neue Stoffe zu. Die Periode der Romantik stand an der Schwelle des neuen Jahr-

hundreds und Deutschlands Kunst ist ausersehen, die Führung in Europa zu übernehmen.

In diese Zeit fällt die Gründung der Universität Dorpat. Eine neue Schaar bedeutender Männer, die als Lehrer an die wieder erstandene baltische Hochschule berufen werden, kommt ins Land. Unter diesen sehen wir zwei Männer, die für die weitere Entwicklung der Kunst im Lande von Bedeutung werden: Carl Morgenstern (1770—1852), der als Professor der klassischen Philologie, der Aesthetik, der Litteratur- und Kunstgeschichte berufen wurde, und der Maler Karl August Senff (1770—1838), der das Amt eines Lehrers des Zeichnens und der Kupferstecherkunst an der Universität übernahm. Schon seinem Hauptlehrfach nach, der klassischen Philologie, huldigte Morgenstern auch in seinen allgemeinen Kunstanschauungen überwiegend den klassizistischen Bestrebungen, doch nicht in dem Maße, daß er nicht jeder anderen Kunstrichtung ihre Berechtigung zuerkannt, oder sie doch gewürdigt hätte. Besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Begründung der Kunstsammlung der Universität, deren jetzt vielfach verstreute Bestände fast völlig der Vergessenheit anheim gefallen sind. — Karl August Senff hatte sich Anfangs an der von Fr. A. Dejer geleiteten Kunstschule in Leipzig gebildet, war dann aber nach Dresden übergesiedelt, wo er sich unter dem Einflusse Graff's weiter bildete, mehr aber noch unter dem des Leberecht Vogel, dessen Kinderbildnisse er durch seine Aquatintastiche vervielfältigte. Als gereifter Künstler kam er nach Dorpat, wo er nicht nur eine umfangreiche Thätigkeit auf dem Gebiete der Porträtkunst in Pastell und Stich entfaltete, sondern auch Gelegenheit fand, eine große Schülerzahl heranzubilden. Die Pastelltechnik übte er in glänzender Weise und in seinen Porträts weiß er nach der Art seiner Vorbilder absolute Naturtreue mit feiner Charakterisirung zu verbinden.

Weit geringeren Einfluß auf die künstlerische Entwicklung in den baltischen Landen als die Gründung der Universität in Dorpat, hatte die, bereits 1757 von der Kaiserin Elisabeth auf den Vorschlag ihres Kammerherrn, J. J. Schuwalow, unternommene Gründung der Kunstakademie in Petersburg. Die Gründe dafür sind nicht schwer zu finden. Die Lehrkräfte des neuen Kunstinstituts wurden fast ausnahmslos aus Frankreich be-

zogen; nur für das Kupferstichfach waren zwei Deutsche berufen worden: der bedeutendste deutsche Kupferstecher des 18. Jahrhunderts, Georg Friedrich Schmidt aus Berlin und der Kupferstecher Johann Christoph Teucher aus Dresden. Die Art der ersten Einrichtung der Akademie war eine ziemlich primitive, die Lehrkräfte gering und mit Ausnahme von Schmidt recht unbedeutend, so daß selbst der Hof und die kunstliebende Welt zur Befriedigung ihrer künstlerischen Wünsche es vorzogen, Künstler aus Italien und Deutschland nach Petersburg zu ziehen. Außerdem war die geistige Verbindung der baltischen Provinzen mit Deutschland die ausschlaggebende und wie man an der Entwicklung der deutschen Litteratur den lebhaftesten Antheil nahm, so auch an der Kunst. Die Namen eines Adam Friedr. Deser und eines Raphael Mengs standen auch hier in hohem Ansehen. Zu ihren zahlreichen Schülern gehörte auch **Woldemar Dietrich v. Budberg** (1740—1784), von dem Deser gelegentlich sagte, daß Livland auf einen solchen Zeichner stolz sein könne, und auch Mengs stellte ihn seinen Schülern noch in späteren Jahren als Vorbild hin.

Lebhafter denn je regt sich um die Wende des Jahrhunderts der Sinn für Kunst, gepflegt durch den häufigen Verkehr mit Deutschland, Italien und Frankreich, und mit ihm wächst der Sammeleifer. Eine Anzahl privater Kunstsammlungen entsteht, unter denen einzelne von ihnen Schätze von seltenem Werth an sich brachten. Der v. Bergschen, der Stackelbergschen und der Universitätsammlung wurde schon Erwähnung gethan. Zu den reichsten zählte die Sammlung v. d. **Ropp** in Kurland; diese besonders reich an Werken der italienischen Kunst. Aus dieser Sammlung kam 1829 ein Madonnenbild Raffaels an das Berliner Museum. Bedeutend ist noch heute die v. Liphartsche Sammlung auf Rathshof; auch in Kurland haben sich noch in einzelnen Familien schöne Bilderschätze erhalten, darunter viele werthvolle Werke der holländischen Kunst. Neben dem Zufließen von Kunstschätzen bietet die Einwanderung von tüchtigen Künstlern, die zum Theil sogar im Lande bleiben, weitere Anregung. **Johann Dominicus Dehs** (1776—1836) als Porträt- und Miniaturmaler angesehen, kommt 1804 ins Land und läßt sich in Mitau nieder; **Ernst Peter Rockstuhl**, ein gewandter Porträtmaler und Silhouettenzeichner lebt in den ersten Jahren des

19. Jahrhunderts in Riga und siedelt später nach Petersburg über; 1795 kommt Gerhard v. Kugelgen nach Riga und wenig später folgt ihm sein Zwillingenbruder Karl Ferdinand. Sie leben hier vier Jahre und gehen dann nach Petersburg, wo ihnen eine reiche Thätigkeit zufällt. Beide verheiratheten sich in Estland mit Töchtern des Freiherrn Böge v. Mantuffel auf Harms. Gerhard geht 1804 nach Deutschland zurück; Karl aber bleibt im Lande und wird in der Folge zum Hofmaler und Akademiker befördert. — Karl Siegmund Walther (1784—1867), ein Schüler der Dresdener Akademie, kommt 1809 als Lehrer der Kinder des Dichters Kogebue nach Estland und wird der Lehrer des späteren Schlachtenmalers Alexander v. Kogebue, des Historienmalers Otto Ignatius und des Porträtisten Gustav Adolf Hippus. — Mit Ignatius und Hippus, zu denen sich Johann Leberecht Eggink und August Bezold gesellen, beginnt eine neue baltische Künstlergeneration.

Den Uebergang zu dieser bilden einige ältere baltische Künstler, die ebenfalls in Deutschland ihre Ausbildung genossen hatten. Zunächst Johann Heinr. Baumann (1753—1832), ein Schüler des Thiermalers Samuel Beck in Erfurt. Er war der baltische Fapresto und überschwebte fast ganz Kurz- und Livland mit seinen Thier- und Jagdbildern; sein Werk giebt er selbst auf 1713 Stück an. Und trotz dieser Vielmalerei fand er noch Muße, sich mit der Abfassung von Jagdgeschichten und Erzählungen in lettischer Sprache zu befassen. — Ferner Ernst Gotthilf Boffe (1785—1862). Er studirte in Dresden und lebte später fast ausschließlich in Florenz, wo er auch gestorben ist. Boffe zeigte als Historienmaler wenig Selbständigkeit, erlangte aber im Porträt und durch seine Kopien der italienischen Hochrenaissancemeister, sowie als Miniaturist eine solche Bedeutung, daß die Akademien von Rom und Parma ihn zu ihrem Mitgliede ernannten. — Als tüchtiger Porträtist geschätzt war auch Eduard William Biemann aus Libau (1795—1842), ebenfalls in Dresden und Italien gebildet. — Johann Jakob Müller, gen. Müller von Riga (1765—1831), Sohn des Ältesten der St. Johannisgilde, hatte das Studium der Theologie aufgegeben und sich unter Klengel in Dresden zum Landschaftler gebildet. Unter dem Einfluß des Claude Lorrain

arbeitete er in Italien weiter und übernahm später ein Lehramt an der Kunstschule zu Stuttgart. Er starb dort als württembergischer Hofmaler. — Als Letzter in dieser Reihe mag der Kurländer Alexander Sauerweid (1783—1844) genannt werden, der ebenfalls in Dresden seine Studien gemacht hatte, durch seine hier ausgeführten Szenen aus den deutschen Befreiungskriegen die Aufmerksamkeit des Kaisers Alexander I. auf sich lenkte und von diesem als Professor an die Akademie und als Lehrer der kaiserlichen Kinder berufen wurde. Der konventionelle Charakter der Sauerweid'schen Schlachtengemälde will sie zwar heute wenig genießbar erscheinen lassen, bei den Zeitgenossen aber standen sie in hohem Ansehen. Sauerweid's Hauptbedeutung aber liegt im Kupferstich.

Die von Tieck und Wackenroder erweckte Romantik hatte schließlich auch die Kunstzustände Deutschlands gewaltig aufgerüttelt und sie zu einem energischen Protest gegen den Klassizismus ermüht. Die Auflehnung einzelner Kunstjünger gegen das akademische Formelwesen hatte daneben weitere künstlerische Kreise ergriffen und schließlich in Rom eine junge Künstlerchaar zusammenggeführt, die die Wiedergewinnung wahrer Kunst, unabhängig von den einschnürenden Fesseln akademischer Regulative, zu erstreben den Willen kundgab. Friedrich Overbeck aus Lübeck und Peter Cornelius aus Düsseldorf ragten als die Häupter dieser Schaar hervor. In diesen Kreis traten die jungen baltischen Künstler. Otto Ignatius (1794—1824) hatte Anfangs die Berliner Akademie besucht, aber ihren unerfreulichen Zuständen bald den Rücken gekehrt und sich nach Wien gewandt. 1817 kommt er mit August Bezdold aus Wessenberg (1794—1859) nach Rom, wohin Gustav Adolf Hippius (1792—1856) und Johann Leberecht Eggink (1787—1867) ihnen vorausgeeilt waren. Ignatius' vielseitige Begabung — auch die Gaben der Dichtkunst und der Musik hatte die Muse ihm in die Wiege gelegt — machte ihn bald zu einem der beliebtesten Mitglieder des römisch-deutschen Künstlerkreises. 1819 kehrt er in die Heimath zurück, kommt nach Dorpat, wo Morgenstern seinen Arbeiten die größte Anerkennung entgegenbringt, und begiebt sich bald darauf nach Petersburg, wo er nach kurzer Zeit zum Hofmaler ernannt und von der kaiserlichen Familie mit glänzenden Aufträgen be-

traut wird. Sein Schaffen währte kurze Zeit — kaum dreißig Jahre alt, trug man ihn zu Grabe. Er war eine feine, in sich abgeschlossene Natur, strebsam und voll Ernst. Die Kunst, die er mit dem Nazarenertum in Rom eingefogen hatte, hätte sich im Laufe der Zeit, wie bei manchem Andern, der gleich ihm aus diesem Kreise hervorging, zu Bedeutendem entwickeln können, wenn nicht der Tod ihn frühzeitig abgerufen hätte. Er war seit 1822 mit einer Tochter des späteren Düsseldorfer Akademiedirektors Wilhelm Schadow vermählt, die ein Jahr vor ihm ins Grab sank, ein Verlust, der ihn tief niederbeugte und den er nicht vermeiden konnte. Rührend sind die Verse, die er im Vorgefühl seines nahen Todes niederschrieb:

„Seh mir willkommen Tod!

Ich klage nicht, daß schon im Reime

Des Schicksals rauhe Hand

Des Lebens Blüthe neidisch mir zerbrach.

Wie manchen Jüngling, ach, verwahrt die Erde

In ihrer Gräber Raum,

Der nimmer Lieb' empfand in sel'ger Brust.

Wer unbekannt mit ihrer Himmelsluft

Verläßt des Lebens Schattenspiel,

Der hat umsonst gelebt.

Wem nicht der Liebe Hochgefühl

Sich mit dem letzten Athemzug verwebt,

Dem öffnet sich die Liebe nicht,

Wenn hoffnungslos das Herz ihm bricht. —

Schon die Erinn'ung jener Seligkeit,

Die mir das Schicksal früh geraubt,

Verbürget mir die Ewigkeit

Und weihet mich zum Himmel ein.

Ich muß unsterblich seyn,

Weil ich geliebet und geglaubt!

Ignatius' letzte Arbeit, die Ausmalung der kaiserlichen Loge in der Hofkirche zu Jarstoj-Selo vollendete nach seinem Tode sein Schwager und Studiengefährte Hippus. Dieser und Aug. Bezold haben im Porträt sehr Anerkennenswerthes geleistet. Des Ersteren bedeutendste Arbeit war die Herausgabe der „Contemporains“, eine Sammlung von Bildnissen der hervorragendsten

Staatsmänner, Gelehrten und Künstler jener Zeit. Eggink übte die Bibelmalerei im Stile der Nazarener, ohne jedoch in die spröde Härte Overbecks zu verfallen. Er hat auch einige größere Historienbilder gemalt, die sich zum Theil in Petersburg, zum Theil in ausländischem Privatbesitz befinden, wandte sich aber in der letzten Zeit seines Lebens mehr der Landschaft und dem Porträt zu.

Diesen Künstlern zunächst steht der, etwa sechs Jahre später in den Kreis der deutschen Künstlerschaft in Rom tretende Ludwig v. Mandell (1795—1846). Er hatte sich in jugendlicher Begeisterung als Siebzehnjähriger in die russisch-deutsche Legion einreihen lassen, um an dem Kriege gegen Napoleon theilzunehmen und war nach dem zweiten Einzuge der Verbündeten in Paris zum Premierlieutenant befördert worden. 1820 hatte er auf den Wunsch seines Vaters dem Kriegshandwerk entsagt, um sich in Dorpat dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Es entsprach das aber wenig seinem Geschmack; er wurde Schüler des Kupferstechers Senff und begab sich 1823 zu weiteren Kunststudien nach Deutschland. 1824 finden wir ihn in Rom, wo er mit Schnorr v. Karolsfeld, Ludwig Richter, dem Architekten Wilhelm Stier und dem Maler Carl Peschel in engen Verkehr tritt.

Der Kartonstil des Peter Cornelius, der um diese Zeit schon an den Fresken in der Münchener Glyptothek arbeitete, nimmt ihn gefangen und gleichzeitig gewinnt die mittelalterliche Buchillustration sein Interesse. 1827 kehrt er nach Livland zurück und 1829 läßt er sich in Dorpat nieder. Hier tritt er zu dem russischen Dichter Wassili Soukoffski in nähere Beziehungen, durch dessen Vermittelung einzelne seiner illustrativen Arbeiten von der Kaiserin erworben werden; auch besorgt er die Illustrationen Soukoffskischer Dichtungen. Sein Hauptwerk bilden die Illustrationen zur livländischen Geschichte, die er als Umrisse in Kupfer stach und mit einem begleitenden Text versah. Projektirt war eine Ausgabe von fünfzig Blättern, wovon jedoch nur 22 erschienen. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Mandell durch die Wiederbelebung des Holzschnittes. — Ein anderer Senffschüler, Gerhard Wilhelm v. Neutern (1794—1865) kam ebenfalls vom Kriegshandwerk zur Kunst. Als junger Husarenlieutenant hatte er bei Dresden und Kulm gekämpft und in der Völkerschlacht

bei Leipzig durch einen Schuß in die Schulter den rechten Arm verloren. Als Einarmiger nahm er nun, ermuntert durch Göthe, dem er gelegentlich einige seiner Arbeiten zeigen konnte, das Studium der Malerei wieder auf und bildete sich Anfangs in Bern unter G. Lory, später in Cassel unter den Malern Ludwig v. Grimm und Rhoden. Seine kleinen Genreszenen und Landschaften, von denen sich viele in Kaiserlichem Besiz befinden (er wurde in der Folge zum Hofmaler ernannt) sind anmuthig, oft aber von einer schwärmerischen Empfindsamkeit durchdrungen, die ebenso sehr im Zuge der Zeit, wie im Charakter des Malers lag. — Zwei andere Senffschüler, August Matthias Hagen (1794—1878) und Wolde mar Friedr. Krüger (1807—1893) bildeten sich zu Landschaftern aus und haben durch ihre Schöpfungen, namentlich Hagen auf dem Gebiete des Aquarells und der Lithographie viele Anerkennung gefunden.

Durch die Berufung des berühmten Kupferstechers Georg Friedr. Schmidt an die Kunstakademie in Petersburg und durch Senffs rastlose Thätigkeit in Dorpat empfing auch dieser Zweig der malerischen Darstellung hier wieder neues Leben. Früh bürgert sich aber auch die 1798 von Alois Senefelder gemachte Erfindung der Lithographie in den Ostseeprovinzen ein und Senff ist der Erste, der sich ihrer, bei der Herstellung seines Porträts des Professors Erdmann mit Erfolg bedient. Unter den baltischen Kupferstechern dieser Zeit verdienen genannt zu werden: August Philipp Clara geb. 1790 in Dorpat, gest. in Petersburg als Lehrer an der Kunstakademie; Burchard Franz Dörbeck aus Jellin (1799—1835), Andreas L ö v i s o f M e n a r, bekannt durch seine kleinen Radirungen baltischer Ansichten, und Johann Gottfried Scheffner aus Mitau (1765—1839). Unter den Lithographen nehmen den ersten Rang ein Ernst David Schabert in Mitau (1796—1853) und Georg Friedrich Schlater in Dorpat (1804—1870).

Die Bildhauerkunst dieser Periode hat nur einen bedeutenden Namen aufzuweisen, den des Eduard Schmied von der Launig, eines Sohnes des Pastors und späteren Propstes zu Grobin in Kurland (1797—1869). Er studirte in Göttingen Jurisprudenz, wurde aber durch den als Künstler und Kunstgelehrten bekannten Professor Fiorillo für die Kunst gewonnen, ging

nach Rom, wo er Schüler von Thorwaldsen wurde und ließ sich später in Frankfurt a. M. nieder, das auch die meisten Werke seiner Hand besitzt. Am bekanntesten sind sein Guttenbergdenkmal daselbst, das er 1857 vollendete, und seine Kolossalstatuen der russischen Feldherren Barclay de Tolly und Kutusow vor der Kasanschen Kathedrale in Petersburg, die 1826/27 aufgestellt wurden. Die Heimath besitzt von ihm kaum mehr als ein Bronzerelief mit der Darstellung des Todes seines Bruders, des Adjutanten Georg Schmied von der Launig, der in der Schlacht bei Leipzig fiel. —

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts macht sich eine merkliche Erkaltung gegen die bildenden Künste in den Ostseeprovinzen bemerkbar. Kunstmägere waren zwar von jeher sehr selten gewesen, jetzt schienen sie völlig ausgestorben zu sein. Nur Theater und Musik erfreuten sich eines bedeutenden Aufschwunges. Zu größeren Arbeiten fanden die im Lande erstehenden Künstler kaum noch Aufträge, nur das der Eigenliebe schmeichelnde Porträt wurde noch verlangt, bis auch dieses schließlich durch das Daguerrotyp und später durch die handwerksmäßig ausgeübte Photographie verdrängt wurde. Der größte Theil der hiesigen Künstler wird dadurch der Heimath entfremdet und sucht in Deutschland oder in den großen Städten des Reichs, namentlich in Petersburg, ergiebige Stätten für sein Schaffen. Bezeichnend für die damaligen Kunstzustände ist ein Aufsatz in den Rigaschen Stadtblättern vom Jahre 1841: „Die Kunst geht nach Brod“ — heißt es dort — „denn was finden wir in den Werkstätten unserer Spohr, Karing, Schlichting u. A.? Fast nur das, was ihren Ruf und Ruhm begründete, das von ihnen aber zu gewinnen, ebenso das öffentliche Wesen, wie die wenigen Kunstfreunde scheuten, das daher bei ihnen blieb, zwar ein Empfehlungsbrief für sie, aber zugleich, leider! ein Ladenhüter!“ —*).

Als einen der letzten Kunstmägere Rigas kann man den Rathsherrn Friedr. Wilh. Bredello (1797—1862) ansehen, dessen prächtige Gemäldesammlung noch heute zu den ersten Sehenswürdigkeiten der Stadt gehört. Mit seinem Namen verbunden ist der eines unserer besten Historienmaler aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der des Alexander Heubel

*) Rigasche Stadtblätter 1841 Nr. 41, S. 319.

(1813—1847). Er war der Sohn des aus der Ufermark stammenden, als Kunsttischler und Bildschnitzer verdienten, August Gotthilf Heubel. Alexander bildete sich in Dresden und Düsseldorf, wo er Schüler von Eduard Bendemann wurde, dessen lyrische Richtung er auch zu der seinen machte. 1841 begab er sich auf drei Jahre nach Rom, wo er sein Hauptwerk, die drei Männer im feurigen Ofen, im Auftrage der Kaiserin von Rußland schuf. Es befindet sich im Schlosse zu Kopscha; die Farbenskizze besitzt die Gallerie Brederlo, den Karton Herr Staatsrath C. Krüger in Mitau. Er starb wenige Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien im Hause seines Gönners Brederlo. — Mit ihm hatte ein anderer Rigenser sich auf die Kunstakademie nach Dresden begeben, Johann Karl Baehr (1801—1869), der später als Professor an der Dresdener Akademie thätig war. Baehr hat sich neben der Ausübung der Kunst gegen Ende seines Lebens auch mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, namentlich nahmen seine spekulativ-naturhistorischen Arbeiten ihn viel in Anspruch, jedoch ohne daß er mit ihnen den erhofften Erfolg erzielt hätte. Werthvoller sind seine Arbeiten auf dem Gebiete der baltischen Archäologie, die auch heute noch durch ihre sauberen Zeichnungen für den Forscher nicht ohne Interesse sind. — Neben diesen Künstlern sehen wir eine Reihe von andern ihr kärgliches Brod mit Porträtiren oder als Zeichenlehrer an Schulen sich erwerben, so Robert Schwede (1806—1871), der zu den vorzüglichsten Porträtmalern Rigas gehört hat. Ferner Friedrich Wilhelm Spohr aus Riga (1797—1877), Georg Rudolf Karing (1807—1858), Gustav Wilhelm Rosenberg aus Libau (1809—1870), Hermann Ernst Schlichting aus Reval (1812—1890), ein Schüler Senffs, der sich später an den Akademien zu Petersburg und Dresden weiter bildete und neben dem Porträt in anerkennenswerther Weise die Genremalerei übte. Auch Otto Berthing aus Livland (geb. 1817, angeblich in Paris gestorben), ein strebsamer Künstler, der sich hauptsächlich in Antwerpen gebildet hatte, und Eduard Hau aus Reval, der sich namentlich durch seine lithographirten Porträts der Dorpater Universitätsprofessoren als tüchtiger Porträtist bekannt gemacht hatte, gehören in diese Reihe.

Die Mehrzahl der jungen hier erstandenen Künstler zog es

jedoch vor sich größere Wirkungskreise zu verschaffen und viele von ihnen fanden an der sich allmählich zur Blüthe aufschwingenden Kunstakademie in Petersburg willkommene Aufnahme, wogegen es andere wiederum vorzogen sich in Deutschland geeignete Wirkungskreise zu suchen. Zu denen, die es in Petersburg als akademische Lehrer oder als frei schaffende Künstler zu Ansehen brachten, gehören: Karl Timoleon v. Neff aus Estland (1805—1876), der als vortrefflicher Kolorist trotz seiner raffaelesken Richtung, die uns heute nur noch als eine Kunstverirrung erscheint, als der gepriesenste Meister galt und mit Ehren überhäuft wurde. Ferner Otto Friedrich v. Moller (1812—1875), ein Schüler des damals fast vergötterten Brüllow und in Rom weiter gebildet, dann Alexander Schwabe aus Riga (1818—1872) als bedeutender Thier- und Jagdmaler an der Akademie thätig, Waldemar Hau (1816—1895), ein Stiefbruder des früher genannten, als Hofmaler und beliebter Porträtist in Petersburg angesehen und Wilhelm Timm, ein Sohn des Rigaschen Bürgermeisters (1820—1899), der als Schüler von Horace Vernet in Paris sich der Schlachtenmalerei gewidmet hatte, Besseres aber als Illustrator leistete. Das von ihm 1851 gegründete Kunstblatt gehörte zu den ersten dieser Art in Rußland.

War schon das Feld der Malerei in den baltischen Provinzen ein äußerst beschränktes, so fand die Bildhauerkunst noch weniger Raum. Die wenigen von hier stammenden Künstler, die sich diesem Kunstzweige widmen, haben in Petersburg gearbeitet und es hier zu Ruhm und Ehren gebracht. Die bedeutendsten unter diesen sind: Peter Jakob Clodt v. Jürgensburg (1705—1867), der hauptsächlich als Pferdebildner berühmt wurde und Robert Salemann aus Reval (1813—1874), ein Schüler Schwanthalers in München. Beide waren als Professoren an der Akademie thätig. Wilhelm Siegfried Stavenhagen aus Golbingen (1814—1881), der sich Anfangs an der Petersburger Akademie, dann unter Schmied von der Launig in Frankfurt a. M. und schließlich in München unter Helbig gebildet hatte, mußte bei den geringen Erfolgen, die der Ausübung seiner Kunst im Lande erblühten, derselben entsagen und zum Zeichenstift greifen. Mit seinem Werke „Baltische Ansichten“, das drei Bände umfaßt, von denen jeder mit dreißig

Stahlfstichen nach seinen Zeichnungen ausgestattet ist, hat er sich ein ehrendes Andenken gesichert. —

Am traurigsten stand es um die Architektur jener Zeit. Der letzte bedeutende und künstlerisch veranlagte Baumeister im Lande war Christoph Haberlandt gewesen. Die Ausübung der bürgerlichen Baukunst lag völlig in den Händen einfacher Maurer und Zimmermeister und wurde, was ihre künstlerische Seite anbetraf, nach den von der Baugesetzgebung verordneten Fassadenbildern geübt. Mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgt aber auch auf diesem Gebiet eine Wendung zum Besseren. Zunächst bildet die Petersburger Akademie, dann die Bauerschule daselbst eine Anzahl künstlerischer Kräfte aus, mehr aber wird nach dieser Seite hin, speziell für die Ostseeprovinzen erreicht durch die 1862 erfolgte Gründung des Polytechnikums in Riga. Riga wird überhaupt jetzt zum Mittelpunkt des Kunstschaffens und es genügt an dem hier Erstandenen die im Lande vorhandene Kunsthöhe zu messen. Durch die Niederlegung der die alte Stadt einengenden Festungswälle, war eine Reihe von Baugründen frei geworden, die der Bebauung harrten. Doch schon vor der Niederlegung der Wälle und vor der Gründung des Polytechnikums verlangten die durch den Handel und Verkehr gesteigerten Ansprüche nach künstlerischem Ausdruck, für den vorläufig allerdings die erforderlichen Kräfte noch fehlten. Für den Bau der neuen Börse wurde daher ein in Petersburg thätiger und auf der dortigen Akademie gebildeter Architekt berufen und zwar der Sohn des aus Riga stammenden Malers E. G. Boffe, der Professor Harald Julius Boffe. Den Bau des neuen Hauses der großen Gilde übertrug man dem ebenfalls als Professor an der Akademie thätigen Architekten Karl Beyne, den Bau des Stadttheaters dem Professor der Akademie Ludwig Bohnstedt.

Die architektonischen Streitfragen, die etwa seit dem Tode des größten Klassizisten Norddeutschlands, des Berliner Architekten Carl Friedr. Schinkel (1841) in deutschen Künstlerkreisen hin und her wogten und darin gipfelten einen dem Nationalgefühl des deutschen Volks adäquaten Stil hervorzurufen, waren ohne Erfolg geblieben. Im Allgemeinen war man zu dem Satze gelangt, daß eine Kirche, ein Rathhaus, im gothischen, Theater und Museen im antiken, Wohnhäuser und Paläste im Renaissancestil zu errichten

feien, nachdem man mit den verschiedenen Versuchen einen der historischen deutschen Stile zum Nationalstil zu erheben, gründlichst Niasko gemacht hatte. Die Zeit des historischen Stils begann und so sehen wir auch die Börse in einem Renaissancestil errichtet, dessen Vorbilder zum Theil am Canale grande stehen, das Haus der großen Gilde in einem gothischen Stil, der sich aus deutschen, französischen und englischen Motiven zusammensetzt, das Theater endlich in den Formen der Antike, wie Schinkel sie am Schauspielhause zu Berlin in Anwendung gebracht hatte. Der künstlerische Einfluß der Petersburger Architekten übertrug sich zunächst auf die Schöpfungen ihrer Schüler, die sie in Riga zurückgelassen hatten, doch wurden auch wiederum neue Anregungen geboten durch das Auftreten von zwei tüchtigen Baukünstlern, wie des auf der Kopenhagener Akademie gebildeten Stadtarchitekten J. D. Felsko und des Petersburger Akademikers Robert Pflug, von denen jener vornehmlich der gothischen Bauweise huldigte (ehemaliges Waisenhaus, S. Gertrudkirche, S. Johannisgilde), dieser dagegen die italienische Frührenaissance bevorzugte (Ritterhaus) und die italienische Richtung selbst in seiner großartigen russischen Kathedrale durchklingen läßt. Daneben gewinnt die Architekturschule des Polytechnikums allmählich an Boden, befördert durch ihren Leiter, den Professor Gustav Hilbig (1822—1887), der aus der Berliner Schule hervorgegangen war und unter dem Oberbaurath Karl Stüler gearbeitet hatte, dessen spätere romanisirende Richtung, wie sie an dem Gebäude der Universität Königsberg zum Ausdruck kommt, von ihm hier weiter gebildet wurde (Bau des Polytechnikums, Paulskirche). Eine neue Richtung erhält die Architektur unter dem in Wien und München gebildeten an das Polytechnikum berufenen Professor J. Koch, der seinen hier zur Ausführung gebrachten Bauten die Formen einer vornehmen modernen Renaissance im Sinne Gottfried Sempers aufgeprägt hat. — Wie in Deutschland, so sind auch in Riga, wo in den letzten Jahren eine gradezu fiebrige Bauhätigkeit herrschte, fast alle historischen Stilarten zur Anwendung gekommen, wenn auch, wie es bei einer so außerordentlichen Bauhätigkeit nicht anders zu erwarten war, nicht immer mit Glück. Daß auch „die Moderne“ bereits ihren Einzug gehalten hat, mag als ein Beweis dafür gelten, daß die baltische

Architektenschaft bestrebt ist, sich auf der Höhe ihrer Zeit zu erhalten.

Verglichen mit der Architektur und der Malerei hat die Skulptur in den baltischen Provinzen kaum Nennenswerthes aufzuweisen, obgleich auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Anzahl rühmlich bekannter Meister hier erstand. Aber fast ausnahmslos sind ihre Schöpfungen der Reichshauptstadt oder dem Auslande zu gut gekommen. Zu den bedeutendsten unter ihnen gehören: Alexander v. Bock aus Dorpat (1829—1895), der als Professor an der Petersburger Akademie eine umfangreiche Thätigkeit entfalten konnte. Von seinen bedeutendsten Arbeiten mögen genannt sein: Das Denkmal des Feldmarschalls Paskewitsch-Erwanski zu Warschau, das Denkmal des Admirals Greigh, das Urtheil Salomonis an der Fassade des Petersburger Gerichtshofes, die Minerva auf der Kuppel des Akademiegebäudes in Petersburg, eine Reihe von Büsten hervorragender Persönlichkeiten, sowie mehrere dem Genre oder der Mythologie entlehnte Darstellungen. — Ein anderer Meister aus dem Beginn dieser Periode, dessen Hauptschöpfungen dagegen in Livland, speziell in Dorpat, zur Aufstellung gelangt sind, war Franz Karl v. Willebois (1836—1890). Am bekanntesten ist die Statue seines Flußgottes und der Entwurf zum Denkmal des Professors R. E. v. Baer. — Der ebenfalls in der Nähe Dorpats geborene Bildhauer Alexander v. Wahl war ein Schüler des Petersburger Professors P. Clodt v. Jürgensburg. Er setzte seine Studien in München fort und hat sich besonders durch seine Darstellung aus der Thierwelt und seine kleinen vielfach in Bronze ausgeführten Genreszenen aus dem Leben der Tscherkessen Anerkennung gewonnen. — Aus dem Handwerk hervorgegangen ist der aus Estland stammende August Weizenberg, der sich auf dornenvollem Wege zur Künstlerschaft durchgedrungen hat. Mehrere seiner Werke befinden sich in Reval, darunter die anmuthige Marmorstatue der Lindanisse.

Zu den jüngeren Künstlern, die sich im Auslande einen Namen gemacht haben, gehören Leopold Bernstamm aus Riga, jetzt in Paris thätig, bekannt durch seine vortrefflichen Porträtbüsten; Karl Bernewig aus Blieden in Kurland, der als Schüler und Gehilfe des Professors Reinhold Wegas, durch

seine Bethheiligung an der Ausführung des Nationaldenkmals für den Kaiser Wilhelm I. seinen Ruf begründete, und Konstantin Starck aus Riga, der heute, obgleich noch jung an Jahren, schon zu den namhaftesten Künstlern der Berliner Bildhauerschule zählt.

In Riga hat der aus dem Auslande stammende Bildhauer August Leberrecht Volz verhältnismäßig wenig Gelegenheit gehabt zur Bethätigung seines bildnerischen Geschicks; er hat neben seiner Lehrthätigkeit, seine Kunst vorzugsweise in den Dienst der Architektur stellen müssen.

Ungleich größer als die Zahl der Bildhauer ist die der Maler aus den baltischen Provinzen; doch auch den wenigsten von diesen war es vergönnt in der Heimath selbst ihrer Kunst obzuliegen. Viele finden wir als Lehrer an die Akademie nach Petersburg berufen, andere in Deutschland zu Ruhm und Ehren gelangen. — Zu denen, die der verblasenen und inhaltslos gewordenen russischen Kunst neue Wege wiesen gleichzeitig aber auch, als strenge Sittenlehrer, den traurigen Zuständen der Beamten- und Pfaffenwirthschaft entgegenzuarbeiten suchten, gehört Baron Wilhelm v. Krüdener, mit seinem russischen Malernamen gewöhnlich Wassili Perow genannt. In seinen mit unerbittlicher Naturwahrheit gemalten Sittenbildern aus dem russischen Volksleben ist er, wie Richard Muther treffend von ihm sagt, „in einer Person Ankläger und Arzt, und seine Heilmittel sind Rückkehr zur Natur, zur Gerechtigkeit, zur Wahrheit, zum Mitleid.“ Ein gemäßigteres Tempo schlägt bereits Michael Clodt v. Jürgensburg an, der sich zugleich als Radirer Anerkennung erworben hat. — Zu den hervorragendsten Landschaftern der Petersburger Schule gehört Julius v. Klever aus Dorpat und zu den ersten Kämpfern gegen die stilisirende Landschaftsmalerei ist Michael Clodt v. Jürgensburg, der Better des Vorigen, zu zählen. Die ziemlich unglückliche Richtung des historischen Genres, wie sie an der Antwerpener Akademie unter Gust. Wappers und Nicaise de Regser Boden gewann, übte anfangs, jedoch mit größerer Naturwahrheit und dabei von den koloristischen Fortschritten der Belgier profitirend Karl Theodor Huhn aus Livland (1830—1877), ebenfalls Professor der Petersburger Akademie; doch wandte er sich später mit Glück dem bürgerlichen Genre und der Landschaft

zu. — Als tüchtiger Porträtmaler und Kolorist zeigte sich der aus der Nähe Fellins stammende Joh. Koeler, oder wie er sich seiner estnischen Nationalität wegen später nannte: Koeler = Bilandi. — Ein gewissenhafter Zeichner, ist der als Professor der Historienmalerei an der Petersburger Akademie thätige, aus Reval gebürtige Karl Wenig. — Zu den hervorragendsten Künstlern der neueren Zeit gehört Ernst Friedrich v. Liphart, der Sohn des bekannten Kunstkenners Karl Eduard v. L., der mit Franz v. Lenbach seine Studien in Italien begann und mit diesem gemeinschaftlich für die Galerie des Grafen Schack thätig war. Er setzte seine Studien in Paris fort und entfaltete hier eine fruchtbare Thätigkeit, sowohl auf dem Gebiete des Porträts, wie auf dem des Sittenbildes. Seit 1886 lebt er in Petersburg. — Zu den jüngeren Landschaftern, die vornehmlich Petersburg zu ihrem Wohnsitz erkoren haben, gehören Oskar Hoffmann aus Dorpat und Karl Eduard Hefftleer aus Reval, der sich besonders als Aquarellist einen weitgehenden Ruf verschafft hat.

Im Auslande steht an der Spitze der aus den baltischen Provinzen stammenden Künstler, der als Professor an der Düsseldorfer Akademie wirkende Eduard v. Sebhardt, rühmlichst bekannt durch die Eigenart seiner Bibelmalerei; ferner der als Landschaftler geschätzte Gregor v. Bochmann und der als Marinemaler thätige Eugen v. Dücker. Ebenfalls in Düsseldorf ansässig war der jung verstorbene Eduard Spörer aus Reval (1841—1898), der durch seine stimmungsvollen Landschaften aus der Bretagne seinen Ruf begründete. In München, wo er unter Millner seine Ausbildung erhalten hatte, arbeitete der auch jung verstorbene, ebenfalls aus Estland stammende Paul v. Liesenhäusen (1837—1876) als Marinemaler. — In München gebildet ist auch der in Mitau geborene Kunz Meyer, der längere Zeit in Bremen als Mitarbeiter Fitgers thätig war. — Unter den drei Malerbrüdern Rizzoni hat Alexander Rizzoni, der seit langen Jahren in Rom lebt, durch seine mit der Feinheit eines Frans Mieris d. Ae. ausgeführten Genrebildchen aus dem italienischen Leben sich am meisten hervorgethan, und in Berlin hat Anna v. Wahl, eine Tochter des Dorpater Professors der Chirurgie, durch die anmuthige Illustration von

Kinderbüchern und durch schwungvoll entworfene Plakate die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken gewußt. —

In der Heimath war trotz des Aufschwunges, den die Architektur zu nehmen begann, für die Malerei und die Skulptur kein Boden gewonnen worden, auf dem sie zu höherem Fluge hätte ansetzen können. Zu einer monumentalen Ausgestaltung des Innern der neu erstandenen Monumentalgebäude auch durch Malerei und Skulptur, wozu die bewegte Geschichte des Landes einen so reichen Stoff dargeboten hätte, konnte man sich nicht erheben. Wo gelegentlich die Anregung nach dieser Seite hin erfolgte, wurde sie abgelehnt und gewöhnlich mit der Begründung, es mangle an geeigneten Kräften. Wenn man doch den Versuch gemacht hätte, die im Lande vorhandenen Künstler aufs Pferd zu setzen, sie hätten das Reiten schon verstanden. Das Einzige, wozu man sich erheben konnte, war das der lieben Eitelkeit schmeichelnde Porträt und das Wappen, das in einzelnen unserer öffentlichen Gebäude bereits bis zum Abscheu breit getreten ist.

Auf dem Gebiete der Porträtmalerei haben Julie Gagen-Schwarz in Dorpat (Jurjew) und Julius Siegmund in Riga, die beide ihre Studien im Auslande gemacht haben, die größten Erfolge zu verzeichnen. Neben ihnen der in jungen Jahren aus Dresden nach Mitau eingewanderte Bendemannschüler Julius Döring (1818—1898), der auch eine große Zahl von Altargemälden geschaffen hat, die sich aber in den wenigsten Fällen über eine konventionelle Auffassung erheben. Als langjähriger Sekretär der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst hat Döring sich auch an verschiedenen wissenschaftlichen Arbeiten betheiligt. —

In neuerer Zeit hat neben dem Porträt das Landschaftsbild eine Reihe tüchtiger Vertreter gefunden, unter denen Julius Wolde mar Fedders aus Kopenhafen, Reinhold v. Moller in Dorpat, Baron Gerhard v. Rosen in Riga, Johann Walter in Mitau, Karl Alexander Winkler in Reval und Wilhelm Burwit in Riga zu nennen sind, die alle mehr oder weniger den vielfachen Reizen des baltischen Landes ihre Stoffe entlehnen, besonders G. v. Rosen in seinen duftigen Aquarellen. Zu den besten Vertretern des Genres gehörte der leider früh verstorbene, hoch begabte Karl

Schulz in Mitau (1823—1859), der sich des lieben Broderwerbs wegen schließlich aber auch auf das Bildnißmalen und den Zeichenunterricht verlegen mußte. Mit Vorliebe pflegt das Genre auch Baron Oswald v. Saß aus Arensburg, der seine Motive am liebsten im estnischen Volk sucht, dessen Leiden und Freuden er mit überzeugender Treue zu schildern weiß. Als vorzügliche Illustratoren gelten Bernhard Borchert in Riga und Rudolf Sarrin, jetzt in Petersburg, der sich auch als trefflicher Radierer bekannt gemacht hat.

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung und finden bestätigt, was eingangs dieser Abhandlung ausgesprochen wurde, daß bei der politischen Stellung der Landesbewohner und deren Charakter die Kunst in den baltischen Provinzen nie hat absolut selbständig oder gar Schule bildend werden können. Sie ist fast ausschließlich von Deutschen geübt worden und daher auch in ihren Hauptzügen ein Spiegelbild der deutschen Kunst, an deren Entwicklung aber gar mancher dem baltischen Boden entsprossene Künstler sein wohlgemessen Theil hat beitragen können. — Die in der letzten Zeit häufig ausgesprochene Klage über mangelndes Kunstverständniß und über fehlende Kunstliebe im Lande mag zum Theil berechtigt sein, aber man muß bedenken: Kunstliebe und Kunstverständniß sind Kinder des sozialen und politischen Zuschnitts der Zeit; erzwingen lassen sie sich nicht, und weder die Museen, noch die Kunstvereine, sammt ihren Salons werden sie je in breiteren Bevölkerungsschichten hervorrufen. Demokratisiren läßt sich die Kunst nicht. Aus dem Volksleben nur kann sie sprießen, und auch nur dann, wenn das Bildungsniveau der einzelnen Bevölkerungsschichten weniger schroffe Abstufungen zeigt, als dieses heute der Fall ist. Ob aber dieser Ausgleich bei den herrschenden Zuständen je zu erhoffen sein wird, ist eine schwer zu beantwortende Frage. —

Corrigenda:

- S. 325 Z. 9 von unten lies: vom Ende statt in das Ende.
 „ 326 „ 16 „ oben lies: Chronist statt Cyronist.
 „ 328 „ 16 „ unten lies: Nyssenberch statt Nyssenbarck.
 „ 329 „ 19 „ oben lies: Schöning statt Schöming.

Litterarische Streiflichter.

Karl Borinski. Lessing. Aus: Geisteshelden. Eine Sammlung von Biographien. 34. und 35. Band. Mit 2 Bildnissen. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 4 M. 80 Pf.

Den Biographien Goethe's und Schiller's in dieser Sammlung ist nun auch die von Lessing gefolgt. Lessing hat in neuerer Zeit mehrere ausgezeichnete Biographen gefunden, zuerst in Danzel und Guhrauer, die beide über ihrer gründlichen Arbeit weggestorben sind, und dann in Erich Schmidt, der durch die Maniertheit seines Stiles und seiner Sprache, sowie durch gesuchte Geistreichigkeit oft unerfreulich wirkt, aber für das tiefere Verständnis von Lessing's litterarischer Wirksamkeit doch Bedeutendes geleistet hat. Es war nicht leicht, unmittelbar nach diesem Vorgänger eine biographische Darstellung und litterarische Würdigung Lessings, noch dazu in engem Rahmen, zu liefern, die doch eine selbständige, manche neue Gesichtspunkte eröffnende Behandlung des Gegenstandes bietet. K. Borinski, durch mehrere litterarhistorische Arbeiten, unter Anderem eine gedrängte deutsche Litteraturgeschichte seit Ausgang des Mittelalters, bekannt, hat diese Aufgabe auf sich genommen und sie in den meisten Stücken auch wirklich gelöst. Das biographische Moment tritt, namentlich im zweiten Theile, allerdings stark zurück hinter der Schilderung des Schriftstellers Lessing und der Entwicklung seines großartigen, tiefeindringenden Wirkens auf den verschiedenen, von ihm behandelten Gebieten der Wissenschaft und Kunst. Der Verfasser ist mit der unermesslichen Litteratur über Lessing, wie die sehr zweckmäßigen und dankenswerthen litterarischen und bibliographischen Anhänge der beiden Bändchen zeigen, vollkommen vertraut und es ist ein deutlicher Beweis für seine geistige Kraft, daß er den reichen Stoff beherrscht, nicht aber von ihm überwältigt und niedergedrückt wird. Daß er in dem beschränkten Raume manches, was man gern mehr ausgeführt gesehen hätte, nur andeuten konnte, ist erklärlich, es verdient aber volle Anerkennung, daß es Borinski gelungen ist, in diesen zwei mäßigen Bändchen ein anschauliches Bild der großartigen Persönlichkeit Lessing's zu geben und alle wesentlichen Momente hervorzuheben und darzulegen, auf

denen keine Epoche machende Bedeutung in der Geschichte des deutschen Geistes beruht. In dem ersten Bande erscheint uns besonders das erste Buch, Lessing's Jugendentwicklung und Litteratenleben behandelnd, sowie die Ausführung über die zeitgenössische Dramaturgie gelungen. Vortrefflich ist ferner die Entwicklung des Inhalts der Hamburger Dramaturgie und von Lessing's Philosophie des Dramas. Auch die Würdigung der Dramen Minna von Barnhelm und Emilia Galotti ist trotz aller Kürze geistreich und belehrend: dagegen haben uns die kurzen Bemerkungen über Nathan im zweiten Theile nicht befriedigt. Im zweiten Theile ist das dritte Buch: Kunst und Alterthum, worin die Neubegründung des antiken Musters durch Lessing gegenüber den litterarischen Moderirungen dargelegt wird, sehr gelungen und anregend. Der Laokoon und die antiquarischen Briefe, sowie der damit zusammenhängende Streit gegen Klopstock werden geistreich und eindringend erörtert. Mehr als die Hälfte des zweiten Bandes ist Lessing dem Theologen gewidmet und dieser Theil fordert am meisten zum Widerspruch heraus. Zwar finden sich auch hier viele geistreiche, feine Ausführungen, so namentlich in dem Abschnitte über die innere Geschichte der Aufklärung und in den Kapiteln über Lessing's frühere theologische Aufsätze und Schriften, aber in Bezug auf die Ausgabe der Fragmente des Wolfenbütteler Ungeannten und den Fragmentenstreit können wir den Auseinandersetzungen des Verfassers nur sehr zum Theil zustimmen. Borinski identifizirt sich hier und in den folgenden Darlegungen von Lessing's religiösem Standpunkte zu sehr mit seinem Autor und läßt Lessing's Gegnern nicht die gebührende Gerechtigkeit widerfahren. Das gilt namentlich von Joh. Melchior Goeze, dem Hamburger Hauptpastor; Borinski zeigt wohl Ansätze zu einer objektiveren Beurtheilung dieses vielgeschmähten Mannes, schließlich ist er ihm aber doch wieder nur der harte, beschränkte Eiferer. Man sollte aber doch endlich einmal wirkliche Gerechtigkeit auch dem Manne gegenüber walten lassen, der, mögen ihm auch persönlich mannigfache Schwächen und unliebenswürdige Eigenschaften angehaftet haben, doch der Vertheidiger eines großen Prinzips, des alten Kirchenglaubens, war; seit durch Erich Schmidt Goeze's Streitschriften gegen Lessing allgemein zugänglich gemacht worden sind, kann man nicht mehr behaupten, daß er seines großen Gegners

Bedeutung nicht erkannt oder gewürdigt und den Gründen seines Gegners nicht gewachsen gewesen sei; auf theologischem Boden war er das durchaus, wenn er auch an dialektischer Gewandtheit Lessing nachstand. Die Neigung zu geistreichen pointirten Wendungen verleitet Borinski auch im Einzelnen zu manchen schiefen Urtheilen, so wenn er Fr. H. Jacobi als einen der weichsten Jungen bezeichnet und mit Hoedur vergleicht und dagegen Mendelssohn als Baldur charakterisirt. Ueber Lessing's letzte Lebensstage geht der Verfasser doch gar zu kurz hinweg. Borinski's Darstellung ist lebendig und geistreich, der Ausdruck nur manchmal stark modern und etwas gesucht. Trotz mannigfacher Abweichungen in Einzelheiten und auch in wesentlichen Punkten können wir Borinski's geistreiches Buch allen selbständig denkenden Lesern, die mit Lessing im Allgemeinen bekannt, genauer in das Wesen und Wirken des großen Mannes eindringen wollen, nur empfehlen.

H. Lothar. Dichter und Darsteller. Band I. Goethe von Georg Witkowski, mit 160 Abbildungen und 6 Beilagen. Band III. Dante von Karl Federn, mit 217 Abbildungen. Leipzig, Berlin und Wien, Verlag von E. A. Seemann. Jeder Band 4 M.

Mit diesen reich illustrierten Bänden beginnt ein neues großes Unternehmen, das in seiner Vollendung eine Uebersicht über die Weltlitteratur bieten soll, und, wenn es vom Publikum unterstützt wird, den Beweis liefern wird, daß es auch in Deutschland möglich ist, vorzüglich gedruckte, äußerlich geschmackvoll ausgestattete und mit allem nur wünschenswerthen Bilderschmuck versehene Bücher zu äußerst mäßigem Preise zu bieten. Schon rein äußerlich betrachtet ist es ein Vergnügen, die obenbezeichneten Bände in die Hand zu nehmen. Außer den hervorragenden Dichtern sollen auch die berühmtesten Theater und in Verbindung mit ihnen die gefeiertesten Schauspieler der verschiedenen Zeiten in Bild und Wort dem Leser vorgeführt werden.

Dante der modernen Anschauung nahe zu bringen, wird immer eine schwierige Aufgabe sein, denn seine große Dichtung versetzt den Leser in eine ferne, völlig andere Welt und des Dichters ernster, ja herber, tiefer, gewaltiger Geist verlangt vom Leser volle Hingabe, um sich ihm in seiner ganzen Herrlichkeit zu erschließen. Federn hat einen neuen eigenartigen Versuch gemacht,

den modernen Menschen in das Verständniß der größten Dichtung des Mittelalters einzuführen; von dem Worte Carlyle's: „In Dante haben zehn schweigende christliche Jahrhunderte eine Stimme gefunden“ ausgehend, hält er mit Recht die Kenntniß dieser Jahrhunderte zum Verständniß Dante's für nothwendig. So giebt er denn in der ersten Hälfte des Buches einen Ueberblick über das Zeitalter, in welchem er die politischen, kirchlichen, wissenschaftlichen Zustände vor und während Dante's Lebenszeit mehr oder weniger ausführlich schildert, dann die provençalische und italienische Dichtung behandelt und mit einem Kapitel über die politischen und sozialen Verhältnisse von Florenz schließt. Nicht alle diese Abschnitte sind gleich befriedigend, der Verfasser schöpft manchmal nur aus zweiter oder dritter Hand und stellt nicht Weniges als sicher hin, was es keineswegs ist, auch von der Hineintragung moderner Begriffe ins Mittelalter hält er sich nicht frei, wenn er z. B. den Kampf Gregor VII. mit dem Kaiserthum als Kulturkampf bezeichnet. Sein Urtheil über Kaiser Heinrich VI. ist durchaus unrichtig und noch manches Andere wäre zu beanstanden. Andererseits aber ist Federn's Auffassung so geistreich, lebendig, er schreibt so anschaulich und anziehend, daß man ihm mit Vergnügen folgt, und das Kapitel über die Geschichte von Florenz ist bei aller Kürze sehr inhaltreich. Den zweiten Theil nimmt dann die Darstellung von Dante's Leben und Dichtungen ein; sie ist durchflochten mit Stellen aus der *Divina Comedia*. Hier ist alles, was von Dante's Leben bekannt ist, in befriedigender Weise zusammengefaßt, namentlich das Kapitel über Beatrice stellt die Bedeutung dieses wunderbaren Wesens für Dante in helles Licht und hat uns sehr befriedigt. Während die Gedichte des „neuen Lebens“ in der Lebensschilderung Dante's behandelt sind, giebt Federn zuletzt einen Ueberblick über die göttliche Komödie, der bei aller Kürze zur Einführung in die gewaltige Dichtung selbst wohl geeignet ist. Als Anhang sind die über Dante und seine Genossen gefällten Verbannungsurtheile im Original und in der Uebersetzung beigelegt, eine Zugabe, die uns bei einem populären Werke doch nicht recht am Platze erscheint. Die aus der *Divina Comedia* zahlreich angeführten Stellen sind in neuen, bisher ungedruckten Uebersetzungen theils vom Verfasser selbst, theils von Andern gegeben. Die zahlreichen, durchweg sehr gelungenen Ab-

bildungen durchziehen, unterbrechen allerdings bisweilen auch den Text; es sind theils Nachbildungen älterer, bald nach Dante entstandener Gemälde und Miniaturen, theils moderner Kunstwerke; sie tragen zum Verständniß der Dichtung wesentlich bei. Ein Verzeichniß der meistbenutzten Quellen *) und ein gutes Namenregister finden sich am Schlusse des Buches. Jedern ist ein den Leser stets anregender Autor, er schreibt gewandt und anziehend, oft glänzend, bisweilen auch etwas modern feuilletonistisch, sein Buch ist daher durchaus geeignet, Leser der Gegenwart für Dante und die göttliche Komödie, eines der großen und unvergänglichen Gedichte aller Zeiten, zu interessiren. Möge ihm das namentlich in diesem Jahre, da sich das sechste Säkulargedächtniß der dichterischen Wanderung Dante's durch Hölle, Fegefeuer und Paradies erneuert, nach Wunsch gelingen.

Nach den vielen, zum Theil hervorragenden und umfangreichen Werken, welche in den letzten Jahren über Goethe erschienen sind, ein neues Buch über den Dichter und seine Werke zu schreiben, das in mäßigem Raume doch mehr als eine Zusammenstellung der Thatsachen und Daten enthält und nicht bloß die Ansichten der Vorgänger wiedergiebt, war eine schwierige Aufgabe. Georg Wittkowski hat sich ihr unterzogen und in dem vorliegenden Bande eine, alles Wissenswerthe zusammenfassende, auf eigener Kenntniß des Stoffes beruhende und von selbständigem Urtheil zeugende Darstellung von Goethe's Lebensgang und dichterischer Entwicklung, sowie eine gedrängte Würdigung seiner bedeutendsten Werke gegeben. Die Biographie ist dem Autor die Hauptsache, an die sich das Andere anschließt. Eine so geistreiche und originelle Behandlung des Stoffes, wie sie Hermann Grimm's Vorlesungen bieten oder eine so feinsinnige Analyse des dichterischen

*) Es mundert uns, darin Wegeles Buch über Dantes Leben und Werke, die Schrift von Scheffer-Boichorst Aus Dantes Verbannung, Hettingers umfangreiches Buch über die göttliche Komödie (die kleinere Schrift dieses Autors ist angeführt), Fr. Chr. Schloßers noch immer lesenswürdiges Buch, Waffermanns lehrreiches Werk „Auf Dantes Spuren in Italien“ u. a. nicht angeführt, also auch wohl nicht benutzt zu sehen. Das schlechte Buch von Meiners Vergleichung des Mittelalters hätte ganz unberücksichtigt bleiben und dagegen das bedeutende, sehr inhaltreiche Werk von H. v. Uden Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung benutzt werden sollen.

Charakters und der einzelnen Dichtungen Goethe's, wie Bielschowsky's leider noch immer unvollendetes Buch sie enthält, kann man hier natürlich nicht erwarten, aber Witkowski's Biographie bietet den Stoff mehr durchgearbeitet als Heinemann's umfangreiches Werk und ist nicht weniger reich an Abbildungen; es steht in der Mitte zwischen diesem und R. M. Meyer's über-schättem Buche.

Die Jugend und die Mannesjahre Goethe's bis zum Tode Schiller's werden ausführlicher, die spätere Zeit seines Lebens kürzer dargestellt. Von allen Werken des Dichters wird ganz mit Recht der Faust am eingehendsten nach seiner Entstehung, Entwicklung und Vollendung behandelt; nächst ihm Werther's Leiden und Wilhelm Meister's Lehrjahre. Dagegen ist, was über Goeg von Verlichingen gesagt wird, doch gar zu kurz und unbefriedigend. Das erste Jahrzehnt von Goethe's Weimarer Leben ist sehr gut dargestellt, auch sein Verhältniß zu Charlotte von Stein geistreich entwickelt. Die wissenschaftlichen Arbeiten Goethe's kommen bei Witkowski etwas zu kurz; sie werden wohl erwähnt und besprochen, aber doch in ihrer Bedeutung für Goethe's Anschauungen und in ihrem bleibenden Werthe nicht gebührend gewürdigt. Sehr befriedigt hat uns die Darstellung des Freundschaftsverhältnisses zwischen Schiller und Goethe, sie hält sich vollkommen frei von der heute leider mehrfach hervortretenden Neigung, Schiller dabei herabzusetzen. Auch die übrigen dichterischen Werke erfahren kurze, aber meist befriedigende Besprechungen, der Verfasser zeigt dabei ein selbständiges, durchgebildetes Urtheil. Eine eigenthümliche Wahrnehmung hat sich uns bei der Beschäftigung mit den Arbeiten der modernen Goetheverehrer immer wieder aufgedrängt: die Werke des Dichters werden meistens mit kritischen Augen betrachtet, die Mängel und Schwächen einzelner von ihnen nicht verschwiegen. Dagegen wird der Mensch Goethe, seine Handlungen und sein Verhalten im Leben und zu andern Personen mit unbedingter Bewunderung und mit Beiseitesetzung aller und jeder Kritik betrachtet und geschildert. Das gilt auch von Witkowski. Es wird uns auseinandergesetzt, wie es ganz natürlich und nothwendig war, daß Goethe Friederike Brion verlassen mußte, ebenso nothwendig war es, daß er sich von Lili trennte; seine Freundschaft und Liebe zu Frau von Stein war selbstverständlich noth-

wendig und schön, als er aber aus Italien zurückkehrte, war es ebenso nothwendig, daß er von der vorher angebeteten Frau sich abwendete und seine leidenschaftliche Neigung Christiane Vulpius schenkte. Und wenn er dann später auch Minna Herzlieb und noch manchem andern weiblichen Wesen lebhaftere Zuneigung widmete, so war auch das ganz naturgemäß und ist nichts dagegen zu sagen. Es ist wirklich erstaunlich zu sehen, wie Goethe gegenüber das sittliche Urtheil ganz zurückgedrängt und zum Schweigen gebracht wird. Vermißt haben wir in Witkowski's Buch eine Auseinandersetzung über Goethe's politische Ansichten und seine nationale Gesinnung. Im Uebrigen genügt seine Darstellung allen an ein Buch dieses Umfanges und Charakters zu stellenden Anforderungen; Witkowski's Goethe ist keine bloße Kompilation, sondern eine selbstständige, gut und gewandt geschriebene Arbeit. Die 160 Abbildungen sind durchweg sachgemäß ausgewählt und fast alle trefflich wiedergegeben; sie bilden eine höchst anschauliche Erläuterung der Darstellung; besonders hervorgehoben seien die vielen Bilder Goethe's aus den verschiedenen Jahren seines Lebens.

Dem Unternehmen Seemann's ist guter Fortgang in jeder Beziehung zu wünschen: es wird hier dem Publikum zu geringem Preise wirklich Gediengenes nach Inhalt und Ausstattung geboten; möge es nun auch thatkräftig das Unternehmen unterstützen und ihm seine Theilnahme beweisen. Wir können unsern Lesern diese beiden ersten Bände nur warm empfehlen.

Richard Weltrich. Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Erster Band mit dem Bildniß Schillers nach der Danneberg'schen Büste. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 10 M.

So liegt denn endlich der erste Band dieses bedeutenden Werkes, dessen erste Lieferung schon 1885 erschienen ist und noch ehe sie herauskam das Mißgeschick erfuhr, von unberufenen Händen ausgeplündert zu werden, abgeschlossen vor. Der Verfasser, ein Schüler Vischer's und, wenn wir nicht irren, selbst ein Schwabe, hat in seiner von Begeisterung für den großen Dichter durchwehten, gründlichen und durchdachten Arbeit die reife Frucht seiner langjährigen Beschäftigung mit dem Gegenstande dem Publikum vorgelegt und trägt mit ihr den Preis vor allen neueren Schillerbiographien davon. Brahm's feuilletonistisches Buch kommt ihm

gegenüber kaum in Betracht, aber auch J. Minor's gründliches, auf sorgfältiger philologischer und litterär-historischer Forschung beruhendes Werk bietet wohl in einzelnen Punkten mehr und Genaueres, aber in ihrem Gesamteindruck steht seine nüchterne, farblose Darstellung doch hinter der Weltrich's stark zurück. Bei diesem erscheint alles in hellem Lichte, die Schilderung zeigt kräftige, satte Farben und überall tritt uns wohlthuend die warme Liebe zur Sache entgegen. Weltrich's Buch ist dazu berufen A. Hoffmeisters vortreffliches, aber in manchen Partien doch schon veraltetes Werk über Schiller zu ersetzen. Weltrich führt den Leser zuerst nach Schwaben, macht uns in lebendiger Schilderung mit Land und Volk und den dortigen Lebensverhältnissen bekannt, wir lernen Ludwigsburg kennen und erhalten dann anschauliche Charakterzeichnungen von Schillers Vater und Mutter. Des Dichters Jugend wird eingehend dargestellt und darauf des Herzogs Karl von Württemberg despotische Persönlichkeit und Regierung freimüthig geschildert; daran schließt sich die Geschichte der Karlschule und die Charakterisirung des in ihr herrschenden Geistes. Vorzüglich wird sodann die Entwicklung des dichterischen Geistes bei Schiller dargelegt, seine Lehrer eingehend besprochen und die Einflüsse der Lektüre auf ihn sorgfältig nachgewiesen. Den eigentlichen Mittelpunkt dieses ersten Bandes bilden die Räuber; die Entstehung, das Fortschreiten und der Abschluß dieses Dramas werden aufs genaueste von Weltrich entwickelt und darnach die Bedeutung desselben zeitgeschichtlich und aesthetisch-kritisch genau und tiefeindringend gewürdigt und auseinandergesetzt. Dies Kapitel ist der Glanzpunkt des Buches und es findet sich hier wie auch in andern Abschnitten viel Neues. In der Hochschätzung der in den Räubern zur Erscheinung kommenden dramatischen Kraft Schillers stimmt Weltrich ganz mit L. Tieck überein. Die ältesten lyrischen Gedichte Schillers sowie die Anthologie werden gründlich behandelt, besonders die Gedichte an Laura und die Frage, welcher Persönlichkeit sie gelten, sehr genau erörtert. Der ergögliche Graubündner Handel, der sich an die Räuber knüpft, wird ausführlich besprochen und darauf die Ursachen der Flucht Schillers sowie die Nothwendigkeit seiner Entfernung aus der Heimath, um seinen innern Beruf zu erfüllen, sorgfältig erörtert. Mit der Flucht selbst schließt der erste Band. Dieser kurze Ueber-

blick über den ersten Band kann nur eine dürftige Vorstellung von dem Reichthum seines Inhaltes geben. Durch die langen Pausen, welche zwischen dem Anfang der Veröffentlichung und dem Abschluß des Bandes liegen, sind manche Nachträge nöthig geworden, die zusammen mit den wichtigen Nachweisungen, unter denen besonders die zum ersten Mal veröffentlichten Aufzeichnungen J. F. Abels, des Professors der Philosophie an der Karlschule, über Schiller und seine Eltern hervorzuheben sind, den umfangreichen Anhang einnehmen. Eine genaue Stammtafel der Familie des Dichters seit dem Ende des XVI. Jahrhunderts und ein sorgfältiges Register beschließen den Band. Weltrichs Biographie Schillers ist ein gediegenes, mit ebenso großer Sachkenntniß und Liebe wie mit durchgebildetem, feinem aesthetischem Urtheil und poetischem Sinne geschriebenes Buch. Manche längere Abschweifungen und Untersuchungen, die sich im Texte finden, hätten wohl besser in den Anhang verwiesen werden sollen. Sie erklären sich allerdings aus der stückweisen Veröffentlichung des Bandes, aber sie stören einigermassen die Einheitlichkeit der Darstellung und ihren erfreulichen Gesamteindruck; doch, da sie immer gehaltreich sind, folgt man ihnen trotzdem gern.

Weltrichs Darstellung ist kräftig, klar und anschaulich. Kurz diese Biographie ist ein gedankenvolles, des Dichters würdiges Werk, das der deutschen Litteratur zur Zierde gereicht. Mögen die beiden folgenden Bände vom Verfasser nur rascher gefördert werden und nicht in so großen Zwischenräumen ans Licht treten wie dieser erste, sonst wird ihm die Vollendung des Werkes, die doch so sehr zu wünschen ist, schwerlich vergönnt sein und nicht viele Leser dieses ersten würden dann an dem letzten sich erfreuen dürfen. Wir wünschen aufs Lebhafteste bald das Erscheinen des zweiten Bandes von Weltrichs Leben Schillers begrüßen zu können.

G. v. Raubmann und **L. v. Scheffler**. Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 18 W.

Dem im vorigen Jahre von uns an dieser Stelle besprochenen ersten ist der weit umfangreichere zweite und letzte Band, die Tagebuchaufzeichnungen Platens von 1818—1835 enthaltend, rasch

gefolgt; er ist, da darin der Dichter im reiferem Alter sich ausspricht, noch interessanter und inhaltreicher als der erste. Die Aufzeichnungen sind in den verschiedenen Jahren nicht gleichmäßig gemacht, während die Tagebuchblätter aus den Jahren 1818—1825 drei Viertel des Bandes einnehmen, sind die aus den letzten 10 Lebensjahren Platens herrührenden bei weitem kürzer und fehlen oft monatelang ganz; aber fortgeführt sind sie von ihm doch fast bis zu den letzten Lebenstagen. Ueber die Werke aus der letzten reifsten Periode seines dichterischen Schaffens erfahren wir daher verhältnißmäßig weniger genaue Einzelheiten als über die der früheren Zeit. Wir finden den Dichter zuerst noch in Würzburg in seinen alten Verhältnissen, dann aber erfahren wir sehr viel Genaueres und Anziehendes über sein Leben in Erlangen, von wo aus er Jean Paul besuchte und wo er in einer ganz andern geistigen Atmosphäre lebte als in Würzburg. Vor allem lernte er Schelling kennen und erfuhr von ihm die mächtigste Einwirkung auf sein inneres Leben; der Einfluß des Philosophen J. J. Wagners, unter dem er in Würzburg gestanden hatte, wurde jetzt ganz zurückgedrängt. Mit Interesse liest man Platens Bericht über seinen kurzen Besuch bei Göthe, sehr bemerkenswerth sind weiter seine Mittheilungen über die lebhaftesten Beziehungen zwischen ihm und Rückert. Vor Allem aber erhalten wir volle Einsicht in seine dichterische Entwicklung, wie sie sich nach langem Hin- und-Herschwanken zur Selbständigkeit erhebt. In Erstaunen setzt seine ausgebreitete, fast unermessliche Lektüre. Platen war ganz und gar Autodidakt, er verdankte seine geistige und moralische Bildung fast ausschließlich sich selbst. Seine wissenschaftlichen Studien, so seine Beschäftigung mit den orientalischen Sprachen, betrieb er eifrig und gründlich und war wirklich ein Kenner der Poesie des Orients.

In sein inneres Kämpfen und Ringen, in sein ganzes Seelenleben geben uns die Tagebücher einen tiefen Einblick, ebenso wie sie uns die Anlässe und Anregungen zu den einzelnen Gedichten erschließen. Es ist merkwürdig, daß ihn der Aufenthalt in Italien, den er so heiß ersehnt hat, doch nicht recht befriedigte; man wundert sich, über den Eindruck, den Rom auf ihn gemacht, in den Aufzeichnungen garnichts angegeben zu finden. Auch in Italien lernte er viele bekannte einheimische Persönlichkeiten sowie

dort vorübergehend oder längere Zeit weilende deutsche Gelehrte und Künstler kennen; die Aufzeichnungen bieten Anziehendes über seinen Verkehr mit Kopisch, Leopold Ranke, Bunsen und Andern. Im Grunde aber blieb er einsam und dieses Bewußtsein und Gefühl der Einsamkeit, das ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete, ist höchst charakteristisch für Platen. In ihm lebte ein antiker Freundschaftsinn, ein leidenschaftliches Verlangen nach völliger Seelen- und Geistesgemeinschaft mit einem Freunde, und auch darin war ein hellenischer Zug in seiner Natur, daß er wähnte in einer schönen Gestalt müsse auch eine schöne, edle Seele wohnen. Er war darin ganz ein Geistes- und Gesinnungsgenosse des großen Wiederentdeckers der antiken Kunst, Johann Winkelmanns. Wie oft ist er so von begeisterter Zuneigung für Personen von einnehmenden Aeußern unter seinen Bekannten ergriffen worden und wie er immer wieder sich bitter getäuscht gesehen, lehren die Tagebücher. Diese Freundschaftsschwärmerei Platens ist oft mißverstanden und mißdeutet worden, es ist bekannt, welche giftigen Anschuldigungen und schmählischen Verunglimpfungen Heine im zweiten Bande seiner Reisebilder deshalb gegen Platen geschleudert hat. Daß sie aber ungerecht und unbegründet sind, das beweist, ganz abgesehen von Platens edlem Charakter, wohl am besten das sogenannte schwarze, 22-ste Buch seiner Aufzeichnungen, das scheinbar am meisten gegen ihn zu zeugen scheinen könnte. Aber wer sich irgendwie schuldig fühlte, würde Aufzeichnungen dieser Art sicherlich nicht aufbewahrt und der Nachwelt hinterlassen haben; grade diese Thatsache spricht am deutlichsten für Platens Bewußtsein seiner sittlichen Reinheit und die Herausgeber haben sehr wohl daran gethan, diesen Theil der Tagebücher ebenfalls zu veröffentlichen. Zu leugnen ist allerdings nicht, daß dieser, auch in nicht wenigen seiner Gedichte sich aussprechende leidenschaftliche Freundschaftskultus etwas Krankhaftes, fremdartig Berührendes hat, das nur zu leicht in einer für den Dichter ungünstigen Weise mißverstanden werden kann. Bezeichnend ist es, beiläufig bemerkt, daß während so vieler Zeitgenossen in den Tagebüchern gedacht wird, Heine nie erwähnt wird und auch über Immermann nur eine kurze Bemerkung vorkommt. Nur bei wenigen Schriftstellern der neuern Zeit ist es so genau ihren Entwicklungsgang zu verfolgen möglich, wie jetzt auf Grund der Tagebücher bei Platen. Seine

Stellung in der deutschen Litteratur wird allerdings durch die Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen keine Veränderung erfahren, er wird nie populär werden, das verhindern schon die von ihm mit Vorliebe angewandten antiken Versmaße; seine Formenstrenge und seine gehaltene Würde lassen ihn kühl erscheinen. Er ist kein das Herz bewegender Lyriker, das beweist schon die Thatsache, daß ein einziges seiner Lieder allgemeine Verbreitung gefunden hat, sonst sind nur mehrere seiner schönen Baladen in weitere Kreise gedrungen. Auch seine satirischen Litteraturkomödien erfreuen sich ebenso wie seine Oden nur der Anerkennung eines kleinen Kreises von Kennern. Platen war eine edle, aber nicht in sich selbst zu voller Harmonie gelangte Dichternatur, er ist dahingeshieden, ehe er das Höchste, was er vermochte, der Welt gegeben.

Die Ausgabe der Tagebücher ist musterhaft, sorgfältige Anmerkungen und Nachweisungen begleiten den Text auf jeder Seite und ein genaues Register am Schluß ermöglicht die volle Verwerthung der Aufzeichnungen. Den Herausgebern gebührt für ihre Mühe der warme Dank der Freunde der Litteratur, nicht minder aber auch der Verlags-handlung, die ohne Rücksicht auf großen pekuniären Gewinn die Veröffentlichung der Tagebücher übernommen hat. Der in Aussicht gestellten umfassenden Biographie des Dichters von L. v. Scheffler sehen wir mit nicht geringer Spannung entgegen.

H. D.



Neue Belletristik.

In einer „Baltischen“ Monatschrift ist es recht und billig, daß das Baltische den Vortritt erhält. So besprechen wir denn zuerst:

Helene von Engelhardt, Beatennacht. Ein Märchenjag aus Kurland.
Neval 1900, Verlag von Franz Kluge.

Die Dichterin Helene von Engelhardt hat sich längst ins Herz ihrer baltischen Heimath hineingefungen, — und auch im

Ausland ist ihr Talent seit Jahren anerkannt, wenn auch, wie mich dünken will, nicht in dem Grade, wie sie es verdient. Denn daß sie zu den besten, in Form und Inhalt höchststehenden deutschen Dichterinnen gehört, ist für mich keinem Zweifel unterworfen. Um nur Eines im Vorübergehen anzudeuten: ihre „Normannischen Balladen“ enthalten Meisterstücke dieser Dichtungsgattung von seltener Kraft und Schönheit. Und die Zahl der Dichter oder Dichterinnen, die Balladen ersten Ranges zu schaffen im Stande sind, ist wahrlich keine große, während es fast unzählige giebt, denen ein herzliches oder wehmüthiges Lied von ihrer Liebe Lust und Leid ganz wohl gelingen mag.

Helene von Engelhardt ist eine Dichterin von entschiedener Originalität, und durch ihr ganzes Wesen geht ein großer Zug. Kraft, wie sie bei Frauen selten ist — man möchte fast sagen „männliche Kraft“ — verbindet sich bei ihr mit der feinsten und zartesten poetischen Empfindung, mit harmlos frischer Lebenslust und Lichtfreudigkeit, mit einem oft übersprudelnd lustigen, bisweilen fast übermüthigen, immer aber graziösen Humor. Im Hintergrunde aber steht der echte Lebensernst einer tiefangelegten Künstlernatur und eine schlichte, wahre Religiosität.

Die meisten dieser Charakterzüge läßt auch die „Beatenacht“ erkennen, die in hübscher Ausstattung, mit sehr stimmungsvollem Deckelbilde bei F. Kluge in Reval erschienen ist.

Es ist, wie schon der Titel sagt, ein Märchenfang aus Kurland, — also ein Heimathsang, im Heimathboden wurzelnd, von Licht und Luft des Baltenslandes genährt, und wohl dazu angethan, der Dichterin das Herz der Heimath zu erobern, — besäße sie es nicht schon! Sie thut es aber, wie es scheint, jenen Frauen gleich, die auch des liebenden Gatten Herz immer neu zu erobern suchen, um es desto gewisser für immer zu besitzen.

In einem von studentischer Fröhlichkeit überquellenden Rahmen sind bunte Märchenbilder eingefasst, — Märlein und Sagen des baltischen Landes untrennbar vereint mit eigenen freien Erfindungen der Dichterin und blühenden Zweigen vom Rosenstock der deutschen Sage. „Beatenacht“ ist eine wunderbare Nacht, die im Hochsommer, im Julimond, auf kurischem Boden, am Uhlstese ihren Zauber spielen läßt. Dann versammeln sich dort, verständnißfrohen Augen sichtbar, Gestalten der Sage, die sonst nur im Verborgenen hausen, — so Upamerg, im rothen Rößchen, die Himbeersee von Pustteiwald, die schöne Inselfee Seltaniht, der lustige Robold Malkudehl u. a. m. Dann zechen dort in fröhlichem

Berein die Märchenbrüder: „Fürst von Thoren“, Reitlustig, Schützenfroh und Meilenschuh, nebst Chlodwig, dem Spielmann, und dem Sängler Blondel. Sie zechen und erzählen sich von ihren seltenen Abenteuern. Dem Traubengeist und seinen Wunderthaten gelten die Worte des Fürsten von Thoren. Ins Traumland hat Reitlustig den kühnen Ritt gelenkt, indessen Bruder Schützenfroh ins Reich der Fluthgewalten tauchte, — und wunderbare, höchst seltsame Dinge wissen die Beiden zu berichten. Dann führt uns die Erzählung Meilenschuh's bis in die Tundra des Nordens. Frau Laiming, in eines Vögleins Gestalt, lockt ihn dahin und dort begegnet er der düster-gewaltigen Gestalt des ewigen Juden. Chlodwig und Blondel aber berichten von ihrer Fahrt zur Burgruine Schnellenstein, dem Stammschloß des Geschlechtes, und leiten so aus der Märchenwelt auf festen historischen Boden. Sind der vierte und fünfte Gesang (der Ritt ins Traumland Dindandell und die Abenteuer im Reiche der Fluthgewalten) besonders reich an originellen Erfindungen, so ist der sechste (das Abenteuer auf der Tundra) besonders stimmungsvoll gerathen, während der siebente (Burgruine Schnellenstein) kräftige patriotische Töne anschlägt.

Man forsche nicht zuviel darnach, was die „Beatennacht“ ist und bedeutet. Es ist die freie Schöpfung einer Dichterin, die eine Menge ihr liebe Gestalten der Märchen- und Sagenwelt mit eigensten Erfindungen verwebt und verschmolzen hat, — mit eigensten, persönlichen Erlebnissen wohl auch, die nur ins Märchenhafte vergrößert und verklärt sind. Das Ganze aber athmet echte Heimathliebe, — und so ist es denn wohl recht und billig, daß der Verfasserin als der entsprechendste Lohn dafür die „Liebe der Heimath“ zu theil werde!

Ihr stellt sich heute eine andere, im Baltenslande ebenfalls seit Jahren wohlbekannte Dichterin mit einem neuen Werk zur Seite:

Mia Holm, Verse. Verlag von Albert Langen, Paris, Leipzig, München 1900.

Jenen großen Zug im Wesen, jene Originalität und Kraft, durch die Helene von Engelhardt ausgezeichnet ist, treffen wir bei Mia Holm nicht an, ebensowenig wie den der erstgenannten Dichterin eigenen lebensfreudigen Humor. Aber eine fein und tief empfindende Dichterin ist auch sie, erfüllt von echter Poesie, edel, rein und klar im Auseruck. So begreift es sich, daß auch ihr Name im Baltenslande einen guten Klang hat.

Der Titel „Verse“ klingt ein wenig modern-gesucht, und auch der Schmuck des Umschlagblattes sieht nicht eben geschmackvoll oder stimmungsvoll, sondern recht modern-verschroben aus, — im Uebrigen hat das Büchlein, hat sein Inhalt mit der Moderne nichts gemein. Ich glaube die „Verse“ von Mia Holm nicht besser empfehlen zu können, als durch ein paar Anführungen:

E n d l i c h.

Träumerisch ergossen
Liegt das Meer,
Sonnenlichter funkeln
Drüber her.

Gleich dem Meer, dem stillen,
Liegt mein Sinn,
Liebesstrahlen zittern
Drüber hin.

Kam nach allen Stürmen
Endlich Ruh,
Endlich Eins geworden
Ich und du.

Und ferner:

W a l d g a n g.

Was der Wald mir heut gerauscht,
Kann ich Keinem sagen,
Was ich Seliges erlaucht,
Muß ich schweigend tragen.

Trug ein stilles Herz nach Haus,
Jeder Streit geschlichtet,
Was in mir noch wirr und kraus,
Liegt nun klar, gelichtet.

Meine Klugheit ward zu Spott,
Nebend sank ich nieder,
Waldwärts ging ich ohne Gott,
M i t ihm kehrt' ich wieder.

Diesen beiden baltischen Dichterinnen reihen wir eine hervorragende Dichterin Deutschlands an, von welcher in diesen Blättern schon mehrfach mit hohem, wohlverdientem Lobe die Rede gewesen ist:

E. Viebig, Das Weiberdorf. Roman aus der Eifel, mit Umschlagzeichnung von Professor Max Liebermann. Zweite Aufl. Berlin 1900, F. Fontane u. Co.

Ich will es gleich offen heraus sagen, daß ich an diesem Werk der geschätzten Verfasserin nicht viel Freude haben kann. Das darf ich wohl um so ruhiger sagen, als ich das große, seltene Talent Klara Viebig's bei anderem Anlaß schon wiederholt rückhaltlos und aufrichtig bewundernd anerkannt habe. Dies Talent verleugnet sich gewiß auch in dem „Weiberdorf“ nicht. Es tritt in der Leichtigkeit, Frische und Gewandtheit der Erzählung, in manchem feinen Naturbilde, in der Meisterschaft, mit der der Dialekt behandelt wird u. a. m. hervor, — und dennoch muß ich wiederholen, daß ich an diesem Buche keine rechte Freude haben und darum dasselbe auch nicht wie die früheren Schöpfungen der Verfasserin den Lesern dieser Zeitschrift warmen Herzens empfehlen kann.

Es liegt etwas wie eine unruhige, unerquickliche Sinnlichkeit in den Schilderungen dieses Eifeldorfes, in welchem die Männer während der längsten Zeit des Jahres aus ökonomischen Gründen fast alle abwesend sind, während die Weiber aller Altersstufen inzwischen ihre Begehrlichkeit auf den einzigen in Betracht kommenden Repräsentanten des männlichen Geschlechts, der in ihrer Mitte verblieben ist, richten, — er so abstoßend, wie sie geschildert. In den wenigen Tagen des Jahres aber, wo der ganze Männerschwarm anwesend ist, entwickelt sich ein geradezu widerwärtiges, wüstes Treiben, mit dessen Schilderung ich den Leser verschonen will. Ich kenne die Bewohner der Eifel nicht. Wenn aber die Bauern und namentlich die Bäuerinnen dort dem Bilde gleichen, welches Klara Viebig in diesem Roman von ihnen zeichnet, dann muß es eine recht unerfreuliche Gesellschaft sein. Die sympathische Figur der langen Babb tritt zu wenig hervor, um den allgemeinen Eindruck des Ekelhaften verwischen zu können. Die Motivierung dessen aber, daß der quasi-Held der Erzählung, der Hahn im Korbe, der vielbegehrte Pittchen, zum Falschmünzer wird, muß ich für völlig ungenügend halten.

Das wahrhaft garstige Titelbild von Max Liebermann — ein trunkener Mann mit einem schlottrigen Weibe im Arm, der durch vier andere Weiber von ihr fortgezerrt wird — trägt nicht dazu bei, das Buch sympathischer zu machen. Von diesem Bilde, das sich, wie mich dünkt, nicht über das Gewöhnlichste erhebt, steht in der gedruckten Ankündigung des Buches wörtlich zu lesen:

„Die Zeichnung, mit der Max Liebermann den Umschlag geschmückt hat, giebt in genialer Weise mit realistischer Symbolik den Grundgedanken des Romans wieder und wird als das erste derartige Werk des berühmten Berliner Meisters auch in Künstlerkreisen größtem Interesse begegnen“ Ich habe das Bild immer wieder betrachtet und mich nicht genug wundern können, wie man über ein solches Produkt in der angeführten Weise reden kann. Also auch das wieder eine Probe moderner Symbolik! Nein, wahrlich, Berliner Kunst von dieser Sorte, die kann uns nicht imponiren.

Es ist mir recht sauer geworden, diese Besprechung zu Papier zu bringen. Die Verfasserin des Buches steht mir so hoch! Ich bewundere, ich verehere sie! Aber unwahr zu sein, bin ich nicht im Stande. Ich halte Klara Viebig's „Weiberdorf“ für eine Verirrung auf einen Abweg, von dem ich nur wünschen kann, daß sie ihn alsbald wieder verläßt, um die königliche Straße wiederzufinden, auf der wir sie zuvor schon so sicher wandeln sahen und die sie ohne Zweifel zu hohem Ziele führen wird.

Gabriele d'Annunzio, Die Gioconda. Eine Tragödie. 2. Aufl. Berlin 1899, Verlag von S. Fischer.

Ein merkwürdiges Seitenstück zu dem neulich besprochenen Epilog-Drama von Ibsen, „Wenn wir Todten erwachen“ bildet die Tragödie von Gabriele d'Annunzio „Die Gioconda“ Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, das Glück gehabt hat, Eleonora Duse „mit den schönen Händen“, für die das Stück geschrieben, der es gewidmet ist, in der Rolle der Silvia Settala auf der Bühne zu sehen, der wird für das Stück von vornherein eingenommen sein. Aber auch wer es nur durch die Lektüre kennen lernt, wird sich dem Zauber desselben schwer entziehen können. Es ist ein Stück voll feiner Poesie, voll Geist und Leidenschaft, vielleicht in den ersten beiden Akten für ein Drama nicht reich genug an Handlung, aber doch durchweg fesselnd und interessant.

Die Parallele zum Ibsen'schen Stück ergibt sich aus der Ähnlichkeit des tragischen Konfliktes. Auch hier ein verheiratheter Bildhauer, dessen ganzes Wesen von einem schönen, ihm geistig ebenbürtigen Modell erfüllt ist, einer Frau, durch die allein er fähig ist, sich künstlerisch auszuleben, sein Schönheitsideal schaffend zu erreichen. Das ist die Gioconda. Aber nicht sie ist die tragische Heldin des Stückes — sie erscheint überhaupt nur in einer Szene — das ist vielmehr Silvia, das liebende, leidende, heldenmüthige Weib des Künstlers, das seiner tiefen, reinen Liebe

Alles opfert. „Silvia“ sollte darum diese Tragödie von Rechts wegen heißen. Gioconda Bianti ist nur der starre, grausame Felsen, an dem das zartgebaute Lebensschifflein der wahren Heldin Silvia scheitert.

Der junge Bildhauer Lucio Settala hat, überwältigt von dem furchtbar tragischen Konflikt in seinem Innern, in dem Atelier, wo er seine herrliche Sphinx geschaffen, einen Selbstmordversuch begangen. Er ist gerettet und während des langen, schweren Krankseins in so rührender, reizender Weise von seiner ihn grenzenlos liebenden Gattin Silvia gepflegt worden, daß sein Herz wieder ganz in Verehrung und Liebe zu ihr zurückkehrt, die er zuvor durch seine Untreue so schwer gekränkt hat. Er will ihr wieder fürs Leben ganz angehören, das Vergangene vergessen und begraben sein lassen. Aber er kann es nur so lange, als in dem schwer leidenden, durch die Krankheit geschwächten Menschen noch nicht der Künstler neu erwacht ist. Er könnte es nur durchführen, wenn er den Künstler selbst in sich begraben würde. Denn die lebendige, treibende Kraft seines künstlerischen Schaffens ist die Gioconda gewesen, und daß sie es auch jetzt und für immer geblieben, fühlt der Wiedergenesende in furchtbaren Augenblicken seelischer Qualen, in denen er eigentlich erst zum Bewußtsein seiner selbst erwacht. Und die Gioconda ist nicht von ihrem Posten gewichen. Täglich erscheint sie zu bestimmter Stunde in dem von der Wohnung entfernten Atelier und besucht den Thron des neuen, in der Entstehung begriffenen Kunstwerkes, das ohne diese Fürsorge zu Grunde gegangen wäre. Sie wartet auf Lucio, dem sie ihre Schönheit, dem sie ihr ganzes Leben und Wesen geweiht hat, der berufen ist, mit ihr und durch sie eine Fülle von Schönheit aus dem Marmor zu zaubern. Verschweigen aber bestimmt weigert sie sich gegenüber dem alten Meister Lorenzo Gaddi, vom Schauplatz zu verschwinden. Nur wenn Lucio selbst es verlangt, ist sie dazu bereit. Sie schreibt ihm, sie erwartet ihn, — und stürzt ihn damit von Neuem in den alten furchtbaren Konflikt hinein.

Silvia erräth sogleich, was vorgegangen, und sie beschließt, der furchtbaren Nebenbuhlerin die Thür zu weisen. Sie erwartet sie im Atelier, das ihr Fuß seit lange nicht mehr betreten, und nun entwickelt sich eine gewaltige, echt dramatische Szene zwischen den beiden so verschieden gearteten Frauen. Eine jede vertheidigt ihr Anrecht auf den Künstler. Silvia ist nicht im Stande, die Feindin zum Weichen zu bringen, die nur gehen will, wenn es

Lucio verlangt. Da greift die unglückliche Frau in der Verzweiflung zu der Lüge, er selbst habe sie geschickt, der Gioconda die Wege zu weisen. In äußerster Empörung will diese nun die Sphinx zertrümmern, die Lucio nur durch sie hat schaffen können. In verzweifelter Angst will Silvia das Werk des Geliebten, an dem sein Herz hängt, retten. Es gelingt ihr auch, aber der stürzende Marmor zerschmettert ihre schönen Hände, die den geliebten Mann so treu und zärtlich gepflegt haben. Und er, dem sie solches Opfer gebracht hat, geht ihr dennoch verloren, denn mit rasender Gewalt ist die Künstlernatur wieder in ihm erwacht, — er verschwindet mit Gioconda, mit der er sein Leben für immer untrennbar verbunden fühlt.

Silvia, die Märtyrerin der Liebe, hat beide Hände verloren; die zerschmetterten mußten von den Stümpfen entfernt werden. Eine erhabene Dulderin trägt sie ihr furchtbares Geschick ohne Bitterkeit, ohne laute Klage, — wohl bewußt des Unrechts, das sie mit jener Lüge begangen, durch welche die Katastrophe heraufbeschworen wurde. Daß die Strafe nicht entfernt im Verhältniß zu der Verschuldung steht, macht uns ihr Leiden noch rührender. So erscheint sie im vierten und letzten Akt, — die Verlassene, in der Einsamkeit des elterlichen Landsitzes. Mit einem armen irrfinnigen Mädchen, der schönen Sirenetta, führt sie herzergreifende Zwiesprache; am tiefsten aber fühlen wir uns ergriffen, wie Beata erscheint, ihr kleines Töchterlein, und die Mutter keine Hände mehr hat, das geliebte Kind zu streicheln, die Blumen zu fassen, die es ihr mitgebracht. Mit dem herzergreifenden Rufe „Beata! Beata!“ in den die Duse die Tragik eines ganzen Lebens zu legen weiß, klingt das Stück aus.

Wie sehr dasselbe trotz der Ähnlichkeit des Konfliktes von dem Ibsenschen Drama verschieden ist, wie hoch es über demselben steht, brauche ich wohl nach dieser Schilderung nicht mehr auszuführen. Es ist wahr und voll echter Lebenstragik.

L. v. Schröder.

Wien, im April 1900.

Rudolf Freyer in Riga. Harmlose Gedichte. 192 Seiten. Berlin 1900. Julius Beyer. 3 M.

T. Eine ernstliche Kritik dieser harmlosen, richtig gesagt, läppischen Gedichte ist beim besten Willen unmöglich. Aber auch eine solche Behandlung, wie sie Paul Lindau vor Zeiten in seinen „Ueberflüssigen Briefen“ etwa „Ada Christen und anderen Un-

glücksfällen“ zu theil werden ließ, erscheint hier nicht angemessen, wäre noch zu ehrenvoll: dieses insipide Zeug ist wirklich unter aller Kritik. Namentlich ist das Deutsch fast durchweg meschant, von der völligen poetischen Impotenz und Gedankensperre ganz zu schweigen. Hin und wieder scheint es, als habe Treyer in Riga nicht ohne Nutzen „die Revolution der Lyrik“ von Arno Holz studirt, jenem arnseligen Modernen, dem der Kladderadatsch den sehr guten Rath gab, das Dichten sein zu lassen und Essigfabrikant zu werden. Man vergleiche z. B. den Abschnitt „gereimtes Ungereimtes“ (S. 181—189). Im Großen und Ganzen hat jedoch Treyer in Riga keinerlei Vorbilder, weder moderne — und das sei zu seinem Lobe gesagt — noch klassische; seine Gedichte stellen sein Eigenstes dar und erhärten wieder einmal die Wahrheit des heiteren geflügelten Worts: „Selbstgemachte Gedichte sind nie gut.“ Zum Schluß noch eine kleine wortgetreue Probe aus den harmlosen Gedichten (S. 192):

Meine Grabchrift.

Hier ruht ein Mann, der gekämpft und gelitten
Im Sturme des Lebens allein,
Das Einz'ge, was er möcht' sich erbitten,
Bloß einen simplen Leichenstein.



Mittheilung der Redaktion.

Aus technischen Gründen konnte eine Fortsetzung der Baltischen Chronik im vorigen und in diesem Hefte nicht gebracht werden. Vom Juli e. ab wird die Chronik wiederum regelmäßig im Umfange von 1—2 Bogen monatlich erscheinen.